
3 1761 07590041 5





Alterthum und Gegenwart.

Gesammelte Reden und Vorträge

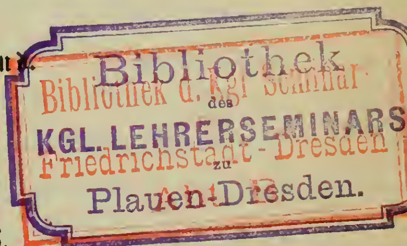
von

Ernst Curtius.



Zweiter Band.

Zweite Auflage.



Berlin, 1886.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Bessersche Buchhandlung.)

Vorwort.

Der freundlichen Aufforderung des Verlegers entsprechend, lasse ich dem ersten Bande von Alterthum und Gegenwart eine zweite Sammlung folgen. Es sind Reden, die an unseres Kaisers Geburtstage in der Aula der Berliner Universität oder an den öffentlichen Sitzungstagen der Akademie der Wissenschaften gehalten worden sind, Vorträge aus der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, aus dem wissenschaftlichen Verein und der archäologischen Gesellschaft zu Berlin, endlich kleinere Abhandlungen, die in Zeitschriften zerstreut waren, lauter Mittheilungen, welche auf die Theilnahme aller Gebildeten berechnet sind. Innerhalb der bunten Reihe ergeben sich einzelne Gruppen des näher Zusammengehörigen; so namentlich die drei Olympia betreffenden Vorträge (8, 9 und 11), welche zusammen die wichtigsten Stadien überblicken lassen, in denen sich das deutsche Werk am Alpheios vollzogen hat. Eine zweite Gruppe bilden die biographischen Denkmäler. Sie beginnen mit einem Berichte über die letzte Reise Karl Otfried Müllers. Dieser Bericht wurde einem seiner nächsten Freunde, dem damaligen Oberappellationsgerichtsrathe Friedrich Bluhme nach Lübeck brieflich mitgetheilt und von

demselben im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung (September 1840) veröffentlicht. Den Schluß des Ganzen bildet die am 15. Oktober dieses Jahres gehaltene Rectoratsrede, welche durch ihre Hinweisung auf Hermann Lotze wiederum Göttingen und Berlin verbindet.

Wenn es auch äußere Anlässe sind, welchen die meisten der hier an einander gereihten Vorträge ihre Entstehung verdanken, so wird man doch das innere Band nicht verkennen, welches das Einzelne zusammenhält, und auch diese zweite Sammlung als eine Reihe von Zeugnissen des wissenschaftlichen Lebens in unserem deutschen Vaterlande freundlich entgegennehmen.

November 1881.

Inhalt.

Seite

I.

Die Hellenen und das Volk Israel.

Das Leben ist ein Kampfplatz von Gegensätzen, und wie der einzelne Mensch in diesem Kampfe reift, indem er die Widersprüche, in deren Mitte er gestellt ist, auszugleichen und durch Ueberwindung derselben zu einer harmonischen Einheit der Persönlichkeit vorzudringen sucht, so beruht auch der Fortschritt des Menschengeschlechts darauf, daß die Gegensätze, welche sich in der Völkergeschichte ausgebildet haben, in eine höhere Einheit aufgehen.

Diese Gegensätze sind verschiedener Art. In alten und neuen Zeiten hat sich ein Volk über das andere erhoben und seinen Nachbarn gegenüber den Anspruch geltend gemacht eine auserwählte Nation zu sein; aus religiöser Beschränktheit wagen noch heute die am wenigsten entwickelten Völker des Morgenlandes alle nicht zu ihnen Gehörigen als die Unreinen zu verachten. Berechtigt aber waren nur zwei Völker der Erde, sich der Menschheit gegenüber als etwas ganz Besonderes zu fühlen, das Volk, welches inmitten einer von Götzendienst erfüllten Welt die reine Anschauung Gottes hatte, und das Volk, welches eine so reiche und eigenthümliche Bildung bei sich entwickelt hat, daß es alle anderen Völker als Nicht-Hellenen oder Barbaren ansehen und geringschätzen durfte.

Bei beiden Völkern war es ein geistiger Besitz, der ihnen das stolze Selbstgefühl gab; beide waren kleine Völker, ver-

schwindende Minoritäten unter der Masse der umwohnenden Nationen. Für beide war das spröde und vornehme Verhalten gegen das Ausland nothwendig, weil sie in der Abwehr des Fremden und der Vertheidigung ihrer Eigenart ihrer selbst bewußt und stark geworden sind. Beide haben in ihrer Absonderung etwas zu Stande gebracht, das an innerer Bedeutung über ihre nationale Selbständigkeit weit hinaus reicht; beide haben uns ein Erbe hinterlassen von solchem Werth, daß sich noch heute die Völker darnach unterscheiden, wie weit es ihnen gelungen ist dasselbe sich anzueignen, einen Schatz für die Menschheit, welcher verschüttet, vergessen, als abgethan weggeworfen, aber immer wieder hervorgezogen ist und immer neue Lebens- und Segenskraft bewährt hat.

So weit die Aehnlichkeit zwischen den beiden Völkern und ihren Errungenschaften; sonst sind beide so verschiedenartig wie möglich.

Bei dem einen war es eine Idee, welche das ganze Leben beherrschte, ein Mittelpunkt, um den sich Alles sammelte, ein Gut, ein Kleinod, und alle Kräfte waren mit fanatischer Concentration dem einen Zwecke gewidmet, die Flamme des reinen Gottesdienstes zu erhalten. Die Eigenart des andern Volks bestand dagegen in der vollen Entfaltung aller menschlichen Anlagen und in der fröhlichen Mannigfaltigkeit geistiger Güter, welche sie vor der Einseitigkeit der anderen Nationen voraus hatten.

Israels Geschichte beginnt von einem engen Kreise, von einem Nomadenstamm in abgelegenem Berglande, von der Familie eines Hirtenfürsten, dessen Haus sich allmählich zu einem Volke erweitert, das von der Hand seines Gottes geleitet, gesegnet, gezüchtigt und immer wieder auf seine besondere Mission hingewiesen wird. Die Hellenen dagegen finden wir in einer zu regem Völkerverkehr vorzugsweise geeigneten Insel- und Küstenwelt von Anfang als ein weit verzweigtes Menschengeschlecht, sich selbst und seinem angebornen Bildungstriebe überlassen, und erst, nachdem sie aus freier Selbstbestimmung diesen Trieb ent-

faltet hatten, lernten sie allmählich im Gegensatze zu den Nicht-Hellenen sich als ein Volk fühlen.

Früher liebte man es freilich, die Hellenen wie das Volk Israel von Anfang an als ein isolirtes sich zu denken und ihre Cultur als eine ganz aus eigenem Samen erwachsene. Nun ist aber immer deutlicher geworden, daß Griechen seit ältester Zeit im Nillande gewohnt haben und Phönizier mitten in Hellas. Unter diesen Verhältnissen ist das arische Volksthum, das den Kern bildete, wesentlich verändert, nicht nur in seiner äußeren Cultur, sondern auch in seinem innern Leben, indem der Dienst der pantheistischen Naturgöttin Asiens unter vielerlei Namen das Land der Hellenen erfüllte. Nur die Sprache blieb rein, und in ihr liegt der Keim des Nationalgefühls, das sich den Menschen unverständlicher Zunge, den Welschredenden oder Barbaren, gegenüberstellte.

In Sitte und Religion kommt aber erst mit dem Apollodienste ein hellenisches Volksbewußtsein zu Stande.

Auch Apollon ist kein Eingeborener; man kann die Wege nachweisen, auf denen er von Osten herüberkam, die Landungsplätze, wo seine ersten Altäre glühten. Auch er verband beide Gestade. Aber erst im diesseitigen Continent hat er seine wahre Gestalt gewonnen, und kraft der mit seinem Dienst verbundenen Ideen sind die Stämme der Hellenen wie ihre Götter zu einer Familie geordnet. Der wüsten Vielgötterei wird diejenige Einheit gegeben, welche jeder Religion unentbehrlich ist. Der Gott des Lichts fordert Selbsterkenntniß, der reine Gott nicht nur äußerliche Reinheit, sondern ein reines Herz, ohne welches jede Opfergabe werthlos ist; er verlangt Zucht und Ordnung des Gemeinwesens wie des Einzellebens.

So entwickelt sich aus der Apolloreligion ein ethisches Ideal, der Ausdruck eines geläuterten Volksbewußtseins. Sie wurde der befruchtende Quell, unter dessen Einfluß sich Alles entwickelte, was wir an hellenischen Tugenden und Künsten hoch halten, und es bildete sich eine Gemeinschaft, welche nicht auf der Abstammung allein und der Sprache beruhte, ein engerer Kreis, von dem sich ganze Massen ursprünglich stammverwandter Völker in Macedonien,

in Epirus und im Acheloosthale ablösten und zu Barbaren wurden, ein Kreis, dessen Centrum aus dem breiten Hochlande in die südlichen Halbinselländer verlegt wurde.

An Stelle des Olympos, wo sich der hellenische Götterkreis gestaltet hatte, wurde der Parnaß der heilige Berg und Delphi der Herd, um welchen sich die edleren Stämme als eine ausgewählte Hausgenossenschaft sammelten. Wie die Propheten des alten Bundes berufen waren, den idealen Besitz des Volks in lebendigem Bewußtsein zu erhalten, so haben die Priester und Seher von Delphi in Religion, Kunst und Sitte das hellenische Wesen zum Ausdruck gebracht, und von hier ist der den homerischen Gedichten noch fremde Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren in das Volksbewußtsein getreten.

Die delphische Priesterschaft war aber weder geeignet noch gesonnen, diese ideale Nationalität mit festen Schranken zu umgeben; ihr waren die Huldigungen willkommen, welche das Ausland dem delphischen Gotte darbrachte. Daher ihre Sympathien für die goldreichen Könige von Phrygien und Lydien, und ihre flaue Stimmung, als die Achämeniden Hellas zu einem persischen Vasallenlande machen wollten.

Der Gedanke, daß der geistige Besitz nur auf dem Grunde politischer Unabhängigkeit gehütet werden könne, ging vom Volke aus, und damit hörte Delphi auf, der Hüter der Nationalität, der Vertreter des Gegensatzes gegen die Barbaren zu sein; an Stelle des Heiligthums traten die Bürgergemeinden, an Stelle der Priester und Propheten die Staatsmänner von Athen.

Athen war trotz Delphi der Vorkämpfer geworden, und da man erst während des Kampfes dessen, wofür man kämpfte, recht bewußt wurde, so schloß sich nun um Athen wiederum ein engeres Griechenland zusammen; Böotien, Lokris fielen ab, der Peloponnes trat zurück und schließlich war, was im vollen Sinne Hellas genannt werden konnte, wesentlich auf die eine Stadt beschränkt.

Der Gegensatz war schärfer als je zuvor; unversöhnlicher Haß zwischen Hellenen und Barbaren, Urfehde auf ewige Zeit, wie zwischen Iran und Turan, zwischen Israel und den umwohnenden Heiden, war der Wahlspruch der nationalen Partei,

und zwar nicht aus schrankenloser Rauflust oder Eroberungssucht, sondern weil in dem Kampfe alle Tugenden der Hellenen zur vollen Entwicklung kamen und eine ununterbrochene Anspannung nothwendig schien, um das Volk gesund, opferfreudig, stark und einig zu erhalten.

Und in der That, nach dem kurzen Sonnenblick der perikleischen Friedensjahre trat der blutige Parteihader mit allen seinen entsittlichenden Wirkungen ein; die besten Bürger zogen sich von dem entarteten Gemeinwesen zurück, in dem sie nicht mehr den Ausdruck ihres Volksthums erkennen konnten, und das wahre Hellenenthum erschien nun wieder wie ein idealer Besitz, der nicht mehr an Stadt und Volk gebunden war; Epaminondas suchte schon ein solches, von örtlicher Gebundenheit freies, allgemeines Hellenenthum zu verwirklichen, und Isokrates rechnete es den Hellenen zur Ehre, daß ihr Name nicht so wohl einen Volksstamm als Bildung und edle Sitte bezeichne.

Im Gefühle seiner Unselbständigkeit, an Hülfsmitteln erschöpft, suchte Hellas wieder Anschluß bei den Völkern des Nordens, die es früher ausgesondert hatte, so daß bei dem neuen Seebunde, den Athen aufrichtete, auch die »Barbaren, welche den Continent bewohnen« (so heißt es in der Bundesurkunde von 378 v. Chr.), zur Theilnahme aufgefordert wurden. Als aber unter den Fürsten des Nordens Einer auftrat, welcher zum Anschluß bereit war, aber nicht als dienstwilliger Bundesgenosse sondern als übermächtiger Kriegsherr, da gelang es Demosthenes noch einmal den alten Barbarenhaß zu entflammen, und sein Verdienst ist es, daß sich das Volk noch einmal ermannt und daß die Geschichte der unabhängigen Hellenen mit einem Heldenkampfe abschließt.

Während dieser Kämpfe war Aristoteles mit dem Königssohn in den schattigen Laubgängen von Mieza auf und nieder gewandelt und hatte ihn gelehrt, daß die Hellenen berufen seien alle Völker der Erde zu beherrschen; er hatte die feurige Seele seines Schülers entzündet, mit frischer Kraft den alten Kampf wider die Barbaren aufzunehmen. Nachdem also die hellenische Bildung sich in immer engere Kreise zusammengezogen und zu-

letzt in Athen eine Blüthe entfaltet hatte, die mit ihrem Duft die Menschheit erfüllte, war nun die Frucht gezeitigt, und Alexander zog wie ein neuer Triptolemos aus, um den Samen über die Länder des Morgens auszustreuen, dieselben Länder, von denen einst die ersten Keime der Bildung nach Europa verpflanzt waren.

Das ist in kurzem Umriß die Geschichte einer Idee, welche das Volk der Hellenen beseelt hat. Er zeigt, wie der Gegensatz, der bei den Israeliten ein gegebener war, hier ein gewordener ist und sich mit der Cultur der Hellenen allmählich entwickelt hat. Die Idee dieses Gegensatzes erscheint zunächst als etwas Inhaltleeres, als eine bloße Verneinung, ein Protest gegen die Ebenbürtigkeit der Nicht-Hellenen — und doch liegt in ihr die Schwungkraft des Volkes, die Wurzel seiner Tugenden und der Keim seiner rastlosen Energie; denn sie trieb das Volk an, seine aristokratischen Ansprüche zu begründen und zu zeigen, warum und worin es die andern Völker überträfe. Weil aber das, was die Hellenen an den Barbaren haßten und verachteten, nicht das den Medern und Persern Eigenthümliche war, sondern die gemeine Natur, die im Menschen liegt, so ist der Gegensatz: hellenisch und barbarisch ein die Geschichte der Menschheit bewegender Gegensatz geblieben, und die Grundsätze des hellenischen Lebens sind gültige Normen jedes höheren Menschen- und Völkerlebens geworden.

Und welches sind diese Grundsätze?

Vor Allem die Herrschaft des Geistigen im Gegensatz zu der Sinnlichkeit und Stumpfheit der Barbaren. Sie sind knechtisch gesinnt; sie werden durch Furcht vor Strafe oder durch Aussicht auf Gewinn und Genuß geleitet; sie können abgerichtet und geschult, aber nicht gebildet werden. Die Hellenen sind zur Freiheit geboren, weil die Ehrliebe das leitende Motiv ist. Die Freiheitsliebe ist aber kein regelloser Trieb nach Ungebundenheit; sie gedeiht nur auf dem Boden der Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung der Gottheit wie den Menschen gegenüber. Alles Unheil stammt aus dem Ueberschreiten der gestellten Schranken, aus der Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung,

und das wahre Glück beruht nur auf der harmonischen Entfaltung der menschlichen Anlagen im Einklang mit den die sittliche Welt und das Gemeinwesen regelnden Gesetzen.

Denn das ist die andere, die praktische Seite hellenischer Lebensanschauung, daß jede dem Menschen verliehene Kraft zugleich die Verpflichtung enthält, sie auf das Gewissenhafteste auszubilden, den Trieb des Erkennens wie den Trieb des Bildens und Schaffens, d. h. den Drang, dem innerlichen Leben in dem sinnlich Wahrnehmbaren einen Ausdruck zu geben, nicht nur im Wort, dem natürlichsten Organ, sondern auch in dem unserm Gemüthe Fernsten, Fremdesten und am meisten Widerstrebenden. Es quälte sie die Masse des Unorganischen, welche sie umstarrte; sie wußten Stein und Erz ein höheres Sein zu geben und den Zwiespalt zwischen Natur und Geist durch ihre Kunst zu überwinden.

Wäre das, was den Hellenen vom Barbaren unterschied, nur der Ausdruck einer noch so begabten Volksindividualität, so könnte es von den nachgebornen Geschlechtern genossen, erforscht und nachgeahmt werden, aber es könnte ihnen nicht in Fleisch und Blut übergehen. Nun ist aber das Hellenische seinem Wesen nach nichts Anderes als die vernünftige und consequente Ausgestaltung der menschlichen Anlagen, die entschlossene und unter günstigen Bedingungen wunderbar gelungene Verwirklichung dessen, was in der menschlichen Natur vorgezeichnet ist; deshalb kann ein Jeder, ohne seine Nationalität zu verleugnen, in die Fußtapfen der Hellenen eintreten, und dann kann er nicht anders als auch seinerseits den Kampf aufnehmen, in welchem sie uns vorangegangen sind; er muß mit der von ihnen entlehnten Waffenrüstung gegen alles Einseitige, Willkürliche und Unvernünftige, gegen alles Maßlose und Widernatürliche, gegen alle Ueppigkeit und Unfreiheit im Felde stehen. Er muß mit seiner Person dafür eintreten, daß die wahre Bildung ein Ganzes sei, das alle Seiten des menschlichen Wesens umfasse, daß das Schöne kein überflüssiger Zierrath sei und die Kunst keine Magd der Modelaune, sondern die Weihe des Lebens, das wir mit allen Kräften gut und schön zu gestalten suchen müssen.

So beruht also Erhaltung und Fortschritt unserer Bildung darauf, daß wir den von den Hellenen ausgeprägten Gegensatz in uns und um uns überwinden.

Unter der Masse der Völker, welche die Hellenen als Barbaren verachteten, waren aber auch solche, deren Gaben sie nicht kannten, Gaben, welche gerade das ersetzten, was den Hellenen fehlte.

Sie wußten wohl, daß ein Volk ohne Religion sittlich und staatlich zu Grunde gehen müsse. Sie haben in ihrem Volksbewußtsein sich aus ältester Vorzeit die Idee eines Gottes bewahrt, der keine bloße Naturkraft ist, eines »Vaters der Götter und Menschen«, welchem man nur mit bildlosem Altardienste nahen dürfe; sie haben die ihnen zugetragenen Gottheiten alle verklärt und aus der Sphäre des Natürlichen in das Geistige gehoben, und ihre edelsten Gestalten, Athena und Apollon, weisen beide durch engsten Anschluß auf den Urgott hin.

Aber die reinere Gottesidee war wie eine erblaßte Erinnerung aus dem Vaterhause, eine inhaltleere Vorstellung; die Frömmigkeit war ein Postulat der Ethik, aus der richtig verstandenen Menschennatur abgeleitet. Man fühlte, daß der Mensch zu Gott geschaffen sei, man suchte sich wie auf den Stufen einer Pyramide zu ihm hinaufzubauen, aber die Spitze fehlte, und was an reinerer Gotteserkenntniß errungen war, blieb ein Besitz weniger Ausgewählter, ein künstlicher Hochbau, der dem Volke keinen Halt bot, und wenn die Steine aus den Fugen gingen, sanken die Menschen in den Schlamm der Gemeinheit, ohne daß eine Hand da war sie zu retten.

Dies wendet unsern Blick auf das andere der beiden Völker, das einzige neben den Hellenen berechtigte, sich mit stolzem Selbstgefühl der Menschenwelt gegenüber zu stellen, das geschichtliche Gegenbild der Hellenen. Was diesen fehlt, ist hier der Kern des Volksthums, das allein Sichere und Unbedingte. Hier ist kein Umhertasten und Suchen nach dem unbekannten Gotte, sondern ein Erfassen der Menschen durch die Gottheit; hier sind keine nebelhaften Ahnungen, sondern Thatsachen, kräftige Zeugnisse, und zwar nicht einzelne Lichtblitze, die wie Wetter-

leuchten die Nacht durchkreuzen, sondern ein in großem Zusammenhange aus einfachen Grundlagen immer voller und inhaltsreicher sich gestaltender Bund zwischen Gott und den Menschen mit persönlicher Gegenseitigkeit, in welchen das ganze Leben des Volks aufgeht.

Wie man nun auch im Einzelnen über den Inhalt der alttestamentlichen Geschichte urtheilen mag (denn das Wunderbare kann von den verschiedenartigen Menschen nicht in vollkommen übereinstimmender Weise aufgefaßt werden), so glaube ich doch zweierlei als feststehend bezeichnen zu dürfen. Was hier vorliegt, ist etwas so Eigenartiges, daß es sich aus dem Entwicklungsprozeß eines sich selbst überlassenen Volks nicht erklären läßt, und je weitere Umschau der Wissenschaft gestattet ist, um so mehr Analogien finden wir zwar, aber nichts, was als eine genügende Vorstufe angesehen werden könnte. Zweitens: Was hier zu Stande gekommen ist, erst als ausschließlicher Besitz eines Volks, dann, wie die Bildung von Hellas, das enge Gefäß sprengend und, gereinigt und vervollkommt, wie ein Lebensstrom in alle Welt hinaus fluthend — das ist die Grundlage aller höheren Gotteserkenntniß, die noch heute auf Erden zu finden ist; das ist neben Wissenschaft und Kunst, in denen wir den Hellenen folgen, die zweite weltbewegende Macht, und die ganze Entwicklung menschlicher Bildung hängt davon ab, wie sich diese beiden Mächte zu einander verhalten.

Das Urchristenthum stellte sich der alten Welt spröde und feindlich gegenüber; man glaubte selbst, weil die Götter der Hellenen schön waren, sich Christus häßlich von Aussehen vorstellen zu müssen; das Alterthum mußte zerstört werden und in Nacht versinken, damit der neue Gottesdienst die Weltherrschaft erlange. Das classische Alterthum stieg aber aus dem Grabe hervor; es erleuchtete zum zweiten Male die verdüsterte Welt und entzündete solche Begeisterung, daß man von der Kirche abfiel um dem Jupiter und Merkur zu opfern. Es erfolgte ein Rückschlag in der Zeit der Reformation, als das Heil der erlösungsbedürftigen Menschenseele wieder als die entscheidende Frage in die Mitte unsers Volkslebens gestellt wurde; die neu

geborene Kirche verengte sich aber und erstarrte, so daß der freiheitsbedürftige Menschengeist erst wieder aufathmete, als in den Tagen Winckelmanns, Lessings und Herders durch den Geist der Humanität alles menschlich Schöne und Große von Neuem zur Geltung kam, wobei das Christliche nur als ein Culturelement neben andern berücksichtigt und, wo es unbequem war, beseitigt wurde.

Soll es denn ewig bei diesen Schwankungen bleiben? Ist hier ein Widerspruch vorhanden, an dessen Unlösbarkeit die friedelose Welt krankt, ist hier ein unversöhnliches Entweder — oder?

Nein, glaube ich Gott sei Dank mit voller Ueberzeugung sagen zu dürfen, denn sonst müßte ich an dem Fortbestand und Fortgang unserer Bildung verzweifeln. Auch dieser Gegensatz muß nicht verschwiegen, verschleiert und feig umgangen, sondern fest in das Auge gefaßt und überwunden werden.

Humanität ist nichts Anderes als die gesunde Entfaltung aller menschlicher Anlagen, und die wichtigste, die humanste von allen, die Anlage zur Gotteserkenntniß sollte davon ausgeschlossen sein? Religion ist ja das dem Volksleben Unentbehrlichste und Unersetzlichste; wer dies aber nur für eine niedrige Culturstufe anerkennen will, dem glaube ich an dieser Stelle am wenigsten eine ausführlichere Antwort schuldig zu sein, wo ganz andere Männer, wo zwei der größten Denker deutscher Nation, wo Fichte und Schleiermacher ihr Zeugniß dafür abgelegt haben, daß das religiöse Leben nicht nur die Grundlage des Volkswohls sei, sondern auch die Vollendung aller geistigen Bildung.

Der Mensch, zwei Welten angehörig, ist dazu berufen, das Materielle, dem er äußerlich angehört, zu überwinden. Er überwindet es als Künstler, indem er die Materie vergeistigt; er überwindet es als Forscher, indem er in der Natur sowie in den Schicksalen der Völker Ordnung und Gesetz erkennt, denn wo Ordnung ist, da ist Geist und göttliches Leben.

Es giebt aber auch ein Organ für die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen, das eben so gepflegt und gebildet sein will, wie der Forschertrieb und das Auge des Künstlers; denn

dem Menschenherzen ist das Bedürfniß eingepflanzt seines Gottes gewiß zu sein, und es ist eine Kraft vorhanden ihn persönlich zu ergreifen. Es ist die Kraft, durch welche die höchsten Leistungen, deren das menschliche Wesen fähig ist, zu Stande gekommen sind, die vollständigste Ueberwindung der materiellen Welt, die freudigste Hingabe von Gut und Blut, der höchste Triumph des freien Menschengeistes; es ist die Kraft, in welcher Gefühl, Erkenntniß und That am vollkommensten sich durchdringen, die Kraft des Glaubens. Wie arm wäre die Menschengeschichte, wenn ihr das Heldenthum fehlte, das in dieser Kraft wurzelt! Jeder Forscher geht ihren Spuren emsig nach, die Kunst kennt keine höhere Aufgabe, als ihr Wirken darzustellen; sie ist die Quelle der reinsten Poesie, und für unser Leben sollte sie etwas Gleichgültiges sein, in uns sollte sie fehlen können, ohne daß ein Mangel an humaner Ausbildung fühlbar würde, eine Schwäche, ein wesentliches Unvermögen? Das kann ich nicht glauben, so gern man auch die Sache umkehrt, so häufig es auch vorkommen mag, daß, um in einem Gleichnisse zu reden, ein Adler, dem die Schwungfeder erlahmt ist, seine Genossen zu überreden sucht, daß es das allein Vernünftige sei, Schritt für Schritt auf festem Boden einherzugehen, anstatt mit keckem Selbstvertrauen in die Höhe zu fliegen.

Die Wahrheit ist ihrer Natur nach einfach und bezeugt sich als solche dem aufrichtig suchenden, nach innerer Einheit und Gewißheit verlangenden Menschengeiste. Wenn sie nur durch grübelnde Vernunft zu gewinnen wäre, wenn sie methodisch erforscht ihrem Wesen nach sich veränderte oder durch etwas Anderes ersetzt werden müßte, so würde sich in Betreff der höchsten Lebensfragen innerhalb der Volksgemeinschaft eine Kluft öffnen, welche die Einheit derselben aufhebt; damit würde aber auch die Gesundheit des Volks erschüttert und seine Kraft untergraben. Denn, wie das Beispiel der Hellenen zeigt, so glänzend auch die einzelnen Leistungen sein mögen, der Verfall einer Nation ist unvermeidlich, wenn die Denkenden vom Ganzen sich ablösen, wenn die Lebenskräfte auseinander gehen, welche in organischem Zusammenhang mit einander zu wirken, sich gegenseitig zu stärken

und zu ergänzen bestimmt sind. Damit wird aber unsere gesammte Bildung gefährdet; denn wir können uns keine Wissenschaft und keine wahre Kunst denken, welche nicht von einem gesunden Volksthume getragen würde.

Wollen wir also mit dem Ernst machen, was, wie wir im Anfang sahen, den stetigen Fortschritt menschlicher Bildung bedingt, so müssen wir den Gegensatz, in welchem die beiden Völker des Alterthums, die am tiefsten in unsere heutige Cultur eingreifen, zu einander stehen, in uns überwinden; wir müssen die nach allen Seiten methodisch ausschreitende, alle Gebiete der Natur und der Geschichte rastlos durchmessende Forschung der Hellenen mit der Sammlung und Vertiefung des Gemüths und der entschlossenen Hingabe desselben an eine centrale Wahrheit zu verbinden suchen, wodurch das andere der beiden Völker, das Volk der Religion, berufen war, die ihm anvertraute Idee wie ein Heiligthum durch das wilde Gedränge der alten Völkergeschichte still hindurchzutragen und dadurch den Grund zu schaffen, auf welchem die ganze moderne Cultur ruht.

Je mehr es uns gelingt, diesen Gegensatz in eine höhere Einheit aufzulösen, um so mehr werden auch zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft die das gegenseitige Verständniß störenden Gegensätze schwinden, um so voller und kräftiger kann sich der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ständen und Berufsarten unserer bürgerlichen Gemeinschaft gestalten. Keine Kluft trennt die Gelehrten von den Ungelehrten und keine Kathederweisheit soll uns hindern, die Pulsschläge des unmittelbaren Lebens so warm in uns zu empfinden, wie jeder echte Mann des Volks. Wie in der Religion, so ist ja auch auf allen Gebieten des häuslichen und öffentlichen Lebens das durch keine Verstandesoperation Vermittelte, das aus der Einheit unseres geistigen Wesens unbewußt Hervorkeimende, die Liebe zu unsern Angehörigen, die Liebe zu unsern Freunden, die Liebe zum Vaterlande das unvergleichlich Beste von Allem, was wir unser nennen.

Und an welchem Tage fühlen wir dies lebendiger, als heute, da die Aula unserer Universität sich wieder geöffnet hat,

um Gönner und Freunde der Wissenschaft aus allen Ständen zu empfangen, die in herzlicher Gemeinschaft mit uns Gott danken für die Erhaltung unsers Kaisers und für die Fülle des Segens, den er auf seine Regierung gelegt hat.

Als er die Regierung antrat, glaubte er, der schon an der Schwelle des Alters angelangt war, in seinem bescheidenen Sinne nur dazu berufen zu sein, dem Nachfolger den Weg bahnen zu helfen, und nun hat er selbst vollbracht, was einem Jünglinge, der thatendurstig den Thron seiner Väter bestieg, vermessen scheinen würde, sich als den Inhalt seines Lebens zu wünschen. Er hat die Geschichte unsers Volks vor dem Ausgange bewahrt, welchem die der Hellenen rettungslos entgegen ging. Das neue Reich ist gegründet und die Reichsordnung schreitet auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fort; aber besser als durch Ordnungen und Gesetze wächst Nord und Süd in der persönlichen Liebe zu ihm zusammen nnd das so lange zerrissene Vaterland kann sich schon nicht mehr ohne seinen Kaiser Wilhelm denken.

Mit königlichem Blicke sieht er Alles, was dem Vaterlande zur Ehre und zum Wohl gereicht, in einem großen Zusammenhange. Er baut der evangelischen Kirche seines Königreichs ein neues Haus, in welchem sie ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und durch Ausbildung einer frei gegliederten Gemeinschaft dem Staate zu sittlicher Kräftigung dienen soll. Der vaterländischen Kunst ist ein neuer Tempel gebaut, dessen Hallen sich heute öffnen, und wenn ich vor vier Jahren in dieser Stunde und auf diesem Platz auf ein wichtiges Friedenswerk hindeutete, das sich den Siegesthaten würdig anschließen würde, so ist dies Werk heute in vollem Gange. Auf unsers Kronprinzen Anregung, auf Kaiser Wilhelms Befehl hat sich der Boden von Olympia aufgethan; die Siegesgöttin stieg, ihn zu grüßen, zuerst aus der dunkeln Tiefe empor; es folgten in kurzer Frist edle Marmorgestalten mannigfaltiger Art, von denen wir bis dahin nur eine trockne Beschreibung hatten, denkwürdige Urkunden in Stein und Erz; jede Woche bringt neue Belehrung, und in den Jahrbüchern der Wissenschaft wird der Tag ver-

zeichnet bleiben, an welchem der Deutsche Kaiser das reichste Archiv classischer Geschichte eröffnet hat.

Aber diese einzelnen Thatsachen, die nicht nur in seinem Namen geschehen sind, sondern auch unter seiner persönlichsten Theilnahme, sie verschwinden alle vor dem unaussprechlichen Segen, daß die Herzen der Deutschen wieder gelernt haben sich um ein theures Haupt zu sammeln, und daß die Reichsgenossen, so weit sie im Vaterlande beisammen oder zerstreut diesseits wie jenseits des Oceans wohnen, mit uns sich heute in einem Gefühl vereinen und in einem tiefempfundenen Segensgruße!

II.

Geburtstagsfeier im Alterthum.

Es ist dem geschichtlichen Sinne ein Bedürfniß, heutige Gewohnheiten in die Vergangenheit hinauf zu verfolgen und mit alten Ueberlieferungen zu verknüpfen. Auch die Art der Feier, welche uns heute versammelt, hat ihre Geschichte. Die Feier des Geburtstags Lebender und Verstorbener ist einer der ältesten Gebräuche der menschlichen Welt, ja sie ist ein Spiegel der verschiedenartigen Lebensanschauungen der Völker und Zeiten.

Im Morgenlande herrschte die fatalistische Anschauung, die eine unbefangene Freude am Leben nicht gedeihen läßt. Die Aegypter hatten jeden Monatstag einem bestimmten Gotte gewidmet, und so war durch den Zufall der Geburtsstunde die Bestimmung des Menschen von Anfang an eine gegebene; der Chaldäer las in den Sterngruppen, die um die Stunde der Geburt im Osten auftauchten, die Zukunft des Neugeborenen; das Horoskop war gestellt und die jedesmalige Wiederkehr des Tags erinnerte den Sterblichen nur an die Gebundenheit, in welcher er ausharren mußte, ein willenloses Glied in dem großen Mechanismus, welcher den Gang der Himmelskörper wie den Wechsel irdischer Dinge in ein starres Gesetz zusammenschließt.

Bei der allen Menschenkindern eingeborenen Lebenslust wurde wohl auch im Morgenlande der Geburtstag ein Anlaß zu erhöhtem Genusse. So namentlich bei den Persern, die sich durch größere Lebensfrische unter den Völkern Asiens auszeich-

neten; daher beschreibt Herodot die Geburtstagsfeier der Perser als etwas für sie Charakteristisches; aber sie bestand doch wesentlich nur in Schmausen und Trinken, wobei Jeder nach Maßgabe seiner Mittel das Mögliche zu leisten suchte.

Eine höhere Bedeutung erhielt die Geburtstagsfeier bei den Asiaten nur dadurch, daß ein Menschenleben aus der unabsehlichen Masse rechtloser Existenzen in unvergleichlicher Weise hervorragte, das Leben des Staatsoberhaupts. Der Tag des Königs war in Medien und Persien das große Hof- und Reichsfest, an welchem das Festmahl gehalten wurde, das die Perser das vollkommene nannten, der Tag, an welchem der Großherr aus der Fülle seines unerschöpflichen Reichthums nach allen Seiten Gaben spendete; er war der Gott auf Erden, der an diesem Tage kein Gesuch unerhört lassen durfte.

Freilich war auch hier das äußere Gepränge und der sinnliche Genuß die Hauptsache, aber es war doch ein religiöses Fest, welches nach den Anordnungen Zarathustra's gefeiert wurde. Bei den Opferschmäusen gedachte man doch des großen Ganzen, das in dem Einen seinen sichtbaren Mittelpunkt hatte; man fühlte doch an diesem Tage, daß durch alle Theile des unermeßlichen Reichs ein Pulsschlag ging und man wurde sich bewußt, daß der Einzelne nur durch unbedingte Hingabe an das Ganze sich selbst behaupten könne.

So erhielt die Geburtstagsfeier im Orient eine religiös-politische Bedeutung, und so wurde sie vorbildlich für alle diejenigen Staaten, welche sich in monarchischer Centralisation an den Orient anschlossen. Zunächst für die Herrscherhäuser, die wir als die Epigonen der alten Dynastien des Morgenlandes ansehen können, die Seleuciden, die Attaliden und Ptolemäer. Wir wissen von dem Geburtstage der Kleopatra. Antigonos Gonatas ordnete für seinen Sohn Halkyoneus eine Geburtstagsfeier an, wie auch in Persien mit der Geburt des Thronfolgers die Feier eines neuen Königstags begann. Am genauesten kennen wir den »Tag des Königs« in Pergamon, wo die Attaliden mit dramatischen Aufführungen ihre glänzenden Feste begingen, von denen eine Menge von Steinurkunden Zeugniß ablegt.

Aus dem Orient ging die monarchische Geburtstagsfeier auch auf die neuen Weltbeherrscher über, die römischen Imperatoren seit den Tagen des Cäsar und Augustus. Nach italischer Anschauung wurde die Person der einzelnen Menschen als Genius idealisirt. Der Genius des Augustus trat allmählich an die Stelle dessen, welchen man als den guten Geist der römischen Staatsgemeinde verehrt hatte, und blieb als Schutzgeist des von ihm geordneten Reichs auch nach dem Aussterben der Julier in Ehren.

»Wir haben, sagt Platon, keine Geburtstagsfeste, wie sie an den Höfen des Morgenlandes begangen werden, wo ganz Asien opfert. Bei uns merkt kaum der Nachbar etwas von der Feier«. Im vollen Gegensatze zu dem geräuschvollen Gepränge orientalischer und orientalisirender Reichsfeste ist es also der Charakter häuslicher Stille, den die Hellenen bei der Geburtstagsfeier festgehalten haben, und ich möchte behaupten, daß wir das Volk, bei welchem man in der Regel nur die Nationalfeste zu beachten pflegt, hier von der liebenswürdigsten Seite kennen lernen.

Im hellenischen Leben treten ja sonst alle persönlichen und häuslichen Angelegenheiten viel mehr zurück, als in der modernen Welt; darum werden auch die Geburtstage seltener erwähnt, als es bei den Römern der Fall ist. Aber sie waren verzeichnet in den Hauschroniken, in den Stammbäumen der Geschlechter, in den städtischen Heiligthümern, wo die Geburten angemeldet wurden, und in den Bürgerlisten.

Es war die Pflicht des Staats, die Aufzeichnungen zu beaufsichtigen, um alle Angehörigen rechtzeitig zu den öffentlichen Leistungen heranzuziehen. Deshalb wußte man, wenn einzelne Mitbürger in weiteren Kreisen bekannt wurden, ihre Geburtstage zu nennen, und hielt man sich auch von chaldäischem Aberglauben fern, beachtete man doch günstige Vorzeichen, welche die Geburt hervorragender Männer begleiteten, wie das Traumbild der Agariste vor dem Geburtstage des Perikles; man fand es bezeichnend, daß Pindar gerade am Festtage des pythischen Gottes geboren sei, und man erzählte sich gern von einem Sonntagskinde, wie Timoleon, welcher alle Siege, die ihm zu Theil wurden, an seinem Geburtstage errungen haben soll.

Die Athener lernen wir auch in dieser Sphäre des sittlichen Lebens als besonders sinnig und feinfühlend kennen, nämlich darin, daß in ihren Häusern die Feier des Geburtstags der Familienglieder, namentlich der Eltern, nicht auf die Lebenszeit derselben beschränkt blieb. Auf den attischen Graburnen oder Lekythen, den unscheinbaren, aber durch den Hauch edler Sitte, der über sie ausgebreitet ist, so ansprechenden Denkmälern antiker Malerei sehen wir nichts häufiger dargestellt, als die Begegnung zweier Personen an einem Grabmale. An der einen Seite steht ein Mädchen mit solchen Gaben, wie sie den Todten dargebracht wurden; von der anderen kommt ein Jüngling mit dem Reisehut. Man hat sie vielfach Orestes und Elektra genannt. Diese Benennung ist nicht gerechtfertigt, weil die Scene durchaus keinen mythologischen Charakter trägt; das Motiv aber ist unzweifelhaft dasselbe, und da wir auf diesen für die Verstorbenen bestimmten Kunstwerken alle fremdartigen Beziehungen fern zu halten haben, so bietet sich in der That keine andere Deutung so ungesucht dar, als die, daß der Sohn, an des Vaters Geburtstag heimkehrend, seine ersten Schritte zum Grabe desselben richtet und hier der Schwester begegnet, welche um dieselbe Stunde aus dem Hause ihre Gaben bringt.

Das Gedächtniß der Todten ist bei keinem edelgearteten Volke verabsäumt worden; aber dies ist das Charakteristische hellenischer Sitte, daß man am Grabe nicht um den abgeschiedenen Hausvater klagt, sondern seine Geburt zu feiern fortfährt, wie es im Kreise der Seinen Sitte gewesen war.

Der Todte lebt mit dem Hause und in ihm fort, nur ehrwürdiger, mächtiger, gottähnlicher als zuvor; unsichtbar, aber an Allem theilnehmend. Er ist verletzt, wenn Uebelwollende seiner Grabstätte nahen, er ist erfreut, wenn Hausgenossen und Freunde mit frommer Gabe kommen.

So kommt es, daß bei den Griechen das Wort Genesia d. h. Geburtsfeier die Bedeutung einer Gedächtnißfeier für die Todten erhält. Mit dem letztverstorbenen Hausvater wurden zugleich die vorangegangenen Ahnen mitgefeiert, mit denen er sich vereinigt hatte. Darum wurde nichts schmerzlicher empfunden,

als das Aussterben eines Hauses; darum suchte man auch durch Adoption die leibliche Fortpflanzung zu ersetzen, damit nur der Ahnencultus nicht abgerissen werde.

Bei solchen Männern, welche durch ihre geistige Bedeutung aus der Sphäre des häuslichen Kreises herausgetreten waren, wurde die Feier ihres Geburtstages von dem Fortbestande der Familie unabhängig gemacht, indem ganze Gemeinden denselben zu ihrem Festtage machten. So feierten alle Koer den Geburtstag ihres Hippokrates und alle Achäer den des Aratos; so ganz Sicilien den Geburts- und Siegestag des Timoleon.

Aber nicht nur gelegentlich wurde das, was aus häuslicher Sitte sich entwickelt hatte, in öffentliche Pflege übernommen. Es war vielmehr ein charakteristischer Zug hellenischer Gesetzgebung, die Ordnungen des Hauses mit seinem ungeschriebenen Rechte als die Grundlage des ganzen Staatswohls anzusehen. In Platons Gesetzen wird die Ehrfurcht vor den Eltern und die gegenseitige Liebe unter den Gliedern des Hauses in diesem Sinne geltend gemacht und Niemand hat diesem Grundsatze nachdrücklichere Anerkennung verschafft, als Solon. Er erkannte in der Pietät gegen die Verstorbenen ein wichtiges Lebensprinzip des Staats; er verpönte nicht nur jede Mißachtung und Schmähung verstorbener Mitbürger, sondern er suchte auch die häusliche Feier so in den Staat herüberzunehmen, daß sie dadurch neue Anerkennung und Bürgschaft erhielt und daß die sittliche Wärme des Familienzusammenhangs auch dem Gemeinwesen zu Gute komme.

So wurden die Genesien zu einem Gemeindefest und aus der häuslichen Geburtstagsfeier ein bürgerliches Gedächtnißfest, der fünfte Boëdromion, an welchem die Athener gemeinschaftlich ihrer Abgeschiedenen gedachten.

Freilich gab es auch andere Gedächtnißfeste, Feste, welche mit der Bestattung zusammenhingen, namentlich das winterliche Fest zur Feier der in einem vorangegangenen Kriegsjahre im Kampfe für das Vaterland Gefallenen. Hier herrscht ein anderer Gesichtspunkt. Diese Bürger hatten, wie Harmodios und Aristogeiton, ihr Blut für die Freiheit hingegeben; sie waren durch ihren Opfertod aus dem engeren Kreise der häuslichen Beziehungen

herausgetreten und zu Heroen geworden, denen die Gemeinde späterhin auch durch Wettkämpfe heroische Ehren erwies. Hier ist ein ähnlicher Gesichtspunkt, wie ihn die christliche Kirche bei den Märtyrern vor Augen hatte, indem sie den Todestag derselben als ihren wahren Geburtstag feierte.

Nachdem der Staat, in welchem Solon das häusliche Leben mit dem öffentlichen, die religiöse Sitte mit dem Bürgerthum so schön zu verschmelzen gewußt hatte, in Verfall gerathen war, weil die solonischen Grundlagen wankten, da entstanden unter denen, welche, vom Staate sich abwendend, einen anderen Anschluß suchten, um in engeren Kreisen die Keime eines höheren Lebens zu pflegen, — neue Gemeinden, Privatvereine von Wahlverwandten und Gesinnungsgenossen, welche sich nach dem Vorbilde der durch leibliche Abstammung verbundenen Familien einrichteten. Die erste Genossenschaft dieser Art bildeten die Sokratiker; sie verzweigten sich in die verschiedenen Philosophengemeinden und stifteten demjenigen, welchen sie als den Urheber ihres geistigen Lebens, als ihren geistigen Vater ansahen, gleichsam einen häuslichen Cultus. So wurde der sechste Thargelion ein Festtag für Alle, die in Platons Lehre ihren Mittelpunkt gefunden. Epikuros übertrug die Geburtstage seiner Eltern und Geschwister in die von ihm gegründete Gemeinde; sie war wie eine Colonie, welche von der Mutterstadt, an deren Herdfeuer sie das ihrige entzündet hatte, auch die Feste mit herübernimmt. Der gemeinsame Tisch, an dem sich die Genossen an bestimmten Tagen vereinten, bezeichnet die neue Herdgemeinschaft inmitten der ihnen fremd gewordenen bürgerlichen Welt.

Unter so mannigfaltigen Gesichtspunkten ist im Alterthume die Geburtstagsfeier Lebender und Verstorbener begangen worden und die meisten derselben finden auf die heutige Feier ihre volle Anwendung.

Es ist ein Königstag, denn er mahnt uns an ein hervorragendes Glied des Fürstenhauses, ohne welches die Geschichte unseres Reichs noch viel weniger denkbar ist, als die Geschichte Persiens ohne seine Achämeniden. Es ist zugleich eine häusliche Feier, denn der König, den wir feiern, ist der Gründer der

Akademie in ihrer jetzigen Gestalt und derjenige, der ihrem Wirken Norm und Ziel gegeben hat. Unsere Akademie ist aber nicht wie die Schulen des Alterthums nur äußerlich im Staate vorhanden und innerlich demselben fremd, sondern sie trägt ihr Mandat vom Staate und arbeitet nach des Stifters Auftrag, die Ehre und Wohlfahrt des Königreichs an ihrem Theil zu fördern. Sie feiert aber nach Anschauung der Alten den Gründer ihrer Genossenschaft nicht als einen Abgeschiedenen, sondern als einen der Welt Gegebenen, nicht als Todten, sondern als einen lebendig Fortwirkenden, und zwar in einem viel höheren Grade, als es mit dem Genius des Augustus in der von ihm geschaffenen Reichsordnung der Fall war.

Denn so viel auch immer unter Gottes reichem Segen in Preußen und Deutschland anders geworden ist, seit Friedrich wirkte, das edle Selbstbewußtsein, das er zuerst in unserem Volke geweckt hat, das starke Gefühl für Pflicht und Ehre, die selbstverleugnende Hingabe an das Vaterland, deren Vorbild er war, der unzertrennliche Zusammenhang zwischen geistigem Fortschritt und staatlicher Größe, den er in Preußen eingeführt hat — das sind die segensreichen Wirkungen des Genius, dem wir heute huldigen.

Es ist kein heidnischer Heroendienst, sondern die dankbare Anerkennung dessen, was Gott unserem Volk in Friedrich gegeben hat, und das Bekenntniß der Treue zu dem für alle Zeiten Gültigen und Großen in seiner irdischen Thätigkeit.

In diesem Sinne begegnen wir uns alljährlich an seinem Heldengrabe, wie die Athener an der Ruhestätte ihrer Väter, um unsere Gaben darzubringen. Darum freut sich die Akademie, auf Grund ihrer persönlichen Beziehungen zu dem großen Fürsten aus der Reihe hohenzollernscher Königstage diesen Tag festhalten und fortfeiern zu dürfen, um stets eingedenk zu sein, welche sittlichen Kräfte es gewesen sind, die Preußen allmählich groß gemacht haben, und daran zu mahnen, daß nur dieselben Kräfte im Stande sind, das Gewonnene zu erhalten!

III.

Boden und Klima von Athen.

Leibnizens Name ist uns das Symbol einer alle Zweige der Wissenschaft umfassenden Gemeinschaft, welche wir als ein unschätzbares Vermächtniß um so fester halten, je mehr sich das Bewußtsein dieser Gemeinschaft verdunkelt. Denn wie die Forschung in die Weite und Tiefe fortschreitet, wird ihr Gesamtgebiet einem orientalischen Weltreich immer ähnlicher, welches in Satrapien aus einander geht, die von keinem Mittelpunkte mehr übersehen, geschweige denn geleitet werden können.

Unter diesen Umständen ist nichts erwünschter, als wenn es gelingt die aus einander gehenden Richtungen an einzelnen Punkten zu vereinigen, wo sie sich gegenseitig unentbehrlich sind, und wo bietet sich dies ungesuchter dar, als da, wo die geistige Entwickelung eines Volks im Zusammenhange mit der Natur seines Landes und Klimas Gegenstand der Untersuchung ist?

In diesem Sinne hat Karl Ritter als Mitglied dieser Genossenschaft die Wissenschaft der Erdkunde neu begründet. Von historischer Forschung ausgehend hat er in echt philosophischem Sinn an dem Thatsächlichen sich nicht genügen lassen können, sondern ist nach allen Seiten den Ursachen nachgegangen, unter deren Einfluß Stämme und Völker ihren geschichtlichen Charakter ausgebildet haben. Je deutlicher ihm aber dabei die von der körperlichen Beschaffenheit der verschiedenen Racen, von Klima und Atmosphäre, vom Relief des Erdbodens, von

der Vertheilung des Wassers, vom Vulcanismus, von den Seeströmungen u. s. w. ausgehenden Einwirkungen wurden, um so weniger konnte er physicalische Untersuchungen von dem Kreise seiner Studien ausschließen. So wurde die philosophisch-historische Betrachtung mit der Methode exacter Naturforschung in Verbindung gesetzt und diese Verschmelzung bezeugt sich auch in der persönlichen Gemeinschaft, welche Ritter mit Sömmering, mit Alexander von Humboldt und Leopold von Buch zu gemeinsamer Forschung verband.

Wissenschaften, welche auf der Grenze verschiedener Forschungsgebiete gegründet werden, sind, so anregend sie wirken, als besondere Fächer schwer zu erhalten. Was in ihnen geleistet wird, muß der einen oder der andern Seite zufallen. Auch war Ritters ganze Wissenschaft zu sehr mit seiner Persönlichkeit verwachsen. Mit jener inneren Sammlung und Ruhe des Gemüths, die Allen unvergeßlich ist, die ihm näher treten durften, ging er, wie ein Weiser des Alterthums, dem stillen Wirken der Natur nach und belauschte den Zusammenhang zwischen ihr und der Geisterwelt. Sein Leben und Forschen war in seltener Weise aus einem Gusse, und wenn bei seinem reich gesegneten Wirken Eins zu beklagen ist, so scheint es mir dies zu sein, daß er nach deutscher Gelehrten Art seinen geographischen Weltgang zu systematisch angelegt hat. Statt diejenigen Länder vor allen andern in Angriff zu nehmen, wo die Wahrheit seiner Anschauungen am hellsten einleuchten mußte, hat er an verhältnißmäßig undankbare Stoffe, an die Länder geschichtloser Völker, deren Betrachtung ganz dem Naturforscher anheimfällt, seine besten Kräfte gewendet und sein Lebenswerk ist unvollendet, wie der Torso eines idealen Marmorbildes, der im Steinbruch liegen geblieben ist.

Nachdem ich zum zweiten Male längere Zeit auf griechischem Boden gelebt habe, ist mir das, was Ritter uns zuerst wieder deutlich gemacht hat, lebendiger als je vor die Seele getreten; denn Griechenland und in Griechenland Attika — das sind diejenigen Plätze der bekannten Erde, welche für Ritters Gedanken der dankbarste Boden sind. Hier liegt die größte Fülle

geschichtlicher Entwickelung vor, hier die schärfste Charakteristik aller natürlichen Verhältnisse. Wenn irgendwo, so muß hier sich zeigen lassen, daß das Land nicht bloß der zufällige Schauplatz ist, auf dem sich eine Völkergeschichte abspielt, sondern daß ein tieferer Zusammenhang vorhanden ist und wie die beiden Factoren, der geistige und der materielle, auf einander wirken.

Was Athen gewesen ist, haben wir von Kindheit auf ermessen gelernt, und doch — staunen wir nicht immer von neuem, wenn wir uns einmal zu vergegenwärtigen suchen, wie alle Zweige des menschlichen Könnens und Wissens hier zum ersten Male zur vollen Entfaltung gediehen sind? Hier herrschte die größte Energie in Gestaltung des äußern Lebens, wo es galt die praktischen Aufgaben des Gemeinwesens, wie Wasserbau, Wegebau u. s. w. zweckmäßig und würdig zu erledigen, und ungehemmt daneben jener mächtige Zug zum Idealen, der jedem Erzeugnisse des Handwerks den Stempel einer höheren Würde gab. Hier das rührigste Geschäftsleben im Gedränge des Markts und des Hafens und dabei der tiefste Zug zur Sammlung des Gemüths, ein Zug zum Denken und Dichten, der keine Ruhe hatte, bis er im Wort wie in Stein und Erz das Innerlichste, was ein Menschenherz bewegen kann, zum Ausdruck gebracht hatte, so daß eine nationale Kunst erwachsen ist, wie sie in dieser Vielseitigkeit weder vorher noch nachher sich irgendwo entfaltet hat. In Athen sind die Bedingungen, unter denen ein geordnetes Gemeinwesen bestehen kann, zuerst mit vollem Ernst erwogen und erprobt; alle Formen antiker Gemeindeverfassung mit ihren feinsten Uebergängen sind hier zuerst ausgebildet. Für Rechtsordnung und Finanzwesen sind Athens Einrichtungen maßgebend geworden; die gerichtliche wie politische Beredsamkeit ist hier einheimisch, wie überhaupt die kunstmäßige Ausbildung der Prosa; der philosophische Gedanke ist hier zuerst auf die nächsten und höchsten Probleme des menschlichen Bewußtseins gelenkt. Nach Zeit und Raum wie nahe bei einander haben auf attischem Boden die Männer gelehrt, an welche noch heute alle Philosophen anknüpfen! Welche ethischen Kräfte, die noch

das sinkende Römerthum zu halten vermochten, sind von der attischen Stoa ausgegangen und welche Anregung für die gesamte Naturkunde hat sich an die Forschungen des Mannes angeschlossen, welcher auf den Terrassen am Ilissos auf und nieder wandelnd seinen Schülern den Begriff des organischen Lebens enthüllte! Weil hier Alles zu Hause war, wodurch sich ein höher geartetes Menschenleben von dem einer gedankenlosen Masse unterscheidet, ist Athen die geistige Mutterstadt aller Großstädte des hellenistischen Orients geworden, die zweite Heimath aller gebildeten Römer, deren Stadt Juvenal unmuthig eine Griechenstadt nannte. Durch Athen ist das Griechische die Verkehrsprache der gebildeten Welt geworden und dadurch auch das Organ der neuen weltbewegenden Macht, welche nach Athens Untergang in die Menschengeschichte eingetreten ist. Trotzdem giebt es bis auf den heutigen Tag in der alten und neuen Welt für den Bildungsstand eines Menschen keine wichtigere Frage, als die, ob er seinen Entwickelungsgang über Athen genommen habe, und in unserem Vaterlande betrachten wir es ja vorzugsweise als den besten Bestandtheil unserer wissenschaftlichen Vorbildung, daß wir bei voller Empfänglichkeit des jugendlichen Sinnes in Athen einheimisch geworden sind.

Wie wunderbar diese raum- und zeitlose Weltmacht einer kleinen Griechenstadt! Hat es nicht den Anschein, als wenn der Mensch nur hier die Bedingungen gefunden habe, unter denen es ihm möglich war sich nach allen Richtungen voll und frei zu entfalten, und forschen wir nicht unwillkürlich nach der Beschaffenheit des Landes, wo diese Entwickelung sich vollzogen hat?

Merkwürdig ist, wie schon die Alten dem attischen Ländchen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendeten und ihr Nachdenken darauf richteten, die Natur desselben mit seiner Geschichte in Zusammenhang zu bringen. Wie fein und einsichtsvoll urteilt Thukydides, wenn er in der mäßigen Begabung des Bodens von Attika eine segensreiche Mitgift der Natur erkennt, indem das Land dadurch vor den gewaltsamen Katastrophen bewahrt wurde, welchen die üppigeren Umlande unterlagen und dadurch der friedlich stätigen Entwickelung von innen heraus verlustig gingen.

Das erste Werk antiker Litteratur, in welchem der Versuch gemacht worden ist, die Natur eines Landes wissenschaftlich zu behandeln, ist die dem Xenophon zugeschriebene Schrift »von den Einkünften«, eine Schrift, in welcher das Klima von Athen, die Tragfähigkeit des Bodens, die Schätze des Meers und des Landes, die Lage Attikas in Bezug auf Krieg und Frieden, die mögliche Vermehrung der einheimischen Wohlstandsquellen eingehend erörtert werden. Platon schildert ein ideales Ur-Athen in phantastischen Umrissen; man sieht aber, wie sorgfältig er die gegebenen Localitäten betrachtete und stets vor Augen hatte. Das ist bei einem eingeborenen Patrioten nicht zu verwundern. Aber Aristoteles, der Fremde, der halbbarbarische Nordländer und ein Mann, der mit dem Gange, den die Geschichte Athens genommen hat, nichts weniger als einverstanden war, auch Aristoteles kann nicht umhin, dem Local von Athen eine gewisse normale Bedeutung einzuräumen. Denn wenn er von den räumlichen Voraussetzungen eines in wünschenswerther Vollkommenheit sich entwickelnden Staates spricht, entlehnt er die Züge des Landschaftsbildes, die er giebt, unverkennbar von Athen. Beide Philosophen waren also, wenn sie diese Ansicht auch nicht theoretisch durchgebildet haben, im Grunde davon überzeugt, daß die außerordentliche Geschichte Athens mit der Lage und Gestalt von Attika nahe zusammenhänge, ja sie konnten sich gar keine recht gedeihliche Normalentwickelung denken, ohne ähnliche Bodenverhältnisse vorauszusetzen. Die Peripatetiker gingen in der wissenschaftlichen Betrachtung und Verwerthung der attischen Landschaft noch weiter und Theophrast wies darauf hin, daß bedeutende Entdeckungen, die in Attika gemacht seien, durch die Formen seiner Berge veranlaßt worden wären. Denn wenn nicht der Horizont im Nordosten der Stadt durch so scharfe Formen, wie die des Lykabettos und Pentelikon geschnitten wären, würde man nicht so leicht auf die Bestimmung der Sonnenwende gekommen sein und Athen dadurch zu einem berühmten Sitze der Astronomie und der Jahresberechnung gemacht haben.

Wer heute nach Athen kommt, ohne etwas von der Ver-

gangenheit zu wissen und nur mit einem gebildeten Auge die Gegend mustert, der muß den Eindruck haben, daß dies Land zu etwas ganz Besonderem von der Natur berufen sei. Es ist kein reicher Natursegen, der ihn bezaubert; es sind keine außerordentlichen Gegensätze von Höhe und Tiefe, welche ihn erschüttern; er empfängt vielmehr den wohlthuenden Eindruck einer wunderbar mannigfaltigen und doch harmonisch gestalteten, von Berg und Meer mild umfaßten, für geordnete Wohnsitze vorzüglich eingerichteten, menschenfreundlichen Landschaft. Er überblickt eine Ebene, die groß genug ist eine ansehnliche Stadt zu ernähren, aber doch so mäßig, daß sie von jedem höheren Punkt klar überblickt werden kann. An drei Seiten ist sie von Bergen umgürtet, welche zum Schutz der Einwohner und zur Nährung der Quellen hoch genug sind, am höchsten im Norden, wo gegen das böotische Nebelland eine Wetterscheide wünschenswerth war. Hier am Parnes liegen die höchsten und engsten Pässe; hier war eine feste Grenze, die dem ziellosen Weiterdringen eine heilsame Schranke setzte und andererseits die cantonale Selbständigkeit Attikas verbürgte.

Die anderen Berge im Osten und im Westen sind niedriger, milder, wegsamer; sie dienen nur als Gliederungen des zu gemeinsamer Geschichte berufenen Halbinsellandes. Südwärts folgt das Auge der gemächlichen Abdachung zum offenen Strande. Hier ist kein Abschluß, keine Schranke; hier liegt der inselreiche Golf mit dem jenseitigen Festlande frei vor dem Auge ausgebreitet.

Das sind die Grundformen, welche das attische Ländchen als ein besonderes Glied des griechischen Continents kennzeichnen und innerhalb desselben der Hauptebene ihre festen Umrisse geben. Im Innern aber ist diese Ebene wiederum so reich gestaltet, daß man sie wie ein wohl gegliedertes Kunstwerk überschaut. Von NO. nach SW. wird sie durch einen Höhenzug durchsetzt, das Felsgebirge der Turkobúni, das die obere Ebene in zwei Flußthäler scheidet. Das Ilissosbett zieht sich schluchtartig zwischen den Vorbergen des Hymettos hin; der Kephisos, der am Parnes und Pentelikon seine weitzerstreuten Quellen sammelt, senkt sich

mit nie versiegender Wasserfülle in das breite Saatland hinunter, den schönen Fruchtgarten des Olivenwalds, auf welchem zu allen Zeiten der Wohlstand von Athen beruhte.

Jedes der Flußthäler hat wieder seine besondere Gliederung, seine ausgebildeten Stufen. Oberhalb der Stadt konnte man das Wasser auffangen, um es den Gegenden zuzuführen, die den Thalsohlen ferner lagen, und so die ganze Ebene mit einem Bewässerungsnetze zu überziehen. Dort aber, wo die Zwillingsbäche einander nahe kommen, springt mitten in die Ebene der über Land und Meer weit sichtbare, kühn geformte Felskegel des Lykabettos vor, mit dem wiederum eine neue Höhengruppe beginnt, ein kleines Gebirge für sich, das auf seinen Felsstirnen die Altäre und Tempel der Athener trug und auf seinen Abhängen die ältesten Ansiedelungen; vorne Areopag und Akropolis, dahinter das breitgelagerte Pnyxgebirge, das der Ilissos wie ein Stadtgraben im Süden umzieht.

So gering die Erhebung ist, haben die Höhen dennoch den Charakter der Großartigkeit. Durch Wassergewalt und Erdbeben zerklüftet, voller Spalten, Grotten und Höhlen, haben sie einerseits abgewaschene Felskanten und jähen Absturz, andererseits nach SW abgelagerte Erdmassen, die den Fuß bedecken und einen rampenartigen Zugang bilden. Seewärts beginnt das Anschwemmungsland, das einförmige „Halipedon," welches aber den unschätzbaren Dienst leistet, die Piräusinsel als Halbinsel mit dem Festlande zu verbinden und den Blick frei über den Golf zu öffnen.

Wohin man sieht, da ist auf engem Raum die reichste Gliederung und Formenfülle. Jeder Schritt verändert die Aussicht, jeder neue Gesichtspunkt bietet ein neues Bild. Was wir in Tanz und Musik den Rhythmus nennen, den gleichmäßigen Fluß einer anmuthig geordneten Abwechslung, dieselbe Verbindung von Stetigkeit und Bewegung ist auch in den Berglinien von Attika. Alles bewegt sich und bildet doch zusammen eine ruhige Harmonie.

Für die Einrichtung der Wohnsitze war aber so gesorgt, daß keine Unsicherheit, kein Mißgriff möglich war. Die städtische

Ansiedelung war auf der centralen Höhengruppe inmitten der beiden Flüsse vorgezeichnet, und in ganz Hellas giebt es keine Stadtburg, die zwischen den überhohen Felskuppen, wie Akrokorinth und Ithome, einerseits und den unscheinbaren Erdhügeln in Sparta und Theben andererseits so ganz das richtige Maß hält, wie die Akropolis von Athen. Man wohnte auf den zum Feldbau unbrauchbaren, trocken und gesund gelegenen Felshöhen, oberhalb der besten Ackerfluren, angesichts des nahen Meers. Man hatte das Gefühl einer normalen Zusammengehörigkeit von Land und Volk; jeder Winkel war zweckmäßig benutzt und in den eng begrenzten Räumen erwuchs eine starke Heimathsliebe, eine volle Zufriedenheit mit dem Gegebenen, eine treue Anhänglichkeit an das Altgewohnte und Hergebrachte.

Andererseits hatte man eine Mannigfaltigkeit von Anregung, welche jedes Erstarren und Zurückbleiben unmöglich machte; man hatte einen See-Horizont, der von den nordarkadischen Bergen bis Paros und Hydra reicht. Akrokorinth wird an jedem klaren Abendhimmel sichtbar; die nächsten Höhen öffnen den Blick auf die Cykladen. Man fühlte sich im Mittelpunkte von Hellas. Jede Einseitigkeit, die sich in abgeschlossenen Bergkantonen ausbildet, oder auch in breiten Uferländern, wie Jonien, wo die Menschen nur Küstenleute sind, war hier unmöglich. Der Parnes nähert sich schon dem Alpencharakter griechischer Gebirge und auch die niedrigsten der attischen Höhenzüge sind rauh genug, um Muskeln und Lungen ernsthaft in Anspruch zu nehmen. Zu allen Zweigen menschlicher Arbeit war nicht bloß Gelegenheit, sondern Nöthigung vorhanden. Man mußte, um behaglich wohnen zu können, die Erfindungen machen, welche nöthig waren, um in dem spröden Kalkfelsen den Baugrund zu ebnen, Brunnen zu graben und Wege zu bahnen. Man mußte alle Erwerbzweige pflegen, welche der inselreiche Golf, der das ganze Jahr hindurch leicht zu befahrende, mit seinem Fisch- und Salzreichthum, die kräuterreichen Berge, die fruchttragenden Niederungen verlangten. Die ganze Ebene ist wenig über zwei deutsche Meilen tief und doch finden wir an den Dünen des Strandes, auf dem alten Seeboden des Halipedon, in den Thalsohlen der Flüsse,

an den Hügeln, Vorbergen und Gebirgen lauter verschiedene Vegetationssphären, die ihre besondere Bewirthschaftung verlangen. Kommt man aus dem Schatten des Oelwalds, wo die Bäume, die noch heute die ältesten Monumente von Attika sind, als die ehrwürdigsten Schätze des Landes von einer Generation der andern übergeben werden, wo emsiger Fleiß auf das Nächste beschränkt nach altem Herkommen still und ununterbrochen fortarbeitet, nach dem eine halbe Stunde entfernten Hafen, wo eben so aus natürlichen Voraussetzungen das ruheloseste Verkehrsleben wogt, so glaubt man in ein anderes Land gekommen zu sein. Diese Gegensätze erklären aber, wie neben der Anhänglichkeit an das Hergebrachte, neben der Stätigkeit und Heimathstreue, die ein Grundzug im Charakter der autochthonen Athener ist, sich der rastlose Unternehmungssinn und der Trieb in die Weite entwickelt hat, wie er mit der Lage des Halbinsellandes eng zusammenhängt.

Attika ist in allen Beziehungen ein von der Natur scharf charakterisirtes Land; so auch in seinen atmosphärischen Verhältnissen, und da klimatische Extreme in ihren nachtheiligen Folgen am unmittelbarsten empfunden werden, so ist von den Athenern nichts so dankbar anerkannt worden, als daß ihnen ein besonders glückliches Maß zu Theil geworden sei, eine Mischung der Temperatur, welche von erschlaffender Gluth ebenso entfernt war, wie von einer abstumpfenden Rauhheit des Klimas. Dazu kommt die Regelmäßigkeit des Kalenderjahrs, die Sicherheit im Wandel der Jahreszeiten. Mit guter Zuversicht konnte der Athener sein Geschäftsleben ordnen, sein Land bestellen und sein Schiff zur ersten Ausfahrt rüsten. Auch in den Winden und Gegenwinden herrscht ein Rhythmus, auf dem der ganze Golfverkehr beruht. Von dem Zuge vulcanischer Herde, der Griechenland quer durchschneidet, abgelegen, ist Attika vor gewaltsamen Heimsuchungen gesichert und in gesetzmäßigem Gange sorgt mit mütterlicher Treue die Natur für Alles, was dem Lande Noth thut. Ist die Regenzeit geschlossen, beginnen die thaureichen Nächte und nirgends ist diese unsichtbare Segenspende in Cultus und Poesie dankbarer anerkannt worden, als bei den Athenern,

die ihre Stadt- und Staatsgottheit als Thaugöttin (Pandrosos) feierten.

Attika ist auch im sonnigen Süden ein vorzugsweise sonniges Land. Nach den genausten Berechnungen zählt man durchschnittlich 339 helle Jahrestage und nur etwa anderthalb Procent sind völlig sonnenlos. Die Helligkeit der Luft ist namentlich für Athen charakteristisch. Wenn man von Korinth kommt oder von Theben her über den Kamm der Berge steigt, empfindet man immer mit neuer Freude die durchsichtige Klarheit, den Glanz des Himmels, der diese Ebene wie ein Festkleid schmückt. Dieses Vorzugs waren sich die Athener am meisten bewußt und ließen sich gern von ihren Dichtern als die »im Aether wandelnden Erechtheussöhne« preisen.

Athen ist durch sein Klima sehr ausgezeichnet, aber es ist nicht verwöhnt und verzärtelt. Es hat im Sommer mehr Hitze zu ertragen als ihm seinem Breitengrade nach zukommt, und hat weniger Gunst vom Meer, als man bei einer Golfstadt erwarten sollte. Das kommt daher, daß Attika als südlicher Ausläufer eines breitgelagerten Gebirgslandes unter dem vorwiegenden Einfluß des continentalen Klimas steht, obgleich die Berge von Attika angeschwemmte Inseln sind und die ganze Halbinsel schon als ein Stück vom Archipelagus anzusehen ist.

Attika ist also auch klimatisch ein Uebergangsland und sein Nordrand, der Parnes, an welchem die Wolken Böotiens hangen, ist eine Scheidewand zwischen zwei ganz verschiedenartigen Atmosphären. Daher die unaufhörliche Aufregung in der Luft, die Luftströmungen, welche unausgesetzt über den Boden des schmalen Halbinsellandes hinziehen und bei vollkommen wolkenlosem Himmel zu Stürmen anschwellen. Attika ist ein Kampfplatz der Winde. In diesem Kampfe ist aber der im Winter schneidig kalte, im Sommer heiße, trockene Nordwind der unbedingt überlegene. Ihm gehören 178 Tage des Jahrs und der milde, feuchte Seewind kann nur wie ein schwacher Gegenhauch aufkommen. An allen Höhen der Stadt erkennt man die Nordseite als Wetterseite; man sieht den ältesten Ansiedlungsspuren an,

wie die Bewohner sich von den ausgesetzten Stellen zurück gezogen haben. Das alte Priestergeschlecht der „Heudanemoi" hatte seinen Namen davon, daß seinen Ceremonien die Macht zugeschrieben wurde die Atmosphäre zu beruhigen, und es ist gewiß nicht unwahrscheinlich, daß in dem wüsten Bergvolk der Kentauren, welche die Athener so gern darstellen, die dämonische Gewalt der Winde veranschaulicht ist. Boreas ist ein lästiger Hausgenosse der Athener, ein Friedenstörer in dem sonst so behaglich und harmonisch eingerichteten Ländchen. Nach dem weichen Anhauch der Seeluft wird seine jähe Gewalt, welche schon die Alten mit einem Mark und Bein durchbohrenden Geschoß verglichen, doppelt peinlich, und daß sie aller Ehren ungeachtet, die dem gestrengen Herrn wie billig erwiesen wurden, seine Anhänglichkeit an Attika übel empfanden, geht schon daraus hervor, daß sie, wenn sie sich ein Land ungestörter Festlust und Seligkeit ausmalten, dasselbe dahin verlegten, wo kein Boreas wehe, in das Hyperboreerland, dessen Auffindung freilich erst das Resultat einer an das Ziel gelangenden Nordpolfahrt sein könnte.

Die attische Windplage hat aber auch ihr Gutes. Sie hängt ja mit der Klarheit des Himmels, mit der reinen Beschaffenheit der Luft eng zusammen; sie fegt alle schädlichen Dünste aus. Wenn das alte Athen einmal einer furchtbaren Epidemie unterlag, so erfolgte dies in einer Zeit, wo die Bevölkerung zum ersten Male in die engen Quartiere zweier geschlossener Großstädte eingezwängt war, und Perikles' Gegner haben es gewiß nicht unterlassen, das aus politischen Gründen von ihnen verwünschte Mauersystem, das den freien Windzug hemme, als eine der Hauptursachen des entsetzlichen Unglücks darzustellen. Die Tage der Tramontana gelten ja auch heute noch immer als die gesünderen, als die nervenstärkenden, welche zu körperlicher und geistiger Thätigkeit die Lust wecken. Die besondere Rauhheit der attischen Luft hatte aber in ähnlicher Weise wie die des Bodens den Vortheil, daß sie das Volk durch den Wechsel der Temperatur abhärtete und ihm diejenige Stählung gab, welche man im Gegensatz zu den weichlichen Joniern an den derberen und freiheitsmuthigen Nordländern bewunderte.

Daneben genossen die Athener in vorzüglichem Grade den vollen Segen eines südlichen Himmels. Die Natur war ihnen keine feindliche, mißgünstige Macht, welcher die Bedingungen eines leidlichen Daseins abgerungen werden müssen, sondern leicht gewährt und reichlich spendet sie, was zum Leben gehört. Sie macht auch dem Unbemittelten das Dasein sorgenfrei und erzieht den Menschen, weil das Leben und Athmen unter diesem Himmel an sich eine Freude ist, zur Mässigkeit und Bedürfnißlosigkeit. Er ist von den kleinen Beschwerden, die das Leben des Nordländers am meisten verkümmern und hemmen, ungleich freier; ein Himmel wie der von Athen macht das Auge hell, weckt und schärft die Beobachtung, stimmt das Gemüth heiter und reizt zu einem thätigen Gebrauch aller Kräfte. Er stärkt die leibliche und geistige Gesundheit, indem er es das ganze Jahr hindurch den Menschen möglich machte, in Luft und Licht thätig zu sein. Unter freiem Himmel arbeiteten die Handwerker, lehrten die Philosophen, sangen die Chöre, wirkten die Staatsmänner. Dies Leben im Freien war die Grundlage eines wahren Gemeindelebens in der Arbeit für den Staat wie in der Feier der Feste. Auch dem Aermsten war die Muße nicht versagt; das Beste war Allen gemeinsam; darum war ihnen auch eine das Gemeindeleben störende Ueberschätzung des häuslichen Behagens fremd, und auch in dieser Beziehung kannte man keine solche Sonderung der Stände, wie sie da eintritt, wo Alles davon abhängig ist, wie weit Jemand zufällig die Mittel in Händen hat, um alle Schwierigkeiten des Lebens für sich und die Seinen glücklich zu überwinden. Nichts aber ist, wenn wir die Geschichte des Landes im Zusammenhang mit seiner Natur ins Auge fassen, von größerem Interesse als die Wahrnehmung, wie auch die vorhandenen Mängel den Athenern zu Vortheil und Segen gediehen.

Der Mangel an reichen Ackerfluren, wie sich Thessalien, Böotien, Lakonien, Elis, Messenien derselben rühmen konnten, machte Attika zu einem verachteten Ländchen, das die nach fettem Landbesitz gierigen Stämme des Nordens bei Seite liegen ließen. Die Folge war, daß Attika unter allen Küstenlandschaften allein aus pelasgischer Urzeit sich ohne gewaltsame Unterbrechung har=

monisch hat gestalten können und in friedlicher Entwickelung allen griechischen Ländern vorangegangen ist. Die dünne Humusdecke aber war Veranlassung, daß der Boden um so sorgfältiger bestellt wurde, und der Erfolg war, daß die attischen Baum- und Gartenfrüchte schmackhafter waren als die aller anderen Länder. Damit stimmt, daß die auf trockenem Boden gezogenen Feldfrüchte auch heute noch zarter, feiner, aromatischer gefunden werden; sie werden unter den Namen »Xeriká« feilgeboten. Kein griechisches Gebirge liefert duftigere Kräuter als der Hymettos, die altberühmte Bienenweide, und selbst die Ziegen und Schafe, die auf solchen Höhen geweidet haben, werden, wenn zum Osterfest die Heerden gemustert werden, von den Kennern besonders gewürdigt.

Von dem sorgfältigen Fleiße, zu welchem die dünne Humusdecke den Athener nöthigte, zeugen an allen Abhängen die mühsam abgestuften Terrassirungen; davon zeugen auch die Urkunden alter Pachtcontracte, in denen ausdrücklich vorgesehen wird, daß die Erdlagen der Grundstücke nicht vermindert werden sollen.

Ebenso gab die Trockenheit des Bodens, die mit dem regenarmen Klima und der frühen Entwaldung des Gebirges zusammenhängt, den Athenern die Nöthigung, alle Wasseradern an und in den Berghängen sorgfältig aufzusuchen, um sie in unterirdischen Felsgängen nach dem Mittelpunkt des Landes zu führen und gleichzeitig den Wasservorrath in den Flußbetten oberhalb der Stadt nach beiden Seiten so zu vertheilen, daß kein Strich des bestellbaren Landes leer ausging. Mit wahrer Bewunderung folgt man allen Vorkehrungen, auf denen das weise System des attischen Wasserhaushalts beruht, diese bescheidenen, aber unvergänglichen Anlagen der arbeitsamen Athener, deren unterirdische und überirdische Canäle noch heute ihre heilsamen und treuen Dienste leisten.

Durch keinen Fleiß konnten die Athener ihr Land zu einem reichen Lande machen, und wenn die Vegetation auch eine große Mannigfaltigkeit zeigt, so waren die einheimischen Erzeugnisse für eine in zwei Großstädten neben einander sich ansammelnde Bevölkerung auf die Dauer doch völlig ungenügend. Darin lag der

unabweisbare Antrieb für Athen, aus seiner cantonalen Beschränkung herauszugehen, das Meer mit zu Attika zu rechnen, erst seetüchtig und dann seemächtig zu werden. Wenn nun die ausgewählteste Hafengelegenheit am Strande, wie sie keine Phantasie günstiger sich ausmalen könnte, dazu kam mit einem inselreichen Golfe, wo die Schiffe Schritt für Schritt sich von dem heimischen Strande weiter hinaus wagen konnten, wenn endlich die zum Flottenbau unentbehrlichen Mittel den Athenern durch die Silberminen von Laurion dargeboten waren, so erkennt man, in welchem Grade ihnen ihr geschichtlicher Beruf durch die natürliche Begabung des Bodens vorgezeichnet war, ebenso wie der plastische Thon vom Kerameikos und Cap Kolias und die Fülle des edelsten Marmors im Hymettos und Pentelikon den attischen Boden zu einem ausgewählten Sitze der bildenden Künste gestempelt haben.

So war Attika durch das, was es hatte und was es nicht hatte, ein Land einzig in seiner Art. Jede Gabe wollte verwerthet sein, jeder Mangel weckte die Erfindungskraft. Die Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, welche die Grundbedingung einer glorreichen Geschichte ist, beruht aber nicht darauf, daß ein Volk mit mühelosem Behagen dem Ueberflusse im Schoße sitzt, sondern das verbindet Volk und Land, daß lange Reihen von Geschlechtern ununterbrochen daran gearbeitet haben, alle Unbequemlichkeiten ihrer Wohnsitze zu überwinden, alle Schätze zu verwerthen, alle Mängel zu ersetzen. Je eifriger man den Spuren der Geschichte auf dem Boden und im Boden nachgeht, um so deutlicher erkennt man, daß wohl nie ein Volk in seiner Heimath so zu Hause gewesen ist, wie die Athener in Attika, und wir fühlen Alle, wie unmöglich es ist, sich die Athener anderswo ansässig zu denken. Ein Volk, das so mit seinem Lande verwachsen ist und sich dasselbe so angeeignet hat, ist auch entschlossen, sein volles Eigenthumsrecht in Anspruch zu nehmen und keinerlei fremde Hoheitsrechte anzuerkennen. Das gab ihnen den Muth, den Massen überseeischer Barbaren, denen noch keine Griechenschaar Trotz geboten hatte, am Strande von Marathon entgegenzutreten und noch bei Chaironeia für die Unabhängigkeit ihres Bodens zu bluten.

Der Besitz eines solchen Landes flößt dem Volk endlich auch ein stolzes Selbstgefühl ein, und so viel reichere Nachbarländer auch die Athener um sich sahen, so betrachteten sie ihr Ländchen mit seinen Bergen, seinem Meer und Himmel doch als ein Juwel unter allen Ländern der Erde, um das auch die Götter gehadert hätten, als einen Edelsitz, den die Göttin Athena selbst für ihre Kinder ausgesucht habe, und dieser Heimathstolz erfüllte sie mit einer zweifellosen Zuversicht und mit einem unerschütterlichen Glauben an ihren hohen Beruf. Ohne diesen Glauben wäre Athen nimmer zu dem geworden, was es uns heute noch ist.

Man bildet sich wohl ein, daß an hervorragenden Plätzen der Geschichte ein gewisser Segen hafte, dessen Wirkung nicht ausbleiben könne, und deshalb hat man es bei Errichtung des neuen Griechenlands für eine Art Pflicht gehalten, die alten Städte wiederum zu Mittelpunkten der Geschichte zu machen, wie wenn man versprengte Truppen um alte Fahnen sammelt.

Ein solcher Cultus geweihter Stätten beruht auf Täuschung und kann leicht zu dem gefährlichen Irrthum verleiten, als wenn man geschichtlichen Ruhm durch Tradition des Namens erhalten könne, demselben Irrthum, durch welchen so viele Enkel erlauchter Geschlechter hinter den Wappenthoren ihrer Ahnen verkommen sind.

Der Boden macht die Geschichte nicht, so wenig wie er im Stande ist, den Verfall eines Volkslebens zu verhindern. Der Keim, dem das Leben entsprießt, ist die sittliche Kraft, der Sinn für die höchsten Lebensziele, der Muth, sie entschlossen zu verfolgen.

Nur die rastlose Energie eines reich begabten Menschengeschlechts hat Attika zum Schauplatz einer solchen Geschichte gemacht. Ist diese Kraft lebendig, so tritt jede Gunst der Oertlichkeit in volle Wirksamkeit und auch die Mängel werden zum Segen; fehlt sie, so werden auch die Vorzüge ins Gegentheil verkehrt. Unter dem Sonnenhimmel von Athen hat Jahrhunderte lang die wüsteste Barbarei geherrscht und ein träges Dahinleben, wie es sich dort entwickelt, wo dem Einflusse eines levantinischen Klimas keine selbständige Kraft entgegentritt.

Athen zeigt uns also an einem hervorragenden Beispiel, wie Alles davon abhängt, daß das rechte Volk an die rechte Stelle

komme, damit die normale Entwickelung voll und glücklich gedeihe, wie jede Pflanze eine besondere Beschaffenheit von Luft und Erde verlangt, damit das, was sie sein soll, zu voller Wahrheit werde.

Das ist das geheimnißvolle Verhältniß zwischen dem Materiellen und dem Geistigen in der Geschichte; ein Verhältniß, das allerdings nicht nach unabänderlichen Gesetzen geordnet ist. Es hat auch seine Geschichte. Rohe Naturvölker leben ganz unter dem Bann der natürlichen Bestimmungen. Mit dem Fortschritt menschlicher Erfindung und Erfahrung werden sie mehr und mehr zurückgedrängt. Die Geschichte des Alterthums hat nun den eigenthümlichen Reiz, daß sie uns eine voll, frei und reich entwickelte Cultur vor Augen stellt, welche die Bande nicht abgestreift hat, die sie mit der Außenwelt verbindet. Hier hat sich bei aller Selbständigkeit des geistigen Lebens eine wirkungsvolle Wechselbeziehung erhalten, so daß das Geistige und das Körperliche gleichsam organisch verbunden wie Leib und Seele zu einander gehören. Suchen wir für diese harmonische Wechselwirkung, wie ich sie an den Athenern und Attika nachzuweisen versucht habe, nach einem bezeichnenden Ausdruck, so möchte ich am Leibniz-Tage wagen, sie eine prästabilirte Harmonie zu nennen, ein Verhältniß, dessen Erforschung den Naturforscher wie den Historiker in gleichem Maße in Anspruch nimmt.

IV.

Das Priesterthum bei den Hellenen.

Wenn an Festtagen, wie dem heutigen, nach akademischem Brauch der Philologie das Wort gegeben wird, so liegt ihm der Gedanke zu Grunde, daß die fernen Zeiten, in denen sie zu Hause ist, uns in gewissem Sinne die nächsten sind, daß das classische Alterthum uns Allen eine geistige Heimath ist, in die wir aus den verschiedensten Berufskreisen immer gern zurückkehren, wo Jeder, ohne lange zu suchen, etwas findet, was sein Auge erfreut, seine Phantasie anregt, sein Gemüth erfrischt. Dies gilt vorzugsweise vom griechischen Alterthum. Denn was in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Staatsleben von den Griechen geschaffen ist, trägt einerseits ein so volksthümliches Gepräge, daß es, wo es sich auch finden mag, sofort als ihr Eigenthum erkannt wird; andererseits geht durch dies nationale Leben ein Zug des Natürlichen und allgemein Menschlichen hindurch. Es ist freier von den conventionellen Formen, welche das Leben anderer Völker beherrschen. Innerhalb der freigeborenen Bevölkerung verschwinden die Unterschiede der Stände und verschiedenen Berufsclassen, der Gegensatz von Beamten und Nichtbeamten, von Krieger- und Bürgerstand, von Geistlichen und Weltlichen, von Gelehrten und Ungelehrten, von Kunst und Handwerk. Alle einzelnen Richtungen menschlicher Thätigkeit sind vorhanden und voll entwickelt, aber die Unterschiede treten zurück in dem Streben nach gemeinsamen Zielen, nach allgemeiner

Bildung, nach Entfaltung aller dem Menschen angeborenen Fähigkeiten. Das ist der Geist der Freiheit, der uns aus dem griechischen Alterthum so wohlthuend anhaucht, der Geist der Humanität, den wir in diesen Räumen ehren und pflegen.

Es wäre aber eine Täuschung, wenn wir glaubten, daß dieser Geist von Anfang an im Volke herrschend gewesen wäre. Wir lernen alle Tage mehr das geistige Leben der Griechen als ein werdendes begreifen. Wir erkennen immer deutlicher, wie sie, vom Morgenlande sich ablösend, stufenweise ihre Eigenart ausgebildet haben, wie sie erst allmählich zu Hellenen geworden und dann nach einer wunderbar reichen Entfaltung, nach einem beispiellosen Aufgebot aller Kräfte ermattet zurückgesunken sind, um das Ergebniß ihrer Volksarbeit den nachgeborenen Völkern als Erbe zu übergeben.

Es wird zum Verständniß dieser Entwickelung beitragen, wenn ich die Stellung eines für die Cultur der alten Welt besonders wichtigen Standes, des priesterlichen, im Verlauf der griechischen Volksgeschichte anzudeuten versuche.

Wenn eine Volksgemeinde sich bilden und Geschichte beginnen soll, bedarf es eines Platzes, wo der Keim des beginnenden Lebens ruhig ansetzen kann, einer Stätte, die inmitten des wüsten Menschenwogens einen besonderen Schutz und Frieden hat. Das sind die Stätten, wo man im Rauschen von Waldbäumen bei frischen Bergquellen der Gottheit Gegenwart zu spüren glaubte, wo die Nachbarstämme zuerst waffenlos zusammenkamen und als Festgenossen sich den ferner Wohnenden gegenüber als eine Gemeinschaft fühlen lernten.

Das waren jene volkeinigenden Altäre, die jetzt in Dodona wieder zu Tage kommen, die Altäre des Zeus und seiner Priester. Dieselben waren in den Thalgründen des Binnenlandes die ersten Sammler des Volks, die Pfleger des ältesten Volksthums. Man setzte selbst den Ursprung des hellenischen Volksnamens mit ihnen in Verbindung.

Auch der Verkehr mit dem Auslande knüpfte sich an Altäre des Zeus. Die Phönicier stellten ihn ihrem Gotte, dem Baal, gleich; deshalb wurde Zeus Epikoinios, d. h. der „Gemeinsame",

an den Küstenplätzen verehrt, wo ein friedlicher Waarenaustausch mit den syrischen Gestaden eröffnet wurde, und seine Priester waren hier die Begründer des Völkerverkehrs. Der Name Salamis bezeichnet die ersten durch Uebereinkunft geheiligten Friedensstätten an dem der wilden Raublust schutzlos preisgegebenen Meere.

Das waren die Fäden, die von Sidon und dann von Tyros ausgingen, um das europäische Hellas in den Weltverkehr hereinzuziehen. Bald vervielfältigten sich diese Beziehungen, als die anderen Völkerschaften den Phöniciern die Seefahrt abgelernt hatten. Die Küsten des Archipelagus, welche mehr als irgend ein anderes Gegengestade auf ununterbrochene Wechselwirkung angewiesen sind, werden der Schauplatz einer gemeinsamen Geschichte, und was in Vorderasien an Cultur gereift ist, wird durch Stämme, die den Griechen verwandt waren, auf den jungfräulichen Boden von Hellas getragen. Wann und wie dies geschehen sei, bleibt eins der schwierigsten Probleme unserer Wissenschaft, und die orientalische Frage ist auch für die alte Geschichte eine brennende.

So viel aber ist gewiß, daß aus dem Vorlande des Orients, aus Syrien und Kleinasien, wo arische Stämme mit den zur Ausbildung mächtiger, das Gemüth ergreifender Religionen geschaffenen Semiten zusammen wohnten, eine Reihe von Gottesdiensten nach und nach in Hellas eingebürgert sind, von priesterlichen Geschlechtern übertragen, welche aus dem Gebiete älterer Culturländer Erfindungen, Kenntnisse und Künste mannigfaltiger Art mitbrachten.

Wir erkennen eine Reihe zuwandernder Gottheiten, eine Stufenfolge fortschreitender Entwickelungen, gleichsam die Schöpfungstage des griechischen Polytheismus, bis zum Auftreten des Apollo, bei dem wir die priesterlichen Missionen, die ihn herübergeführt, nach alten Ueberlieferungen und topographischen Spuren am deutlichsten nachweisen können, zugleich aber die Veränderungen, die mit allem nach Griechenland Uebertragenen vor sich gegangen sind, und den durchgreifenden Unterschied zwischen orientalischem und hellenischem Priesterthum.

Die jenseitigen Priesterstaaten, wie sie in Cypern, Phrygien, Kappadocien, Lydien, Jonien vorkommen, sind aus Heiligthümern erwachsen, die an Kreuzpunkten des Völkerverkehrs lagen. Es waren Heiligthümer, in denen man die Naturkraft verehrte, welche die Schöpfung mit Leben durchdringt, unter dem Vorstand erblicher Geschlechter, denen das Volk willenlos gehorcht wie die Natur den unsichtbaren Mächten, deren Vertreter sie sind. Diese Geschlechter sind entweder königliche Dynastieen, wie die Teukriden in Olbe, oder es steht neben der weltlichen Dynastie eine geistliche, wie in Komana, oder die Priester herrschen allein, den Zins erhebend von dem der Gottheit gehörigen Lande, von einem stehenden Heere umgeben, dessen Normalbestand bei den kleineren Priesterstaaten 3000 Bewaffnete, bei den größeren das Doppelte betrug. So fest normirt waren hier alle Einrichtungen.

Auch den Griechen ist der Gedanke nicht fremd, daß die Gottheit, welche die Natur nach unwandelbaren Gesetzen beherrscht, auch die Menschenwelt regieren müsse, und daß ihr Wille, der Menge verborgen, nur auserwählten Geschlechtern offenbar sei. Kastenartige Gliederung der Bevölkerung finden wir selbst auf attischem Boden, aber es sind nur Nachklänge jenseitiger Zustände, Namen, die wie ein alter Hausrath mitgeführt werden, und während die kleinasiatischen Priesterstaaten wie Versteinerungen aus uralter Zeit bis in die Römerherrschaft fortbestanden, wird diesseit des Meeres Alles umgestaltet. Die Naturkraft wird ein persönliches Wesen, die Weltmacht eine Gemeindegottheit. Den menschlich gedachten Göttern treten die Menschen als Personen gegenüber, und anstatt des orientalischen Eunuchendienstes verlangt griechische Sitte, daß nur vollkräftige, tadellose Menschengestalten den Opferdienst verwalten.

Damit ist aber die Idee der Theokratie nicht erloschen; sie wird vielmehr, neugeboren, eine wahre Segensquelle für das hellenische Volk; denn die Hellenen wären in lauter Einzelstaaten zerfallen, wenn nicht die Priester des Apollo das in Dodona begonnene Werk wieder aufgenommen hätten. Sie schlossen sich an den Dienst des Zeus, als dessen Propheten sie ihren Gott

einführten, aufs engste an, und während die anderen Götter, Poseidon, Artemis, Hera, Athena, Hermes, lauter Particularisten waren, vertrat der jüngste, Apollo, das Volksbewußtsein, das in dem veralteten Zeusdienst einen unvollkommenen Ausdruck hatte. Mit überlegener Bildung ausgerüstet, wurden die Träger des Apollocultus die Einiger der Nation. Westgriechenland, das dodonäische, blieb zurück; auf der Morgenseite begann ein neues Leben. In Thessalien am Olymp, wo der erste Lorbeer gepflanzt war, wurde der Kreis der nationalen Götter festgestellt, kein Erzeugniß des religiösen Bewußtseins, sondern die Frucht nationaler Verständigung über einen Kanon gegenseitig anzuerkennender Götter und Götterfeste, das Abbild und Symbol eines Vereins von zwölf Stämmen, welche sich dadurch als friedlich vereinte Bruderstämme bekannten. Vom Nordrande des neugeschaffenen Vaterlandes wurde der Sitz des Stammvereins in das Herz desselben verlegt und zwischen lauter Einzelherden von Städten und Cantonen in Delphi der Gemeinherd von Hellas gegründet.

Wenn man in der Wildniß des Parnasses die Ruine des Tempels liegen sieht und überdenkt, wie von diesem versteckten Bergwinkel aus die Wanderungen geleitet, die Lebensordnungen des Volks geregelt, die Verfassungen gegründet und die Schiffe ausgesandt sind, welche nach Italien und Afrika hellenische Gesittung trugen, so muß man mit immer neuem Staunen bekennen, daß die Geschichte Delphis eines der denkwürdigsten Blätter der Menschengeschichte ist.

Welch eine Fülle geistiger Kraft muß in diesem Kreise priesterlicher Geschlechter vereinigt gewesen sein, welche inmitten eines Volks von so wachem Geiste und angeborenem Hange zur Unabhängigkeit hier so viele Menschenalter hindurch in so wirksamem Zusammenhange thätig waren! Welch eine schulmäßige Tradition gehörte dazu, daß bei dieser gesetzgebenden Wirksamkeit niemals die Namen einzelner Persönlichkeiten auftauchen! Wie hinter einem Vorhange waltet die verborgene Macht und immer in gleicher Weise tönen die Sprüche der Pythia.

Wenn dies an orientalischen Kastengeist erinnert, so ist der Unterschied doch unendlich größer. Denn die Macht, die von

Delphi ausgeht, beruht auf ununterbrochenem Fortschritt, auf tiefem Verständniß des hellenischen Volkscharakters, auf Verwerthung aller Mittel geistiger Bildung. Die Prophetie ist der Priesterschaft dienstbar gemacht, aber die griechische Mantik bleibt doch eine freie Kunst und es herrscht kein Zwang, durch Vermittelung eines bevorzugten Standes den Göttern zu nahen. Es herrscht kein künstliches System der Himmelsbeobachtung und Thierschau, keine in starren Formen ausgeprägte Tempellehre. Eine Theokratie ist vorhanden, aber keine Hierarchie; denn in Griechenland verwandelte sich wie nach einem Naturgesetze alles Herrschen in Vorangehen und Führen, alle Despotie in Hegemonie. Hier ist kein Druck, der auf dem Volke lastet, unter dem die Kunst, wie bei Aegyptern und Etruskern, in hieratischen Formen erstarrte. Musik und Poesie entfalten sich unter dem Musageten Apollo. Dichter und Weise werden herangezogen, und in der väterlichen Religion wird anstatt des äußeren Ceremoniels der ethische Kern zur Geltung gebracht, die Forderung ernster Selbstthätigkeit und einer lauteren Gesinnung. Das „Erkenne dich selbst" stand über der Pforte des Tempels, dem der von Selbstsucht Getriebene zu seinem eigenen Schaden naht:

Nur wer rein ist, betrete die Schwelle des duftenden Tempels,
Niemand aber ist rein außer wer Heiliges denkt.

Delphi erscheint uns wie ein unbewegter Punkt inmitten der unstäten Griechenwelt. Und doch sind auch hier große Veränderungen vorgegangen, selbst in den allernächsten Beziehungen des Orakels. Die Priesterschaft ist auch hier einmal eine selbständige Macht gewesen neben den weltlichen Staaten, selbstherrlich das Land besitzend und zehntend, wahrscheinlich auch wie diese über eigene Milizen verfügend. Im homerischen Hymnos redet Apollo seine Priester an, wie sie in dem öden Lande, wohin er sie geführt habe, verzagt dastehen; er schilt ihren Kleinmuth, er verheißt ihnen Ueberfluß des Lebens und warnt nur vor Uebermuth, denn der würde sie unter die Botmäßigkeit fremder Männer bringen. Daraus schließen wir, daß in Folge von Kämpfen, deren Andenken verschollen ist, die Priesterschaft gezwungen war, ihre weltliche Herrschaft an den

Bundesrath der Amphiktyonen abzugeben. Ihr Einfluß blieb aber maßgebend, denn die Macht des Orakels, deren Erhaltung die Aufgabe und das Interesse der umwohnenden Stämme war, konnte keinen anderen Händen anvertraut werden.

Die unmittelbaren Nachbarn waren Bergcantone, von Hirten und Bauern bewohnt, die in patriarchalischen Zuständen Jahrhunderte lang verharrten. Solche Zustände zu erhalten, war das Ziel der Priesterpolitik, wie wir es auch in Kleinasien finden, und deshalb wurde den Niederlassungen, die von Delphi ausgingen, zur Pflicht gemacht, sich in offenen Weilern anzusiedeln. Mit der Zusammensiedelung in ummauerten Plätzen wurde der priesterliche Einfluß aller Orten zurückgedrängt, und je mehr die griechische Geschichte Stadtgeschichte wurde, mehrten sich die feindlichen Berührungen zwischen Delphi und den hellenischen Staaten.

Ein Wendepunkt war der Anfang des siebenten Jahrhunderts. Denn mit den königlich regierten Staaten konnte Delphi sich verständigen und eben so mit den Aristokratieen, mit denen es dieselben Grundsätze erblicher Standesrechte vertrat. Als aber durch einen Umschwung aller geselligen Verhältnisse die Herrschaften der Tyrannen aufkamen, war eine offene Fehde unvermeidlich, welche die delphische Macht erschütterte, und doch geben die Maßregeln, welche die Gewaltherren ergriffen, so wie die Waffen, die sie anwandten, ein neues Zeugniß von der einflußreichen Stellung der Priesterschaften in der griechischen Welt.

Die aus der Revolution hervorgegangenen Herrschaften hatten alle das Bestreben, diesen Ursprung vergessen zu machen und von nationalen Autoritäten Anerkennung zu erlangen. Dazu bedurften sie der angesehenen Priesterschaften und warben mit Aufwand aller Mittel um ihre Gunst, obwohl sie sich in ihrer eigenen Staatsverwaltung zu den feindseligsten Maßregeln gezwungen sahen. Denn die Macht der Tyrannen beruhte ja auf Söldnern und deshalb bedurften sie eines Schatzes. Schätze hatten aber damals nur die Tempelorte, theils aus freiwilligen Huldigungen, theils aus Pflichtabgaben, die auf dem Grundsatz beruhten, daß der Boden, wo die Gottheit Wohnung gemacht, ihr Eigenthum sei und ihr der Zins von jeder Nutzung gebühre.

Aus dieser theokratischen Idee ist der Zehnte hervorgegangen, welcher, wie es scheint, durch die Phönicier an den Küsten des Mittelmeeres eingeführt ist; in Griechenland aber war er so eingebürgert, daß bei den wichtigeren Heiligthümern, deren Einrichtungen wir kennen, nicht nur Aecker, Weinberge, Triften, Bergwerke so wie Handelsgewinn und Kriegsbeute, sondern die Bürgerschaften selbst der Gottheit gezehntet wurden. Wenn nun die Tyrannen ihrerseits den Zehnten erhoben, so eigneten sie sich eine auf Tempelgebiet gereifte Einrichtung an; die Priester, welche die gesammte Geldwirthschaft in Griechenland begründet haben, wurden wider Willen die Lehrer der Finanzpolitik und sahen ihr sorgfältig durchgebildetes Steuersystem zu ihrem eigenen Schaden auf das staatliche Gebiet übertragen. Im Einzelnen war der Hergang sehr verschiedenartig, im Allgemeinen aber kam es dahin, daß die Priester durch feste Einnahmen entschädigt, die Tempelcassen aber nach und nach unter städtische Verwaltung gestellt wurden. Die griechische Münze so wie die ganze Einrichtung der athenischen Finanzwirthschaft hat den priesterlichen Ursprung nie verleugnet.

Sehen wir auf den äußeren Gang der Begebenheiten, so war die Priesterschaft von Delphi siegreich, ihre Feinde fielen nach kurzem Glanze einer nach dem andern, und doch ging sie wesentlich geschwächt aus diesem Kampfe hervor; denn die Einzelstaaten hatten sich mehr und mehr jeder Oberleitung entzogen und die städtischen Priesterschaften waren mit den Interessen ihrer Stadtgemeinden immer mehr verwachsen. Das Schlimmste aber war, daß Delphi selbst in eine schwankende Stellung gerathen war. Es hatte die glänzenden Huldigungen, welche ihm von den aus dem Umsturz des Bestehenden hervorgegangenen Gewaltherrschaften dargebracht waren, nicht zurückgewiesen, und als es endlich mit voller Energie gegen die Pisistratiden vorging, war es dazu durch die Freigebigkeit der Alkmäoniden, der Feinde des Tyrannenhauses, veranlaßt. Es stand also nicht mehr über den Parteien; es war in den Kampf derselben hereingezogen, und nach eigennützigen Motiven wechselte der pythische Gott seine Politik.

Nun kam eine neue Entscheidung, der Freiheitskrieg. Wenn die Priesterschaft, welche das Volk gesammelt, seine Einheit geschaffen, seine Sitte gebildet, seine Staaten geordnet hatte, jetzt den Mittelpunkt bildete, um welchen sich die Stämme schaarten, so konnte sie eine neue Bedeutung erringen. Eben war der Tempel des Gottes prachtvoll erneuert und die Beisteuer, welche die Priester aus allen Ländern, wo Hellenen wohnten, bis ins Nilthal hinauf, zusammengebracht hatten, zeigte, welch ein Zusammenhang noch vorhanden war.

Aber die Priesterschaft war weit entfernt, die Volksbewegung zu fördern und zu leiten. Ihr war der Freiheitsdrang auch in seiner edelsten Form eine unheimliche Macht. Sie hatte ihre reichsten Gaben von den Königen Phrygiens, Lydiens und Aegyptens; ihrem Interesse war es also völlig zuwider, den Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren zu verschärfen. Sie fühlte sich als Weltmacht und wollte den friedlichen Zusammenhang der Mittelmeerstaaten nicht gestört sehen. Sie war also mit dem ganzen Anhang der benachbarten Kleinstaaten antinational gestimmt, und die Rettung der hellenischen Unabhängigkeit kam trotz Delphi zu Stande.

Damit hatte es seinen ferneren Antheil an der von ihm begründeten Volksgeschichte verwirkt und war fortan nur noch eine Reliquie der Vorzeit. In Sparta blieben noch die Beamten, deren Aufgabe es war, den Staat im Einklange mit dem Orakel zu erhalten. Die Athener hatten ihre zehn Stämme noch von Delphi bestätigen lassen und fuhren fort, die Aemter, welche über heiliges Recht Auskunft ertheilten, von der delphischen Priesterschaft besetzen zu lassen. Aber diese öffentlichen Beziehungen wurden zu leeren Formen.

Dagegen blieben die menschlichen und persönlichen Beziehungen in voller Kraft, denn hier war Delphi durch nichts zu ersetzen. Ja, es ist ergreifend zu sehen, mit welcher Treue die Hellenen ihrem Apollo anhingen. Die Besten des Volkes waren apollinische Naturen und wandelten in dem Lichte, das von seinem heiligen Sitz ausstrahlte. Die Geschichtschreibung entwickelte sich daran, der Weisheit des Gottes in den Schick=

salen der Staaten nachzugehen, und die Dichter zeigten, wie von dem Verständniß seiner Sprüche Glück und Unglück der alten Geschlechter abhängig gewesen sei. Ja, als die Philosophie von der Betrachtung des Weltganzen in das Bewußtsein des Menschen einkehrte, knüpfte sie unmittelbar an delphische Priesterlehre an. Denn hier allein war die Möglichkeit gegeben, ohne Bruch mit der volksthümlichen Ueberlieferung aus dem Gewirre bunter Fabeln zu sittlichen Gedanken von unbedingter Gültigkeit hindurch zu dringen. Sokrates verlangte nur, daß man mit dem alten Spruche der Tempelpforte Ernst mache, und für Plato gab es im Verfalle des hellenischen Volkslebens nichts, was er mit gleicher Ehrerbietung anschaute, wie den Sitz des delphischen Gottes. So haben gerade die Athener, die sich jeder Bevormundung am frühesten entzogen, das Gute, das in Delphi, und nur in Delphi, zu finden war, mit feinem Sinne zu würdigen gewußt, und während Sparta in pedantischem Festhalten an den veralteten Formen priesterlicher Bevormundung erstarrte, wurde Athen durch Vereinigung, Pflege und Fortbildung aller fruchtbaren Keime des nationalen Lebens die wahre Nachfolgerin von Delphi, die neue Metropolis von Hellas.

Auch im innern Staatsleben hat bei den Athenern trotz ihrer alle Standesunterschiede ausgleichenden Demokratie das Priesterthum seine Bedeutung nicht eingebüßt; denn durch die Geschlechter, welche den Dienst der Athena und des Poseidon so wie der eleusinischen Gottheiten nach altem Herkommen pflegten, blieb die Bürgerschaft mit der Vergangenheit im Zusammenhange. Jahr aus Jahr ein wurde die marathonische Siegesfeier im Tempel von Agrai gehalten, und keine Stadt war der stetigen und beruhigenden Elemente mehr bedürftig als Athen. Aller Aufklärung ungeachtet erschienen die verschiedenen Priesterthümer unentbehrlich, um die Fäden zu erhalten, durch welche die Stadt mit den unsichtbaren Mächten verbunden war, damit keine Gottheit wegen Verabsäumung eines Opferdienstes ihr Antlitz abwende. Priesterliches und Weltliches war nicht geschieden. Aus alten Priestergeschlechtern sind Staatsmänner hervorgegangen, welche durch hohen Sinn und reine Vaterlands-

liebe die Ersten ihres Volkes waren, wie Perikles und Lykurgos, des Lykophron Sohn. Die geistlichen Würden erhielten sich bis in die späte Kaiserzeit, und als am heutigen Tage vor 16 Jahren am Fuße der Akropolis das Dionysostheater aus tausendjährigem Schutte wieder auftauchte, sahen wir in dichtem Halbkreise die Marmorsessel vor uns stehen, wo neben den obersten Beamten der Stadt die gesammte Priesterschaft ihre Ehrensitze hatte. Ihre Versammlung war der Feierschmuck der Gemeinde, die sichtbare Vertretung der Gottheiten, unter deren Schutz die Stadt Athen groß geworden war.

Aber sie herrschten nicht mehr allein. So wie das öffentliche Leben verfiel, verlor der Cultus seine innere Bedeutung und das Vertrauen erlosch. Wenige wußten aus der Ueberlieferung den Kern des Echten festzuhalten. Die sophistische Aufklärung befriedigte nicht. Die Einen verhöhnten die väterlichen Bräuche, wie Alkibiades und Genossen, während die Anderen, von innerer Angst getrieben, nach Neuem und Fremdem suchten. Es geschah, was Plato wiederholt als eine schwere Gefährdung des Staatslebens bezeichnete, daß sich geschlossene Kreise bildeten, in denen man Privatculte pflegte. Wandernde Zeichendeuter und Wunderthäter gewannen Anhang. Von Neuem kamen aus dem Morgenlande, von Priestern getragen, die phrygischen, syrischen, ägyptischen Religionen herüber mit morgenländischem Kastengeist, mit morgenländischem Fanatismus und allen Greueln einer zugleich geistlichen und sinnlichen Aufregung. Allen gemeinsam war die unpersönliche Idee eines Natur- und Menschenwelt despotisch beherrschenden Schicksals. Unter den Bann dieses orientalischen Pantheismus versank die griechische Welt, während der Polytheismus in leerem Ceremoniell sein Dasein fristete, bis am Altare des Unbekannten in Athen ein neuer Gottesdienst entstand, der das durch ernsten Wahrheitsdrang Gefundene in höherem Licht verklärte.

Wenn wir nach der Dauer politischer Größe die Bedeutung einer Volksgeschichte schätzen wollten, so wäre die der Hellenen eine der am wenigsten beachtenswerthen, denn welch eine Spanne Zeit ist es von Marathon bis Chäronea! Das hellenische Volk

gleicht jenen Gewächsen, welche nach langem, unscheinbarem Werden sich für einen Tag in wunderbarer Herrlichkeit entfalten; es ist, wie sein ältester Held Achilleus, nach kurzem Jugendglanz vom Schauplatz der Thaten abgetreten.

Sein eng umgrenztes Leben ist aber in sich so reich, daß wir nicht müde werden, es anzuschauen, zu durchdenken und zu genießen. Diese innere Verbindung von Genuß und Anstrengung, von selbstverleugnender Arbeit und freudiger Befriedigung ist es ja, was dem Beruf des akademischen Lehrers seine besondere Weihe giebt, und wie können wir das Geburtsfest unseres Königs würdiger feiern, als wenn wir ein öffentliches Zeugniß davon ablegen, daß wir unseres hohen Berufs von Herzen froh sind und auch unsere Feste nicht besser zu feiern wissen, als indem wir den Garten wissenschaftlicher Erkenntniß gemeinsam durchwandern und das in stiller Forschung Gewonnene in freierem Umblick überschauen.

V.

Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt.

Der griechische Götterkreis pflegt in den Lehrbüchern der Mythologie als ein fertiges System behandelt zu werden, und die festen Umrisse, in denen uns die Gestalten der Olympier von Jugend auf bekannt sind, verleiten leicht zu der Vorstellung, als wenn dieselben so von Anfang an neben einander bestanden hätten. Das Götterwesen der Alten ist aber eben so gut wie ihr Staat und ihre Kunst ein geschichtlich Gewordenes und läßt sich nur als ein Werdendes begreifen. Vom Staatswesen ist dies längst anerkannt, und die Staats- und Rechtsalterthümer haben in demselben Maße an wissenschaftlichem Leben gewonnen, wie sie mehr und mehr Verfassungsgeschichte geworden sind. Die Archäologie der Kunst ist als Kunstgeschichte zu neuem Leben erwacht und wo es, wie bei der Architektur, bisher nur gelungen ist, die Formen und Gesetze des von den Hellenen geschaffenen Organismus zu verstehen, ohne daß wir zu erkennen vermögen, wo und wie derselbe entstanden ist, quält uns diese Unklarheit wie ein Problem, auf dessen Lösung wir nicht verzichten können. Die topographische Kenntniß der Städte des Alterthums gewinnt erst dann rechtes Interesse, wenn wir uns nicht damit begnügen, das Nebeneinander der Tempel, Märkte und öffentlichen Gebäude nachzuweisen, sondern zu verstehen suchen, wie diese Gruppen entstanden sind und wie sich die Bürger auf ihrem Stadtboden

den wechselnden Verfassungszuständen gemäß nach und nach eingerichtet haben.

Auch die Sprache, welche doch von Allem, was aus dem Geiste eines Volks hervorgegangen ist, als das am festesten Gefügte und in seinen Gesetzen Unveränderlichste betrachtet werden kann, hat man mehr und mehr als eine sich entwickelnde, d. h. in ihrer Ablösung vom Stamm der verwandten Sprachen, im Fortschritt ihrer volksthümlichen Ausbildung, in ihrer mundartlichen Spaltung, in der Umgestaltung ihrer Satzfügung und ganzen Ausdrucksweise auffassen gelernt.

So ist es auf allen Gebieten eine Epoche gewesen, daß man die Schöpfungen des antiken Geistes aus der systematischen Anschauung und dogmatischen Behandlung in geschichtlichen Fluß gebracht hat.

Auch in der Mythologie ist dieser Zug der Wissenschaft zur Geltung gekommen und zwar in doppelter Hinsicht. Otfried Müllers Verdienst ist es, die griechischen Stämme als Träger gewisser Gottesdienste nachgewiesen und dadurch zwischen Volksgeschichte und Mythologie eine fruchtbare Verbindung hergestellt zu haben. Dadurch ist der hellenischen Götterwelt ein neues Interesse abgewonnen und eine vielseitige noch immer fortwirkende Anregung gegeben. Das nächste Resultat war aber eine zu große Zersplitterung des geistigen Volksbesitzes und die unbillige Bevorzugung eines Stammes auf Kosten der andern.

Welcker, der tiefste Denker unter denen, die in neuester Zeit eine griechische Götterlehre geschrieben haben, hat sich von solcher Einseitigkeit fern gehalten. Er hat den Volksglauben der Hellenen immer als ein Ganzes im Auge behalten; er hat auch in dem überlieferten Göttersystem den Proceß des Werdens nicht verkannt; er unterscheidet alte und neue Götter, er redet von einer entscheidenden Periode des neuen Götterwachsthums, von einem Entsprießen des heiligen Göttergeschlechts. Diese geschichtlichen Gesichtspunkte sind dem trefflichen Forscher aber nur wie Ahnungen aufgestiegen, ihre Durchführung ist nirgends ernstlich in Angriff genommen. Er hatte auch noch zuviel von jener Eifersucht, mit welcher die älteren Humanisten die Autochthonie der griechischen

Göttergestalten hüten zu müssen glaubten, um mit voller Unbefangenheit die Culturgeschichte der Mittelmeervölker zu betrachten. Auch nach ihm ist man im Wesentlichen bei einer systematisch beschreibenden Behandlung stehen geblieben, obgleich man sich doch bei tieferem Nachdenken sagen mußte, daß man den fertigen Götterkreis zu begreifen außer Stande sei, wenn man sich nicht darüber klar werde, wie derselbe entstanden sei und ob die verschiedenen Bewohner des Olymps von Anfang an gleich berechtigt neben einander gestanden haben oder nicht.

Deshalb kann man sich auch nicht bei der Methode beruhigen, welche mit umfassender Gelehrsamkeit von Eduard Gerhard durchgeführt worden ist, der vorwiegend statistischen Methode, der Nachweisung aller in Cultus und Bild ausgeprägten Formen des griechischen Götterglaubens. Denn auch er stellt sich von vorn herein auf den „festen Boden der griechischen Mythologie" und knüpft erst an den Schluß seiner Göttersysteme eine Reihe „mythologischer Parallelen", einen inhaltreichen Ausblick in die Mythologien der nichtgriechischen Nachbarvölker, indem er die verwandten Vorstellungen zusammenstellt. Wie aber Eins mit dem Anderen zusammenhänge, wie sich die Analogien gebildet haben und wie sie geschichtlich zu begreifen seien, das bleibt im Dunkeln.

Die vergleichende Methode kann überhaupt dem geschichtlichen Bedürfnisse, dem vollberechtigten und unabweisbaren, nicht genügen, weil sie die Vorstellungen der griechischen Mythologie als etwas Gegebenes voraussetzt. Sie ist in ihrem vollen Recht, wenn sie ein gemeinsames Erbtheil religiöser Ideen bei allen Gliedern der arischen Völkergeschichte annimmt, es ist ihr unbestrittenes Verdienst, die älteste Urkunde des arischen Völkerglaubens zur Vergleichung herangezogen und dadurch die ganze Entwickelung des religiösen Bewußtseins wesentlich aufgehellt zu haben. Die Mängel der Methode liegen aber darin, daß die Einwirkungen unterschätzt werden, welche das hellenische Volk erfahren hat, seit es, von seinen arischen Stammbrüdern gelöst, in den Kreis der Mittelmeervölker eingetreten ist, und daß man den religiösen Vorstellungen eine ähnliche Kraft des Be-

harrens und der Abwehr des Fremdartigen zutraut wie der Sprache.

Freilich hat jedes kräftige und gesunde Volk auch einen angeborenen Trieb den angestammten Volksglauben rein zu erhalten und wir haben das deutlichste Beispiel davon an dem Stamme der Kaunier im südlichen Kleinasien, von denen Herodot erzählt (I, 172), daß die Männer der Gemeinde den Gebrauch hätten, an bestimmten Tagen lanzenschwingend umher zu ziehen, indem sie vorgaben, die ausländischen Götter, welche eingedrungen waren, wieder über die Grenzen ihres Landes hinauszutreiben.

In der Regel ist es aber den Völkern nicht möglich gewesen, sich des Einflusses fremder Religionen zu erwehren, und diejenigen Gottesdienste sind immer am gefährlichsten gewesen, welche durch Bilderdienst und äußern Pomp die Augen bestachen, durch üppigen Dienst den sinnlichen Trieben schmeichelten und von solchen Völkern angeboten wurden, welche im Besitz einer reicher entfalteten Cultur waren. Von der ansteckenden Kraft ausländischer Götzendienste zeugt die gesammte Culturgeschichte des Alterthums, die Geschichte der Juden, Perser, Griechen und Italiker.

Ein besonders deutliches und lehrreiches Beispiel giebt der persische Aurumazdadienst, dessen Reinheit durch alle Mittel eines monarchischen Staatssystems verbürgt war. In allen Urkunden der Darius und Xerxes ward Aurumazda als der alleinige Volks- und Reichsgott angerufen. Inzwischen hatte sich neben ihm allmählich eine weibliche Gottheit eingebürgert, eine Göttin, deren Dienst die Perser von ihren semitischen Nachbarn, den Assyriern, zugelernt hatten, wie Herodot sagt (I, 131), die Anahit oder Urania. Ihr Dienst hatte als ein Haus- und Familiencultus lange bestanden, als Artaxerxes Mnemon ihn von Staats wegen einführte. In seinen Urkunden tritt die Göttin zuerst auf und Berosos bezeugt, daß er der Anaïtis in Susa, Babylon und Ekbatana Bildsäulen errichtet und ihre Verehrung in Persien, Baktrien und Lydien eingeführt habe.*)

*) Fragmenta Historicorum Graecorum II. p. 509.

Das war der offizielle Uebergang aus dem iranischen Aurumazdadienst zu dem semitischen Bilderdienste, die gesetzliche Anerkennung der babylonischen Göttin als einer Staatsgottheit des Perserreichs.

Die Importation semitischer Götterdienste auf den Boden des arischen Volksthums, welche hier in historischer Zeit vor sich gegangen und urkundlich bezeugt ist, hat bei den andern Völkern, und namentlich bei den Griechen in vorhistorischer Zeit stattgefunden und ihr religiöses Bewußtsein wesentlich verändert, ehe sie uns als ein Volk der Geschichte bekannt werden.

Die Griechen sind nicht wie die Perser unmittelbare Nachbarn der Assyrier und Babylonier gewesen; was also bei diesen ältesten Völkern semitischer Herkunft in Vorderasien an Cultur gereift ist, hat durch Vermittelung anderer Völker seinen Weg zu den Griechen gefunden, und zwar auf doppelte Weise, auf dem Seewege und zu Lande.

Die Vermittler zur See sind die Phönizier gewesen, und es ist einer der wichtigsten Fortschritte in unserer Kenntniß der alten Welt, daß wir durch die großartigen Forschungen von Movers in Stand gesetzt sind, den Schiffen der Sidonier und Tyrier genauer zu folgen und den ganzen Umkreis ihrer Küstenstationen vollständig zu überblicken.

Wir wissen jetzt, daß die weibliche Gottheit, welche überall wiederkehrt, wohin unter Leitung von Sidon Colonien ausgeführt worden sind, auf zwiefache Weise in die griechische Sage verwoben ist, einmal als wandernde Heroine in der wechselnden Gestalt einer Io, Europe, Helene, Dido, und dann wieder als ansässige Gottheit. Denn eben so wie die sidonischen Kaufleute auf der Insel Pharos vor Alexandreia und in Memphis ihre Stationen so einrichteten, daß sie in der Mitte derselben ein Heiligthum ihrer Göttin stifteten, welche in Aegypten als die „fremde Aphrodite" bezeichnet wurde, so haben sie es in Kypros gemacht, dem nächsten Wohnsitze griechischer Bevölkerung, der Schwelle des Westens von Syrien her. Hier kennt man die Küstenplätze, wo sie zuerst gelandet war; hier hat eine unmittelbare Uebertragung syrischer Götterdienste auf hellenischen Boden

stattgefunden, und zwar stets in der Form der „Aphrodite", die dann von Kypros über Kythera weiter nach den europäischen Küsten verpflanzt worden ist. Dies ist eine allgemein angenommene Thatsache, und auch die auf die Reinheit des griechischen Göttersystems eifersüchtigsten Forscher können ihr inmitten der Olympier den fremden Ursprung nicht absprechen, aber sie wird als die „allein Fremde" aufgefaßt; ihr fremdländischer Charakter ist nach Welcker „einzig in seiner Art".

Sind wir nun berechtigt, die Insel Kypros als den einzigen Kanal semitischer Religionen anzusehen und Aphrodite als eine ganz einsam dastehende Ausnahme?

Die ausländischen Einflüsse, welche über Meer kommen und deren Spuren sich an einzelnen Landungsplätzen erhalten haben, sind im Ganzen deutlicher zu verfolgen als die, welche sich zu Lande fortpflanzen, wo die Wellen der Völkergeschichte breiter über den Boden hinfluthen und die Nachweisung bestimmter Epochen erschweren.

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet ist auch auf dem Continent von Asien durch Auffindung und Entzifferung der Urkunden Mesopotamiens die Bewegung des religiösen Lebens klarer geworden und dieser Entdeckung darf die griechische Götterlehre nicht fremd bleiben; denn es tagt hier ein großer Zusammenhang, innerhalb dessen unverkennbar auch die Homerischen Götter stehen.

Es ist uns in den letzten Jahren das weibliche Naturwesen immer deutlicher entgegengetreten, das sich vorwiegend bei den semitischen Völkern der männlichen Urgottheit gegenüber als Hauptgottheit geltend macht, ein Wesen unter vielfachen Namen, Belit (Beltis, Mylitta) in Babel, Istar in Assyrien, Nana in Elymais, Anuat in Südchaldäa. Diese Namen treten früher oder später auf und jeder bezeichnet eine besondere Seite des göttlichen Wesens, alle Namen gehen aber auf eine Göttin zurück, deren Bedeutung nicht an einzelne Naturkörper und einzelne Naturerscheinungen gebunden ist, sondern sie ist die Naturkraft selbst, der feuchte Urgrund alles Werdens, der empfangende und rastlos gebärende und nährende Mutterschoß aller Frucht-

barkeit; ein Wesen, dessen Beinamen entweder die unbegrenzte Machtfülle bezeichnet, wie „Herrin der Welt", „Göttin des Himmels und der Erde", „Königin der Erde, Mutter der Götter", oder von einzelnen Plätzen des Cultus hergeleitet sind, wie „Mutter der Stadt Erech" (Orchoe), „Istar von Ninive" u. s. w.

Indem diese Muttergöttin Schutzgottheit von Städten und Staaten wird, nimmt sie solche Prädicate, Attribute und Eigenschaften an, welche für das Gemeindeleben unentbehrlich sind. Sie wird mannigfaltiger und vielseitiger, sie erhält neben der sinnlichen Bedeutung eine ethisch-politische. So wird Istar eine siegverleihende, eine „Gebieterin der Schlacht" *); die Göttin der Wollust erscheint als jungfräuliche Kriegerin, in voller Waffenrüstung, wie wir auch die sidonische Aphrodite kennen, und die ganze Geschichte des Cultus bewegt sich wesentlich darum, ob die beiden Seiten der babylonischen Göttin, die jungfräuliche und die mütterliche, die kriegerische und die sinnliche, in einander übergehen oder eine vor der anderen den Vorrang hat. Das sind die Ergebnisse dessen, was durch die Forschungen von Vogué, Smith, Schrader, François Lenormant**) über vorderasiatische Religionsgeschichte immer klarer hervortritt.

Diese Gottheit babylonischen Ursprungs finden wir in Vorderasien auf dem Boden arischer Völker. Wir finden sie in Armenien, wo die Kette der mit den Griechen näher zusammenhängenden Völker beginnt, in einheimischen Geschichtsquellen als die „große Göttin Artemis" bezeugt, die Tochter des Weltschöpfers Arumazd, „in welcher das Land Armenien Leben hat".***) Als Tanais oder Ma von Komana ist sie in Kappadocien eingebürgert, als Göttin von Zela im Pontus, deren mesopotamischer Ursprung durch ihre Verbindung mit dem Sakäerfeste und mit Semiramis bezeugt ist und die von Strabo (S. 559)

---

*) Schrader, die Keilschriften und das alte Testament, S. 81.

**) Lenormant, Essai de commentaire des documens cosmogoniques de Bérose d'après les textes cunéiformes et les monumens de l'art asiatique, 1872. La Magie chez les Chaldéens, 1874.

***) Langlois, Collection des historiens de l'Arménie I. p. 122. 128.

ausdrücklich als Anaïtis mit der Landesgöttin der Armenier gleichgestellt wird.

So schieben sich die Stationen der großen Naturgöttin an den alten Caravanenstraßen entlang durch Armenien, Phrygien, Pontus gegen das nördliche und westliche Meer vor — und an der Küste selbst, wo wir die mit den Armeniern und Phrygern verwandten Griechenstämme seit ältester Zeit ansässig wissen — da sollte der Zusammenhang plötzlich abreißen? Das wäre in der That unglaublich, auch wenn sich auf dem griechischen Ufer- und Insellande Kleinasiens keine entsprechenden Culte nachweisen ließen.

Nun finden sich aber das ganze Gestade entlang eine Reihe von Cultstätten weiblicher Gottheiten, denen unverkennbar derselbe Kern des Wesens zu Grunde liegt. Dieser Kern ist aber, sowie man aus dem einförmigen Binnenlande in den aufgelockerten Küstensaum und zu den Wohnsitzen griechischer Stämme kommt, so mannigfach umgenannt und umgestaltet, daß man den Zusammenhang verloren hat, wie man überall das Griechenvolk von den Nachbarvölkern isolirt und sich dadurch das Verständniß seiner Cultur erschwert hat.

Jetzt werden wir nicht verkennen können, daß, wie die Edelmetalle, nach babylonischem Gewichte normirt, den Griechen überliefert und von ihnen mit griechischem Stempel versehen, als nationale Münzen in Umlauf gesetzt sind, eben so auch die religiösen Grundideen Vorderasiens von den Hellenen aufgenommen und gleichsam umgeprägt worden sind. Denn einerseits gehen ja dieselben Cultusformen von einem Continent zum anderen hinüber, so daß Strabo Komana ein „kleines Korinth" nennen konnte, weil sich mitten in Hellas derselbe Götterdienst wiederfand wie in den Hauptstationen der assyrischen Caravanenstraße; andererseits ist die pantheistische Gottesidee an den Küsten des Archipelagus in so mannigfaltige Strahlen gebrochen, daß man in dem bunten Spectrum derselben die gemeinsame Lichtquelle bis auf den heutigen Tag verkennen konnte. Unter vielen, neuen Namen finden wir die eine Gottheit verehrt; aus den nomina werden numina, und je nachdem die eine oder die andere Seite,

die sinnliche oder die geistige, die friedliche oder die kriegerische, mehr hervorgehoben wird, erscheinen die verschiedenen Formen als neue Gestalten, als selbständige Wesen, so selbständig, daß sie sich, wie die Stämme, in denen sie ihre besondere Gestaltung erlangt haben, selbst feindlich gegenüber treten.

Am engsten verwachsen mit dem binnenländischen Cultus ist die Göttin vom Berge Sipylos, welche dort ihren Sitz hat, wo Küsten- und Binnenland, phrygische und griechische Bevölkerung sich berühren. Das uralte Felsbild am Sipylos, die „Mutter Niobe" stellt die Göttin eben so dar, wie sie auf babylonischen Cylindern erscheint. Lucian kannte die Identität der syrischen Göttin und der Rhea-Kybele; Beiden waren Löwe, Thurmkrone, Pauke gemeinsame Symbole. Der durch Kappadocien und Phrygien vorgedrungene assyrische Cultus wird städtischer Gottesdienst von Sardes, und diese Stadt, im Vorlande Kleinasiens gelegen, wird wieder ein neuer Ausgangspunkt nach Westen und zwar zunächst in das Küstenland, wo die griechischen Städte Phokaia, Smyrna, Magnesia, Lampsakos, Kyzikos Stationen desselben Cultus werden, und dann begleitet er die Geschlechter, welche vom Sipylos aus nach Hellas ziehen, über das Meer. Im Peloponnes kannte man die älteste Cultusstätte der Kybele und wußte, daß sie von Tantaliden gegründet sei.*) So finden wir, so wie wir den europäischen Boden berühren, örtliche Ueberlieferungen, welche von keines Menschen Witz ersonnen sind und deshalb einen unzweifelhaften Kern geschichtlicher Wahrheit enthalten.

Dieselben vom Sipylos stammenden Tantaliden treten in Hellas auch als Diener der Aphrodite auf, welcher Pelops Bilder aus Myrtenholz weiht, und der Artemis. Pelops lag in Pisa neben dem Heiligthume der Artemis bestattet und seine Gefährten führten ihr am Alpheios die ersten Festtänze auf. Agamemnon erscheint an den verschiedensten Orten als Priester der Artemis.**)

*) Pausanias 3, 22.

**) Den Zusammenhang der Pelopiden mit dem Artemisdienste habe ich in meinem Aufsatze über Artemis Gygaia (Archäol. Zeitung XI. 1853, S. 148) weiter entwickelt.

Diese Ueberlieferungen, welche lauter Thatsachen alter Religionsgeschichte enthalten, bezeugen, daß sich einst aus dem Vorlande Phrygiens der Dienst der großen Naturgöttin unter dem Namen Rhea, Aphrodite, Artemis nach Griechenland verbreitet hat und der letztere Name ist ohne Zweifel ein schon im kleinasiatischen Binnenlande einheimischer. Das erhellt aus dem Namen, welchen die assyrische Urania bei den Skythen trug, Artimpasa,*) ein Name, dessen Bildung noch nicht mit Sicherheit erklärt ist, dessen Ursprung aber doch gewiß im Armenischen oder Phrygischen zu suchen ist.

Die assyrische Göttin unter dem Namen Artemis finden wir denn auch in Ephesos, dessen centrale Bedeutung für die alte Religionsgeschichte darauf beruht, daß die maritimen und die continentalen Wege, auf denen der Dienst der einen vielnamigen Göttin verbreitet ist, sich hier verbunden haben. Denn ich glaube nachgewiesen zu haben, daß die erste Stiftung von der Seeseite erfolgt ist, also von den Phöniziern, die in der innersten Bucht der Kaystrosmündung die Göttin von Sidon angesiedelt haben, und daß diese Stiftung dann mit dem durch das Binnenland vorgeschobenen Dienst derselben Gottheit in Verbindung getreten ist, so daß wir hier die Institute der Perser, Lyder und Kappadocier, die Gebräuche des Kybele- und Mylittacultus wiederfinden.**)

Daß der berühmte Heradienst auf der Insel Samos denselben Ursprung und denselben Kern hatte, wie der Dienst im benachbarten Ephesos, wird man nicht verkennen können. Das Heraion hatte eine gleiche Lage in sumpfiger Niederung wie alle Heiligthümer der asiatischen Artemis; in dem samischen Quartier „Laura" finden wir dasselbe mit üppigem Tempeldienst verbundene Institut der Hierodulie wie in Komana. Wir finden in uralten Festgebräuchen die Myrte der Aphrodite als Symbol der Hera, und wie sehr das Wesen der Hera dem der Aphrodite verwandt

---

*) Herodot 4, 59.

**) Vgl. meine „Beiträge zur Topographie und Geschichte Kleinasiens" in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1872 und meinen Vortrag über Ephesos.

war, bezeugt der uralte Dienst der Hera-Aphrodite in Lakonien; war doch auch die durch Phönizier in Etrurien eingeführte Juno, wie ihr Name Cupra anzeigt, keine andere als die Göttin von Cypern.

Die Göttinnen Kleinasiens, von denen bis jetzt die Rede gewesen ist, haben alle denselben Charakter der Omnipotenz; sie regieren allein, sie beherrschen die Welt, sie walten zu Land und zu Wasser, sind Göttinnen des Kriegs und des Handels und entsprechen sich in ihrem pantheistischen Grundwesen wie in einzelnen Zügen so vollkommen, daß ihre ursprüngliche Identität jedem Unbefangenen einleuchten muß und daß auch ein so nüchterner Forscher wie Martin Leake, welcher überall nur das Thatsächliche constatirt, bei Gelegenheit der Münzen von Aphrodisias, deren Frauenkopf der ephesischen Artemis gleicht, zu dem Schlusse kommt: that the Juno of Samos, the Diana of Ephesus, the Venus of Aphrodisias were all originally the same syrian goddess.*)

Auf europäischem Boden ist es anders. Hier treten uns zwar auch noch mannigfaltige Spuren pantheistischer Gottesanschauung entgegen, wie z. B. in solchen Götternamen, welche eine unbegrenzte Machtfülle andeuten, Namen wie Despoina, die „Großen Göttinnen" u. a.; das sind merkwürdige Spuren einer ursprünglichen Scheu, welche die Menschen hatten, das Wesen der Götter zu individualisiren. Im Ganzen aber ist das Streben vorherrschend, den Gottheitsbegriff schärfer zu begrenzen und als Persönlichkeit aufzufassen. Vor Allem liegt der Unterschied darin, daß die Idee des höchsten Gottes, des Weltschöpfers und Menschenvaters, daß der Zeusbegriff lebendiger und kräftiger im Bewußtsein geblieben ist und daß deshalb die große Naturgöttin, deren Dienst aller Orten in das europäische Griechenland eingedrungen ist, hier nirgends so unbedingte Geltung gewonnen hat und so Alles in Allem gewesen ist, wie in Cypern oder in Ephesos.

Das eigenthümlich Europäische in der Umgestaltung der

---

*) Numismata Hellenica. Suppl. Asia p. 21.

Naturgöttin besteht also darin, daß sie mit Zeus in Verbindung gesetzt wird, und zwar nicht durch einfache Beiordnung, wie Anahita neben Aurumazda anerkannt wurde, sondern unter den verschiedensten Namen und Formen wird sie als Gattin, als Geliebte, oder als Tochter mit Zeus verbunden, und dadurch ist sie der Keim einer Fülle von Sagen geworden, welche im Tempeldienst entstanden und durch der Dichter Mund gestaltet worden sind.

Wo die Göttin als unstät Wandernde auftritt, erscheint sie als Gegenstand einer verstohlenen Liebe von Seiten des Zeus, wie Jo und Europe; wo sie aber ansässige Gottheit ward und Hauptgottheit einer Staatsgemeinde, entsteht auch eine priesterlich und staatlich anerkannte Verbindung, wie die Ehe zwischen Zeus und Hera in Argos, zwischen Zeus und Dione in Dodona.

Bei Dione könnte man sich am ehesten denken, daß ihre Gestalt sich ohne auswärtige Einwirkung neben der des männlichen Urgotts im Volksbewußtsein entwickelt habe, aber hier wird sie gerade durch eine vollkommen unverdächtige Ueberlieferung als eine über See hergekommene Genossin des Zeus bezeichnet, als eine Tochter des Okeanos. Hier war nachweisbar erst der Urgott allein und dann kam die Göttin, wie Anahita zu Aurumazda, und mit ihr ein neues Priesterthum, ein neuer Opferdienst. Ihr besonderes Kennzeichen ist die Taube, der Vogel der kyprischen Göttin; sie wird selbst mit Aphrodite zusammengestellt, mit Eros verbunden, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir die Taube von Dodona anders auffassen sollten als die von Kypros, von Sikyon und Eryx. Es tritt ja die uralte Verbindung zwischen dem phönikischen Libyen und den Küsten von Hellas jetzt auch aus ägyptischen Urkunden uns so wohl bezeugt entgegen, daß wir in der That keinen Grund haben, der dodonäischen Tempelsage zu widersprechen, welche die als Tauben bezeichneten Priesterinnen aus Libyen kommen ließ.

Die Einführung der Dione ist das erste Beispiel einer volksthümlichen Aneignung der semitischen Göttin von griechischer Seite, einer Aneignung, welche mit den ältesten Ordnungen des hellenischen Volks in Epirus zusammenhängt, und wenn dagegen behauptet wird, daß hier eine einheimische Gottheit vorhanden

gewesen sei, welche nur durch das von außen Ueberkommene ihre vollere Ausstattung erhalten habe, so bleibt der einheimische Kern das Hypothetische; das Ausländische aber, in welches er aufgegangen sein müßte, ist eine Thatsache, die wir als eine der wichtigsten Spuren ältester Culturverbindung im Mittelmeer anzuerkennen haben.

Die am meisten europäisch gewordene, am meisten localisirte und am individuellsten ausgestaltete unter allen weiblichen Gottheiten Griechenlands ist Athena. Aber auch sie erscheint als eine überseeische; wir finden Athenatempel auf Vorgebirgen, welche für die älteste Seefahrt besonders wichtige Stationen waren, wie in Sunion und auf Aigina. Auch als ihre Heimath wurde das phönikische Gestade Libyens angesehen und an uralten Landungsplätzen sidonischer Purpurfischer wie am Isthmus von Korinth wurde sie als „phönikische Athena" verehrt. Gleich der asiatischen Naturgöttin war sie in feuchten Niederungen am Meere ansässig, wie die Hellotis an der Seebucht von Marathon, sie soll den Oelbaum vom phönikischen Salamis nach Attika gebracht haben, und auch nachdem sie längst auf die Stadtburg der Athener erhöht war, wurde ihr altes Holzbild noch jährlich zum Meere getragen,*) um dort gewaschen zu werden, wie die samische Hera, die taurische Artemis, die syrische Aphrodite im Meerwasser gereinigt wurde.

Bei den Athenern ist sie in vollstem Maße als Staats- und Stadtgöttin ausgebildet worden; hier ist der Anschluß an den pelasgischen Urgott am vollkommensten vollzogen und zwar in der Form der Affiliation, wie es Welcker nennt. Von Hause aus selbständig, steht sie aber dem Vater Zeus von Anfang an als eine vollkommen Entwickelte gegenüber, als die wehrhafte Jungfrau, wie die aus Sidon stammende Astarte als Stadtgöttin von Karthago. In ihr ist die bei den Orientalen zurücktretende Seite strenger Jungfräulichkeit und Unnahbarkeit vorzugsweise zur Geltung gebracht. Untergegangen ist aber auch die andere Seite nicht, wie der Dienst der mütterlichen Athena zeigt,

*) A. Mommsen, Heortologie, S. 431.

der Pflegemutter der attischen Jugend, der Ehegöttin und Erhalterin der Geschlechter; sie wurde in Athen, Elis und sonst als „Mutter" verehrt; sie war wie die orientalische Aphrodite, wie alle Naturgottheiten, in denen die beiden Seiten des Naturlebens, Entstehen und Vergehen, sich zusammen schließen, Vorsteherin von Geburt und Tod. Die alten Sitzbilder der Athena, die sich in Gräbern gefunden haben, tragen den halbkreisförmigen Stirnschmuck, den Polos, in welchem man ein Symbol des Himmelsgewölbes erkannte. Mit demselben Symbol hatte Endoios die Aphrodite als Himmelskönigin dargestellt.

Von allen Symbolen ist aber keines wichtiger als die Mondsichel; sie ist das eigentliche Wappenbild der asiatischen Naturgöttin, mag sie als Artemis oder Aphrodite erscheinen, und findet sich als solches an ihren Tempeln und Bildern. Die Mondsichel ist aber das constante Wahrzeichen der Göttin von Athen auf den Münzen der Stadt, und auch das Gorgonenantlitz auf ihrer Brust wird man nicht anders denn als Mondgesicht deuten können. Ihre Feste fielen auf die Tage, an denen zuerst und zuletzt der Mond sichtbar war, und Aristoteles hat geradezu behauptet, Athena sei der Mond. Wie kann man ein solches Zeugniß so wegdeuten wollen, daß man sagt, wie Welcker,*) Athena habe als Göttin des Aethers auch den Mond wie die anderen Gestirne in ihrem Herrschaftskreise gehabt! Und wie will man wahrscheinlich machen, daß der Aether das ursprüngliche Object einer volksthümlichen Anbetung gewesen sei?

Aber auch der Mond ist nicht der Gegenstand des Cultus, so wenig wie die ephesische Artemis oder die syrische Göttin selbst der Mond waren; vielmehr ist der Mond das Sinnbild der natürlichen Fruchtbarkeit, des üppigen Erdsegens, weil man glaubte (wie es noch jetzt eine weit verbreitete Ansicht ist), daß die Mondnächte besonders thaureich seien und das Pflanzenleben förderten. Darum war auch Athena selbst als Pandrosos Thaugöttin und die ephesische Göttin wurde in alter Zeit als „Nacht" dargestellt.

---

*) Gr. Götterlehre II. 306.

Wenn man sich also in alter und neuer Zeit gewundert hat, weshalb dem häßlichsten Thier die Ehre geworden sei, das besondere Wohlgefallen der Athena zu gewinnen, so findet die Eule als Nachtvogel ihre volle Erklärung; denn wenn man ihre Stimme hörte, glaubte man, daß der segensreiche Niederschlag, von dem alles Pflanzenleben abhängig ist, in Wirksamkeit trete.

Es kann nicht meine Absicht sein, alle Einzelheiten aufzuzählen, in welchen sich die ursprüngliche Identität der attischen Göttin mit der asiatischen verräth. Ich erinnere daher nur an die Athena Ergane, in welcher die weibliche Industrie, die im Geleit der assyrischen Gottheit die alte Welt durchzieht, ihre Vertretung hat; an ihr Symbol, das Schiff, das auch bei germanischen Stämmen ein Kennzeichen überseeischer Culte ist,*) an die Granate in ihrer Hand als Zeichen des Erdsegens, an die ihr geheiligten Erfindungen des Morgenlandes, Würfelspiel und Zahl. Ja es geht auch auf hellenischem Boden das Bild der Aphrodite in das der Pallas über, wie auf den Münzen von Korinth.

Wenn die beiden Seiten der asiatischen Göttin, die jungfräuliche und die mütterliche, in Artemis, Hera und auch in Athena verbunden erscheinen, indem bald die eine, bald die andere Seite vorherrscht, sind in Demeter und Persephone die beiden Eigenschaften aus einander getreten und in zwei besonderen Personen dargestellt. Demeter ist schon durch ihren Namen als Mutter bezeichnet und eben so die andere, „Kora", als Mädchen. Demeter wird ebenso wie Hera und Dione dem männlichen Urgotte als Gefährtin beigesellt, aber diese Verbindung ist nicht so allgemein anerkannt und so volksthümlich. Die zwei Göttinnen bilden ein geschlossenes System für sich und haben ihr besonderes Religionswesen kräftig behauptet.

Die beiden Göttinnen sind aber durchaus nicht immer als Paar verbunden. Die jungfräuliche Tochter erscheint auch selbständig als weltbeherrschende Göttin, als „Despoina". Als Gattin des Zeus tritt sie in Kyzikos an Stelle der großen Göttin,

---

*) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 236.

der Göttermutter; sie wird als Mondgöttin gefeiert, sie theilt mit Aphrodite die Symbole der Taube, des Delphins, der Myrte, und als Königin des Schattenreichs ist sie von der Aphrodite als Todtengöttin nicht wesentlich unterschieden, wie Gerhard in seiner Schrift über Venus-Proserpina nachgewiesen hat.

Demeter ist als die lebenspendende Erdmutter am wenigsten aus dem Kreise ursprünglicher Naturanschauung herausgetreten. Ihr alterthümlichstes Bild im Peloponnes zeigte dieselben Symbole, welche der Aphrodite als Naturgöttin eigen sind, Pferd und Taube. Sie trug das Gorgoneion wie Athena, das Scheffelmaß auf dem Haupt, wie Kybele; Aeschylos nannte sie der Artemis Mutter, und auch die Demeter Achaia, welche die aus Phönizien stammenden Gephyräer nach Böotien gebracht haben sollten, war nur eine Form der altsyrischen Gottheit und zwar in ihrer Eigenschaft als Vertreterin der hinsterbenden Natur; es war also im Wesentlichen derselbe Gedankeninhalt, wie er der um ihren Adonis klagenden Aphrodite zu Grunde liegt.

Der Dualismus des Demeter-Persephonedienstes ist dadurch so merkwürdig, daß sich die Ideen der Naturreligion hier am kräftigsten erhalten haben und am wenigsten in ethisch politische Vorstellungen aufgegangen sind. Daraus erklärt sich die spröde Selbständigkeit der attischen Mysteriengottheiten im Gegensatz zum Staatscultus.

Diese Zusammenstellung der vornehmsten Göttinnen Griechenlands soll nichts Erschöpfendes sein; aber auch das Gegebene, sollte ich glauben, genügt, um jedem Unbefangenen die Thatsache anschaulich zu machen, daß diese Göttinnen mit ihren einander so nahe berührenden Eigenschaften und Attributen nicht wie durch eine generatio aequivoca an den verschiedenen Oertern selbständig entstanden sind, sondern daß es nur die mannigfaltigen Erscheinungen eines weiblichen Urwesens sind, nur Formen einer Gottheitsidee, der im feuchten Erdgrunde wirksamen, durch Himmelsthau genährten Naturkraft, welche Thier- und Pflanzenleben hervorbringt und die Geschlechter verbindet, einer Idee, die als Göttin gedacht in Mesopotamien zu Hause ist und von da, wie zu den Armeniern, Persern, Kappadociern,

Phrygern, Skythen, so auch zu den Griechen gekommen ist, mit einem Kerne gleicher Vorstellungen, mit einer Anzahl gleicher Symbole, überall Eingang findend, dem Charakter der einzelnen Stämme und Städte sich anschmiegend und unter den verschiedensten Namen sich durch alle Mittelmeerländer unaufhaltsam fortpflanzend.

Freilich hört dann Aphrodite auf die „allein fremde" Gottheit, die einzige Ausländerin im griechischen Olymp zu sein, und die Grenzen zwischen Hellenen und Barbaren verwischen sich auf eine für viele Hellenisten unheimliche Weise. Aber gehen uns denn wirklich die hohen Gestalten der Athena Parthenos, der Hera von Argos, der eleusinischen Demeter und der jungfräulichen Schwester des Apollon verloren? Bedroht uns etwa die Gefahr, daß das hellenische Götterwesen sich wieder in eine wüste Masse morgenländischer Priesterlehre auflöst, wie es in Creuzers Symbolik der Fall war? Oeffnet sich nicht vielmehr jetzt erst ein tieferer Blick in die Werkstätte des hellenischen Geistes, wenn wir sehen, wie derselbe die formlose Idee, welche der Orient nur durch Häufung symbolischer Zeichen ausdrücken konnte, menschlich und schön gestaltet hat, wie er das Princip der Fruchtbarkeit und Lebenserhaltung mit ethischer Kraft aus der Sphäre der Sinnlichkeit herausgehoben und verklärt hat, wie er die Göttin aus den sumpfigen Gründen auf die Felsburgen versetzt, mit dem städtischen Leben verflochten und Schritt für Schritt mit der Entwickelung des Staats immer reicher ausgestattet hat!

Erkennen wir nicht jetzt erst, wie aus dem unplastischen Pantheismus des Orients durch hellenischen Kunsttrieb freie lebensvolle Personen, aus der einen weltbürgerlichen Naturgottheit nationale Götter hervorgegangen sind und wie diese nun durch die Kraft der Poesie mit einander als Gatten und Geschwister, als Eltern und Kinder verbunden, in freundliche und feindliche Berührung gesetzt und durch eine unerschöpfliche Fülle anmuthiger Sagen ausgestattet worden sind? Wenn wir wissen, daß Artemis ursprünglich nichts mit Apollon zu thun hat, erscheint uns die Macht der Dichtkunst um so größer, welche

beide zu dem schönsten Geschwisterpaar verbunden hat, und wir empfinden lebhafter die Wahrheit dessen, was Goethe sagt:

„Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart!"

Wir gewinnen nun auch einen genaueren Maßstab für die verschiedenen Stufen hellenischer Culturentwickelung.

Am korinthischen Isthmus z. B. ist der Dienst der asiatischen Göttin offenbar durch eine besonders starke Zuwanderung eingebürgert und hat hier seinen orientalisch sinnlichen Charakter behauptet in Begleitung derselben Tempeleinrichtungen, wie wir sie in Vorderasien finden. Auch in der Hafenstadt von Patrai finden wir bei dem Aphroditedienste dieselben weiblichen Tempelsklaven, dieselbe Industrie, dieselbe Unsitte. Athen dagegen zeichnet sich durch die selbständigste Umgestaltung und die höchste Verklärung der semitischen Religionselemente vor allen Landschaften aus. Die weibliche Gottheit ist hier in vollstem Maße hellenische Staatsgottheit geworden; aber neben ihr ist der männliche Gott, der alt-arische Zeus in vollen Ehren geblieben, und die Verbindung von Vater und Tochter, wie sie bei den Athenern zu Stande kam, ist das schönste Zeugniß für ihren feinen Sinn in der Ausbildung des religiösen Bewußtseins.

Ist die Genesis der weiblichen Gottheiten in der Hauptsache richtig aufgefaßt, so ergiebt sich, wie ich glaube, für die Betrachtung der griechischen Mythologie ein nicht unerheblicher Gewinn. Es müssen nämlich zunächst alle Versuche aufgegeben werden, für die einzelnen Göttinnen besondere Wesenheiten und Machtdistrikte festzustellen, Versuche, welche niemals zu befriedigenden und gültigen Resultaten geführt haben; denn jede Gottheit ist von Anfang ein ganzer Gott. Die Mythologie wird wesentlich zu einer Morphologie werden und ihre Aufgabe darin finden, nachzuweisen, wie der gemeinsame Inhalt einer umfassenden Gottesidee in den verschiedenen Stämmen aufgefaßt, umgestaltet und ausgeprägt worden ist. Wie aus der vollen Macht des Königthums die verschiedenen concurrirenden und sich gegenseitig beschränkenden Magistraturen der Republik entstanden sind, so aus der die sichtbare Welt umfassenden Naturgöttin die mit

besonderen Amtskreisen ausgerüsteten Gottheiten, welche dann, als wenn sie von Anfang an verschieden gewesen wären, neben einander in dem Kreis der Olympier auftreten. In dem Processe der Aneignung und Umgestaltung liegt ein großes und wichtiges Stück hellenischer Culturgeschichte, es ist die eigentliche Zeit der Ausbildung der Nationalität. Für diese vorhistorische Entwickelung giebt der Vergleich der asiatischen und europäischen Gottheitsbegriffe den einzigen Aufschluß; die Geschichte der Götter ist die Vorhalle der Volksgeschichte.

Freilich tritt uns hier eines der schwierigsten Probleme entgegen, ich meine die Frage, wie weit die Gottheiten der Griechen als exotische Pflanzen eingeführt, wie weit sie angestammten Gottheitsbegriffen angeschlossen und einheimischen Keimen gleichsam aufgepfropft worden sind. Diese Frage endgültig zu entscheiden ist gewiß die schwierigste und die letzte Aufgabe. Es kann daher nicht als richtige Methode anerkannt werden, wenn man damit beginnt, den fernsten Hintergrund des religiösen Volksbewußtseins aufklären und das feststellen zu wollen, was vor dem Verkehr mit den vorderasiatischen Völkern, mit dem für uns alle hellenische Culturgeschichte beginnt, den Bestand religiöser Vorstellungen bei den Griechen gebildet habe; denn dazu sind keine genügenden Hülfsmittel vorhanden und nichts kann täuschender sein als aus Verwandtschaft der Götternamen Identität der Vorstellungen folgern zu wollen.

Der einzig richtige Weg scheint mir der zu sein, daß man wie auf dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Erfindungen, so auch auf dem des religiösen Lebens die Einwirkungen Vorderasiens auf Griechenland immer schärfer zu bestimmen und so in die vorgeschichtliche Entwickelungsperiode einzudringen sucht, in welcher durch den lebendigen Verkehr mit semitischen Völkern die Hellenen den Volkscharakter gewonnen haben, welcher sie von allen Zweigen des arischen Völkergeschlechts unterscheidet. Bis jetzt hat man aller Fortschritte assyrischer und phönizischer Wissenschaft ungeachtet das arische Gottesbewußtsein zu einseitig als Kern und Stamm der griechischen Mythologie angesehn, und noch Conze sagt in der Einleitung zu seinen „Götter- und

Heroengestalten", die Umwandlung des arischen Götterwesens in hellenische Gestalten sei durch die epischen Dichter erfolgt, als wenn zwischen dem Eintritt der griechischen Nation in den Kreis der Mittelmeervölker und der Periode des Epos nicht die für Entstehung des griechischen Olymps entscheidende Periode in der Mitte läge.

Von dem Inhalte dieser Periode, von dem Uebergange des vorderasiatischen Pantheismus in hellenischen Polytheismus, den die Wissenschaft schrittweise zu verfolgen hat, um auch der Mythologie den Charakter zu geben, welchen jeder Zweig der Alterthumskunde haben soll, den Charakter geschichtlicher Forschung — habe ich versucht eine Anschauung zu geben, wie sie sich mir allmählich gebildet hat und wie ich sie auch der Einleitung meiner griechischen Geschichte zu Grunde gelegt habe.

Daß auch unter den männlichen Gottheiten des Olymps sich Persönlichkeiten finden, welche ursprünglich identisch sind, ist denen kein Geheimniß, welche durch das bunte Farbenspiel der Phantasie den Kern religiöser Grundanschauungen zu erkennen wissen. Es schien zweckmäßig, bei den weiblichen Gottheiten stehen zu bleiben, um hier die Zurückführung der Mannigfaltigkeit auf eine ursprüngliche Einheit zu versuchen und die Entstehung des griechischen Polytheismus zu erklären. Hier ist die Methode leichter; hier schien es mir am ersten möglich, dem „Entsprießen des heiligen Göttergeschlechts", welches Welcker wie ein Mysterium unangerührt läßt, näher zu treten und eine Betrachtung der Mythologie anzuregen, welche, wenn sie gelingt, zur Vorgeschichte der Hellenen wird und sich zur Mythologie und den Cultusalterthümern verhält, wie die Geologie zur Geographie, indem sie den Proceß nachweist, durch den das religiöse Bewußtsein der Griechen seine festen Formen gewonnen hat.

Zum Schluß noch ein Wort über die geschichtliche Entwickelung der griechischen Mythologie, wie ich mir ihren Verlauf im Großen und Ganzen denke.

Der Orient ist pantheistisch. Eine Weltkraft, die ohne Concurrenz Alles beherrscht, eine weiblich gedachte Naturmacht ohne Trennung der Naturreiche erfüllt den Glauben der Völker

Asiens, die unter dem Einflusse babylonischer Cultur stehen, und herrscht in den Küsten- und Inselländern des östlichen Mittelmeeres, wo, wie nun auch von Cypern gewiß ist, seit ältesten Zeiten Griechenstämme gewohnt haben.

Dieses Naturwesen hat schon auf der asiatischen Seite verschiedene Namen und Cultusformen angenommen, aber jede Gestalt ist Trägerin derselben unbegrenzten Machtfülle. In Hellas hat die Idee des Urgottes, des Schöpfers sich kräftiger erhalten; die asiatische Naturgöttin wird ihm beigeordnet und untergeordnet, sie wird individualisirt und localisirt; die Weltgöttin wird Gemeindegöttin und erhält in jedem Cantone eine eigene Persönlichkeit; die Nachbarcantone verständigen sich über die Anerkennung ihrer besonderen Gottheiten und so entstehen Göttergruppen und Götterkreise, welche, gegen außen abgeschlossen, innerhalb einer bestimmten Anzahl verwandter Stämme anerkannt werden; es bildet sich ein Kanon nationaler Gottheiten mit beschränkter Zahl, das Resultat einer politischen Verständigung, das Wahrzeichen eines aus Nachbarstämmen erwachsenen Volks.

Bei der Zwölfzahl der Olympier findet aber der den Hellenen eingepflanzte Trieb scharfer und mannigfaltiger Gestaltung der übersinnlichen Begriffe keine Beruhigung, keinen Abschluß. Einzelne Kräfte der Götter lösen sich ab und werden zu besondern dämonischen Wesen; es entsteht eine Reihe von Gottheiten zweiten Rangs, wie Nike, Hebe, Peitho, Iris, Eirene. Durch die Nebengestalten werden die Hauptgötter zurückgedrängt und ausgehöhlt; es entsteht eine Verwirrung des religiösen Bewußtseins, und in Folge des übermäßig entwickelten Gestaltungstriebes erfolgt endlich ein Rückschlag aus dem Polytheismus in den Pantheismus des Morgenlandes. Die nationalen Götter sind entwerthet, und bei dem Bankerott der nationalen Mythologie kehrt das religiöse Bedürfniß endlich zu den Wesen zurück, welche den überschwänglichen Inhalt einer Naturmacht haben und deshalb dem unpersönlichen Begriff des Schicksals, welchem die Welt immer sklavischer zu Füßen sinkt, von Anfang an am meisten verwandt waren. Der Unterschied zwischen Hellenen und Barbaren war aufgehoben; durch zerrissene Dämme fluthete

der Pantheismus über den Boden der classischen Völker hin und die Naturgöttin Asiens zeigt sich als die dauerhafteste aller religiösen Ideen des Alterthums. Als syrische Göttin, als Rhea, als ephesische Artemis, als Isis und Tyche beherrschte sie die griechisch-römische Welt, zur Zeit, da die Apostel das Evangelium brachten.

Der religiöse Gedanke, welcher zuletzt noch im Stande war, die Herzen zu erwärmen und die Beredsamkeit zu entzünden, war die Herrlichkeit der Schicksalsgöttin, die Alles in Allem sei und das Wesen aller griechischen Gottheiten umfasse. In diesem Sinne haben Apulejus von Madaura und Dio Chrysostomus im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Allgöttin des Morgenlandes gefeiert.

VI.

Ein Ausflug nach Kleinasien.

Man hat meiner Herbstreise nach Kleinasien und Athen*) den Namen einer wissenschaftlichen Expedition gegeben, als wenn sie in öffentlichem Auftrage unternommen worden wäre. Doch war es im Grunde nur eine bescheidene Ferienreise, welche ich unternahm, um meine Anschauung der classischen Länder zu vervollständigen, und wenn dieselbe eine größere Bedeutung gewonnen hat, so verdanke ich dies zunächst der Gnade Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs, durch welche mir die Begleitung eines Generalstabs-Offiziers zur Anfertigung genauer Terrainaufnahmen zu Theil wurde, zweitens der durch das Unterrichts-Ministerium huldvoll vermittelten Gewährung einiger Geldmittel, um an wichtigen Punkten, namentlich in Athen, kleinere Ausgrabungen zu machen, und endlich dem glücklichen Umstande, daß sich zu gemeinsamer Erforschung des classischen Bodens eine Anzahl älterer und jüngerer Freunde zusammenfand, welche sich gegenseitig auf das Eifrigste unterstützten und förderten.**) Wenn daher auch die kurze Reisezeit durch ungewöhnliche Septemberhitze sowie durch eine plötzlich von Griechenland gegen

*) 1871.

**) Außer dem damaligen Herrn Major Regely vom großen Generalstabe betheiligten sich an der Reise Geh. Baurath und Professor Adler, so wie die Professoren Stark, Gelzer und G. Hirschfeld.

die Türkei eingerichtete Quarantaine noch wesentlich beschränkt wurde, ist es dennoch möglich gewesen, ein nicht unbedeutendes Material zu sammeln, dessen Verarbeitung und Veröffentlichung nicht lange auf sich warten lassen soll. Am heutigen Tage kann ich keine andere Absicht haben, als eine Uebersicht dessen zu geben, was ich in Betreff der wichtigeren Stätten und Denkmäler der alten Geschichte auf der Reise beobachtet und gelernt habe.

Der erste Platz, wo man von den Donaumündungen her in den Kreis hellenischer Erinnerungen eintritt, ist der Bosporos, und hier war es wiederum ein Punkt, welcher mein Interesse in vorzüglichem Grade fesselte. Es ist die obere Pforte des Meersundes, wo die Leuchtthürme von Rumeli- und Anadoli-Kawak den Anfang der engeren Seestraße anzeigen.*) Hier liegt auf der asiatischen Seite an dem baum- und wasserreichen Strande der Bucht ein türkisches Fischerdorf, Gerokoi genannt. Geht man von hier nach dem Kastell hinauf, das nach gewöhnlicher Annahme die Genuesen daselbst zur Beherrschung des Seethors erbaut haben, so findet man zwischen zwei mittelalterlichen Rundthürmen ein großes, gegen Osten gerichtetes, Marmorthor, welches aus lauter Ueberresten griechischer Tempelarchitektur bunt zusammengesetzt ist. Der an beiden Enden abgebrochene Deckstein mißt drei Meter und zeigt die reichste Gliederung eines ionischen Gesimses, welche ihrem Stile nach der früheren Kaiserzeit anzugehören scheint und in prokonnesischem Stein auf das Sorgfältigste ausgeführt ist. Die jetzigen Thürpfosten sind Architrave von 12′ Länge; rings umher in Mauern und Thürmen sieht man alte Werkstücke von 0,90 Länge.

Die ganze Stätte ist in hohem Grade anziehend. Nach Norden gewendet, hat man den oberen Theil des Bosporos zu Füßen; im Halbkreise sich ausweitend, erscheint er wie die Vorhalle des Pontus, welcher sich jenseits in unermeßlicher Breite ausdehnt. Es war einer der berühmtesten Aussichtspunkte der alten Welt, weil der plötzliche Uebergang der engen

*) Vgl. O. Frick, Anaplus Bospori, Gymnasialprogramm von Wesel. 1860. S. 33.

Fahrstraße in den pontischen Ocean den Eindruck des ganz Außerordentlichen macht. Es ist die Stelle, wo der griechische Schiffer verweilte, ehe er von den heimischen Gestaden Abschied nahm, um nach einem Opfer an Zeus Urios in die hafenlose Wasserwüste hinauszusteuern, und ebendaselbst brachte er sein Dankopfer dar, wenn er glücklich heimkehrend hier gleichsam die Schwelle des Vaterlandes wieder betrat. Die quellenreiche Bucht ist ein bequemer Sammel- und Rastort für Schiffe; die Strömung führt leicht nach Bujukdere hinüber und wendet sich von der asiatischen Seite hierher zurück. Der Schloßberg ist unterwärts mit byzantinischem Gemäuer bedeckt und wegen der zum Leuchtthurm gehörigen Anlagen jetzt nicht zugänglich. Seine Abhänge waren einst mit Weihgeschenken überfüllt. Von den vielen Zeus-Urios-Standbildern, die hier aufgestellt waren, ist wenigstens ein Postament mit metrischer Inschrift erhalten*) und in die Netze der Bosporosfischer gerathen noch dann und wann einzelne Ueberreste aus dem reichen Inventar des Heiligthums. Das merkwürdigste Stück ist ein Marmorrelief im Besitze des Herrn Millingen, dasselbe, welches in der Zeitschrift unserer Gesellschaft 1864 von Michaelis herausgegeben worden ist.

Herr Millingen lebt als Arzt in Constantinopel, hat sich aber das von seinem Vater, dem berühmten Archäologen, ererbte Interesse für alte Kunst lebendig bewahrt. Er hat den Alterthümern des Zeus Urios sein besonderes Augenmerk zugewendet und auf seinen Anlaß hat der kürzlich verstorbene Großvezier in Anadoli-Kawak jenes Marmorthor aufgraben lassen. Umfassendere Nachgrabungen würden hier in hohem Grade lohnend sein. Man sieht noch die mächtigen Steindämme auf beiden Seiten unter dem Wasser vorspringen, um den Seepaß zu einem künstlichen Seethore zu machen, und ein sehr merkwürdiges Zeugniß für die langdauernde Bedeutung dieses Platzes ist es doch, daß, während sonst auf dem an hellenischen Sagen und geschichtlichen Erinnerungen so reichen Gestade des Bosporos sich so wenig griechische Ortsnamen erhalten haben, gerade dieser Ort,

*) Corp. Inscr. Gr. n. 3797.

an dem die ältesten Sagen des hellenischen Volkes haften, seine Benennung unverändert behauptet hat, so daß auch die Türken ihn noch heute ganz mit derselben Benennung (Gero d. i. Hieron) bezeichnen wie Herodot, der auch nur von dem „Heiligthume" redet, in welches König Darius sich gesetzt habe, um sich daselbst der wunderbaren Aussicht zu erfreuen*). Es gehörte zum Gebiete der Chalkedonier, und wenn diese so viel verspottet worden sind, weil sie bei ihrer Ansiedelung das verkehrte Gestade, nämlich Byzanz gegenüber bei dem heutigen Kadikoi, gewählt hätten, so ist die Anschauung dieser Gegenden doch nicht unwichtig, um sich den Hergang der megarischen Colonisation zu erklären, denn im Ganzen ist das asiatische Ufer milder, besser bewässert, buchtenreicher und fruchtbarer als die europäische Seite.

In Constantinopel ist das Museum der Irenenkirche für den Freund des classischen Alterthums der wichtigste Platz und von steigender Bedeutung. Denn es sind an alle Paschas Befehle ergangen, die in den altgriechischen Landschaften zu Tage kommenden Alterthümer in das türkische „Nationalmuseum" zu schaffen. Es ist eine Direction eingerichtet und sogar ein Katalog gedruckt, aber trotzdem ist das ganze Institut in einem sehr ungeordneten Zustande und die Benutzung desselben möglichst erschwert. Man kann dasselbe nur in dem großen Cyklus der städtischen Merkwürdigkeiten (mit dem Serail, den Moscheen u. s. w.) auf Grund eines Fermans in polizeilicher Begleitung besuchen; alles Zeichnen und Notiren ist verboten, jedes ruhige und wiederholte Betrachten der Gegenstände wird möglichst erschwert. Und doch befinden sich hier viele Denkmäler von hohem Interesse. Im Vorhofe hinter dem mit Stricken zusammengehaltenen Eisengitter ein kolossales Medusenhaupt aus Marmor, welches in einer Mauer angebracht gewesen zu sein scheint, und eine Gruppe mächtiger Sarkophage; im inneren Hofe Marmorreliefs mit sitzenden und stehenden Nymphen, zwischen denen Muscheln und Seethiere zum Wasserausgusse dienten, und ein anderes schönes Fragment, welches weibliche Gestalten zeigt, die

*) Herodot 4, 85.

auf dem Leibe von Seegeschöpfen sitzend Kränze halten. Im Innern zieht besonders die kolossale Marmorstatue eines Imperators das Auge auf sich, welche in Kreta gefunden ist, ein Werk von mangelhafter Ausführung aber von monumentalem Stile und imposanter Wirkung. Am sorgfältigsten ist das Panzerrelief ausgearbeitet, welches Athena, von Schlange und Eule umgeben, mit gezücktem Speere darstellt, von zwei Victorien gekränzt, welche auf Ranken stehen. Unterwärts ist der Panzer mit einer doppelten Reihe Reliefmedaillons geschmückt. Der nach vorn geneigte Kopf des Imperators ist mit einem Laubkranze geschmückt, welcher in der Mitte durch ein Medaillon zusammengehalten wird. Der linke Fuß ist auf einen Knaben gesetzt, der vorn über auf dem Boden liegt. Ich nenne außerdem eine vor Kurzem aus Thessalonich eingeschickte Relieftafel mit Heilgöttern. Hygieia eine Schlange tränkend, neben ihr Asklepios, ein Gewächs in der Hand haltend, welches schilfartig aufschießt mit großen Büscheln; mehrere merkwürdige Ephebenstatuen, darunter eine aus pentelischem Marmor mit einem großen aus Pinien, Rosen u. a. dicht geflochtenem Kranze, welcher von der linken Schulter bis zum rechten Schenkel hinabhängt; mit der linken Hand faßt er ein Obergewand, welches wie mit Pelzwerk verbrämt herabfällt. Aus Cypern sind Sculpturen vorhanden, welche für die Anfänge hellenischer Bildkunst ungemein lehrreich sind. Besonders wichtig erscheinen aber zwei Metopentafeln, 0,67 hoch, 0,80 breit; die eine mit den Dioskuren, deren Pferde rechts und links mit nach außen gerichteten Köpfen ganz symmetrisch aufgestellt sind. Auf der andern sieht man eine Frau mit Bogen und Köcher, über welcher eine von rechts herankommende Nike einen Kranz hält; links ein stehender Mann, der ein Pferd hält. Merkwürdig ist, daß bei einem Relief, welches hellenistischen Ursprungs zu sein scheint, das flatternde Gewand der Nike mit archaistischer Faltenlegung dargestellt ist. Ich erwähne nur noch den Grabstein des Parmeniskos mit einem seine Waffen darstellenden Relief, die Statuette eines Schauspielers, der mit gekreuzten Füßen am Pfeiler stehend seinen Kopf in einer Maske hält, um, abgesehen von den be-

kannten Denkmälern, dem von Frick in der Archäol. Zeitung 1857 herausgegebenen Sarkophag und dem hallikarnassischen Amazonenfragment, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände anzudeuten.

Von Privatsammlungen erwähne ich nur noch die des Herrn Dr. Déthier, welcher aus den Ruinen von Perinthos einige sehr vorzügliche Sculpturen besitzt. Für die Alterthümer der Stadt sind die großen Bauten, welche das ganze Verkehrsleben von Stambul umzugestalten im Begriff sind, von eingreifender Bedeutung, denn der ganze Südrand der Stadt wird für die Eisenbahn aufgeräumt; die Mauern der byzantinischen Palastbauten mit ihren Thoren und Erkern fallen; und wenn die große Continentalstraße, welche an Stelle der alten Egnatia Orient und Occident verbinden soll, vollendet ist, dann werden die stillen Propontisufer sich neu beleben und der Weltverkehr, der sich jetzt um Pera und Galata zusammendrängt, wieder dorthin zurückkehren, wo von den Schiffswerften und Handelshäfen des alten Byzantion die Ueberreste am Strande noch heut zu Tage liegen.

Mit besonderer Freude gedenke ich des wohlthuenden Eindrucks, welchen es inmitten des unheimlichen Gedränges von Pera gewährt, Stätten wissenschaftlicher Arbeit und classischer Bildung zu finden, welche von griechischen Männern gestiftet und wohl gehalten sind, wie das Lykeion unter Leitung des Herrn Chaziotes und seiner Freunde, und einen von Griechen gestifteten philologischen Verein, an dessen Arbeiten Deutsche und Engländer Theil nehmen, eine Gesellschaft, von deren gesammelten Schriften schon der vierte Band in diesem Jahre herausgegeben ist.

Das tritt ja überhaupt dem unbefangenen Beobachter als zweifellose Thatsache entgegen, daß am ganzen Gestade des Archipelagus das griechische Volk das allein und stetig fortschreitende ist, und nachdem seine letzte Waffenerhebung gescheitert, geht die friedliche Ueberwältigung des zeitigen Gewalthabers in unaufhaltsamem Siegerschritte vorwärts. Ueberall verliert der Osmane Terrain. In Constantinopel selbst gehen mehr und mehr Straßen

in die Hände von Griechen über, und am jenseitigen Küstensaume ist dieser Hergang auf das Deutlichste zu verfolgen, wenn man von Kadikoi (Chalkedon) anhebend, die Prinzeninseln, Isnik (Nikaia), Brusa, die Dardanellenstädte, Adramit (Adramyttion), Aiwalü, Pergamon, Soma, Kirkagatsch, Dikeli, Tschandarti, Klissekoi, Foggia bis Smyrna in das Auge faßt. Aiwalü, im griechischen Unabhängigkeitskriege gänzlich zerstört, hat jetzt 20 000 Einwohner und der türkische Ort, welchem das Gebiet der zerstörten Stadt zugetheilt war, ist jetzt ein armseliges Dorf. Der große Oelwald ist ganz in den Händen der Griechen. In Pergamon ist seit 15 Jahren die Türkenzahl von 20 000 auf 12 000 gesunken, die der Griechen von 3 auf 6000 gestiegen. In Dikeli erwächst mit großer Geschwindigkeit ein neues griechisches Emporion als Hafen von Pergamon.

Der nächste Zielpunkt von Constantinopel war Troas, die Ebene, in der es nie Friede werden soll. Aber auch hier wird die Fehde mit friedlichen Waffen geführt; man schaufelt und gräbt an beiden Plätzen, welche um die Ehre, Priamos' Haus getragen zu haben, concurriren, und Jeder glaubt, untrügliche Identitätsbeweise zu finden. Die Entscheidung der Streitfrage bleibt also nach wie vor einer allgemeinen Beurtheilung der ganzen Thalebene und ihres historischen Charakters vorbehalten.

Wir fuhren von den Dardanellen zu Wasser nach Kumkale, dem äußersten Vorsprunge des sigeïschen Küstengebirges, um am nächsten Morgen von Jenischer, das in der Nähe des alten Sigeion liegt, thalaufwärts zu wandern. Wir hatten so den Vortheil, das Skamandrosthal in ganzer Länge zu durchmessen und an dem Punkte anzufangen, wo in alten Zeiten die Fremdlinge landeten, als die Hafenbucht viel tiefer einschnitt und das breit angeschwemmte Delta des Skamandros noch Meerboden war.

Wer zum ersten Male die Thalebene aufwärts geht, sucht mit neugierigem Blicke nach der Höhe, welche sich von ferne als den beherrschenden Punkt der Landschaft kundgeben soll, ohne sie zu finden. Man kommt aus dem Mündungslande in das engere Thal; eine Reihe von erdreichen Höhenzungen springt vom Ida her gegen den Fluß vor; man steigt die Höhe hinan,

welche durch das Minaret von Bunarbaschi ausgezeichnet ist, ohne auf Spuren alter Geschichte zu stoßen; erst am westlichen Fuße des Dorfhügels ist es die Fülle von Quellwasser, welche unmittelbar den Eindruck macht, daß dieser Ort auch für die Geschichte der Landschaft von hervorragender Bedeutung gewesen sein müsse. Aber auch dieser Ort hat einen durchaus ländlich-idyllischen Charakter. Es ist ein Hügelabhang von sanfter Senkung, ein heimlich behaglicher Ort, zum Verweilen einladend, mit schwellendem Rasen, der auch im Hochsommer frisch und duftig ist. Das klare Quellwasser, das den ganzen Boden durchdringt, sammelt sich in Felsbecken, die zum Waschen eingerichtet sind; das best erhaltene hat 1,50 Breite und 2,20 Länge. Bänke und vielfache Spuren von Felsbearbeitung zeigen sich in der Umgegend. Das sind, von den Hügelgräbern abgesehen, welche mit stummem Ernste an die vergangenen Menschengeschlechter erinnern, die ersten sicheren Spuren menschlicher Niederlassung. Aber man sieht noch immer keine herrschende Höhe. Erst wenn man von Bunarbaschi eine halbe Stunde gegen Südosten allmählich bergauf geht, kommt man zu einer Gruppe von drei Hügelgräbern, wo man endlich im Stande ist, sich über die ganze Oertlichkeit zu orientiren. Abwärts sieht man den Quellort; aufwärts zieht sich die Höhe zu einem engen Rücken und bildet einen schmalen Gipfel von Westen nach Osten, der nur 10 Meter über den Rücken aufsteigt. Man steht auf dem durch Schmidt's Messung sowie durch Hahn's und Ziller's Ausgrabungen bekannten 472′ hohen Gipfel des Balidagh, welcher auf drei Seiten mit 400′ tiefen Felsabgründen zum Flusse abfällt.

Der bloßgelegte Mauerring ist nicht im Stande, für die Identität der Höhe mit der Burg des Priamos ein unwiderlegliches Zeugniß abzulegen, aber der Standpunkt selbst ist in Betreff des geschichtlichen Zusammenhangs in hohem Grade belehrend. Nach Süden gewendet, sieht man, so zu sagen, in die prähistorische Existenz des Troervolks hinein, wie es in abgeschlossenem, wiesenreichem Thalgrunde des oberen Skamandros und an den Abhängen des Idagebirges als Hirtenvolk lebte. Man begreift, wie es aus dem Alpenlande vordringen und die

Felshöhe besetzen mußte, an deren Fuß die idäischen Gewässer als neue Quellen auftauchen. Hier wurde ein Mauerring gebaut, eine enge Bergstadt, deren Grenze die drei Tumuli bezeichnen; sie hütete den Eingang zum oberen Thale, sie beherrschte die Quellen, deren freie Benutzung für die Heerden unentbehrlich war.

Sieht man von der Höhe nach dem Meere zu und faßt den Blick ins Auge, welcher sich von den Dardanellen über Samothrake bis an den Kanal von Tenedos erstreckt (eine Aussicht, welche der Maler Witmer in einer vortrefflichen Skizze dargestellt hat), so begreift man, wie aus dem Hirtenstamme abenteuernde Seefahrer, wie aus den Troern des Idagebirges die Dardaner wurden, welche wir jetzt nicht nur aus epischen Sagen, sondern auch aus ägyptischen Urkunden als seemächtiges Volk kennen, und wie unterhalb der Burg Pergama auf den mit alten Resten bedeckten Höhen von Bunarbaschi die Unterstadt Troia sich ausbreitete, deren skäisches Thor in der Nähe des heutigen Dorfs gelegen haben muß.

Die nach der Seeseite hin so unscheinbare Stadtlage hat ihre nächste Analogie in Mykenai, wo man auch erst unmittelbar vor den Mauern der alten Stadt ihrer geschichtlichen Bedeutung inne wird. Beide waren im tiefsten Winkel der Seeebene als Lauerorte angelegte Bergwarten, welche erst allmählich in ihre geschichtliche Bedeutung hinein wuchsen und Mittelpunkte von Reichen wurden.

Es ist eine große Freude, wenn so durch unmittelbare Anschauung geschichtliche Verhältnisse und Entwickelungen in gewissen Hauptpunkten sich klären. Damit sind aber die Forschungen des Topographen nichts weniger als abgeschlossen. Die Mauerreste selbst zeigen, daß die Burg Pergamon viel mehr Geschichte erlebt hat, als wovon wir eine Ahnung haben. Sind doch auch die uralten Tumuli, wie die Calvert'schen Ausgrabungen gelehrt haben, in ganz verschiedenen Zeiten als Grabstätten benutzt worden.

Das Calvert'sche Haus an den Dardanellen ist gleichsam das Hauptquartier aller troischen Forschungen. Dort ist ein reiches Museum von Alterthümern der Landschaft, dort die

größte Detailkenntniß aller Mauerreste, Funde und Fundstätten. Es kann meine Absicht nicht sein, die Entdeckungen und topographischen Resultate des Herrn Fr. Calvert hier zu besprechen, noch auch die wichtigen und mit rühmlichstem Eifer begonnenen Ausgrabungen des Herrn Dr. Schliemann in Neu-Ilion. Aber es wird Zeit, Alles, was auf dem Boden der Troas in neuerer Zeit gefunden und beobachtet worden ist, sorgfältig zusammenzustellen; dann erst kann auf Grund eines vollständigen Materials von einer umfassenden Topographie der Troas die Rede sein, die sich bis jetzt zu einseitig nur einem Probleme zugewendet hat.

Auf der Fahrt nach Smyrna sahen wir die Ruinen von Methymna und von Assos. In Mitylene schrieben meine Freunde ein neu gefundenes Inschrift-Fragment ab, welches dadurch von Interesse ist, daß es von einem Baue genaue Rechenschaft giebt mit Berücksichtigung der einzelnen Theile des Gebäudes (Thüren, Fenster) und des verschiedenen Materials (Marmor, einheimischer Stein, Holz).

Smyrna ist der natürliche Centralpunkt für die Erforschung von Aeolis und Jonien, und die Eisenbahnen, welche von hier aus gebaut sind, um die Erträge des Hermos- und Maiandrosthals zu dem großen Emporium und so auf den europäischen Markt zu bringen, sind auch für die archäologische und topographische Forschung eine wichtige Förderung. Da beide Bahnen vorzugsweise auf Waarenverkehr berechnet sind, ist die Bewegung auf denselben noch eine sehr beschränkte und der Ertrag derselben mäßig. Deshalb stockt einstweilen der Bau an beiden Endpunkten, der eine in Aidin (Tralles), der andere in Kassaba.

Die Kassababahn geht an der Seeküste um die Ausläufer des Sipylos herum und dann rechts umbiegend längs des Gebirges an dem herrlich gelegenen Manissa vorbei das Hermosthal hinauf. Man hat nahe zur Rechten den Niobefelsen, nach welchem ein Theil unserer Gesellschaft einen besonderen Ausflug machte, bei dem sich (wie von einem mehr berufenen Forscher genauer ausgeführt werden wird) herausgestellt hat, daß beide Arme der rohen Felsfigur nach der Brust gerichtet waren,

eine Haltung, durch welche die Darstellung in ihrer Verbindung mit einer Reihe anderer Idole erkannt wird.

Der imposante Götterberg tritt wie mit einer mächtigen Bastion in die Flußniederung vor und bildet mit den jenseitigen Bergen eine Art von Thor, eine Grenze zwischen Küste und Binnenland, zwischen den Wohnsitzen hellenischer und barbarischer Stämme. Aber das Sipylosthor gewährt nach keiner Seite einen Schutz, und wenn man sich auch des landschaftlichen Abschnitts deutlich bewußt wird, sobald die heißere Luft des Binnenlandes sich spüren läßt und das Thal zu einer unabsehlichen Fläche sich ausweitet, die, reich bewässert, zu jeder Art des Landbaues und zur Pferdezucht sich in vorzüglichem Grade eignet, so wird es doch auch dem Wanderer recht deutlich, daß eine in diesem Binnenlande sich bildende Streitmacht am Sipylos nicht Halt machen konnte, sondern mit ihren Reitergeschwadern durch das weite Sipylosthor in die Küstenlandschaft vorbrechen mußte, welche die natürliche Ergänzung der Flußlandschaft war.

Nirgends ist wohl alte Herrlichkeit auf eine mehr erschütternde Weise in das Gegentheil umgekehrt worden, als in dem Hermosthale. Noch erkennt man deutlich die Spuren der alten Culturarbeiten, das sorgfältigste Canalsystem, das die vielen Bäche der vom Tmolos herkommenden Quelladern vertheilte. Jetzt stockt das Wasser in einzelnen Mulden, der Boden ist trocken oder unergründlicher Sumpf, das Land menschenleer, die Luft eine Fieberluft. Auch die festesten Formen antiker Wohnsitze haben hier nicht Stand gehalten; denn die Vorhöhen des Tmolos, welche in langem Zuge das Hauptgebirge begleiten und als Stadtburgen dienten, bestehn aus einem so bröcklichten Materiale, daß sie bei den häufigen Erderschütterungen, welchen die Landschaft ausgesetzt ist, ihre Form ganz verändert haben und theilweise zusammengestürzt sind. Wohlerhalten ist nichts, als die Menge der Hügelgräber, welche theils den Weg begleiten, theils am gygäischen See zusammenstehn; namentlich ragt der Alyatteshügel wie ein kolossales memento mori empor, überall sichtbar in der sardischen Ebene, der beste Richtpunkt, um sich zu orientiren, das Wahrzeichen des Landes, wie er ja

schon bei dem Dichter Hipponax als das charakteristische Merkzeichen Lydiens angeführt wird.

Je hinfälliger das Wenige ist, das von der Stadt des Kroisos steht, um so mehr schien es unsere Pflicht zu sein, das Unsrige zu thun, damit wenigstens von der Burg und ihrer nächsten Umgebung eine Skizze entworfen werde, wie sie bisher von einer geschichtlich so wichtigen Stadt ganz gefehlt hat. Wenn wirklich in den nächsten Jahren die Eisenbahnarbeiten Sardes durchschneiden sollten, so hat es ein doppeltes Interesse, einen Plan des Stadtbodens vor Augen zu haben.

Einen wie verschiedenen Eindruck macht Pergamon! Pergamon gehört noch ganz dem Küstenlande, der griechischen Sphäre an. Man hat auf der Burg die See vor Augen; die Stadt liegt kaum 50′ über dem Meere und im Winter steht die ganze Kaïkosniederung unter Wasser.

Wir kamen von Dikeli, dem neuen Hafenorte von Pergamon, wo uns der Architekt Humann, der Wegebaumeister, mit seinen Pferden abholte, um uns bei sich zu beherbergen und fortan als treuer Begleiter uns zur Seite zu bleiben. Im Graben des neu gebauten Wegs fanden wir einen Meilenstein mit dem Namen des Consul M'. Aquillius.

Bergama ist eine wohlhabende Türkenstadt, wohl gebaut, gesund gelegen, ein Platz von vielseitigem archäologischem Interesse, aber auch ein Platz fortschreitender Zerstörung. Auf der Burg sahen wir nicht weniger als vier Kalköfen, um nach und nach alle dort vorhandenen marmornen Sculptur- und Baureste zu verbrennen; in der Orchestra des Theaters ist ein schwunghaftes Atelier für Anfertigung türkischer Grabsteine; Vieles von dem, was Choiseul Gouffier noch gesehen hat, ist verschwunden. Und dennoch giebt es fast kein Haus, in dem oder an dem nicht ein Marmorrest vorhanden wäre, und es sind noch viele merkwürdige Ueberreste des Alterthums da, welche kaum bemerkt sind.

Wir fanden im Selinusthale Felsen mit zahlreichen Spuren alter Niederlassungen, die ein zusammenhängendes Ganze bildeten, mit Terrassen, Felsbänken, Felsnischen; ebenso am Fuße der Burg. An den Abhängen der Burg folgt man der antiken

Straße und es giebt kaum eine alte Stadt, wo man von großartigem Terrassenbaue, welcher Burggipfel und Unterstadt zu verbinden bestimmt war, in gleicher Weise eine Anschauung gewinnt. Trümmerhaufen von Marmorarchitektur und eingemauerte Reliefsculpturen zeugen von colossalen Prachtbauten alter Zeit. Gegen Norden ist die Burg als Festung am besten erhalten. Bei 1,75 Dicke steht die Mauer 80′ hoch über dem Abhange. Der untere Theil (etwa 15 Schichten hoch) ist so gemauert, daß die obere Steinlage immer ein wenig über der unteren zurücktritt; eine Bauart, welche auch an den Mauern der troischen Pergamos zu finden ist. Vom Rande springen mächtige Fundamente nach innen vor, in denen sich verschiedene Abtheilungen erkennen lassen.

Der große Burgtempel zeigt seiner Zerstörung ungeachtet charakteristische Kennzeichen pergamenischer Bauweise, erstens den Gewölbebau, der ein damals sehr beliebtes Mittel war, um vorgeschobene Terrassen zu stützen, und zweitens die Futtermauern, welche aus abwechselnd hohen und niedrigen Lagen (0,54 und 0,38) zusammengesetzt sind, wobei jedes Werkstück von einem auf das Sauberste geglätteten Rande von 0,09 bis 0,10 Breite umgeben ist. Unweit des Tempels fanden wir in der Mitte der ganzen Burg ein aus der Tiefe quellendes Wasser von steilen Felswänden umgeben, welche noch mit altem Stuck bekleidet sind.

Wie man die Tempel selber unterkellert hat, um Terrassen zu bilden und Souterrains zu gewinnen, so finden sich auch unten bei der großen Basilika (die von der Pracht des altchristlichen Baustils ein merkwürdiges Zeugniß giebt) zwei große Tonnengewölbe neben einander, das eine überdeckt den Selinus, das andere die Kloake; auch die alten Quaimauern am Selinus sind erhalten. Von ganz vorzüglichem Interesse aber war uns in archäologischer und historischer Hinsicht der Grabbau, welcher gleich unterhalb Bergama sich erhebt auf dem Wege zum Kaïkos; ein stattlicher Hügel, von einer muldenförmigen Vertiefung umgeben, aus welcher die Erde genommen ist, und von einem Steinringe unterwärts gehalten, dessen äußere Bekleidung abgefallen ist.

Die Spitze ist eingesunken; sonst ist der Bau vortrefflich erhalten und von einer gewissen Eleganz der Form; man hat ihn zum Unterschiede von dem andern, dem Kaïkos näher liegenden, doppelgipfligen Tumulus nach Pausanias als Augehügel bezeichnet und insgemein für ein Denkmal vorgeschichtlicher Zeit gehalten. Nun ist aber ein gewölbter Gang in den Hügel hineingebaut, welcher erst neuerdings durch Herrn Humann näher untersucht worden ist. Er führt zu drei Grabkammern, vor welchen sich ein gemeinsamer Vorraum befindet. Diese drei Kammern liegen nicht im Centrum des Tumulus, und es hat sich auch bei weiterem Vordringen von den Kammern gegen das Centrum kein Verbindungsweg gefunden, sondern nur Kiesschutt. Die Structur des ganzen, wie man an seiner durchaus unverletzten Gestalt sieht, niemals aufgegrabenen Tumulus ist noch ein Räthsel. Eins aber steht fest. Das kunstvolle Gewölbe und das Mauerwerk mit abwechselnd großen und kleinen Steinschichten zeugt für die Zeit der pergamenischen Könige. Es ist also nur die Frage, ob sie, um es auch in der Beziehung den Königen der Vorzeit gleichzuthun, den Tumulus für ihr Geschlecht gebaut haben, oder ob man etwa einen alten Tumulus in jener Zeit zu einer Begräbnißstätte benutzt hat, wie ja bei Ilion der Gebrauch nachgewiesen ist, daß man Hügel der Vorzeit zu solchem Gebrauche in späteren Tagen öffnete. Die weiteren Untersuchungen Humann's werden vielleicht sicheren Aufschluß geben und uns belehren, ob der aufgegrabene Gang der einzige des Tumulus war. Auf jeden Fall ist es interessant, den sogenannten Augehügel in so zweifelloser Weise mit der Zeit der pergamenischen Könige verknüpft zu sehen.

Es sind uns aber auf unsrer Wanderung durch Aeolis auch andere Denkmäler vorgekommen, welche nicht unerhebliche Beiträge zur Kenntniß des alten Pergamon und seiner Geschichte liefern. Eine Tagereise östlich von Bergama liegt Kirkagatsch; dort sind bei den unter Humann's Direction ausgeführten Wegebauten Inschriften zu Tage gekommen, deren Kenntniß ich seiner Güte verdanke. Es sind u. A. Ehrendecrete, in welchen über den noch immer dunklen Cult des Tyrimnos und über ein öffent=

liches Bildungsinstitut für Epheben, welches dort zur römischen Zeit in hoher Blüthe gestanden haben muß, Nachricht enthalten ist.

Eine andere wichtige Urkunde fanden wir, als wir von Pergamon das Kaikosthal abwärts reitend die Höhen erreichten, welche gegen die innerste Ecke des elaïtischen Meerbusens vorspringen. Dort im Dorfe Klissekoi (d. h. Kirchdorf von Ekklesia) liegt in dem Hofe eines türkischen Hauses, horizontal im Pflaster eingelassen, ein ansehnlicher Stein mit einer über 100 Zeilen langen gut geschriebenen Inschrift, welche an einem Tage, den wir von Morgen bis Abend vor der Thür des Türken liegend zugebracht haben, von Dr. Gelzer und mir zur größeren Hälfte abgeschrieben wurde. Der untere Theil des Steins ist so abgerieben, daß seine Lesung, so lange derselbe in seiner gegenwärtigen Lage bleibt, schwerlich gelingen wird. Es ist das Decret einer äolischen Stadtgemeinde zu Ehren Attalos des Dritten, welches in sachlicher und sprachlicher Hinsicht einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der hellenistischen Culturepoche in Aiolis liefert.

Von Klissekoi ritten wir über den Höhenzug, auf dem das alte Gryneion lag, in das Hermosthal hinab; wir durchschritten das Hinterland der äolischen Seestädte, die schöne Bucht von Phokaia sahen wir zur Rechten liegen; ein erd- und wasserreiches Hügelland, zur reichsten Cultur geschaffen, jetzt so völlig verödet, daß auch von den türkischen Dörfern, die hier gestanden haben, nur die großen Friedhöfe übrig sind, wo die Ringmauern eingestürzt sind und die Grabsteine zwischen wucherndem Gestrüpp umherliegen. Aller Orten findet man zerstreute Alterthümer, aber ohne Ausgrabungen kann man auf diesem erdreichen Boden nichts erreichen. Jenseits des Hermos, durch den uns unsere Pferde halb gehend, halb schwimmend hindurch brachten, liegt der erste größere Ort Menimen, in dessen Nähe viele große Werkstücke sichtbar sind, die auf eine bedeutende Niederlassung im Alterthum hinweisen. Von dort führte uns die Eisenbahn nach Smyrna.

Dort hatten inzwischen unsere Freunde, welche den Ausflug nach Pergamon nicht mitgemacht, eine andere Arbeit voll-

endet. Von Anfang an zog nämlich der Platz einer älteren Stadt, welche dem heutigen Smyrna gegenüber in der innersten Bucht liegt, unsere Aufmerksamkeit auf sich, die sogenannte Tantalosstadt, welche mit ihren Gräbern und Befestigungen in merkwürdiger Erhaltung wie eine Mumie aus der ältesten Zeit herüberragt. Texier hat das Verdienst, auch diesen Platz zuerst aufgenommen zu haben; indeß erwies sich der Plan ungenügend und bei dem eminenten Interesse, das für alte Geschichte Smyrna, als der Brennpunkt lydischer und hellenischer, äolischer und ionischer Cultur, hat, schien die genaueste Aufnahme wünschenswerth. Hier haben wir neben dem Burgberge einen Gräberberg, welcher ganz bedeckt ist mit Hügeln, die in größerem und kleinerem Maßstabe aus Steinringen aufgebaut waren; bei den meisten findet man noch den Phallus, der als Lebenssymbol die Spitze des Hügels krönte, in Kalkstein oder Marmor roher oder feiner ausgearbeitet. Die ganze Grabstätte ist in späterer Zeit von gierigen Händen vollständig durchwühlt, aber auch zu neuen Bestattungen benutzt worden. Der Director der Kassabaeisenbahn, Herr Consul Spiegelthal, welcher während unseres Aufenthalts in Smyrna jede unserer Unternehmungen auf das Zuvorkommendste und Wirksamste unterstützt hat, veranstaltete für uns nach dem Gräberberge, dessen Fuß die Eisenbahn streift, auf derselben eine archäologische Expedition, bei welcher wir zwei der älteren frei liegenden Steinsärge öffneten. Die darin gefundenen Münzen bezeugten die Benutzung der alten Felsgräber in römischen Zeiten.

Das massenhafte Auftreten phallischer Hügelgräber, wie es nur am gygäischen See seines Gleichen hat, zeugt in sehr kräftiger Weise für den alten Zusammenhang dieser Küste mit dem Hermosthale und spricht für die Wahrheit der Ueberlieferung, welche am smyrnäischen Golfe eine der ionisch-äolischen Colonisation vorangehende Tantalidengründung kennt und Naulochus als das alte See-Emporion des Sipylosreiches namhaft macht. Die Betrachtung der Ufer zeigt, daß hier ursprünglich eine tiefe Bucht einschnitt, welche die natürlichste Hafenstation des Binnenlandes war.

Was die ionischen Städte betrifft, so war es unsere Absicht, die Plätze des Festlandes, welche an der Küste zwischen Smyrna und Ephesos liegen, mit Hülfe des Delphin zu untersuchen, der mir von Seiten des Kriegsministeriums für die zweite Septemberhälfte gütigst zur Disposition gestellt war. Mit dem Ausbleiben des Schiffs wurde dies Programm vereitelt. Die Ausführung auf dem Landwege war unthunlich, ein anderes Dampfschiff zu miethen mißlang, da das einzige hierzu taugliche die täglichen Fahrten nach der neu eingerichteten Quarantaine bei Klazomenai übernehmen mußte. So wurden wir veranlaßt, Ephesos, das wir nur als Touristen besuchen wollten, weil wir es als die durch einen großen Aufwand an Geldmitteln und Arbeit wohl erworbene Domäne der englischen Antiquare ansahen, zum Zielpunkte wiederholter Wanderung und zum Gegenstande eigener Untersuchungen zu machen.

Entscheidend war dafür der Umstand, daß es Herrn Wood, wie wir uns gleich bei dem ersten Besuche überzeugen mußten, im letzten Jahre gelungen war, den Tempel der Diana aufzufinden, und an einer auf ihrem Platze aufgegrabenen Säulenbasis nachzuweisen. Dadurch ist für die Topographie einer Stadt, welche nächst Athen vielleicht die reichste Geschichte durchlebt hat, der feste Punkt endlich gegeben, und im Interesse der Wissenschaft glaubten wir uns verpflichtet, die wichtige Entdeckung sofort nach Kräften auszubeuten.

Dabei konnte es natürlich nicht unsere Absicht sein, dem Entdecker des Tempels etwas von seinem Ruhme nehmen oder ihm auf einem Boden, auf welchem er durch zwölfjährige Arbeit heimisch ist, in Kenntniß des Details Concurrenz machen zu wollen; ihm wird, nachdem er selbst schon in seinem „Führer nach Ephesus" das Hauptresultat veröffentlicht hat, die große und wichtige Aufgabe einer ausführlichen Berichterstattung über das ephesische Ruinenfeld unberührt verbleiben. Die gelehrte Welt aber hat ein Recht darauf, daß ihr ein klarer, von der wuchernden Menge voreiliger Hypothesen befreiter und durch Feststellung des Dianentempels wesentlich bereicherter Gesammtplan des Stadtbodens vorgelegt werde. Denn jetzt erst ist es

möglich, den Dualismus, welcher die Stadtgeschichte von Ephesos so merkwürdig macht, das autochthone Volksthum, das sich an den Priesterstaat anschließt, und das auf attischer Ansiedelung beruhende hellenische Staatswesen in ihrem Gegensatze örtlich festzustellen und den denkwürdigen Kampf zu veranschaulichen, welcher zwischen diesen beiden Mächten von der Gründung des Athenaion durch den Kodriden Androklos bis in die Kaiserzeiten hinein geführt worden ist. Denn nachdem der Priesterstaat durch Alexander in seine Grenzen zurückgewiesen war, suchte er immer wieder auf Kosten des Stadtgebiets vorzudringen und wurde darin von einzelnen Machthabern, welche den hierarchischen Einfluß für sich ausbeuten wollten, wie Mithridates und Antonius, begünstigt, bis Augustus dem Unfug, welcher mit dem Rechte des Asyls getrieben wurde, ein Ende machte und die Priestermacht in eine engere Peribolosmauer einschloß. Da nun von diesem Peribolos eine Ecke gefunden worden ist mit der auf den Bau bezüglichen griechischen und lateinischen Inschrift, haben wir nicht nur für den Tempelbezirk in einem bestimmten Zeitpunkte einen festen Anhalt, sondern können auch in das Verfahren des Augustus, welcher die den Priestern sehr unwillkommene Mauer auf Kosten der Tempelkasse errichten ließ und mit diesem Bau die Gründung eines Augusteums verband, einen tieferen und lehrreichen Einblick thun. Auch von anderen Bauinschriften sind sehr interessante Fragmente zum Vorschein gekommen. Was aber die Tempelarchitektur betrifft, so ist nun auch die seit Winckelmann so viel behandelte und bis neuerdings verschieden gelesene und aufgefaßte Stelle des Plinius von den columnae caelatae endlich klar, denn es haben sich Sculpturen gefunden, welche in hohem Relief den unteren Schaft der Säulen umgeben, von denen eine Skopas gearbeitet hatte. Dadurch erklären sich auch jetzt erst die römischen Schaumünzen, welche die Vorderseite des Artemis-Tempels darstellen.

Wo so viel Stoff geschichtlicher wie archäologischer Forschung vorliegt und die wichtigsten Funde erst beginnen, kann die Arbeit Einzelner nicht ausreichen. Je mehr aber gerade für die nächste Zeit das Interesse aller Alterthumsfreunde den ephesischen

Fundstätten sich zuwenden wird, um so willkommener wird, glaube ich, der Plan von Ephesos sein, welchen ich der Meisterhand des Herrn Major Regely verdanke.

Smyrna selbst ist an bedeutenderen Kunstsammlungen arm. Die ansehnlichste Sammlung ist die des Herrn von Gonzenbach, welcher seit vielen Jahren mit großem Eifer und mit Sachkenntniß gesammelt hat. Man findet an kleineren Antiquitäten, an Grabsteinen mit Relief und Inschrift (so zwei Gladiatorensteine mit den Namen Istros und Eurotas), an Terracottenfiguren, Lampen u. a. viel Anziehendes bei ihm.

Für die zeitraubende Quarantaine in Syra hatte man nur dadurch einen kleinen Ersatz, daß man an dem regen Aufschwunge, welchen dieser Ort nimmt, und an dem vortheilhaften Eindrucke, welchen er durch Ordnung und Sauberkeit im Vergleiche zu Pera und Smyrna macht, als Philhellene eine lebhafte Freude empfinden muß. Auch überraschten uns die bis jetzt unbekannt gebliebenen drei Stufen eines Theaters aus einheimischem Marmor, die wohlerhalten im Keller eines Hauses verborgen liegen.

Der Handel von Syra, welcher während des Krimmkrieges einen sehr glücklichen Aufschwung genommen hat, ist auch dadurch von Interesse, daß er die alt berühmten Schätze des hellenischen Insellandes wieder in Umsatz bringt. So ist z. B. der Schmirgel, der als naxischer Schleifstein bei Pindar erwähnt wird, durch die Betriebsamkeit eines deutschen Kaufmanns, unsres Consuls in Syra, mit gutem Erfolg auf den europäischen Markt gebracht.

Die 14 Tage, welche für Athen blieben, waren von Aufgaben der verschiedensten Art in Anspruch genommen.

Es galt zunächst, die topographischen Arbeiten von 1862 nach den neuerdings gemachten Entdeckungen zu vervollständigen.

Zu dem Zweck kam es darauf an, die im Westen der Stadt gefundene Gräberstraße genau aufzunehmen und mit den Linien der drei hier convergirenden Straßen (von Eleusis, Peiraieus und der Akademie) auch die Lage des westlichen Hauptthors, an welchem sie sich vereinigten, mit annähernder Sicherheit zu bestimmen. Der Schutthügel der H. Triada, den man bis zu

dem Beginne der letzten Entdeckungen für eine natürliche Höhe gehalten hatte, ist seiner Entstehung nach noch immer ein Räthsel; doch erscheint die Ansicht nicht ganz unwahrscheinlich, daß er mit Benutzung der stehenden Grabmonumente zur Zeit Sulla's gemacht worden sei, um die Belagerungsmaschinen gegen die Mauern heranzuführen.

Die zweite topographische Arbeit galt der Felsenstadt auf den nach der Seeseite geneigten Abhängen der Stadthöhen. Hier sind die sichersten, zahlreichsten und am meisten unberührten Bodenspuren aus der Vorzeit von Athen, ehrwürdigen Runen vergleichbar, deren Verständniß eine ungemein anziehende Aufgabe ist. Wir haben diesen Felsgründungen hier, wie auch in Pergamos, in Ephesos und Alt-Smyrna ein besonderes Interesse zugewendet, weil sie bis dahin am meisten vernachlässigt sind und weil sie namentlich in Athen, wo jene Felshänge unausgesetzt durch Sprengungen verunstaltet werden, im Verschwinden begriffen sind. Wir haben von einigen dieser Gründungen genaue Aufnahme gemacht und auch photographische Bilder nehmen lassen, welche von den Hausplätzen, Altarstufen, Sitzen, Felstreppen eine Anschauung geben und für die zu veröffentlichenden Zeichnungen die beste Vorlage bilden.

Endlich benutzte ich die für wissenschaftliche Arbeiten mir zur Verfügung gestellten Mittel, um an einem Punkte, der für städtische Topographie von besonderer Bedeutung ist, einige Ausgrabungen zu machen. Es war dies am Nordabhange des Areopags. Dies ist die einzige Stelle des alten Stadtbodens an der Nordseite der Hügel, wo noch eine größere Fläche unbebaut ist, und da gleich unterhalb dieser Seite des Areopags die Niederung des Kerameikos liegt, so konnte man mit Sicherheit voraussetzen, das man hier auf Anlagen alter Zeit stoßen und daß jedes Ergebniß von Interesse sein müsse. Die Ausgrabungen werden unter Leitung des Herrn Architekten Ziller fortgesetzt und von meinen jungen Freunden Hirschfeld und Gelzer beaufsichtigt, welche mir wöchentlich Bericht erstatten.

Es ist eine Polygonmauer von fast 19 Meter Länge aufgegraben, darunter eine mit Kieseln belegte Terrasse, welche von

einem sorgfältig in Ziegeln gebauten Wassercanale durchschnitten wird; auf der Terrasse sind mehrere runde aus Kalkstein gehauene Postamente an alter Stelle erhalten. Bei den fortgesetzten Nachforschungen hat sich eine zweite untere Stufe gefunden, sodaß jetzt ein ansehnlicher Terrassenbau zwischen Areopag und Agora und damit wieder einmal ein neues Stück vom alten Athen freigelegt ist.

Wenn also auch mit Ausnahme kleiner Sculpturfragmente keine Werke der Kunst zu Tage gefördert sind, so ist doch der topographische Gewinn, auf den es allein abgesehen war, nicht gering anzuschlagen. Der Areopag, von dessen Frontseite man bisher gar keine Vorstellung hatte, tritt jetzt in einer ganz anderen Weise dem Auge entgegen; man hat von dem Terrassenbau, welcher Fels und Niederung vermittelte und eine möglichst sorgfältige Ausbeutung des engen Raumes zur Absicht hatte, eine Anschauung, und endlich wird die gemachte Ausgrabung den Erfolg haben, daß man an eine Fortsetzung nach der jetzt noch mit Wohnungen bedeckten Niederung, an eine Aufräumung des alten Kerameikos wird denken müssen.

Sonstige topographische Entdeckungen sind besonders in der sich mächtig ausbreitenden Hafenstadt gemacht worden. Auf dem Landrücken zwischen den Häfen Peiraieus und Zea ist ein Brunnengebäude neben einer stattlichen Tempelterrasse zu Tage gekommen; dabei das Fragment einer Inschrift, welche ein Verzeichniß von Schriftwerken (Tragödien des Aischylos und Sophokles, Reden des Demosthenes und Aischines) enthält, vielleicht zu dem Inventar eines Tempelschatzes gehörig. Ein wohl erhaltenes dorisches Capitell giebt Hoffnung, daß bei sorgfältigen Nachforschungen noch mehr von dem Tempel gefunden werden wird. Ich habe dafür gesorgt, daß durch gemeinsame Thätigkeit des Herrn Baumeister Ziller und des Herrn Dr. Hirschfeld die neuen Entdeckungen in den 1865 von Herrn von Strantz und mir herausgegebenen großen Plan der Hafenstadt genau eingetragen werden. Das kleine Museum im Peiraieus ist in rascher Zunahme begriffen und erst in den letzten Tagen ist aus der bedenklichen Nähe eines Kalkofens, in dessen Schlund auch

hier die edelsten Marmorblöcke hellenischer Arbeit versinken, ein Marmorblock gerettet worden, auf welchem Python aus Abdera dem Hermes ein Bildniß weiht. In guten Schriftzügen, aber schlechten Versen, welche den Ruhm seiner Vaterstadt zu heben nicht geeignet sind, nennt er sich einen Mann, der viele Städte gesehen habe. Ein dem Distichon folgender Pentameter nennt den Parier Euphron als Bildhauer. Hirschfeld, der Sammler der Künstlerinschriften, war so glücklich, diese zu den merkwürdigsten aller Künstlerinschriften gehörige, aufzufinden und neben ihr fand Dr. Gelzer einen phönikisch beschriebenen Marmorblock.

Von der Unerschöpflichkeit des attischen Bodens erhält man einen immer mächtigern, ich möchte sagen, überwältigenderen Eindruck.

Herr Kumanudes ist rastlos thätig, um die Fundstücke, zu deren Ankauf die Mittel der archäologischen Gesellschaft in Athen ausreichen, in die Sammlung des Barbakeion zu bringen, aus welcher ich einige der interessantesten habe photographiren lassen, andere werden für unser Museum abgeformt. Außerdem giebt es eine Reihe von Privatsammlungen, welche nach verschiedener Rücksicht gesammelt, sich gegenseitig ergänzen und von der Productivität der attischen Kunst, von der Fülle künstlerischer Gedanken und religiöser Motive eine Vorstellung geben, die uns in Erstaunen setzt, die wir noch immer zu sehr geneigt sind, uns die Darstellungen der Alten in einen engen Kreis herkömmlicher Typen gebannt zu denken. Besonders sind es die in zahlloser Menge zu Tage kommenden Thongefäße, auf denen z. B. die Vorstellungen von Tod und Grab in immer neuen Formen uns entgegentreten.

Das Auffinden ergiebiger Grabstätten wird immer mehr zu einer Kunst ausgebildet. Gewisse Friedhöfe zeugen durch ihren Inhalt von besonderem Wohlstande der Umgegend, so der von Alopeke, wo die merkwürdigen, großen Lekythen mit freier und bunter Malerei zum Vorscheine gekommen sind, so die Friedhöfe der Gaue, welche vor dem itonischen Thore auf dem Wege nach Sunion liegen. Hier lag unter andern der Gau der Aexoneer, wo jetzt der Admiral Soteriades eine Besitzung hat.

Er hat daselbst einen der köstlichsten geschnittenen Steine mit dem Namen Dexamenos gefunden und eine Auswahl der vorzüglichsten Thongefäße, unter ihnen kleine Deckelbüchsen für weiblichen Schmuck (Pyxides) mit ringförmigen Darstellungen humoristischen Inhalts von großer Anmuth. So bewunderten wir die Darstellung einer häuslichen Scene, wo Hunde und Katzen allerlei Hausgeräthe umwerfen und sonstigen Unfug treiben, während sie von Knaben mit großen Stöcken in heroischer Kraftanstrengung verfolgt werden. Wir hatten die Freude, von dem liebenswürdigen Herrn Soteriades auf seiner Besitzung umhergeführt zu werden, um die Fundstätten zu sehen, und nachher in seinem Hause die auserwählte Sammlung aus der Todtenstadt der Aexoneer zu besichtigen.

Die ersten Herbstregen, wie sie während unserer griechischen Reise eintraten, rufen nicht nur ein neues Grün auf Bergen und Feldern hervor und lassen den frisch gesäten Waizen aufschießen, der im Mai geerntet wird, sondern sie bringen den Grundbesitzern und Arbeitern noch einen andern Gewinn, indem sie allerlei kleine Antiquitäten herausspülen. Man sieht um diese Zeit die in der Kunst des Findens geübten Athener mit wachsamem Blicke langsam und eifrig umhergehen, um diesen Segen, welchen die Herbstregen bringen, auszubeuten.

Was die Marmorsculpturen betrifft, so ist namentlich ein weiblicher (Hera?) Kopf gefunden, der gerade geformt wurde, und dann eine große Anzahl von Reliefs, Weihereliefs und Grabreliefs, mit immer neuen Motiven. Viele der auserwähltesten Sachen stehen noch immer schutzlos unter freiem Himmel, denn die beiden Museen, welche gebaut werden, eins für die losen Antiquitäten der Burg, das andere für die der Unterstadt, sind beide noch unfertig.

Wie schwer es ist, nach 14tägigem Aufenthalte von Athen zu scheiden, begreift ein Jeder, wenigstens in diesem Kreise.

Wenn ich nun noch kurz andeute, daß wir in Corfu einen reichen Tag verlebten und die merkwürdige Grabstätte bei der Panagia von Palaiopolis mit ihren wichtigen Fundstücken besichtigten, daß wir in Brindisi, dem Fischerstädtchen, das nun

auf einmal zur Centralstätte einer Hemisphäre, zum Stationsorte zwischen Calcutta und London geworden ist, die dortigen Alterthümer sahen, daß wir in Ravenna die nächsten Vorbilder und Nachbilder der Bauten bewunderten, mit deren Betrachtung wir in Constantinopel unsere Reise begonnen hatten, und daß wir endlich in Bologna, in dem unvergleichlichen Gebäude des Archigimnasio, dessen Räume das Muster eines für Kunst und Wissenschaft bestimmten Gebäudes sind, die erst vor wenig Wochen eröffneten Sammlungen sahen, die aus den Gräbern der Certosa hervorgegangen sind, Sammlungen, die einen ganz neuen Blick in das Kunstleben Umbriens und Etruriens öffnen — so darf ich damit wohl diesen Ueberblick meiner Reise schließen, welcher wenigstens den Beweis liefert, was man in einer nicht zu unbescheiden verlängerten Ferienzeit heutigen Tags sehen, genießen und lernen kann.

Wie viel größer der Gewinn gewesen wäre, wenn wir unser ursprüngliches Programm hätten ausführen und mit Hülfe des Delphins die Gestade von Jonien umfahren können, das habe ich erst recht erkannt, als wir im Peiraieus nun wirklich den ersehnten Delphin erreichten und auf seinem Rücken eine Küstenfahrt machten, welche auf meinen Wunsch nach der Südküste von Salamis gerichtet wurde und nach dem Herakleion an der salaminischen Fähre. Im Laufe eines Tags konnten wir zwei Buchten der Insel recognosciren: die Kanakia-Bucht im Süden, Aigina gegenüber, wo Salamis in der vorattischen Zeit seinen Hauptort hatte, eine Bucht, welche ganz den phönikischen Stationsorten entsprechend, tief ins Land hineingeht, vorne durch eine Insel geschlossen. Wir fanden eine vortreffliche Uferquelle, die Gleise alter Felsbahnen, die deutlichen Spuren alter Bewohnung und sogar noch ein Inschriftfragment, welches von Aufstellung römischer Kaiserbilder handelt. Wir machten eine zweite Landung in der Peristeriabucht, wo ebenfalls Spuren eines alten Demos vorhanden waren, welche von der gedrängten Bewohnung einer jetzt gänzlich verödeten Küste zeugen. Drittens besuchten wir die Bucht von Herakleion, wo Psyttaleia ebenso vorliegt, wie das Eiland der Kanakia-Bucht. Auf einer Terrasse

neben dem Strande fanden wir die deutlichen Spuren eines alten Heiligthums, das, wie ich glaube annehmen zu dürfen, von den aus Salamis nach dem attischen Festlande übergreifenden Phöniziern gegründet worden ist und der älteste Mittelpunkt einer die vier Seeorte Xypete, Thymoitadai, Peiraieus und Phaleros umfassenden Gauverbindung, also der ältesten auf attischem Boden nachweisbaren Gemeindeverfassung war. Ein alter Fahrweg, von Grabfundamenten an beiden Seiten begleitet, führt am Strande entlang nach dem Peiraieus hin. Die Bucht heißt jetzt Klephtiko-limani und wurde um die Zeit des kretischen Aufstandes zur heimlichen Ausrüstung von Hülfssendungen benutzt. Es ist dieselbe Bucht, wo nach der Sage auch Theseus seine Expedition nach Kreta vorbereitete; sie war der Landeshafen, ehe Athen das Landschaftscentrum war, die eigentliche Wiege attischer Seefahrt und attischer Geschichte.

Wenn ich hiermit schließe, so habe ich nur den einen Wunsch, daß die anwesenden Gönner und Freunde von meinem Vortrage denselben Eindruck haben, welchen ich von der Reise heimbrachte, den Eindruck, daß auch in den bekannteren und zugänglicheren Gegenden der hellenischen Welt unendlicher Stoff zu archäologischer Arbeit vorliegt und daß es nur an Arbeitern fehlt.

Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte sind nur so wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgegend Athens entbehren wir noch einer genügenden Aufnahme.

Die Kräfte Einzelner reichen nicht aus. Die Zeit ist kostbar, denn die Zerstörung der edelsten Ueberreste schreitet unaufhaltsam fort und die in immer größerer Fülle zu Tage kommenden Alterthümer werden in Folge der Gesetze des griechischen Königreichs, die jede Ausfuhr verpönen, versteckt gehalten, unter der Hand verhandelt und heimlich in alle Welt zerstreut.

Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des classischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmählich fortschreitend ins Werk setzt und dabei

an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird: ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche, wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmählich das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntniß der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, soweit derselbe ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist.

Die Zeit ist günstig. Im ganzen Oriente, soweit gebildete Menschen wohnen, erwartet man, daß Preußen seine neue Machtstellung bewähre, indem es die Interessen von Kunst und Wissenschaft auf classischem Boden würdig und kräftig vertrete. Die griechische Nation wird solchen Bestrebungen ihre ganze Sympathie zuwenden und die unter türkischer Herrschaft Lebenden wollen ihre Kunstschätze lieber in unseren Händen wissen, als in dem Staub der Irenenkirche verkommen sehen. Ueberall sah man uns, ohne daß wir einen Anspruch darauf machen konnten, als Vorläufer größerer Unternehmungen an.

Möchte man doch erkennen, was sich erreichen läßt, wenn die vorhandenen Kräfte sich in rechter Weise verbinden, die Dampfkraft der Marine, die Technik des Generalstabs, die Sachkenntniß des Archäologen und Architekten!

Möchte Jeder unter uns an seiner Stelle dahin wirken, daß zur Ehre des Vaterlandes und zum Segen deutscher Wissenschaft die Expeditionen von 1862 und 1871 durch größere Unternehmungen bald vollständig verdunkelt werden!

VII.

Ephesos.

Es giebt wohl keinen Landstrich, wo sich auf engem Raume so viel Geschichte zusammengedrängt und so viel menschliche Cultur entfaltet hat, wie die Westküste Kleinasiens, die wir noch heute mit dem alten Namen Jonien zu bezeichnen pflegen. Es ist ein Theil des jenseitigen Continents und nichts als das schmale Mündungsland der vier Flüsse, welche in parallelem Laufe aus dem Binnenlande hervorströmen, aber durch seine Naturbeschaffenheit unserem Welttheile verwandt und mit den Mittelmeerlandschaften in unzertrennlichem Zusammenhange.

Der geographischen Doppelstellung entspricht die Bewegung der Völkergeschichte. Von der einen Seite sind die Mächte des Orients vorgedrungen, um ihr natürliches Anrecht auf den Rand ihres Festlands und die Mündungen ihrer Flüsse geltend zu machen; von der andern Seite kamen die Seevölker, die Phönizier und Hellenen, um das hafenreiche Land mit ihrer Ufer- und Inselwelt zu vereinigen. Die hellenischen Ansiedelungen haben aber ein solches Uebergewicht erlangt, daß der binnenländische Zusammenhang ganz zurücktrat und der asiatische Boden Mutterschoß europäischer Bildung wurde, derselben Bildung, an deren Erhaltung und Fortentwickelung wir noch heute arbeiten.

Auf einem schmalen Landsaume von vierzehn deutschen Meilen Länge erwachsen nicht weniger als zwölf blühende Städte; jede derselben entwickelt ihre eigne Geschichte, und die

Gaben, welche die Natur mit verschwenderischer Hand über diesen Strand ausgeschüttet hat, kommen nun erst zur Geltung. Hier hat sich das Leben zuerst über die Nothdurft des Tages erhoben und in raschem Gedeihen alle Blüthen des Geistes entfaltet. Hier ist der Gesang Homers zu Hause, hier das Lied des Anakreon, die jambische Dichtung wie die Elegie. Von hier hat die Auskundschaftung der Länder und Völker begonnen, so wie die Aufzeichnung der Geschichte. Hier hat sich der menschliche Gedanke zuerst von dem Sichtbaren zur Erforschung der letzten Gründe und zur Erkenntniß eines ordnenden Weltgeistes erhoben; hier sind die wichtigsten Erfindungen der Bild- und Baukunst gemacht, von hier endlich hat man einen Handelsverkehr begonnen, der nach dem Maßstabe jener Zeit ein Welthandel war, indem er von Syrien bis über die Säulen des Hercules hinaus, von Abyssinien bis zum Asowschen Meer alle Länder zu gemeinsamem Austausche vereinigte und mit dem Handel eine alle Schätze des Landes und des Meers verwerthende Industrie verknüpfte.

Die reiche Culturwelt befand sich aber immer auf einem Boden, welcher nicht ihr vollberechtigtes Eigenthum war; sie war inmitten des vollsten Segenstandes eine unaufhörlich bedrohte, und zwar durch eine doppelte Gefahr, einmal durch die Angriffe bewaffneter Macht, und zweitens durch das verborgene Gift asiatischer Gesittung, welches überall seine ansteckende Kraft gezeigt hat, wo Europäer im Orient sich angesiedelt haben.

Diese Gegensätze, welche nirgends so unmittelbar auf einander gewirkt haben, diese fortdauernden Gährungen und Bewegungen, in Folge deren bald die eine, bald die andere Macht das Uebergewicht hatte, geben der Geschichte Joniens einen besonderen Reiz, und ich versuche diese denkwürdigen Verhältnisse deutlicher zu machen, indem ich einen Küstenpunkt auswähle, um hier den wechselnden Wellenschlag der Geschichte zu beobachten, die Mündung des Kaystros, an welcher Ephesos lag.

Der Kaystros bildet den natürlichen Zugang zum Binnenland, und die Anschwemmung, welche er vor der See ablagert, ist der fruchtbarste Ackerboden. Der Mündungsgolf ging ursprünglich viel tiefer in das Land hinein, das von Quellen und fisch-

reichen Bächen bewässert war, und so waren alle Umstände vereinigt, um diesem Punkte für umsichtige Seevölker eine hervorragende Bedeutung zu geben. Es war die bequemste Anfahrt und der natürlichste Aufgang zum Binnenlande, und so erklärt es sich, daß der griechische Name, der ursprünglich die fette Niederung am Kaystros bezeichnete, „asios leimon", auf das Hinterland übertragen wurde, so daß von diesem unscheinbaren Küstenpunkte der Name Asien ausgegangen ist.

Die Seefahrer aber, welche im Archipelagus die Anfahrten ausgekundschaftet und verwerthet haben, waren die Phönizier. Wo sie sich ansiedelten, gründeten sie Heiligthümer und zwar in der älteren Zeit ihrer Colonisation, ehe Tyrus mächtig wurde, Heiligthümer einer weiblichen Gottheit, einer die lebendige Welt mit ihrer Macht erfüllenden und erhaltenden Naturgöttin, die unter dem Symbole des Mondes verehrt wurde; sie gründeten es inmitten einer Bevölkerung, die dem griechischen Völkergeschlechte verwandt war; sie richteten den Dienst in ähnlicher Weise ein, wie in Libyen an der Nordküste von Afrika, wo kriegerische Jungfrauen der Göttin zu Ehren Waffentänze und Wettkämpfe aufführten.

Diese Küstenheiligthümer blieben nicht allein. Es lag im Interesse des rührigen Handelsvolks, dieselben zu Sammelplätzen der Bevölkerung und zu Mittelpunkten eines friedlichen Verkehrs zu machen. So verschmolzen in dem gemeinsamen Dienste der sidonischen Mondgöttin Libyer und Phönizier zu einem Volke, und an einem solchen Kreuzpunkte der Land- und Wasserstraßen, wie die Kaystrosmündung war, mußte der Anschluß an das Binnenland in noch viel höherem Grade gelingen.

Er wurde dadurch erleichtert, daß ganz Vorderasien von dem Dienst einer Naturgöttin erfüllt war, der bei aller Verschiedenheit der Namen und Gebräuche im Wesentlichen denselben Inhalt hatte, nämlich die fanatische Verehrung der Mutter alles Lebendigen, wie sie als Kybele, als Ma und Anaïtis, durch Phrygien, Lydien, Cappadocien bis nach Armenien und Baktrien hinauf verehrt wurde. Mit den bedeutendsten der binnenländischen Tempelörter wurde das Küstenheiligthum in Verbindung gesetzt;

die obersten Tempelämter wurden nach ausdrücklicher Satzung mit Auswärtigen besetzt und durch kluge Benutzung der Ortslage gelang es, das kleine Küstenheiligthum allmählich zu einem volkeinigenden Tempel und seine Jahresfeste zu vielbesuchten Messen zu machen. Der Fremdenverkehr war seit ältester Zeit eine solche Hauptsache, daß man den Namen Ephesos von einem Manne herleitete, der sich durch gastliche Einrichtungen zur Unterbringung und Bewirthung der vielen Pilger und Meßfremden verdient gemacht haben sollte.*)

Dies ist also die Thatsache, mit welcher die Geschichte dieser Gegend anhebt, das blühende Heiligthum der ephesischen Göttin am innersten Rande des Golfs, der Dienst einer Göttin, die in einem uralten Idole verehrt wurde, das vom Himmel gefallen sein sollte. Es war ein Holzkern, mit vielfacher Zuthat orientalischer Symbolik ausgestattet. Die angesetzten Arme waren, wie die Münzen zeigen, durch senkrechte Stäbe gestützt. Die Menge der Brüste bezeichnete die Nährerin des Alls, die Sichel die Mondgöttin, das Attribut der Hirsche die Pflegerin des Thierlebens. Sie war von einem großen Cultpersonal wie von einem Hofstaate umgeben, das nach Art aller Heiligthümer des Morgenlandes eine streng hierarchische Abstufung hatte. Der Oberpriester hieß mit persischem Titel „Megabyzos", die Priesterinnen sind unter griechischem Namen als „Melissai" bekannt, und die Münzen

---

*) Die Stiftung des ephesischen Heiligthums durch die Phönizier erhellt daraus, daß es ursprünglich ein hart am Meer gelegenes Hafenheiligthum gewesen ist (Plinius N. H. II § 87: mare quondam aedem Dianae alluebat), und aus der Analogie mit dem Heiligthume der Göttin von Sidon an der kleinen Syrte. Diese Göttin wurde von Karthagern und Libyphöniziern als Selene gemeinsam verehrt und hatte Schaaren bewaffneter und zum Kriegsdienst geschulter Tempelfrauen um sich. Herodot IV, 188. Movers Colonien der Phönizier S. 463, 468. Berufung der Priester aus der Fremde: Strabo S. 641. Philoxenie des Ephesos: Etym. Magnum unter Ἔφεσος. In Betreff aller Einzelheiten der Geschichte und Topographie verweise ich auf die ausführlichere Darstellung in meinen „Beiträgen zur Geschichte und Topographie Kleinasiens" Abh. der Akademie der Wiss. (Dümmler 1872), wo die Stadtgeschichte von Ephesos S. 1—34 von mir und die Ueberreste der Bauten S. 35—44 von Prof. Adler behandelt sind

der Stadt mit dem Bilde der Biene zeigen, wie dies Symbol seit ältester Zeit in Ephesos einheimisch war, um die Reinheit der Jungfrauen und wohl auch den unlösbaren Zusammenhang der zu dienstlicher Gemeinschaft Verpflichteten, also den monarchischen Organismus eines priesterlichen Staats auszudrücken. Darum wurden die obersten Verwaltungsbeamten mit den Namen der Essener oder Bienenkönige bezeichnet.*)

In freiem Besitz von Grund und Boden verfügte das priesterliche Collegium mit seinen Oberpriestern an der Spitze über eine Menge von Sklaven, welche beim Gottesdienste, bei der Beaufsichtigung der Weihgeschenke, bei Bestellung der Ländereien und bei der Zucht der Heerden, als Künstler, Handwerker, Weg- und Canalbauer, Schiffer und Fischer Dienste leisteten, und über wohlgeübte Schaaren männlicher und weiblicher Krieger. Das Castell von Ayasuluk, die natürliche Warte der ganzen Uferlandschaft, welche auf der steilen Höhe oberhalb des Heiligthums sichtbar ist, bezeichnet den Platz einer alten Feste, welche, wie wir voraussetzen dürfen, dem Priesterthum als eine Burg diente, um die Umlande zu beherrschen und jede Störung des Landfriedens abwehren zu können. Unten wohnten die Bauern in offenen Ansiedelungen um das Heiligthum herum und entrichteten der Göttin den Zins. Die Heiligkeit des Tempels zog viele Schutzsuchende heran, und fremde Ansiedler wurden ins Land gerufen, um zu Gunsten des Heiligthums den Ertrag der Bodenrente zu steigern.**)

---

*) Ueber das Idol der Artemis vgl. O. Jahn: Ueber die puteolanische Basis in den Berichten der K. Sächs. Gesch. der Wiss. 1851, S. 146. Was man früher als herabhängende Ketten anzusehen pflegte, wird jetzt wohl allgemein als Armstütze angesehen, wie auch bei dem Bilde der Hera von Samos. Vgl. Overbecks Kunstmythologie II, S. 187. Der Name „Melissai" ist für die Artemispriesterinnen nicht direct bezeugt, aber der Name Ἐσσῆνες (verwandt mit ἑσμός Bienenschwarm) bestätigt die Annahme, daß auch in diesem Punkt der ephesische Dienst mit dem der Rhea und Demeter übereinstimmte. Vgl. L. Weniger: Zur Symbolik der Biene in der antiken Mythologie. Breslau 1871.

**) Fremde Ansiedler im Tempellande, namentlich die Bennäer aus Thracien: Ephoros bei Steph. Byz. v. Βέννα. Vgl. Guhl Ephesiaca p. 26. Beiträge S. 15.

Diese orientalische Hierarchie muß mit dem lydischen Reiche in freundnachbarlichem Verhältnisse gestanden haben und blieb unangefochten bis in die Zeit, da die große Bewegung begann, welche die europäischen Griechenstämme ergriff, daß sie aus ihren engen Kantonen sich aufmachten und in immer dichteren Zügen durch den Archipelagus nach Osten vordrangen. Es waren die Küstenbewohner von Attika, Böotien, Argos, Messenien; Griechen des ionischen Stamms, die, von den Bergstämmen des Continents aufs Meer gedrängt, die Inseln überschwemmten, die Phönizier sowie die Mischvölker der Karer und Leleger zurückschoben, sich mit den aus alter Zeit im asiatischen Küstenlande zurückgebliebenen Stammgenossen verbanden und meistens, ohne nachhaltigem Widerstande zu begegnen, eine dichte Reihe von Insel- und Küstenstädten gründeten. Das war die ionische Wanderung, nach gewöhnlicher Rechnung 1040 v. Chr., die erste Rückfluthung der Geschichte von Westen nach Osten.

Die Kaystrosmündung mußte einer der ersten Zielpunkte der Einwanderer sein; aber hier war der einzige Platz. wo eine wohl organisirte Macht das Ufer hütete.

Ein Schaar von Athenern sammelte sich auf Samos, und, nachdem sie zwanzig Jahre lang vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, im Kaystroslande festen Fuß zu fassen, gelang es ihnen endlich, auf dem Wege von Scala Nuova vorzudringen und dem Tempel und der Tempelburg gegenüber auf dem nördlichen Vorsprunge des Koressos, welcher die unter dem Namen des St. Paul-Gefängnisses bekannten Ueberreste eines alten Thurmes trägt, ein festes Lager und ein Athena-Heiligthum zu errichten.

Von den Kämpfen, mit denen diese Niederlassung begleitet war, hat sich die Erinnerung in einer weit verbreiteten Sage erhalten. Denn während die andern Mühen und Gefahren der Colonisation in Vergessenheit geriethen, machte die wunderbare Erscheinung fanatisirter Tempelfrauen, welche mit Speer und Bogen das Tempelland der großen Göttin vertheidigten, auf die Phantasie der Griechen einen unauslöschlichen Eindruck, und es ist der Kampf der Athener mit den todesmuthigen Amazonen für alle Zeit ein Lieblingsstoff der attischen Kunst geblieben.

Nun lagen sich in der engen Küstenlandschaft zwei feindliche Mächte gegenüber, ein junges Athen und eine asiatische Hierarchie. Das alte Küstenheiligthum, auf Seeverkehr angewiesen, war vom Meere abgeschnitten. Die Verhältnisse erschienen unerträglich.

Indessen wußten die Priester durch kluge Politik das Schlimmste abzuwenden. Da die lydische Macht ins Binnenland zurückgewichen war, mußten sie sich mit den Ankömmlingen verständigen, und es ist ja auch niemals die Weise hellenischer Colonien gewesen, ältere Heiligthümer, welche sie in ihren neuen Wohnsitzen vorfanden, zu zerstören. Vielmehr suchten sie im eigenen Interesse einen vortheilhaften Anschluß. So huldigten auch die Athener am Kaystros der einheimischen Landesgottheit, benannten sie mit dem in Hellas längst eingebürgerten Namen Artemis, erkannten sie als ihre Schutzpatronin an und traten mit dem Priesterstaate in ein Bundesverhältniß.

Eine alte in Fels gehauene Terrasse mit Stufen und geräumiger Hochfläche, die ohne Zweifel einst zu feierlichen Versammlungen bestimmt war, liegt gerade in der Mitte zwischen dem Athenaion und dem Artemision und wir können annehmen, daß dies der Platz war, wo die Bundesverträge beschworen wurden und der Mittelpunkt der gemeinsamen Feste war.*)

Das Verhältniß war der Art, daß beide Theile dabei ihren Vortheil fanden.

Die Priesterschaft sah ihr Heiligthum in der hellenischen Welt, welche sich an allen Küsten mit siegreicher Ueberlegenheit ausbreitete, an Ansehen steigen, und den Colonisten kam die hohe Geltung des Heiligthums zu Gute, um unter den zwölf Städten eine ausgezeichnete Stellung zu erreichen. Denn wo Hellenen wohnten, war auch nachbarliche Eifersucht und ein Wettkampf, der alle Kräfte in Bewegung setzte.

---

*) Die Colonisten in Samos: Athenaios S. 381. Amazonensage: Beiträge S. 12. — Verträge: Pausanias VII, 2, 8: *οἱ περὶ τὸ ἱερὸν οἰκοῦντες — Ἴωσιν ὅρκους δόντες καὶ ἀνὰ μέρος παρ᾽ αὐτῶν λαβόντες ἐκτὸς ἦσαν πολέμου.* Ueber den Platz der *ὁρκωμοσία*, vgl. Beiträge S. 14 und Adler a. a. O. S. 35.

An Stelle der einförmigen Zustände, welche Jahrhunderte lang an der Küste geherrscht hatten, entfaltete sich ein reiches, buntbewegtes Leben, attisches Gemeinwesen, attische Kunst und Betriebsamkeit.

Unter Nachkommen der Könige von Athen war der neue Staat gegründet. Dem Königthume folgte eine Aristokratie, die bei aufblühendem Handel und Gewerbe bald einer freieren Bürgerverfassung Platz machte, aus der wiederum die Alleinherrschaft einzelner Parteiführer erwuchs. Alle Uebergänge erfolgten rascher als im Mutterlande. Auch die geistige Bildung entwickelte sich früher und reicher, als bei den in den gewohnten Gleisen des heimathlichen Lebens Zurückgebliebenen. Wie an einem Baume, der mit glücklicher Hand in besseres Erdreich und volleren Sonnenschein verpflanzt ist, wuchs ein fruchtbarer Zweig aus dem anderen hervor; so aus dem Epos das lyrische Gedicht.

Auch auf Homer glaubten die Ephesier einen Anspruch zu haben, weil Smyrna von ihnen gegründet sei; die Elegie ist aber wirklich in Ephesos zu Hause, und wir bewundern den sinnreichen Erfindungsgeist der Jonier, der es verstand, durch Verbindung des homerischen Verses mit dem Pentameter, welcher selbst nur eine geringe Abänderung des Hexameters ist, ein Versmaß zu schaffen, welches sich als eine überaus glückliche Form für den Ausdruck der mannigfaltigsten Stimmungen des menschlichen Gemüths durch alle Jahrhunderte lebendig erhalten hat.

Im siebenten Jahrhundert ertönten die ersten Elegien bei den Ephesiern, die Kriegslieder des Kallinos, des Vorgängers von Tyrtaios und Solon.

Noch deutlicher zeigt sich der fördernde Einfluß der neuen Heimath auf dem Gebiete des Bildens und Bauens; denn dafür waren hier ganz andere Mittel vorhanden als im dürftigen Mutterlande. An der Grenze des Orients, in der Nachbarschaft großer Weltreiche hatte man einen ganz anderen Maßstab, nach welchem man Bauanlagen entwarf; man war nicht damit zufrieden, dem Cultus entsprechende Räume nach väterlicher Weise

zu errichten, sondern man wollte durch Werke von nie gesehener Größe und Pracht die Welt in Erstaunen setzen und suchte zu diesem Zwecke die Kräfte von verschiedenen Punkten zusammen zu bringen.

Dadurch wurde die Neugründung des Artemision eine Epoche der Baugeschichte.

Samische Techniker zeigten, wie man durch Holzkohlen und Felle inmitten des Sumpfes trocknen Baugrund herstellen könne. Chersiphron aus Kreta entwarf den Plan des von weiten Säulengängen umgebenen Heiligthums, und auf neu erfundenen Rollgestellen wurden die Werkstücke aus den entfernten Brüchen herbeigeschafft. Da entdeckt Pixodaros, der auf einer nahen Höhe seine Heerde weidete, die schönsten Marmorlager und zum Dank für die glückliche Kunde wird er als Heros Euangelos von seinen Mitbürgern geehrt. Chersiphron's Sohn Metagenes legt die Steinbalken auf und mit Hülfe von Sandsäcken, die sich allmählich entleeren, gelingt es, die ungeheuern Steinmassen von etwa 400 Centner sich so allmählich auf die Säulen lagern zu lassen, daß jeder gefährliche Zusammenstoß vermieden wird, und als aller Mühe ungeachtet die Architravbalken über dem Eingange nicht recht zusammenpassen wollen, naht über Nacht die Göttin selbst und bringt das Gebälk in Ordnung, wie Apollo in Delphi selbst an seinem Tempel mitarbeitet.

Wie spiegelt sich in dieser Baugeschichte das neu erwachte Leben, der orientalische Trieb zum Kolossalen und daneben der poetische Sinn, die rastlose Erfindsamkeit und Thatkraft der Hellenen!

Aber auch der Bau selbst war in vielen Beziehungen etwas durchaus Neues.

An Stelle des dorischen und ursprünglich einzigen Tempelstils, welcher sich in mäßigen Raumverhältnissen ernst und streng entfaltet hatte, tritt eine freiere, reichere Weise. Die schwerfällige Triglyphenconstruction wird beseitigt, der Zwang eines strengen Zusammenhangs aller Glieder gelockert. Die Halle löst sich vom Gotteshause, die schlanker emporsteigende Säule trägt einen leichteren Architrav, und jede Säule mit ihrem in weichen

Formen auslaufenden Kopfschmucke steht auf ihrem eigenen Fuße als ein selbständiges Bauglied.

Der Keim dieser Bauordnung, in welcher sich das nach freier Mannigfaltigkeit strebende Wesen der Jonier erkennen läßt, mag im Mutterlande zu Hause sein. Die Ausbildung derselben war aber etwas so Neues, daß man im Alterthum gewohnt war, ihren Ursprung nach Ephesos zu verlegen, und was hier im siebenten Jahrhundert v. Chr. erfunden wurde, ist als maßgebendes Vorbild des ionischen Baustils festgehalten.*)

Um 630 v. Chr. wurden die vom schwarzen Meere herunterstürmenden Kimmerier durch die Tempelschätze angelockt, als Kallinos seine Mitbürger aufrief, sich aus trägem Lebensgenusse zum Streite zu ermannen. Um 600 stand das Heiligthum in solchem Ansehen, daß die Phokäer, als sie nach Massilia in Gallien ausfuhren, hier anlegten, um für ihre Colonie ein Abbild der Göttin und eine Priesterin derselben mitzunehmen. Um 560 errichtete König Servius Tullius auf dem Aventin ein Nachbild des Artemistempels, welches für die Umlande Roms in gleicher Weise ein Bundesheiligthum sein sollte, wie das Artemision für Ephesos.**)

Ein solcher Keim fruchtbarster Entwickelung lag in der Verbindung zwischen Tempel und Stadt; aber sie hatte für beide Theile auch mancherlei Gefahren.

Die Stadt hatte sich bei dem Anschluß an die alte Landesgottheit des ungriechischen Einflusses nicht erwehren können. Die attische Göttin war zurückgetreten. Ihr wurde nicht mehr das Geschlechterfest der Apaturien gefeiert, das Erkennungszeichen der echten Tochterstädte von Athen, und die Gedichte des Kallinos bezeugen deutlich genug, wie früh die Ephesier in Prunksucht und Erschlaffung gesunken sind.

---

*) Ephesos als Heimath des ionischen Baustils bei Vitruv IV, 1. Dagegen Bötticher, Tektonik der Hellenen (zweite Auflage I, S. 162), der Attika als Mutterland der ionischen Bauweise ansieht.

**) Phokäer gehen von Ephesos nach Massilia (598 v. Chr. nach Eusebios): Strabo S. 179.

Andererseits war auch der Priesterstaat mit dem Gange der Dinge nicht zufrieden; denn von der bescheidenen Niederlassung am Athenaion hatten die Bürger sich mehr und mehr landeinwärts ausgedehnt; sie hatten den Pion besetzt, den auf runder Grundfläche mit doppeltem Gipfel sich erhebenden Felsberg, und ihn mit einer Mauer umgeben, deren Linie noch heute auf dem Rande des Bergs zu erkennen ist.

Die Priestermacht des Alterthums beruht überall auf Gauverfassung und sucht diese nach Kräften zu erhalten. Denn so wie die Bevölkerung sich in ummauerten Städten sammelte, entzog sie sich der priesterlichen Leitung. Nun war die Stadt bis auf sieben Stadien (c. 4000 Fuß) gegen den Tempel vorgerückt und lag ihr wie eine stolze Trutzburg gegenüber.*)

Diese Verhältnisse erhielten sich, so lange das ephesische Gebiet als eine für sich abgeschlossene Welt bestand, um welche keine äußere Macht sich bekümmerte.

Dies wurde anders, als die Mermnaden, die seit 710 in Lydien regierten, ihre Politik gegen die Seeküste wendeten. Das Heer des Kroisos zog um 560 das Kaystrosthal hinab und belagerte Ephesos, wo der Tyrann Pindaros das Regiment führte. Der Widerstand war auf die Dauer unmöglich, und am Ende blieb nur ein Rettungsmittel übrig, nämlich die Stadt so mit dem Heiligthum zu verbinden, daß sie durch die Unverletzlichkeit desselben gedeckt wurde. Ein sieben Stadien langes Seil wurde von der Stadtmauer zur Tempelmauer hinüber gezogen: nun war die Stadt aus eigenem Entschlusse eine Dependenz des Tempels geworden, und die Priester traten mit ihrem ganzen Ansehen dafür ein, daß den Bürgern kein Leid geschähe.

Aber sie benutzten die Gelegenheit, ihre Absichten durchzuführen, welche mit denen der Lyder vollkommen zusammentrafen. Beiden war die feste Griechenstadt an der Kaystrosmündung ein Dorn im Auge. Die Stadt wurde aufgelöst, die Bürgerschaft in offenen Flecken um das Heiligthum angesiedelt.

*) Apaturienfest: Herodot I, 147: Ueber den Bergnamen Pion vgl. Beiträge S. 2. Ueber den Zusammenhang zwischen Priesterherrschaft und Gauverfassung: S. 17.

Lydien war nun sein Bundesgenosse, der reichste aller Könige der freigebige Wohlthäter des Tempels; und die Marmorsäulen, mit denen jetzt der Prachtbau zur Vollendung geführt wurde, waren zum größten Theil sein Geschenk. Unter dem weitreichenden Schutze einer asiatischen Großmacht war der Tempel nun wieder, wie vor der Landung der Athener, der alleinige Mittelpunkt des ganzen Mündungslandes. Die Fluth drang wieder mächtig von Osten nach Westen vor und drohte die ihrer Dämme beraubte Colonie vollständig zu überschwemmen.*)

Aber der attische Geist war nicht erstorben. Noch war ein Kern von Altathenern vorhanden, die Abkömmlinge der Helden, welche die Colonie am Athenaion gegründet hatten und auch nach dem Sturze des Königthums wie der Adelherrschaft im Besitze erblicher Ehrenrechte geblieben waren. Sie erkannten, daß die drohende Krisis nur durch neuen Anschluß an die Heimath überwunden werden könne. Auf ihre Bitte schickten ihnen daher die Athener einen Mann Namens Aristarchos, welcher mit solonischem Geiste die Colonisten wieder sammelte, das Gemeinwesen ordnete und, mit königlichen Vollmachten ausgerüstet, ein Neugründer des attischen Ephesos wurde. Nach fünfjähriger Thätigkeit kehrte

---

*) Tempelseil: Herodot I, 26. Nach Polyaen VI, 50 war das Seil an die Säulen des Tempels gebunden. Auflösung der Stadt (*διοικισμός*) wie in Smyrna: Beiträge S. 17. Lebhafte Fortführung des Baus, indem *τῶν κιόνων αἱ πολλαί* (also wahrscheinlich die Summe der noch fehlenden Säulen) von Kroisos geweiht wurden. Herodot I, 92. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß Kroisos in Gemeinschaft mit der Priesterschaft seinen Ehrgeiz darein setzte, den Tempel rasch vollendet zu sehen, und wir wissen, daß derselbe einige Jahre nach Kroisos' Fall als amphiktyonischer Mustertempel in Rom nachgebildet wurde. Die gesammte Bauzeit wird bei Plinius XXXVI, 98 auf 120 Jahre angegeben und die Vollendung bei Vitruv VII, 16 dem Tempeldiener Demetrios und dem Ephesier Paionios zugeschrieben. Ueber den Zeitpunkt der Vollendung, von dem die 120 Jahre zurückgerechnet werden müssen, können wir nichts Bestimmtes aufstellen. Wir können nur nach Plinius XXXV, 152 (dem einzigen Zeugnisse, das einen chronologischen Anhaltspunkt in Betreff des Alters der samischen Kunstschule gewährt) schließen, daß die wichtigsten Erfindungen derselben bis gegen 700 v. Chr. zurückreichen und daß die Betheiligung der samischen Schule an der Grundlegung des Artemision ungefähr um 650 v. Chr. anzusetzen ist.

er, als die Perser ihre Herrschaft aufrichteten (um 550), in die Heimath zurück.*)

Die Colonie war gerettet, aber die der Mutterstadt würdige Haltung der Bürger hielt nicht lange vor. In Athen war die auf die alten Bürgerfamilien gestützte Macht der Ueberlieferung so groß, daß auch nach Beseitigung aller Schranken bürgerlicher Freiheit die Zucht des Gesetzes in Kraft blieb und die besten Bürger durch Wort und Vorbild den Staat lenken konnten; in der buntgemischten Bevölkerung einer von fremden Einflüssen umgebenen Colonie, auf dem Boden eines Landes, welches zu weichlichem Lebensgenusse die reichste Gelegenheit darbot, war es unmöglich, die freiwillige Unterordnung unter das Gesetz und die patriotische Hingebung an den Staat zu erhalten, ohne welche eine geordnete Demokratie unmöglich ist. Die besten Bürger zogen sich in tiefer Verstimmung von dem Gemeinwesen zurück oder sie wurden, als unbequeme Mahner, verbannt und in das Ausland vertrieben, dem ihre Weisheit zu Gute kam.

So Hermodoros, der im Sinne Aristarchs nicht müde wurde an der Ordnung des Gemeinwesens fortzuarbeiten. Seine Stimme war die des hellenischen Bewußtseins, des staatlichen Gewissens. Seine hervorragende Tugend erschien aber den Ephesiern als eine Verletzung der bürgerlichen Gleichheit. „Keiner", sagten sie, „soll unter uns der Beste sein; ist er es aber, so sei er es anderswo und bei Anderen!" Hermodoros wanderte nach Italien, half den Decemvirn um 451 bei ihrer Gesetzgebung und das dankbare Rom errichtete ihm ein Standbild auf dem Comitium.

Sein Freund Herakleitos gab das Ehrenamt auf, das er als Nachkomme der Kodriden in Ephesos bekleidete. König Dareios wollte ihn als einen Führer der conservativen Partei benutzen, aber er wollte keine öffentliche Thätigkeit; er zog sich in die Einsamkeit des Denkens zurück und sein ganzes Sinnen

*) Aristarchos: Einziges Zeugniß bei Suidas unter Ἀρίσταρχος. Der Name war (wie ich in den „Beiträgen" S. 20 nachgewiesen zu haben glaube) ein in Ephesos ertheilter Ehrenname. — Ueber Heraklit und Hermodoros vgl. Jacob Bernays Heraklitische Briefe S. 84.

und Streben entwickelte sich im schrofffsten Gegensatze zu dem, was ihn umgab. Das den Sinnen Wahrnehmbare zerrann ihm in nichts, die Erkenntniß des Ewigen, die nirgends vorhanden war und nirgends gesucht wurde, war ihm Alles, und in stolzer Geisteskraft erhob er sich zur Anschauung einer über den wüsten Gegensätzen der sichtbaren Dinge schwebenden Vernunft, einer ewigen Gerechtigkeit, der verborgenen Harmonie der Welt.

Von den äußeren Verhältnissen des griechischen Ephesos können wir uns nur ein unvollkommnes Bild machen.

Es wird uns auf das Unzweideutigste überliefert, daß die Ephesier aus der erzwungenen Ansiedelung in der Niederung des Tempelbodens in eine feste Lage während der folgenden Jahrhunderte nicht zurückgekehrt sind. Wenn sie also auch eine Gemeindeverfassung wieder erlangten, müssen sie doch in einer gewissen Abhängigkeit geblieben sein. Der Tempelstaat war das Centrum der Landschaft und ging aus allen Umwälzungen mit neuem Glanze hervor.

Nach dem Sturz der Kroisos wurde er von den Perserkönigen mit besonderer Rücksicht behandelt und diente ihnen als Stützpunkt ihres Einflusses in den eroberten Landschaften. Das Artemision war das einzige Heiligthum Joniens, das Xerxes verschonte; ja er brachte dort seine Kinder unter, als er nach Europa zog, und je heftiger der Völkerkrieg entbrannte, um so wichtiger wurde die internationale Stellung des Tempels; es war der neutrale Boden, wo der Verkehr, dessen die beiden Gegengestade nicht entbehren konnten, ununterbrochen fortging, der Weltmarkt, wo persische Seckel und griechische Drachmen neben einander geprägt wurden.*)

Es lag aber im nächsten Interesse der Priester, das griechische Volksthum, die bewegende Kraft in der Culturwelt des Mittelmeers, in Ephesos nicht untergehen zu lassen. Darum unterhielten sie nahe Beziehungen mit den Heiligthümern des Mutterlandes und schickten ihre Beamten zu den Festen von Olympia.

---

*) Xerxes und das Artemision: Herod. VIII, 103. Persische Seckel: Brandis Gesch. des Münzwesens in Vorderasien S. 328.

Darum legten sie großen Werth darauf, daß ihr Heiligthum auch bei den Griechen als der sicherste Platz zur Aufbewahrung kostbarer Gegenstände angesehen wurde und daß unter den anvertrauten Schätzen auch die Handschriften des Herakleitos sich befanden. Sie thaten das Ihrige, um griechische Künstler zu gewinnen, welche die ephesische Göttin mit dem reichen Sagenkreise des delischen und des delphischen Apollo in Verbindung setzten, und es wird von einer Reihe von Amazonenstatuen berichtet, welche die ersten Bildhauer Griechenlands im Wettkampf mit einander für den Tempel gemacht hätten. Man bestellte und sammelte Kunstwerke aller Art, besonders kostbare Werke griechischer Kleinkunst in edlem Metall; man ließ Bilder herstellen, in denen die große Göttin inmitten ihres ganzen Dienerpersonals oder der Pomp der Festzüge in vollem Glanze zur Anschauung kam. Auch die Gräber der Oberpriester wurden mit griechischen Gemälden ausgestattet.

Besonders willkommen war die Huldigung von Seiten einzelner Griechen, die eine hervorragende Bedeutung hatten. Darum gereichte es den Priestern zur besonderen Befriedigung, wenn ein Mann wie Xenophon die Weihegaben von seinem Feldherrngewinn zwischen dem Apollo in Delphi und der Artemis theilte. Ein ephesischer Oberpriester brachte ihm selbst das der Göttin anvertraute Capital nach seinem Landsitz in Elis, und hier richtete er am Selinus, der eben so hieß und eben so fischreich war wie das Flüßchen bei Ephesos, eine bescheidene Nachbildung des Artemision ein. Auch hier wurde von dem Ertrage des Bodens, des Wassers und des Waldes der Zehnte an das Heiligthum gesteuert, und wenn das große Frühlingsfest gefeiert wurde, ging die ganze Nachbarschaft bei der Göttin zu Gaste.*)

*) Amazonenconcurrenz: Plinius XXXIV, 53. O. Jahn in den Denkschriften der K. Sächs. Ges. der Wiss. 1850, Schöll, Philologus 1863, S. 416. Kleinkunst besonders des Mentor, von dessen Werken der größte Theil im Artemision vereinigt war: Plin. XXXIII, 154. Griechische Gemälde mit Darstellung ephesischer Gegenstände: Processionen, Plin. XXXV, 93; Gräber der Oberpriester: § 132. Artemision in Skillus: Pausanias V, 6, 5. Xenophon Anabasis V, 3.

Je größeres Gewicht aber die Tempelbehörden auf das Vertrauen und die Anerkennung von Seiten des griechischen Volks legten, um so weniger konnten sie mit den Parteirichtungen einverstanden sein, welche den Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren hervorhoben und ihn auf jede Weise zu verschärfen suchten. Darum waren sie, wie die meisten Priesterthümer, die eine selbständige Bedeutung hatten, antinational, und auch die städtische Bevölkerung hatte wenig Neigung, sich für die Ideale hellenischer Freiheit zu begeistern, wie es bei der Bevölkerung eines großen Handelsplatzes und Geldmarkts begreiflich ist.

Die Erhebung Joniens fand bei den Ephesiern die geringste Sympathie und der Perserkrieg war die unwillkommenste Störung ihrer Interessen. Alle Sicherheit und Ruhe war vorüber; wie Ebbe und Fluth wogte es hin und her.

So lange die Stadt des Perikles mächtig war, mußten die Bürgerschaften Joniens in die neue Hauptstadt des Archipelagus ihren jährlichen Tribut einsenden, um die Flottenmacht zu unterhalten, welche die Colonien vor den Persern schützen und ihre Territorien als Glieder des hellenischen Küstenreichs behaupten sollte. Ephesos brauchte aber keinen Schutz und wollte um keinen Preis vom Binnenlande getrennt sein. Darum war man sehr befriedigt, als Lysandros durch den Anschluß an Persien das übermüthige Athen demüthigte und persisches Geld, dessen Hauptcanal durch Ephesos ging, die entscheidende Macht in der griechischen Geschichte wurde.

Freilich erfolgte bald ein Rückschlag durch Agesilaos, durch den Sparta in die nationale Politik der Athener einlenkte. Er machte Ephesos zu einem großen Waffenplatze und versuchte eine Regeneration der Colonie. Die verödeten Ringplätze und Rennbahnen wurden neu belebt. Die Kaufmannsstadt wurde ein Kriegslager und Waffenschmiede verdrängten die Wechslerbuden. Man richtete Wettkämpfe ein, um hellenischen Ehrgeiz wieder zu entzünden; die gewonnenen Kränze wurden der Artemis geweiht und die asiatische Göttin wurde wider Willen zu einer Schutzgottheit des nationalen Aufschwungs der Hellenen.

Diese Bewegung war aber von kurzer Dauer und bald ver-

schaffte der Frieden des Antalkidas der alten Tempelpolitik den vollen Sieg. Vom persischen Großkönige waren jetzt die Geschicke der Hellenen abhängig; mit den Großmachtsgelüsten der europäischen Republiken war es zu Ende, und das Artemision, von den ärgerlichen Verwirrungen befreit, stand nun inmitten einer friedlich verbundenen Welt in unangefochtenem Ansehen da.

Indessen war das Hin- und Herfluthen der Geschichte während des Jahrhunderts nach den Perserkriegen doch nicht ohne bleibende Wirkung. Das hellenische Bewußtsein war in der Colonie wieder wach geworden; Demokraten und Oligarchen, attisch und spartanisch Gesinnte traten sich als Parteien gegenüber. Athen konnte nicht mehr helfen; darum wendeten sich die Nationalen nach Macedonien und veranlaßten König Philipp, Truppen nach Jonien zu schicken, um das hellenische Volksthum daselbst zu unterstützen.*)

Damit beginnt eine neue Wendung der Geschichte, eine Bewegung, welche nicht von einzelnen Kleinstaaten oder von Seebündnissen ausging, die bei künstlicher Zusammensetzung der rechten Festigkeit entbehrten, sondern von einem Königreiche, und diesmal handelte es sich nicht wieder um den Küstenstrich, den der von Westen kommende Wellenschlag schon so oft mit unsicherer Grenzlinie überspült hatte, sondern der ganze Continent wurde von der neuen Fluth bedeckt.

Ein furchtbares Wahrzeichen ging ihr voraus.

Der wahnsinnige Frevelmuth eines Menschen, der sich den Umstand zu Nutze machen wollte, daß kein Ereigniß in der bewohnten Welt ein gleiches Aufsehen machen konnte wie der Untergang des Artemision, veranlaßte die Feuersbrunst, welche den Tempel zerstörte, und zwar in derselben Nacht, in welcher der Sohn Philipps geboren wurde, der dadurch, wie die Propheten der Göttin aussagten, als das Verderben Asiens angemeldet wurde.**)

---

*) Ephesos tributpflichtig: Beiträge S. 21. Lysandros in Ephesos: Vischer Alkibiades und Lysandros S. 40. Agesilaos: Xenophon Hellenika III, 4, 15. Griech. Geschichte III³ S. 164. Attalos in Kleinasien: Diodor. XVI, 91.

**) Der Brand durch Herostratos: Strabon 641. Plutarch Alexander 3.

Bei wetteifernder Betheiligung aller Umlande wurde die Wiederherstellung sofort begonnen, unter Leitung des Deinokrates, des kühnsten Baumeisters seiner Zeit. Es war ein prachtvollerer Neubau auf den alten Fundamenten. Die einzelnen Säulen wurden wieder von freigebigen Wohlthätern gestiftet, deren Namen in die Hohlkehlen derselben eingeschrieben wurden. Für eine Reihe von Säulen, 36 an der Zahl, wurde eine neue Verbindung von Sculptur und Architektur ersonnen, indem man den unteren Theil des Säulenschaftes bis auf ein Zehntel der Gesammthöhe mit mehr als lebensgroßen Figuren in Hochrelief umgab.

Als eine besondere Merkwürdigkeit sind diese Reliefsäulen auf einer Reihe ephesischer Münzen dargestellt, deren eine, aus der Zeit Valerians, sich dadurch auszeichnet, daß auch die Köpfe der Figuren erkennbar sind, und der Ring, welcher das Relief von den Cannelüren sondert. Um das Cultusbild in der flüchtigen Skizze des Münzbildes deutlicher erkennen zu lassen, sind die mittleren Säulen der Frontseite von dem Stempelschneider weiter auseinander gerückt worden.

Diese Reliefs sind, wie das eine bisher aufgefundene Bruchstück lehrt, nicht als gewöhnliche Decorationsarbeit behandelt, und es war ein besonderer Stolz der Ephesier, daß sie von diesen Reliefsäulen eine auf Skopas zurückführen konnten. Denn die ersten Bildhauer ihrer Zeit wurden zu einer Betheiligung an dem Neubau gewonnen; auch Praxiteles, welcher den großen Altar vor dem Tempel mit figurenreichen Bildwerken umgab.*)

Als Alexander während der Zeit, die es kostete den Schutt aufzuräumen und die neuen Pläne mit Hülfe der von allen

*) Ueber den Neubau: Strabon 641. Dedicationsinschriften finden sich auf den im Britischen Museum aufbewahrten Säulenbruchstücken unten in die Hohlkehlen eingeschrieben.

Ueber die columnae caelatae vgl. Arch. Zeitung 1873 S. 72. Die Zahl der 36 Säulen kommt wahrscheinlich so heraus, daß an der Ost- und an der Westseite Doppelreihen von je 8 Säulen standen und dann noch je 2 am vorderen und hinteren Eingange. Una a Scopa: Plinius XXXVI, 21. Betheiligung des Praxiteles: Strabo 641.

Seiten herbeigerufenen Künstler und Werkmeister auszuführen, König geworden war, erbot er sich alle schon gemachten Ausgaben zu tragen und die Vollendung auf seine Kosten zu übernehmen, wenn man ihm gestatte, das Ganze als sein Weihgeschenk in seinem Namen der Göttin darzubringen; aber die Priester lehnten es ab und brachten, ohne sich, wie ihnen vorgeworfen wurde, an den bei ihnen deponirten Geldern zu vergreifen, aus dem Erlös für das Material des alten Baues und reicher Beisteuer den Tempel zu Stande, wie ihn Deinokrates entworfen hatte, an Größe und Pracht eines der Wunder der Welt. In der Grundfläche etwa viermal so groß als der herrlichste Tempel des Mutterlandes, der Parthenon in Athen, und etwa 1½mal so groß als der Dom zu Cöln, erhob sich der Neubau auf einem mächtigen Unterbau von zehn Stufen mit seinen rings umher geführten Doppelreihen von 60 Fuß hohen Säulen.

Ein von Hallen umgebener Pilgerhafen wurde künstlich ausgetieft und mit unablässiger Mühe in Stand gehalten, damit er durch die Lagunen und Kanäle von der See her zugänglich bleibe. Denn obwohl der Tempel in Folge der fortschreitenden Alluvion allmählich bis auf drei Stunden Wegs vom offenen Gestade entfernt worden war, mußte er nach wie vor zu Schiffe erreicht werden können, wie es das von der See aus gegründete Heiligthum verlangte*).

Alexander hatte von seinem Vater die Aufgabe überkommen, die hellenische Nationalität an der asiatischen Küste zu neuem Leben zu erwecken und den Bann zu lösen, mit welchem orientalische Priestermacht die Tochterstadt Athens in ihrer freien Entwickelung gehemmt hatte.

---

*) Artemidoros bei Strabon 640 f. bestreitet die hämische Darstellung des Timaios, nach dem sich die Ephesier an den persischen Depositen zum Zwecke des Neubaus vergriffen hätten. Einer solchen Hierosylie würden sie sich um so weniger schuldig gemacht haben, da sie nicht einmal die Dedication durch Alexander mit der Würde des Heiligthums vereinbar gehalten hätten. Man fand für die Ablehnung die höfische Einkleidung, daß es nicht passend sei, wenn ein Gott dem anderen einen Tempel weihe. — Den Wasserverkehr bezeugt das priesterliche Amt der *ναυβατοῦντες* („Beiträge" S. 6).

Ephesos sollte, wie Smyrna, dreihundert Jahre nach Auflösung der alten Stadt erneuert werden. Der Tempel sollte in allen Ehren fortbestehen, aber keine asiatische Dynastie, sondern die Bürgerschaft von Ephesos im Zusammenhange mit dem neuen griechischen Reiche die Schutzmacht des Tempels sein und an seiner Verwaltung Antheil haben.

Die Trägheit der Menge widerstrebte der Umsiedelung und erst Lysimachos gelang es, nachdem er durch Verstopfung der Canäle eine Ueberschwemmung der Niederung veranlaßt hatte, den Gedanken Alexanders auszuführen.

Der Berg Pion wurde das Centrum der Stadt, der Sitz des hellenischen Zeus, der auf dieser Höhe als Regenspender verehrt wurde und dessen Heiligthum, wie wir aus Münzbildern schließen dürfen, von Baumgruppen umgeben blieb. Eine obere Burgmauer umschloß die beiden Gipfel, eine untere den Fuß des Bergs wie die Vorstädte nördlich und südlich vom Pion; sie folgte der Kammhöhe des langgestreckten Koressos bis zu seiner Vorhöhe, dem alten Athenaion, wo in dem sogenannten St. Pauls-Gefängnisse sich der prachtvolle Festungsbau des Lysimachos am Besten erhalten hat.

Dieser Thurm beherrschte den Hafen der Stadt, welcher durch Kanäle mit dem Kaystros in Verbindung stand.

Innerhalb des weiten Stadtrings unterscheiden wir drei Hauptgruppen von Gebäuden.

Erstens die großen Festlocale am nördlichen Fuße des Pion, das mit dem Kopfende und der einen Langseite aus dem Berge gearbeitete Stadium, mit der vorliegenden Felsterrasse und dem benachbarten Gymnasium und das an den westlichen Fuß anlehnende, große Theater, von dessen Sitzen man den Hafen vor Augen hatte und den ganzen Wasserverkehr überblickte.

Zweitens die Anlagen in der Niederung, das Centrum des städtischen Verkehrs, der große Marktplatz, von zwei Gymnasien eingefaßt, von denen das kleinere am Theater lag, das größere unmittelbar am Hafen.

Die dritte Gruppe umfaßte diejenigen Gebäude, welche in der Senkung liegen, die sich vom Hafen zwischen Pion und

Koressos sanft hinaufzieht, das Odeion und eine Reihe von Prachtbauten auf beiden Seiten des Wegs, und endlich das große Gymnasium in dem Thalbecken am südlichen Fuße des Pion, welches Opistholepria hieß.

Das Ganze war nach einem Plane angelegt, aber ohne die Eintönigkeit künstlicher Stadtanlagen, vielmehr von der reichsten Mannigfaltigkeit, wie sie sich selten auf so engem Raum beisammen findet. Binnenland und Gestade, versteckte Thalgründe und die von Canälen durchzogene Flußebene, schroffe Kalkfelsen mit tiefen Grotten und wohlgepflegte Tempelhaine — zu allen Tageszeiten hatte man schattige Wege oben und unten, mit stets wechselnder Aussicht auf Stadt und Hafen oder in die stille Binnenlandschaft oder endlich auf den fernen Meeressaum, in den die Abendsonne sich neigte.

Das Münzbild mit dem Pion und dem unterhalb gelagerten Kaystros giebt eine Andeutung dieser Mannigfaltigkeit von Naturformen und Bauanlagen*).

Jetzt war Ephesos eine der neuen Prachtstädte des Orients, eine hellenische Republik mit selbständiger Gemeindeverfassung unter dem Schutz mächtiger Reichsfürsten, in ungestörtem Genusse aller Vortheile seiner unvergleichlichen Lage. Die ganze Fülle der Cultur, welche sich im Mutterlande entwickelt hatte, war hier vereinigt, und die vielen Gymnasien, welche in der Zeit nach Alexander mehr und mehr für geistige Bildung und wissenschaftliche Zwecke bestimmt waren, zeigen, wie sehr man beflissen war, einer einseitigen Richtung auf Handel und Geldgeschäft vorzubeugen.

Alle Zweige von Wissenschaft und Kunst entwickelten sich aber in einer vom Mutterlande abweichenden Richtung. Homer

---

*) Zeus als Regenspender auf dem Pion, in der Linken den Blitz haltend; unten der Adler; der Regen strömt auf den die Niederung darstellenden Kaystros. Rechts und links Gebäude und Bäume. Der Cultus des Regengotts bezieht sich wahrscheinlich auf die Naturbeschaffenheit des Pion, welche unter den Merkwürdigkeiten des ionischen Landes aufgeführt wird (Pausanias VII, 5). Vgl. „Beiträge" S. 2. Ueber die Bauanlagen von Ephesos das Nähere bei Adler in den „Beiträgen" S. 34 ff.

lebte in den Schulen fort, aber der Vortrag seiner Gedichte war die Sache von Rhapsoden, deren Kunst zu handwerksmäßiger Technik wurde und doch in sehr anspruchsvoller Weise auftrat, wie wir dies schon bei Platons Zeitgenossen Jon von Ephesos wahrnehmen. Die Beredsamkeit wurde mit großem Eifer betrieben. Man glaubte die schlichte Weise des Lysias und Demosthenes weit überbieten zu können, aber indem sich die Redekunst von der Arbeit am öffentlichen Leben und gleichzeitig von philosophischer Schärfe entfernte, verfiel sie in Declamation und weichlichen Schwulst. Die Sophistik vermochte den Mangel nicht zu ersetzen, und wenn die Meister der griechischen Beredsamkeit in Asien auch noch von Cicero studirt und von Hortensius nachgeahmt wurden, so ist doch die ganze Literatur spurlos verschollen. Die dramatische Kunst war in voller Blüthe. Jonien war jetzt der Hauptsitz scenischer Künstler, welche zu Körperschaften vereinigt die Schauspielkunst in Verbindung mit Tanz und Pantomimik berufsmäßig pflegten. Der Dienst des Dionysos war so volksthümlich, daß, wenn fremde Machthaber in Ephesos einzogen, die Bürger mit ihren Kindern als Satyrn, die Frauen als Bacchantinnen sie bewillkommneten. Aber die Kunst war von der Poesie und den alten Satzungen des Bühnenspiels gelöst, eben so die in kraftlose Spielerei ausartende Musik. Nicht die begeisternde Kraft, sondern nur der verweichlichende Einfluß des Dionysosdienstes war noch in Wirksamkeit, und ein ephesischer Flötenspieler Batalos war es, der zuerst dadurch Anstoß gab, daß er in weiblicher Kleidung auf der Bühne sich sehen ließ. Das kleine Kunsthandwerk, namentlich in Gold und Silber, war sehr im Schwunge; eine wirklich neue Entwickelung fand aber nur auf dem Gebiete der Malerei statt *).

Hierfür bildete sich in Ephesos eine eigene Schule, welcher die großen Sammlungen des Heiligthums sehr zu Statten kamen.

---

*) Ueber das „genus asianum“ Blaß: Die griech. Beredsamkeit nach Alexander S. 54 f. Ueber die scenische Kunst in Jonien O. Lüders, die dionysischen Künstler 1873. Satyrprocessionen: Plutarch Antonius c. 24. Batalos: Libanius Vit. Demosthenis 2. — Goldschmiede *ποιοῦντες ναοὺς ἀργυροῦς Ἀρτέμιδος*: Apostelgeschichte 19, 24.

Hier entwickelten sich Parrhasios und Zeuxis, welche in gewisser Beziehung als Gründer der griechischen Malerei angesehen werden konnten. Denn jetzt erst entstanden Staffeleibilder, welche als Wunder der Welt angestaunt und um ungeheure Summen angekauft wurden, wogegen die bescheidenen Wandbilder in Athen und Delphi nur als Incunabeln der Kunst gelten und als solche ein historisches Interesse beanspruchen könnten. Man übersah, daß der ideale Inhalt der alten Gemälde, welche ohne ernste Sammlung gar nicht verstanden und gewürdigt werden konnten, in der ionischen Schule zurücktrat, und daß in dem Vorherrschen der Technik, in dem Streben nach sinnlicher Wirkung und optischer Täuschung bei allem Glanze des Erfolgs ein Keim des Verfalls verborgen lag.

Das Wichtigste bleibt für uns das Verhältniß der Stadt zum Tempel.

Der Tempel war jetzt ein vorstädtisches Heiligthum, wie Olympia vor dem alten Pisa; die Festlocale waren innerhalb der Stadtmauern, und eine große Straße, von Grabdenkmälern dicht eingefaßt, diente zu den Opfer- und Festzügen, welche die beiden Hauptpunkte der Landschaft verbanden.

Darum war aber der alte Kampf nicht zu Ende: er erhielt nur eine ganz andere Form; es wurde ein Territorialstreit zweier Nachbarn, und seitdem die Priester ihre selbständige Herrschaft hatten aufgeben müssen, suchten sie wenigstens das Weichbild des Heiligthums und den Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit möglichst auszudehnen.

Alexander hatte die Ausdehnung des Tempelbezirks auf ein Stadium festgesetzt. Als Mithradates Herr von Jonien war, wollte er sich den Priestern gefällig erweisen. Er stellte sich auf die Ecke des Tempeldachs und schoß von dort einen Pfeil ab, um darnach die neue Grenze zu bestimmen. Sie reichte nur wenig über die von Alexander gezogene Linie hinaus.

Wirksamer war, was zu Gunsten des Tempels Antonius der Triumvir that, der als neuer Bacchus in Ephesos einzog. Auf dem Boden Asiens wurde er selbst zu einem Asiaten und suchte sich durch Begünstigung einheimischer Hierarchie beliebt

zu machen. Das Weichbild des Tempels wurde durch seinen Machtspruch um das Doppelte vergrößert. Nun war wieder ein Theil des Stadtgebiets innerhalb des Artemision. Mitten in den Straßen standen die Grenzsteine, wo die Gerichtsbarkeit der Priesterschaft anfing und kein städtischer Beamter das Asylrecht verletzen durfte.

Octavian machte dem Unwesen ein Ende, welches aus dem Mißbrauche des Asyls entstand. Er verengte wiederum den Tempelhof und zog eine neue Mauer; die Bausteine und Inschriften derselben sind vor Kurzem an alter Stelle wieder aufgefunden worden und so haben wir für diesen merkwürdigen Kampf zwischen geistlichem und weltlichem Territorium, in diesem Vor- und Zurückschieben der Mauerlinie einen festen topographischen Punkt, wo Octavian fünf Jahre vor Christi Geburt das Document seines Baus aufschreiben und einmauern ließ.

Damit war eine Reihe von Reformen verbunden, welche nicht den äußeren Umfang, sondern den Kern des Priesterstaats betrafen. Die Verwaltung des Tempelvermögens wurde einer Beaufsichtigung von Seiten des Staats unterzogen und Augustus selbst verfügte über Tempelgelder zum Baue eines Heiligthums für den Cultus des Hauses der Julier, eines Augusteums, dessen Platz wahrscheinlich noch in Ueberresten zu erkennen ist*).

So wurden die neuen Götter der Erde bei der alteinheimischen Landesgottheit eingeführt und von ihr aufgenommen. Nun traten auch geborene Römer in die Verwaltung des gemeinsamen Heiligthums ein, und gleichzeitig erfolgte wahrscheinlich eine Läuterung des Gottesdienstes, indem gewisse besonders anstößige Satzungen der asiatischen Hierarchie, wie das Eunuchenwesen, beseitigt wurden. Da aber die wesentlichen Rechte des Tempels anerkannt und neu bestätigt, ja frühere Verletzungen derselben so gut wie möglich gesühnt wurden — wie denn Augustus den von Antonius

*) Die Geschichte der Peribolosmauer: „Beiträge" S. 26 f. Inschrift von Wood gefunden: Imp. Caesar Divi F. Augustus C. XII Trib. pleb. XVIII pontifex maximus ex reditu Dianae fanum et Augusteum muro muniendum curavit etc. Waddington Fastes des prov. Asiatiques p. 94.

geraubten Apollo des Myron dem Tempel zurückgab —, waren die Vortheile der neuen Organisation bei Weitem überwiegend. Die Römer standen seit den Zeiten des Servius in einem Pietätsverhältniß zu Ephesos. Es war jetzt die anerkannte Hauptstadt von Kleinasien, und ein Gesetz bestimmte, daß alle Statthalter der Provinz Asien zuerst in Ephesos landeten, um hier ihren solennen Einzug zu halten. Seit Beendigung der Bürgerkriege blühten Handel und Wandel mehr als je zuvor; nun war endlich ein Weltreich vorhanden, wie es die Priester der Artemis immer erzielt hatten, ein friedlich geeinigtes, in welchem die schroffen Unterschiede zwischen Barbaren und Hellenen und alle störenden Gegensätze der Nationalitäten in einer allgemeinen Weltbildung sich allmählich ausglichen. Nun erst wurde das mit praktischem Römerverstande reorganisirte Heiligthum ein wirklich ökumenisches und genoß durch die ganze bekannte Welt vom Euphrat bis nach Hispanien und Gallien, wo unter seiner Autorität die ersten Griechen eine Stadt gegründet hatten, eine unbedingte Anerkennung, so daß Ephesos, von Anfang an mehr als irgend eine andere Stadt des Alterthums zu einer Weltstadt angelegt, nun sein Ziel erreichte. Jetzt war es ein Centrum für die Ost- und Westhälfte der bewohnten Erde, welche sich immer völliger durchdringen sollten, der Brennpunkt der beiderseitigen Culturen, der große Markt, auf welchem alle Sprachen durch einander tönten, alle Erzeugnisse der Natur und Menschenhand ausgetauscht wurden, eben so wie alle die Zeit bewegenden Ideen. Neben den Anhängern des griechisch-römischen Glaubens lebte eine zahlreiche Judengemeinde, welche im ersten Jahrhundert vor Chr. sich von den römischen Beamten ansehnliche Privilegien zu verschaffen wußte. Den Juden schlossen sich Johannesjünger an, welche die Verkündigung des Predigers in der Wüste von einer nahe bevorstehenden neuen Offenbarung im Volke Israel auch nach Ephesus brachten. Daneben die vielen Hörsäle, in denen griechische Sophisten, wie Tyrannos, ihre Denk- und Redekunst als höchste Blüthe aller menschlichen Bildung vortrugen, während im Tempelarchive vergessene Schätze althellenischer Weisheit, wie die Rollen des Herakleitos, ruhten und um den Tempel orien-

talischer Aberglaube, der den griechisch-römischen Gottesdienst immer tiefer durchdrang, in Traumdeuterei und Zauberei sein lautes Wesen trieb. Auch in Industrie und Kunst waren alle Länder und Zeiten vertreten. Neben dem aus dem Tempelbrande Geretteten glänzten die Wunderwerke des Apelles, und wer von der Entwickelung der Kunst, von der Pracht des kostbarsten Materials und der Folge menschlicher Erfindungen einen Begriff haben wollte, der mußte sich von den Tempeldienern durch die Fülle der Weihgeschenke in edlem Gestein und Metall führen lassen, die den Tempel und den Tempelhof erfüllte. Das Merkwürdigste inmitten des bunten Glanzes blieb immer das uralte Gnadenbild aus Holz der Weinrebe, das bei regelmäßiger Salbung sich unverändert erhielt und von dem man erzählte, daß es sieben Erneuerungen des Tempels glücklich überdauert habe*).

Wenn nun inmitten des bunten Treibens an der Mündung des Kaystros Bild und Dienst der uralten Mondgöttin, der unscheinbare Kern, an den alles Andere sich angeschlossen hatte, so unverändert fortbestand, wenn das Heiligthum, der älteste Sammelort asiatischer Völkerschaften, unter Lydien und Persien, unter Athen, Sparta und Macedonien immer in gleichen Ehren geblieben, wenn es, aus jeder Katastrophe glänzender hervorgegangen, nun auch von Rom unbedingte Huldigung entgegennahm, so daß auch nach dem Erdbeben von 29 n. Chr. die Kaiser Tiberius und Claudius mit freigebiger Hand alle Beschädigungen der Stadt zu ersetzen sich beeiferten — da mußte die große Göttin als eine unversiegbare Quelle von Kraft und Segen,

*) Apollo des Myron: Plinius XXXIV 58. Privilegien der Juden vom Proconsul Dolabella erwirkt: Josephos XIV 10, 12 ff. J. Bernays Herakliitische Briefe S. 28. Johannesjünger: Apostelgeschichte 18, 24. Aus Ephesos stammt Artemidoros, der unter Hadrian und den Antoninen sein Buch über Traumdeutung schrieb (Oniricriticon libri V ed. R. Hercher 1864). Amulette mit Geheimschrift (ἐφέσια γράμματα Hesychios) von den Fremden in ihre Heimath mitgenommen: Stephani, Bulletin de la classe des sc. historiques de l'Académie de St. Petersbourg VI n. 18. — Das alte Gnadenbild nach Licinius Mucianus bei Plinius XVI 79 siebenmal gerettet (vitigeneum — multis foraminibus nardo rigatur, ut medicatus humor alat teneatque iuncturas).

sie mußte in der That als eine weltüberwindende Macht angesehen werden und man begreift, daß die Ephesier auf nichts so stolz waren, als auf das Amt, das ihre Gemeinde hatte, die „Pflegerin der großen Göttin" zu sein, welcher sie allen Ruhm und Reichthum dankten. Wer sollte es wagen ihre Majestät anzutasten?

Da geschah es in den letzten Jahren des Kaisers Claudius, daß unter der Masse der Fremden, die sich täglich vom Hafen in die Stadt hinaufdrängte, ein jüdischer Mann war, ein Teppichwirker, welcher auf dem Wege von Jerusalem nach Damascus eine Lebenserfahrung gemacht hatte, durch die er ein anderer Mensch geworden war, und der die Ueberzeugung hatte, daß die Umwandelung, die er persönlich durchlebt habe, bestimmt sei die ganze Menschheit zu ergreifen. In dieser Ueberzeugung suchte er die Plätze auf, wo das Zusammentreffen der verschiedensten Weltanschauungen das Nachdenken wecken und wo bei der reichsten Fülle aller Bildung, die das Alterthum hervorzubringen vermocht hatte, auch die Lücke, welche dieser Reichthum übrig ließ, am ehesten zum Bewußtsein kommen mußte.

So kam Paulus von Korinth nach Ephesos; er ging als Jude zu den Juden, welche wohl auch hier in einem besonderen Quartier zusammen lebten, dann als Grieche zu den Griechen; denn vermöge der Bildung, welche er auf der hohen Schule von Tarsos sich angeeignet hatte, war er im Stande als griechischer Sophist aufzutreten und von den Gemeinplätzen der Sophistik allmählich zu dem überzugehen, was auch in Ephesus noch nicht vernommen worden war. Und als er hier ein Jahr und dann ein zweites Jahr während der Mußestunden, die ihm sein Geschäft ließ, seine Vorträge fortsetzte, kam es dahin, daß die ab- und zugehenden Geschäftsleute durch ganz Kleinasien die Kunde verbreiteten von dem, was des Abends im Hörsaale des Tyrannos vorgetragen wurde, und die erschreckten Priester sahen das Ansehen ihrer Göttin, welches keine Großmacht Asiens und Europas anzurühren gewagt hatte, von den Worten eines armen Handwerkers erzittern. Man merkte, daß der Eifer erkalte; man sah, daß die Zauberbücher, welche unter dem Namen ephesischer Schriften massenhaft verbreitet waren, ins Feuer geworfen

wurden, und während Heraklit vor 500 Jahren die Thorheit der götzendienerischen Menge vergeblich verhöhnt hatte, begann man sich jetzt auf einmal der Anbetung des aufgeputzten Holzbildes zu schämen, und in den Werkstätten der Goldschmiede, die bis dahin nicht Hände genug finden konnten, um die Fremden zu befriedigen, von denen jeder als Andenken an seinen Besuch ein kleines Abbild des Artemision mitzunehmen wünschte, standen jetzt die Arbeiter müßig umher. Die reichen Fabrikherren merkten an ihren Rechnungsbüchern zuerst, welch ein Umschwung sich im Glauben der Menschheit vorbereite, und die gemeinste Selbstsucht war es, die unter dem heuchlerischen Scheine religiöser Begeisterung die Massen in Bewegung setzte, wie einst die fanatisirten Tempelschaaren aufgeboten wurden, die Ansiedelung der Athener zu verhindern*).

Das wehrlose Christenhäuflein wäre bald überwältigt worden, wenn nicht der ernste und nüchterne Sinn römischer Gesetzlichkeit den unlauteren Fanatismus gedämpft und durch die Furcht vor dem Verluste ihrer Privilegien die tobende Stadt zur Besinnung gebracht hätte.

Unter dem Schutze Roms behauptete sich die Pflanzung des Apostels, die neue Colonie auf dem viel umworbenen Boden von Ephesos, die erste, welche mit dem Cultus des alten Gnadenbildes keinen Vertrag eingehen konnte.

Ephesos aber wurde wieder ein Mittelpunkt, um welchen sich die Anhänger eines gemeinsamen Gottesdienstes sammelten, und neue Lebenskeime wurden von hier aus nach Osten und Westen getragen, während die alte Cultur trotz aller Römergunst rettungslos verfiel. Man faßte den Stadthafen, um der Verschlämmung vorzubeugen, mit neuen Ufermauern und benutzte das dadurch gewonnene Terrain zur Anlage eines prachtvollen

---

*) Erdbeben: O. Jahn über die puteolanische Basis in den Berichten der K. Sächs. Ges. der Wiss. 1851 S. 122. — Ἔφεσος νεωκόρος τῆς μεγάλης θεᾶς: Apostelgeschichte 19, 35. Paulus' fast dreijähriger Aufenthalt in Ephesos: Wieseler, Chronologie des apostolischen Zeitalters S. 240. In der angehängten chronologischen Tabelle wird die Zeit des Paulus in Ephesos von 52 im Herbst bis 54 Pfingsten angesetzt.

Forums. Aber die alten Wasserbauten ließen sich bei der immer anwachsenden Alluvion nicht in Ordnung halten; das Canalsystem, an welchem schon die pergamenischen Könige unzweckmäßige Aenderungen vorgenommen hatten, gerieth in Verfall und die Bewohner zogen sich aus der versumpfenden Niederung an den steilen Abhängen des Koressos hinauf*).

Gleichzeitig griff der Abfall von dem Glauben der Väter mehr und mehr um sich, und der Angstruf, mit dem der Goldschmied Demetrios seine Zunftgenossen fanatisirte: „der Tempel unserer Göttin wird für nichts geachtet und mit ihrer Majestät geht es zu Ende!" bewährte sich wie ein prophetisches Wort.

Plinius der Jüngere meldete dem Kaiser Trajan aus Kleinasien den erschreckenden Umschwung, der als eine Staatsangelegenheit von höchster Bedeutung in Erwägung gezogen werden müsse. Schon ständen die Göttertempel verödet; die Opferthiere, die zur Stadt getrieben würden, fänden keine Käufer und auch auf dem Lande wuchere der neue Aberglauben.

Plinius glaubte noch durch strenge Maßregeln dem Unwesen steuern zu können und Trajanus beschenkte die Diana mit neuen Tempelthüren.

Unter Hadrian, der für altberühmte Heiligthümer schwärmte, hob sich das Ansehen der ephesischen Göttin, und ihr Tempel erscheint wieder auf den Münzen. Ueber hundert Jahre später ist er noch unverletzt auf denen des Kaisers Valerianus zu sehen.

Bald darauf begannen die Völkerstürme, und aus demselben Skythenlande, dessen Schaaren zu Kallinos' Zeit Kleinasien in Schrecken gesetzt hatten, kamen die Seezüge der Gothen, denen die Küstenstädte schutzlos preisgegeben waren. Der Tempel wurde 262 n. Chr. geplündert und zerstört**).

---

*) Neues Forum auf altem Hafenboden: Adler in den „Beiträgen" S. 39. Attalos II verdirbt den Stadthafen durch Eindämmung der Canäle: Strabon 641.

**) Plinius des Jüngeren Bericht aus Bithynien: ep. ad Trajanum n. 96. Trajans Tempelthüren: Cedrenus I 565 ed. Bonn. — Von Claudius bis Hadrian fehlt das Bild der Artemis auf den Münzen: Pinder über die Silbermedaillons der Provinz Asia (Abh. der K. Ak. der Wiss. 1855 S. 620). — Zerstörung durch die Gothen (templum Lunae Ephesia dispoliatum

Die Stadt mit ihrem Bisthum blieb ein volkreicher Verkehrsplatz. Als Mutterkirche der asiatischen Gemeinden gewann sie ein neues Ansehen, welches durch die Erinnerung an Timotheus, den ersten von Paulus hier zurückgelassenen Bischof, an den Aufenthalt des Evangelisten Johannes und der Jungfrau Maria, deren Grab man hier zeigte, gehoben wurde. Es wurde auch für die Christenwelt des Ostens ein Sammelort, als Pfingsten 431 das erste Concil in Ephesos gehalten wurde.

Im dreizehnten Jahrhundert drangen die Türken gegen die Küste vor, zerstörten die Stadt und bauten aus den Trümmern des Tempels am Fuße des Festungsbergs die Moschee Selim, ein Prachtwerk osmanischer Architektur.

Auch sie ist längst eine Ruine. Unterhalb derselben wohnt eine Anzahl türkischer Familien in den schmutzigen Hütten des Dorfs Ayasuluk — sonst ist Alles ein großes Grab, eine menschenleere und weglose Wildniß von Morast und Gestrüpp, in deren Atmosphäre eine Nacht zuzubringen lebensgefährlich ist.

Die einzigen Spuren geschichtlicher Ueberlieferung, welche an dem Boden haften, gehören der christlichen Legende an. Man zeigt auf dem alten Athenaion das Gefängniß des Paulus und am oberen Rande des Pion die Grotte, wo die Siebenschläfer Zuflucht gefunden haben sollen.

Die Todesstille, welche auf der Gegend ruht, wird nur unterbrochen, wenn auf der neuen Eisenbahn der Jagdzug von Smyrna kommt und die Jäger dort, wo einst die Pilgerschiffe an den Marmorhallen des Tempels landeten, sich mit ihren Hunden durch das Gebüsch drängen, um das Sumpfgevögel aufzuscheuchen.

Von allen großen Tempeln des Alterthums war das Artemision der einzige, dessen Stätte spurlos verschwunden war, bis es dem Kunsteifer und der Energie Englands nach zwölfjährigem Durchwühlen der ganzen Ebene im Frühjahr 1871

---

et incensum) Historia Augusta edd. Jordan et Eyssenhardt II 76, 27. Als Gallienus in Byzanz war, zogen sich die Gothen zurück (Hallische Encyklopädie Band 75. S. 125).

endlich gelungen ist, aus 20 Fuß Tiefe die in Schlamm versunkenen Marmortrümmer wieder an das Licht zu ziehen. Wir „tragen die Trümmer herüber", aber nicht um ihre verlorene Schönheit zu beklagen, sondern um die Vergangenheit zu verstehen und um an einer solchen Schicksalsstätte, wie Ephesos ist, daran zu denken, was bei allem Wechsel von Natur und Geschichte allein im Stande ist, dem Menschenleben wahre Bedeutung und unvergänglichen Inhalt zu geben*).

---

*) Die Ausgrabungen des Herrn Wood auf Veranstaltung des Britischen Museums und der Society of Dilettanti haben nach zwölfjähriger Dauer im Frühjahr 1871 die Entdeckung der Tempellage zur Folge gehabt. Nach langem Suchen haben endlich die auf Dämmen hergestellten und von Gräbern eingefaßten Straßen, welche vom Fuße des Pion nach Osten convergiren („Beiträge" S. 31), den unermüdlichen Forscher auf die richtige Lage des Artemision geführt. Vgl. Stark „Nach dem griechischen Orient" S. 222, 391.

VIII.

Olympia.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des inneren Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrath geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernstliche Widerstand beseitigt wäre und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Ueberläufer aus Arkadien in das Lager, unstäte Leute, die des Lebens Noth hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien," war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu;" und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiederten sie: „um den Kranz vom Oelbaum." Da sprach Einer der persischen Großen ein kluges Wort, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde. Denn als er von dem Kranze hörte, konnte er es nicht verschweigen, sondern sagte laut vor Allen: „Wehe Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!"

So erzählt uns Herodot, dessen Gedanken sich mit Vorliebe um jenen Gegensatz der Hellenen und Barbaren bewegten, welcher lange im Stillen vorbereitet, nun vollständig entwickelt, in

die Weltgeschichte eingetreten war, um sie für Jahrhunderte zu erfüllen. Um Macht und Besitz ist unter den Völkern der Erde aller Orten gekämpft worden, so lange die Geschichte ihren blutigen Weltgang hält; aber vor und nach den Hellenen hat es kein Volk gegeben, dem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war, so daß, wer in diesem Streben vor allem Volke Anerkennung errungen hatte, sich reich belohnt fühlte, so reich, daß ihm die Welt mit ihren Schätzen nichts Höheres zu bieten vermochte.

Bei den Ausdrücken, mit welchen neuere Völker die menschliche Bildung bezeichnen, denkt man fast ausschließlich an die geistigen Anlagen. Dem griechischen Sinne war aber der Gedanke durchaus fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe und daß er nur mit der geistigen Begabung die Verpflichtung erhalten habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu veredeln. Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und unabweisliche Forderung der Götter. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer in Lauf und Kampf, ein helles, muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer, als Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war den Hellenen die Aufgabe der Erziehung und darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten. Deshalb blieb jene Doppelerziehung nicht dem Ermessen der einzelnen Häuser anheimgestellt, sondern überall — wenn auch nicht in der Gesetzesschärfe wie in Kreta und Sparta — wurde die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Uebungen vom Staate geordnet und gefördert.

Oeffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Uebungsplätzen von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keinem Orte fehlen, der auf den Namen einer hellenischen Stadt Anspruch machte. Wer nach Ansehn und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Theil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß Niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Uebungen vollendet hatte.

Den Eifer für diese Uebungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte an einander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte den Wettkämpfen zuzuschauen. Hier trat die Gymnastik in den Dienst der Religion. Denn wenn zum Andenken der stadtgründenden Heroen, wenn zur Feier der unsterblichen Götter, unter deren Obhut der Staat fortbestand, das Beste dargebracht wurde, was der Boden des Ackers, was die Heerden des Feldes erzeugten oder was der Menschen erfindungsreicher Sinn in der Kunst der Formenbildung, wie der Rede und des Gesangs zu schaffen wußte — wie sollte da nicht auch das köstlichste aller Güter, deren sich der Staat erfreute, den Göttern geheiligt werden, die männliche Tüchtigkeit seiner Bürger und die Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts! Die Wettkämpfe selbst waren Opfer des Danks, und die Götter, sagt Plato, sind Freunde der Kampfspiele. Wohl gab es keine Huldigung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, was auch unter uns Jeder aus eigner Erfahrung wissen sollte, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die

Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als die Zehntausend einst nach unsäglichen Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meers gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das Erste, was sie zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Thoren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden und alles Ungemach war vergessen.

Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele, und die Athleten, welche ihre Meisterschaft in einem Zweige der Gymnastik wie ein Gewerbe behandelten, konnten umherwandernd zu allen Jahreszeiten Kampfspiele besuchen, in denen Siegespreise zu gewinnen waren. Wenn aber die olympischen Spiele nach Pindars Worten alle anderen so übertrafen, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichthums, so liegt der Grund davon in der besonderen Geschichte von Olympia.

Wo der Alpheios aus den engen Felsschluchten Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten, vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufergebirge nannten die Alten Olympos; das war ein Name, mit dem man in der Vorzeit die heiligen Gipfel des Landes bezeichnete. Eingeborene Pelasger haben hier gewohnt und ihren Zeus verehrt, als den Gott schreckender Naturmacht und als den Urheber des Segens, welcher sie in der fruchtbaren Thallandschaft umgab. Die Sage nennt einen alten König des Landes Oinomaos und Pisa als die Hauptstadt seines Reichs.

Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier kamen ätolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnons Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylos den Staat Elis. Auf Geheiß des Orakels wurden achäische Geschlechter, welche sich von Pelops herleiteten, zur Theilnahme an der Staatengründung eingeladen; sie kamen und ließen sich

in Pisa nieder. Wohin Pelopiden wanderten, brachten sie auch ihre väterlichen Sagen und die Verehrung ihres Ahnherrn. Die Gestalt des Pelops verwob sich mit den pelasgischen Erinnerungen des Landes, ihm feierten sie die Leichenspiele an den Ufern des Alpheios.

Das friedliche Bundesverhältniß zwischen Elis und Pisa trübte sich durch den engen Anschluß der Eleer an die Politik der dorischen Spartaner, welche dem Achäerstamme überall feindlich gegenüberstanden. So wurden auch die Pelopiden in Pisa unterdrückt, aber die alten Gottesdienste erhielten sich. Der pelasgische Zeus blieb in seinen Ehren als der älteste Inhaber des geweihten Bodens, und eben so wenig wagte man den achäischen Heros in seinen Rechten anzutasten. Als Vertreter der dritten Epoche Olympias kam Herakles hinzu, dessen Name der mythische Ausdruck für den Einfluß der dorischen Staaten ist; die Einrichtungen der Dorier werden als Thaten des Herakles dargestellt. Deshalb ist Herakles der Festordner von Olympia, der Erneuerer der Pelopsspiele, der Gründer jener Satzungen, durch welche Olympia seine geschichtliche Bedeutung erhalten hat. Sparta nämlich fühlte, als der mächtigste und geordnetste Staat, in sich den Beruf, die in so viele Stamm- und Stadtgebiete, zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer innern Verhältnisse herzustellen. Dies konnte auf keine mildere und weisere Art geschehn, als durch die Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligthums. So schlossen denn zunächst die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgos und Iphitos, ein heiliges Bündniß mit einander, dessen Urkunde, auf einer Metallscheibe kreisförmig aufgeschrieben, noch im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Olympia aufbewahrt wurde. Die beiden Mächte verbürgten sich für die Sicherheit des Heiligthums, sie verbürgten Allen, die auf den neu gebahnten Straßen zu seinen Festen wallfahrteten, freies Geleit. In der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern aber wurde die Verwaltung des Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen;

keine bewaffnete Schaar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Gotte geweihtes Land.

Je mehr sich von diesem Anfange aus die Verhältnisse unter Spartas Leitung ordneten, desto höher stieg das Ansehen des Heiligthums; ein Staat der Halbinsel nach dem andern erkannte seine Satzungen an und beschickte seine Feste. Da nun der Peloponnes der von hellenischem Leben am vollständigsten durchdrungene Theil der alten Welt war, so wurde aus dem peloponnesischen Heiligthume ein hellenisches, und je mehr sich die Hellenen ihrer politischen Zersplitterung und ihrer weit getrennten Wohnsitze ungeachtet als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst einiges Volk fühlen lernten, um so mehr erkannten sie allmählich Alle in Olympia einen geistigen Mittelpunkt, einen wohlgelegenen Schauplatz gemeinsamer Festlichkeiten, einen Versammlungsort der Ost- und Westgriechen; sie zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen und Rechtssatzungen Olympias an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisas. Nach der Zerstörung der Stadt ließen die Eleer kein neues Pisa aufkommen, auch keine neue Stadtgemeinde in Olympia sich bilden, welche ihrer Hauptstadt jemals das wichtige Vorrecht der Verwaltung des Heiligthums streitig machen könnte. Die Landschaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, welche das Kleinod des Landes einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen; es lag entweder innerhalb oder außerhalb der Altis. In der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, befand sich nur, was den Göttern gehörte. Herakles hatte den Raum mit seinen Schritten abgemessen, er hatte die hohe Umfangsmauer gegründet, welche alles Unheilige von der Schwelle des Zeus fern hielt. Diese Mauer zog sich auf der Abendseite am Kladeos entlang, dem platanenreichen Nebenflusse des Alpheios; sie erstreckte sich im Süden oberhalb des Alpheiosbetts und schloß sich im Osten an das Stadium an. Sie hatte verschiedene Pforten, aber nur ein Eingangsthor, dessen schimmernde

Säulenhalle die Stirnseite der Altis bezeichnete; nur hier durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Auf dem Wege zum Tempel hatte man rechts den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe, dem noch beide Eltern am Leben sein mußten, mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. In seinem Gehege, Pantheion genannt, hatte man den Nymphen einen Altar erbaut, damit sie nicht ablassen möchten, mit frischem Thaue das Gedeihn des köstlichen Baums zu pflegen. Es war ein wilder Oelbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Oelbaume unterscheiden; es war der Erstling von der Pflanzung des Herakles, welcher von den schattigen Istrosquellen her das erste Reis geholt haben sollte, um das baumlose Alpheiosthal zu schmücken.

Oberhalb des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbaue der große Tempel des Zeus. Er ist die wichtigste und zugleich die sicherste Stelle innerhalb der Altis, denn sein Fußboden, seine Säulen und Bildwerke sind an ihrem Orte durch die Ausgrabungen der Franzosen 1828 wieder aufgefunden worden.

Der Tempelort war eine uralte Stätte des Zeusdienstes. Der Gott hatte sie selbst, im Blitze niederfahrend, mit einem unvergänglichen Male gezeichnet und schon die Pisäer hatten hier einen Altarplatz des Zeus. Die Eleer mußten dann auf würdige Ausstattung desselben bedacht sein, damit die aus der Besiegung Pisas gewonnenen Schätze zu des Gottes Ehren verwendet würden. Sie übertrugen daher ihrem einheimischen Architekten Libon den Bau eines dorischen Tempels und beschlossen, als die bildende Kunst in raschem Gange die verschiedenen Stufen der Vollendung zurückgelegt hatte, eine glänzendere Ausstattung desselben, damit das Nationalheiligthum der Hellenen hinter keinem andern zurückstehen sollte. Athen war damals die hohe Schule griechischer Kunst; was auf seiner Akropolis gebaut und gebildet worden war, verdunkelte alle früheren Schöpfungen. Dorthin wandten sich also die Behörden von Elis, und auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen Schülern und attischen Werkmeistern begleitet, um seine gereifte Kunst in Olympia zu

bewähren. Mit ihm und Panainos, seinem Verwandten, wurde über Alles, was sie am Tempel übernommen hatten, ein Vertrag abgeschlossen; im Einverständniß mit ihm ordnete Panainos den malerischen Schmuck in der Umgebung des Tempelbildes; Alkamenes und Paionios füllten die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Hellenen, unter dessen Führung sie zu dieser Höhe des Ruhms und des Glücks gelangt waren, an seiner würdigsten Stätte zu verherrlichen.

Jenes Glück brach bald zusammen. Die entfachte Wuth politischer Leidenschaften zerriß das heilige Band der Nationalität, deren höchstes Symbol der attische Künstler dargestellt hatte; der greise Phidias starb im Gefängnisse seiner Vaterstadt, die seinem Genius ihren schönsten Ruhm verdankte. Perikles unfähig seine Freunde zu retten, unfähig den Frieden zu erhalten, der kein Friede mehr war, schleuderte selbst in das mit Zündstoff überfüllte Vaterland die Fackel des Kriegs, der nicht nur die beiden ersten Staaten Griechenlands im verderblichsten Kampfe aufrieb, sondern in seinen weiteren Folgen auch die Peloponnesische Staatenordnung in wenig Jahren auflöste. Was so langsam gereift war, wie rasch ging es zu Grunde! Aber die Denkmäler jener großen Vorzeit überdauerten den politischen Verfall, Olympia blieb bis in die Zeit der Antonine ein festlicher Sammelort der Griechen und Griechenfreunde, und als sechshundert Jahre nach Phidias' Tode Pausanias die halb ausgestorbenen Städte der Hellenen durchwanderte, stand er mit staunender Bewunderung vor dem Tempel des Zeus und machte die Beschreibung desselben und seiner Umgebung, die unschätzbare Urkunde unserer Kenntniß des alten Olympia.

Kampf und Sieg unter Zeus' Obhut — das war der Grundgedanke, welcher in der künstlerischen Ausstattung des Tempels lebendig hervortrat. Darum schwebte auf der Spitze des Giebels die Siegesgöttin, auf seinen Enden stand an jeder Seite ein Preisgefäß, nach attischem Brauche an den Siegeslohn erinnernd. Zu den Füßen der Göttin hing ein Schild von Erz, ein stolzes

Siegeszeichen, das die Lakedämonier mit ihren Bundesgenossen gleich nach Vollendung des Tempels von der Schlacht bei Tanagra gestiftet hatten. Das Medusenhaupt auf seiner Mitte diente zugleich als unglückabwehrendes Schutzmittel an der Stirne des Gebäudes. Den Fries bedeckte eine dichte Reihe glänzender Schilder; sie bezeugten, daß auf Bürgerkrieg Unterjochung folgt; denn sie waren vom römischen Feldherrn Mummius geweiht nach dem unglücklichen Ende der letzten griechischen Erhebung. In dem Dreiecke des Ostgiebels aber füllte Zeus selbst den mittleren Raum, die beiden Gruppen trennend, deren Wettkampf nach der achäischen Sage über das Schicksal des Landes entschied. Rechts von Zeus der alte pelasgische Landeskönig Oinomaos mit behelmtem Haupte, neben ihm seine Gattin Sterope, die Atlastochter; dann das Viergespann des Königs und vor demselben Myrtilos, sein berühmter Wagenlenker. Dann folgten Männer, die mit der Wartung der Rosse beschäftigt waren, und endlich im Winkel des Giebelfelds der Flußgott Kladeos. Zeus zur Linken standen Pelops und Hippodameia; dann des Pelops Wagenlenker, seine Kampfrosse mit den zu ihnen gehörenden Leuten, bis dort, wo das Giebeldach sich wieder senkt, der Alpheios die Darstellung abschließt.

Der olympischen Kämpfe herrlichster war das Wagenrennen mit Viergespannen, das mythische Urbild desselben der Kampf des Pelops, durch welchen er mit der Königstochter das Land am Alpheios erworben hatte; dies war der würdigste Schmuck für die Vorderseite des Tempels. Aber das wilde Getümmel des Kampfes, wie es wohl auf Vasenbildern in leichten Umrissen gezeichnet wurde, paßte nicht für kolossale Marmorbilder. Der bevorstehende Kampf ist es, zu welchem Alles geordnet dasteht, die letzte Ruhe vor der entfesselten Bewegung, die feierliche Spannung vor dem Momente der Entscheidung. Unter der goldenen Nike steht der siegverleihende Zeus Olympios, der oberste Richter über alles Streben und Kämpfen sterblicher Menschen. An seine hochragende Gestalt reihen sich nach beiden Seiten die alten Heroen des Landes, die menschlichen Gefährten derselben, die ungeduldig harrenden Viergespanne bis hinab zu

den behaglich hingelagerten Stromgöttern, den unsterblichen Zeugen aller olympischen Kämpfe, deren heiligen Raum ihre Gewässer einschlossen. Die Wagenlenker haben die Zügel in der Hand, ihr Blick hängt an den Wimpern des Zeus; im nächsten Augenblicke werden sie auf den Wagenstuhl springen, und — die Geschicke des Landes erfüllen sich.

In strenger Symmetrie ordnen sich die Gestalten des Ostgiebels, und doch bei aller Einfachheit und Ruhe wie viel innere Bewegung und dramatisches Leben!

Die Darstellung des Westgiebels hatte eine allgemeinere Bedeutung; es war der Gegensatz von Hellenen und Barbaren, welcher im Kampfe der Lapithen gegen die Kentauren seinen Ausdruck fand. Die attischen Künstler wählten ihn um so lieber, weil sie hier ihren Stammhelden Theseus an dem heiligsten Orte der Halbinsel als den Vorkämpfer hellenischer Sitte verherrlichen konnten.

Man stieg die Stufen der Ostseite hinan und schritt durch die Vorhalle auf den Pronaos zu, den Vorraum des innern Tempelhauses. Die beiden Wandpfeiler mit zwei zwischen ihnen stehenden Säulen bildeten den Eingang; die Säulen waren mit hohen Erzthüren vergittert. Ueber den Säulen sah man zwischen den Triglyphen die Hochreliefs der sechs Metopen, welche mit den entsprechenden Tafeln der Westseite die Zwölfkämpfe des Herakles darstellten, die Musterbilder athletischer Tüchtigkeit, die durch mühseliges Dulden göttlichen Lohn erworben hatte.

Wollte man durch die Gitterthüren eintreten, so wurde Blick und Schritt gefesselt durch eine Erzgruppe, welche an der Säule rechts vom Eingange aufgestellt war. Es war Iphitos, von einer hohen Frau bekränzt, welche den olympischen Gottesfrieden darstellte. Man wurde erinnert an das alte lykurgische Bündniß, den folgenreichen Anfang staatlicher und sittlicher Ordnung, von wo der Glanz, der auf Olympia ruhte, der Frieden, welcher Elis beglückte, der Hellenen religiöse Einigung ausgegangen war. Bedeutungsvoller und einfacher konnte die Heiligkeit des Bodens, auf dem man stand, nicht ausgedrückt werden.

Man ging über den Mosaikboden des Pronaos und blickte in den inneren Raum des Tempelhauses, welchen eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe theilte. Am Ende des Mittelraums saß der Koloß des Zeus, der Ziel- und Schlußpunkt der inneren Architektur. Die von den Säulen getragene Gallerie diente dazu, das Kunstwerk auch von der Höhe betrachten zu lassen, und eine darüber emporsteigende, zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches, zur Festzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf das Götterbild, den olympischen Zeus, niederströmen ließ.

Das Werk des Phidias, in welchem er sein Letztes und Größtes geschaffen hatte, bestand aus drei Theilen. Ein mächtiges Postament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Gestalten geschmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympischen Gottheiten darstellte. Auf diesem Postamente, dem Abbilde des Olympos, stand der Thronsessel, ein von Gold und Edelgestein, von Elfenbein und Ebenholz schimmerndes Werk, welches mit runden und halbrunden Figuren, mit Mosaik und Malerei bedeckt war. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo sie dem Sessel sich anschlossen, sah man in bildreichen Streifen strenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrschaft verhängt waren, dargestellt, wie den Raub thebanischer Kinder durch geflügelte Sphingen und das Sterben der Niobiden. Die Querstäbe, welche die Füße des Thrones verbanden, enthielten, in Felder abgetheilt, die Kampfarten Olympias und die Thaten des Herakles. Die Gruppen der Chariten und Horen umschwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; seiner Füße Schemel trugen goldene Löwen und auf dem Vordersaume desselben drängte sich das Getümmel einer Amazonenschlacht. Den Raum vor dem Bilde umschloß eine wandartige Verkleidung, welche Panainos nicht verschmäht hatte mit figurenreichen Bildern zu schmücken.

So hatte die Kunst ihr ganzes Füllhorn erfinderischer Pracht über den Thron ausgeschüttet, auf daß er würdig werde, den Fürsten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei seinem Zeus an jene homerischen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos“ —

so war die innige Verbindung von welterschütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Scepter mit dem Adler darauf; in der ausgestreckten Rechten stand die Siegesgöttin aus Gold und Elfenbein, als erwarte sie seinen Wink, welches Haupt sie mit ihrer Binde schmücken solle. Wie es aber durch die Hoheit der Züge, durch die gedankenvolle Klarheit der Stirn, und die den Mund umschwebende Milde, durch die üppige Lockenfülle, durch die breiten Formen der Brust, welche der auf den Schooß niederwallende goldene Königsmantel frei ließ — dem Meister gelungen war, in seinem Zeus das höchste Ideal zu verwirklichen, zu dem sich die hellenische Anschauung von dem Lenker der Weltgeschicke erheben konnte, das vermögen wir nur zu ahnen, indem wir die Ausdrücke einstimmiger Bewunderung des griechischen und römischen Alterthums vernehmen.

Es ist ein wichtiges Kennzeichen der alten Kunst, daß ihre Schöpfungen größer erscheinen als sie sind. Bei neueren Bau- und Bildwerken suchen die Führer nicht selten die Bewunderung dadurch zu steigern, daß sie die Größe des Werks in Zahlen angeben. Pausanias aber tadelt die, welche die Maße des olympischen Zeus in der Nähe des Kolosses aufgeschrieben hatten. Man fühlte sich enttäuscht; Jeder hatte ungleich Größeres zu sehen geglaubt. So überwältigend war die einfache Großartigkeit der Verhältnisse; man begriff kaum, wie das Tempelhaus diesen Gott fassen könnte.

Am Besten übersah man das ganze Kunstwerk, wenn man zurücktrat bis zu der Stelle des Tempelraums, wo einst der Blitz eingeschlagen hatte und wo nach altem Brauche ein eherner Brunnenrand um das heilige Mal aufgerichtet war. Hier trat die Gestalt des Gottes, welche ein in schweren Falten niederwallender Teppich aus assyrischer Purpurwolle wie ein Rahmen

umgab, in ihrer vollen geistigen Bedeutung hervor, und daher bildete sich die Tempellegende, hier stehend habe Phidias schließlich sein Werk noch einmal überblickt und Zeus um ein Zeichen seines Wohlgefallens angefleht. Darauf sei zu seinen Füßen der Blitz niedergefahren.

Neben dem Tempel des ersten der Götter erstreckte sich das Heiligthum des Heroen, welcher in Olympia der erste war und welchem ursprünglich die Ehren des Wettkampfs galten. Das Heiligthum des Pelops lag nördlich vom Olympieion und bildete mit demselben eine von Bildsäulen und Denkmälern angefüllte Straße. Es war ein viereckiger, ummauerter Hof und hatte — mit so mathematischer Genauigkeit wurde den Göttern und den Heroen ihr Ehrenraum zugemessen — gerade die halbe Länge des Zeustempels. Der Cultus des Orts war ein Todtencultus; daher war der Eingang von Sonnenuntergang, das Opfer ein schwarzer Widder, dessen Blut in eine Grube gegossen wurde, und wer an dem Opfer Theil genommen hatte, durfte nicht ohne vorhergehende Reinigung dem olympischen Zeus sich nahen. Das Seitenstück zum Pelopion war das Heiligthum der mit Pelops verbundenen, einheimischen Heroine, das Hippodamion, ebenfalls ein ummauerter Raum von 100 Fuß ins Gevierte, in welchem die Frauen alljährlich eine Gedächtnißfeier der Hippodameia hielten. Neben dem Hippodamion war ein halbkreisförmiges Postament; auf demselben stand in der Mitte Zeus zwischen Thetis und Eos, deren jede ihn um das Leben ihres Sohnes knieend anflehte. Im Bogen umher standen einerseits die griechischen, andrerseits die troischen Helden.

Von dem Pelopion aufwärts lag das Heiligthum der Hera, das aus einem Holzbaue ein umsäulter Tempel aus Stein geworden war; für den Alterthumsforscher in jeder Beziehung eines der wichtigsten Gebäude der Altis, denn es wurde zur Aufbewahrung der denkwürdigsten Alterthümer und kostbarer Geräthe benutzt.

Von Pelopion und Heraion gleich weit entfernt, aber nach der Mitte vorliegend, erhob sich der große Zeusaltar. Er lag also nicht, wie es gewöhnlich war, vor dem Haupttempel, so

daß bei geöffneten Thüren das Angesicht des Gottes dem Altare zugewandt war. Daraus schließen wir — und so führt die Topographie in das tiefere Verständniß der alten Religion hinein, — daß jener Altar eine selbständige, von keinem Cultusbilde abhängige Bedeutung hatte. Der olympische Gott wurde nach dem Glauben der Pelasger ursprünglich ohne Tempel und ohne Bild angebetet, als ein in der Natur unsichtbar waltender Geist; der olympische Gottesdienst war wesentlich Altardienst. Das Olympieion war nur in den Festzeiten geöffnet und für Festhandlungen bestimmt; an dem Altare opferten nicht nur Alle, welche kämpfen oder Orakel haben wollten, sondern das ganze Jahr hindurch wurde er von Fremden und Einheimischen zur Gottesverehrung benutzt. Auf einem mächtigen Unterbaue von 125 Fuß im Umfange, zu dem von zwei Seiten Steintreppen hinaufführten, erhob sich der eigentliche Opferaltar, dessen Aschenstufen nur Männer betreten durften, zu einer Höhe von 22 Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung und die umgebenden Denkmäler fortziehn konnte. Seine Größe war zugleich ein Maßstab für das Alter und den Eifer des Dienstes; denn er wuchs jährlich durch die vom Herde im Prytaneion zugetragene, mit Alpheioswasser angerührte Asche, so wie durch die Knochen der auf dem Unterbaue geschlachteten und auf dem oberen Altare verbrannten Opferthiere. So war er im vollsten Sinne ein Denkmal des Cultus.

Zwischen dem Hochaltare und dem Zeustempel sah man vier Säulen zusammenstehn; sie hielten ein schirmendes Dach über einer alten Holzsäule, die vielfach geborsten, nur durch Eisenringe noch zusammengehalten wurde; es war die letzte Reliquie von der Königswohnung des Oinomaos. Die Herrlichkeit des Palastes war spurlos verschwunden, aber zwei Altäre standen noch innerhalb seiner Grundmauer, der Altar des Zeus Herkeios, die von dem Landeskönige gegründete Feuerstätte seines Hauses, und der Altar des Zeus Keraunios, des Donnerers, dessen zündender Blitz nur die eine Säule zur Erinnerung an vergangene Zeiten übrig gelassen hatte.

Das ist die erste Gruppe der Denkmäler Olympias: Ein-

gangsthor, Oelbaum, Zeustempel, Pelopion, Hippodamion, Altar und Oinomaossäule. Eine zweite Gruppe schließt sich an den Hügel des Kronos an, welcher vom olympischen Gebirge mit seinem spitzen, von Pinien beschatteten Gipfel in die Altis vortritt. An seinem südlichen Fuße zog sich eine breit aufgemauerte Terrasse hin, zu der eine Freitreppe hinaufführte. Auf der Terrasse standen in einer Reihe die Schatzhäuser, welche von verschiedenen griechischen Städten des Mutterlandes und der Kolonien zur Aufbewahrung der nach Olympia gesandten Weihgeschenke erbaut worden waren. Das elfte und letzte — das der sicilischen Stadt Gela — grenzte an das Stadium. Unterhalb dieser großen Terrasse war ein kleinerer Absatz; darauf stand eine Reihe von Erzbildern des Zeus, welche sämmtlich aus Strafgeldern errichtet worden waren. Am östlichen Ende stand die fünfzehnte und sechzehnte, die eine zur Rechten, die andere zur Linken des Seiteneingangs zum Stadium, welches an die waldigen Thalränder sich anlehnte, zum größeren Theile aber künstlich aufgeschüttet war. Dieser Seiteneingang wurde nur dazu benutzt, die Kampfrichter und die Kämpferpaare hineinzuführen, nachdem die Höhen umher sich schon mit Zuschauern angefüllt hatten. Südlich vom Stadium erstreckte sich der Hippodrom, theils von natürlichen Höhenrändern, theils durch einen künstlichen Damm eingefaßt. Er bestand aus zwei Theilen, der breit geebneten Rennbahn und der künstlichen Anlage der Wagenstände, welche, einem Schiffsvordertheile ähnlich, in die Bahn hineinragte.

Am Ende der nördlichen Seite lag ein Demeterheiligthum, welches eine Priesterin verwaltete. Obgleich sonst keiner verheiratheten Frau vergönnt war, den Wettkämpfen zuzuschauen, so konnte man doch diese von der heiligen Stätte, welche beide Bahnen überragte, nicht verbannen. Was man ihr nicht nehmen konnte, verlieh man ihr als Ehrenrecht, und gab ihr, der Auserwählten aller griechischen Frauen, einen Schausitz den Kampfrichtern gegenüber.

Außer dem Hauptthore des großen Tempelhofs gab es eine Pforte, welche nordwestlich in das Kladeosthal hinausführte.

Hier lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasion Olympias, mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen umher. Innerhalb jener Pforte war der Hauptsitz für die Verwaltung Olympias, das Prytaneion mit dem Opferherde, welcher, nachdem das Feuer auf dem Königsherde des Oinomaos erloschen war, den heiligen Mittelpunkt Olympias bildete; hier war das Heiligthum der Hestia, welche die verschiedenen Gründungen zu einer Einheit verband. Ein zweites Amtsgebäude war das Rathhaus der elischen Beamten, welche für die Ordnung und Sicherheit des gesammten Bezirks verantwortlich waren.

Am Abhange des Kronoshügels lehnte das Theater. Stieg man den Hügel hinan, so traf man auf halber Höhe das Doppelheiligthum der Eileithyia und ihres Kindes Sosipolis, welcher hier als Schlange im Boden verschwunden sein sollte, nachdem er Sieg über die Störer des Festes verliehen hatte. Er war der Genius von Olympia, der Hort des Friedens und Segens. An dem Heiligthum der Aphrodite Urania vorüber erstieg man den Gipfel der Höhe, die Akropolis Olympias, wo, wie auf dem römischen Capitole, ein uralter Saturnusdienst seine Stätte hatte. Hier wurde dem Götterfürsten, der vor den Olympiern die Herrschaft hatte, zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche geopfert.

Von hier sah man zu seinen Füßen den ganzen, von den herrlichsten Bildungen erfüllten Tempelhof, ein Labyrinth von Kunstwerken, deren Uebersicht nur dadurch erleichtert wurde, daß sie sich um einzelne hervorragende Gebäude zu engeren Gruppen ordneten und durch die Processionsstraße, so wie durch die Altarplätze in kleinere Abtheilungen gegliedert wurden. Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, von denen Pausanias nur als die namhaftesten über zweihundert und dreißig anführt, nachdem schon viele durch Nero umgestürzt waren. Wer aber zählte die Menge der anderen Weihgeschenke, die sich hier vereinigten, alle jene Denkmäler, für die man ihrer allgemeineren Bedeutung wegen,

keinen würdigeren Standort zu finden wußte als den Boden der Altis! Hier errichtete man die Säulen, auf welche die Verträge der Staaten aufgezeichnet waren, und machte dadurch ganz Griechenland zum Zeugen der gegenseitigen Gelöbnisse. Hier sah man Denkmäler aller wichtigeren Ereignisse, welche in dem Leben der griechischen Staaten eingetreten waren: denn es war ja die Errichtung öffentlicher Kunstwerke in Hellas nicht etwas Außerordentliches, wie bei uns, was nur in glücklichen Friedenszeiten, in großen Städten, durch die Huld hochsinniger Fürsten zu Stande gebracht wird; es war nicht etwas, was man thun und lassen konnte, sondern wie der Baum seine Blüthen treibt, so schuf Griechenland seine Kunstwerke; es war des Volkes angeborene Thätigkeit; die bildende Kunst war seine Sprache, der Ausdruck seines Dankes, die Form seiner Andacht in Glück und Unglück.

So schickten die Einwohner von Korkyra nach einem besonders reich gesegneten Fischzuge eherne Stiere nach Delphi und Olympia. Die Messenier an der sicilischen Meerenge, die jährlich einen Knabenchor zum Feste nach Rhegion schickten, hatte das Leid betroffen, daß das Festschiff mit der Blüthe ihrer Jugend unterging. Sie ließen die fünf und dreißig Knaben samt dem Chormeister und Flötenspieler in Erz gießen und schickten sie nach Olympia. Hier stifteten die Tyrannen der griechischen Städte kostbare Denkmäler ihres Reichthums und es ist kaum ein Krieg in Hellas geführt worden, nach welchem nicht die siegreiche Stadt als Huldigung dem olympischen Zeus ein Standbild oder ein anderes Werk der Kunst geweiht hat. Die Altis war ein Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor. Man vergaß die blutigen Fehden, denen die Weihbilder ihren Ursprung verdankten; das letzte Ergebniß war die Verherrlichung des großen Zeus, in dessen Nähe sich Alles verklärte.

Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume, welche als Pflanzungen des Herakles unter

die heiligen Gründungen gehörten, zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden. Die Oelbäume, die frischer und voller grünenden Platanen, die in dem feuchten Boden der Altis einen trefflichen Standort hatten, die Palmen und die Weißpappeln, welche zum Opferdienste unentbehrlich waren, überdachten mit ihren Blätterkronen die starren Reihen von Denkmälern und erfrischten das Auge, welches von dem Erz= und Marmorglanze ermattet war.

Der Einschluß der Mauer war längst zu eng geworden, aber man wagte nicht die von Herakles geordneten Grenzen zu verrücken. Deshalb stellte man die Weihgeschenke, welche in der Altis keinen würdigen Standort fanden, auf den Rand der Mauer; dort sah man eine Reihe von Heraklesstatuen, dort die von Agrigent gewidmeten Knaben von Erz, welche über die Wipfel der Bäume hin betend ihre Hände gen Himmel richteten und dem Wanderer schon von ferne die Heiligkeit dieses Bodens verkündeten.

Südlich von der Altis hatte man den Alpheios vor sich, welcher mit breiter, lebendiger Fluth an den Grenzen des olympischen Landes hinfloß, um alles Unreine fortzuspülen, alles Unberufene fern zu halten. Selbst die in der sumpfigen Niederung hausenden Stechmücken — so erzählte der fromme Glaube der Hellenen — wagten sich nicht über den Alpheios hinüber, sobald nach des Herakles Vorgange dem Fliegenwehrer Zeus am großen Altare geopfert worden war. Jenseits des Alpheios sah man die schöngeformten Waldhöhen Triphyliens, aus welchen ein einzelner Fels mit schroffen Ecken in die milde Flußlandschaft hineinragt. Von diesem Felsen ging die Sage, daß man die Frauen, welche gegen das Gesetz Olympias sich unter die Fest=zuschauer gedrängt hätten, von seinem Abhange herabgestürzt habe. Doch ist, so weit die Annalen Olympias reichen, ein solcher Akt der Rohheit niemals vorgekommen. Ja die ganze Erzählung ist wohl nichts als eine dunkle Erinnerung barbarischer Opfergebräuche, welche in diesen Thälern herrschten, ehe hellenische Sitte das Leben gestaltete.

Der profane Raum von Olympia, welcher sich zwischen der

Altis und dem Alpheios hinzog, hatte nur wenig ansehnliche Gebäude. Das bedeutendste war das Leonidaion, welches in der Kaiserzeit zur Aufnahme römischer Großen benutzt wurde. In seiner Nähe war das Gebäude, in welchem Phidias mit seinen Schülern und Werkleuten gearbeitet hatte. Seine Nachkommen blieben in Olympia ansässig; sie hatten das erbliche Ehrenrecht, für die Reinhaltung des Zeusbildes zu sorgen. Auch wurde des Meisters Werkstätte, die von allen Fremden mit Ehrfurcht besucht wurde, wohl später noch für die in der Altis vorkommenden Kunstarbeiten benutzt; deshalb stand in ihrer Mitte ein Altar aller Götter, damit jedes Werk, zu welches Gottes Ehren es auch bestimmt sein mochte, hier mit Gebet und Opfer begonnen werden konnte.

Außerdem waren gewiß noch andere Gebäude vor dem Thore der Altis, die eine Art Vorstadt des Heiligthums bildeten; Gebäude zur Bewirthung der wohlhabenderen Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, der Rosse und Maulthiere; Wohnungen für die Priester und die Beamten Olympias; dazu gehörten auch die Fremdenführer, die in verschiedene Classen eingetheilt waren, so daß die Altäre, die Schatzhäuser, die Statuen, selbst die einzelnen bedeutenderen Tempel ihre besondere Erklärerzunft hatten. In der Altis walteten die Priester, welche die Gottesdienste wahrnahmen, die nicht ausgesetzt werden durften und die Flamme des Herdfeuers unterhielten. Den oberen Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern, die als Verwalter des Orakels eine nationale Bedeutung hatten, stand ein zahlreiches und genau geordnetes Personal priesterlicher Beamten zur Seite, Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter, welche die nach alten Satzungen vorgeschriebenen Hölzer für die Brandopfer lieferten, endlich freie und unfreie Diener, welche Handreichung leisteten. Das war die Einwohnerschaft Olympias, die immer an Ort und Stelle sein mußte; doch durfte sie sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort und die Waldeinsamkeit des Alpheiosthals wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Wegs zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen.

Aber wie veränderte sich Alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien herankam und wenn die heiligen Gesandten, „Zeus des Kroniden Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde" von den Pforten der Altis auszogen und den Hellenen die ersehnte Kunde brachten: Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!"

Alle Hellenen waren eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf Themistokles' Antrag Hieron ausgeschlossen wurde, der König von Syrakus, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Colonien benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten; ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das ionische Meer, so wie die breite Alpheiosmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sicilien und Gallien wohnenden Hellenen und bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maulthiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden.

Es war die größte hellenische Volksversammlung, welche sich in Olympia vereinigte. Was also eine möglichst große Verbreitung unter allen Stämmen der Hellenen erreichen sollte, wurde durch die Herolde Olympias ausgerufen, so die Ehrenbezeugungen, die eine Stadt der anderen zuerkannte, später die Verordnungen Macedoniens und Roms, welche alle Hellenen angingen. Weisheit und Kunst stellten hier ihre Werke zur Schau und zur Prüfung aus, und wo konnte Herodot sein unsterbliches Werk

über die Kämpfe der Hellenen und Barbaren lieber vorlesen, als in Olympia!

Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern, den elischen Hellanodiken, melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprungs, ihren Rufs, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft: sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse dieser Vorbereitungen wurden sie vor das Bild des schwurhütenden Zeus geführt, der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand den Blitzstrahl führte, um einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Wettkampfe keine Unredlichkeit und keinen Frevel sich zu Schulden kommen lassen wollten.

Die Spiele und Feste wurden im Laufe der Zeiten vielfach geändert und vergrößert, da die Eleer unablässig bedacht sein mußten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staats, die Quelle ihres Wohlstands, auf alle Weise zu pflegen und durch zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Concurrenz anderer Festspiele zu behüten. So war aus einem Festtage allmählich eine Reihe von fünf Tagen geworden, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Die Stadien sind älter als die Hippodrome, und wenn wir aus Homer wissen, wie die Hellenen ihren geliebtesten Heroen den schnellfüßigen nannten, so wird es uns nicht wundern, daß auch in Olympia die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten die älteste Kampfart war. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte; den behendesten Läufer zu sehn, füllten sich zuerst mit Zuschauern die Stufensitze des Stadiums, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch den verdeckten Gang die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt. Wer Einen

derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige, Loosurne heran, und Einer nach dem Anderen nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Loose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier mit einander — so oft wurde der Kampf erneuert und da Einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt, der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der weise Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers so wie die zusammengesetzten Kampfarten.

In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit in freier Selbstthätigkeit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzugs, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es Jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehn zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alkibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel.

Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn.

Die Wagenstände wurden verloost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos bildeten, stand ein Altar; auf dem Altare saß ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, dem Volke umher den Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, der an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, sondern zuerst von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernsten lagen und zuletzt von den beiden nächst gelegenen. So tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam vorwärts stürmende Wagenreihe. Durch die künstliche Einrichtung des Ablaufs wurde wenigstens im Anfange der Zusammenstoß der Wagen möglichst vermieden, den Ungeschick oder böser Wille leicht veranlassen konnte. Nun kam auf der breiteren Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, Alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andrerseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen und wie die Gluth des Julitags sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet;

der festliche Zug bewegte sich von Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthore und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der in seiner Vollmacht siegverleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben. Ein Theil der Festversammlung füllte die Hallen und Gallerien des Tempels; „heilige Hymnen", sagt Pindar, „strömten hernieder, wann nach des Herakles alten Satzungen des Zeus wahrhaftiger Kampfrichter, der ätolische Mann, des grünen Oelzweigs Schimmer um das Haupt legt".

Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar und als hochbeglückter Gast des olympischen Gottes wurde er mit seinen Siegsgenossen im Speisesaale des Prytaneions am Herde des Heiligthums bewirthet.

Die Masse des Volks aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohl versorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten. „Wann der schönen Seele geliebtes Abendlicht leuchtet," singt Pindar, „dann erschallt die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegsgesängen. Es war die lustige Nachfeier des heißen Tags. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte Jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt; alle griechischen Mundarten tönten durch einander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geschäfte aller Art gemacht, es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarkts.

Aber nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Siegs beendet. Die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken; denn die Gestalt der Sieger sollte nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. Die Darstellung der Wettkämpfer entzündete neuen Wettkampf unter den bildenden Künstlern. Denn bald begnügte sich die Kunst nicht damit, die

Gestalt des Siegers treu wieder zu geben, sondern auch die verschiedenen Gattungen der Spiele, die besondere Tüchtigkeit der Kämpfer, ja die entscheidenden Momente des Wettkampfs und die Stellung, in welcher der Sieg gewonnen war. Man sah den Diskobolen mit aller Muskeln Anspannung zum Wurfe antreten, man sah den sieggewohnten Faustkämpfer ruhig die Arme auslegen, es konnte ihm Keiner beikommen; man sah den Läufer, mit dem letzten Athemzuge auf der trockenen Lippe, vorgestreckt am Ziele anlangen. Die Kunst lernte hier die Bewegung des menschlichen Körpers in ihrem wichtigsten und lebensvollsten Augenblicke erfassen und eine Geschichte der olympischen Spiele in dramatischen Gestalten verkörpern.

Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt als ein zwiefacher Schmuck aufgestellt zu werden, aber ihre Anschauung blieb immer eine beschränkte, und sie sind, wo sie aufgestellt waren, spurlos wieder untergegangen. Weitere und bleibendere Wirkung hatten die Werke der Dichtkunst, welche sich den Siegen anschlossen. „Ich bin kein Erzbildner," singt Pindar; „was ich schaffe, bleibt nicht mit träger Fußsohle auf dem Gestelle stehn." Pindars olympische Festgrüße sind durch das geflügelte Wort zu Land und zu Wasser weit hinausgetragen worden über das Thal des Alpheios, weithin über alles hellenische Land. Denn es war ja der olympische Sieg nach griechischem Glauben nicht ein einzelnes, glänzendes Ereigniß des Lebens, nach welchem Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte. Es war der Anfang eines neuen Lebens, es war der Aufgang einer Sonne, welche über das ganze Leben des Bekränzten, über sein Geschlecht und seine Vaterstadt einen milden und wärmenden Glanz breitete; denn der Hellene dachte sich nie vereinzelt, sondern stets in lebendigem Zusammenhange mit seinem Stamme und der Gemeinde seiner Stadt. Darum folgte der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgetheilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, die eigentliche Feier bei der Heimkehr.

Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers

Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte! Ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Danks dargebracht und an das Opfer schloß sich das Mahl der Freude.

Für diese Feier galt es den schönsten Schmuck zu suchen in dem Liede eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde. Glücklich wer einen Pindar gewinnen konnte, denn er ahnte wohl, daß dadurch sein Ruhm der Unsterblichkeit übergeben sei! Das Lied wurde bei Zeiten bestellt, damit der Dichter es nach der Geschichte des Siegers und seines Geschlechts einrichten, damit es von einem Chore der Vaterstadt erlernt und eingeübt werden konnte. Entweder übernahm dies der Dichter selbst oder er sandte seinen Chormeister, „der Musen Briefstab", der des Dichters Worte überbrachte und in seinem Sinne den Vortrag derselben, die rhythmischen Weisen, die Begleitung von Musik und Tanz anordnete.

Man denke sich aber die Hymnen Pindars nicht wie Vergötterungen sterblicher Menschen, wie Huldigungen pomphafter Schmeichelei! Ein hoher Ernst geht durch seine Lieder; wie ein Prophet tritt er zu den Großen der Erde, mit demüthigender Strenge erinnert er sie, daß „der Mensch des Tages Kind sei, eines Schattens Traumbild; nur in den von Gott verliehenen Strahlen erhalte sich des Lebens Glanz." Das Siegesglück soll nicht im Taumel genossen, es soll als Gottes Gabe erkannt, es soll mit Würde getragen, es soll wie ein Segen in das ganze Leben verwebt werden; den Gebeugten soll es aufrichten, den von Thatendurst gequälten Herrscher (wie Hieron von Syrakus) soll es ruhig und zufrieden machen. In den Liedern Pindars findet der olympische Sieg seine höchste Weihe und Verklärung; sie wurden von Theben aus wie ein goldener Same echter Weisheit, Kunst und Gottesfurcht ausgestreut in alles hellenische Land. Sie gingen zu Lande nach Thessalien, sie zogen zu Schiffe nach Asien und Afrika, sie wurden an den Höfen von Cyrene und Syrakus gesungen, sie wurden in die Pfosten rhodischer

Tempel eingegraben und von Geschlecht zu Geschlecht wie eine unverwelkliche Blüthe der Dichtkunst getragen.

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung, während Leonidas an den Grenzen ihres Landes den Opfertod starb; darum überhörten sie den herantobenden Kriegslärm, denn sie fanden in dem ungestörten Cultus ihres Nationalgottes die sicherste Bürgschaft seines Segens, sie fühlten beim Anblick ihrer Olympioniken die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää. Und als nun dem ganzen Volke der große olympische Sieg verliehen wurde, da begann auch für Olympia die herrlichste Zeit; das ganze Volk war von Siegesgefühl gehoben, die reiche Beute wurde in Weihgeschenke verwandelt, Pindar sang und Phidias bildete.

Auf zwei Grundfesten ruhte die Feier der Olympiaden, auf dem Gefühle des nationalen Zusammenhangs und auf der jugendlichen Empfänglichkeit des Volks. Die erste dieser Grundfesten war schon funfzig Jahre nach Thermopylä durchaus erschüttert, und wenn auch das schöne Erzbild des Gottesfriedens an seiner alten Stelle der Tempelhalle stehen blieb, so galt er doch in Wahrheit nicht mehr. Die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen entwich mit entsetzlicher Schnelligkeit, und so stark sich der hellenische Glauben erwiesen hatte, eine gesunde Volkskraft zu tragen und zu heben, so unfähig zeigte er sich ein sieches Volksleben zu erneuern.

Mit der Religion verfiel auch die Kraft der Freude, das schönste Erbtheil der Hellenen. Es erlahmte die Schwungkraft der Seele, man konnte sich nicht mehr vergessen in der Anschauung des Festes. Jetzt erst fühlte man die unerträgliche Gluth der Julisonne, jetzt alle Qualen des Aufenthalts in der versumpften Niederung. Der Zusammenhang mit den überseeischen Pflanzstädten wurde zerrissen; der Wohlstand sank, die Vornehmen blieben zurück; zornige Herren drohten ihren Sklaven sie nach Olympia zu schicken.

Aeußerlich war der Verfall nicht so rasch. Als die Römer aufhörten den Griechen Barbaren zu sein, suchte die Eitelkeit ihrer

Kaiser den erloschenen Glanz zu beleben. Noch vierhundert Jahre nach Christus dauerte das Fest, 293 Olympiaden sind in der Altis aufgezeichnet worden, und nachdem deutsche Völker den Hain des Zeus verwüstet hatten, mußte Justinianus die von Neuem aufkommenden Spiele Olympias gewaltsam unterdrücken.

Der Verfall des Heiligthums ist durch den Alpheios beschleunigt worden. Denn seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, hat er bei jedem Hochwasser seine Fluth über den Boden der Altis gewälzt und die von Erderschütterungen umgeworfenen Säulen zugeschwemmt. So ist er auch im Mittelalter ein treuer Altishüter geblieben, er hat die Schätze der Kunst unter seiner Schlammdecke versteckt und an alter Stelle aufbewahrt.

Darum hat der erwachte Sinn für griechische Kunst, darum hat Winckelmann vor Allen sich mit Recht gesehnt, diese Decke zu lüften. Sechzig Jahre nach seinem Tode war es die wissenschaftliche Commission des französischen Befreiungsheeres, welche seinen Gedanken ausführte. Zwei Gräben wurden an den schmalen Seiten des Zeustempels gezogen und in kürzester Zeit grub man aus der Tiefe eine Reihe von Bildwerken; es waren die Zwölfkämpfe des Herakles, wie sie Pausanias beschrieben hat. Ehe man noch den ganzen Tempel von Schutt gesäubert hatte, wurden die Grabungen plötzlich eingestellt; man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von Neuem wälzt der Alpheios seinen Schlamm über den heiligen Boden und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tags zu fördern!

Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.

IX.

Das vierte Jahr der Ausgrabungen von Olympia.

Man tadelt wohl an unseren Vorträgen*), daß sie, des innern Zusammenhangs entbehrend, wie Flugblätter in die Welt hinausgehn und bald verschollen sind. Aber auch flüchtige Anregungen können Spuren zurücklassen, in welchen ein fruchtbarer Samen keimt. Einzelne Vorträge haben schon ihre Geschichte. So sprach ich vor 27 Jahren an dieser Stelle von den versunkenen Schätzen Olympias, die man nicht im Schlammboden liegen lassen dürfe. Die Worte fanden eine gute Stätte. Als die Stunde gekommen war, ging unter dem Strahl der Friedenssonne das Samenkorn auf, und nach drei Arbeitsperioden mußten schon die größten Räume, die uns hier zur Verfügung standen, hergerichtet werden, um einen Theil der an das Licht gezogenen Kunstwerke zu einem olympischen Museum zu vereinigen.

So lange man noch mit dem Einbringen der Frucht vollauf beschäftigt ist, hat man gerechtes Bedenken, einen Erntebericht abzustatten. Ich habe es aber doch für meine Pflicht gehalten, diese Scheu zu überwinden und in dankbarer Anerkennung der jenem Vortrag zu Theil gewordenen Gunst über den jetzigen Stand des von Kaiser und Reich ins Werk gesetzten und von der lebendigen Theilnahme des deutschen Volks be-

*) Die Vorträge des wiss. Vereins in der Singakademie zu Berlin.

gleiteten Unternehmens eine Umschau zu halten, indem ich die wissenschaftliche Bedeutung desselben in kurzem Umrisse darzustellen suche.

Ich beginne mit dem, was hier nur angedeutet werden kann.

Wie das Land der Griechen von Thal zu Thal reich gegliedert ist, so war auch das Volk mannigfaltig nach Sitte und Sprache. Von den Mundarten sind aber nur einzelne in der Litteratur ausgebildet worden; von den andern haben wir nur mangelhafte Ueberlieferungen, welche aus den Sammlungen alexandrinischer Grammatiker durch viele Hände hindurch in abgerissenen Notizen auf uns gekommen sind.

Hier sind die Inschriften eine neue Grundlage der Wissenschaft geworden, und die in Olympia gefundenen, deren Zahl schon über 400 beträgt, sind ganz besonders wichtig. Denn die Mundart der Eleer, die länger als andere Völkerschaften in ländlichen Niederlassungen verharrten, war uns sehr unvollkommen bekannt und ist nun mit allen Eigenthümlichkeiten, die sich viel länger erhalten haben als wir denken konnten, urkundlich bezeugt.

Es handelt sich aber nicht bloß um eine Mundart. Denn bei der den Hellenen eignen Heimathsliebe schrieben Jonier in Olympia ionisch, die Argiver argivisch, die Arkader arkadisch. Darum gewinnen wir überhaupt für die Kenntniß volksthümlicher Schrift und Sprache eine Fülle von neuem Material.

Am wichtigsten sind die Inschriften in Erz, die amtlichen Urkunden. Sie waren in dünnen Blechplatten an die Wände heiliger Gebäude angeheftet, oder in Tafeln von stärkerem Metall, mit Verzierungen ausgestattet, als Denkmäler am Wege aufgestellt.

Ungleich zahlreicher und besser erhalten sind die Steinschriften an den Postamenten der Statuen, mit den Namen derer, die das Standbild geweiht, so wie derer, die dasselbe einzeln oder in Gemeinschaft mit Andern gearbeitet haben.

Neben den Inschriften, die sich auf den Namen der Urheber beschränken, finden sich andere, welche in gebundener Rede das Motiv der Stiftung angeben. Hier haben wir also eine reiche

Quelle für Künstlergeschichte so wie neue Proben epigrammatischer Poesie und eine Fülle von Belehrung über die Art und Weise, wie die Griechen ihre Standbilder aufgestellt und geordnet haben.

Für griechische Baukunst haben wir ein so reiches Material, wie es wohl noch nie auf engem Raum in so kurzer Zeit zu Tage gefördert ist. Man bedenke, wie unvollkommen nach vieljährigen Arbeiten die Kenntniß des ephesischen Tempels geblieben ist, und hier ist nicht nur der Zeustempel, das wichtigste Seitenstück des Parthenon, nach seinem Grundriß und seinem äußeren wie inneren Aufbau zur Anschauung gebracht, sondern noch zwei andere umsäulte Gotteshäuser sind aus dem Schutte befreit, Heraion und Metroon, jedes durchaus eigenartig und in ansehnlichen Ueberresten erhalten. Andere wichtige Bauanlagen, von denen wir nur den Namen hatten, tauchen hier zuerst in sicheren Ueberresten auf; so das Prytaneion oder Stadthaus mit Herdgemach und Speisesaal, das Gymnasium mit Ringplatz und Wohnräumen, die Reihe der dreizehn Schatzhäuser in Tempelform, die den heiligen Raum einschließenden Säulenhallen an den Innenseiten der Umfassungsmauer, die größern und kleinern Thorhallen so wie der Prachtbau römischer Zeit, der mit einem großartigen Wasserbassin eine architektonisch geordnete Statuenaufstellung vereinigte.

Die Hauptsache aber ist, daß dies Alles nicht zerstreute Denkmäler sind, welche zufällig hie und da zum Vorschein kamen, sondern Glieder eines Ganzen. Es ist eine Gruppe zusammengehöriger Anlagen, ein Stück hellenischer Welt, das wie eine versunkene Insel mit seinen Tempeln und Tempelterrassen, seinen Altären und Weihgeschenken, Amtsgebäuden und Festräumen nach und nach aus der Tiefe emportaucht, und zwar ein solches Stück hellenischen Bodens, welches wir uns immer in der Phantasie vorzustellen suchen mußten, wenn wir die Siegeslieder Pindars lasen und hellenisches Volksleben in seiner eigenthümlichsten Entfaltung uns vergegenwärtigen wollten. Darum legte ich auch bei dem ersten Olympiavortrage ein Blatt vor, auf welchem ich mit Hülfe meines Freundes Strack auf Grund von Pausanias'

Beschreibung nach vielen immer neuen Versuchen den Grundriß von Olympia herzustellen suchte. Wer konnte ahnen, daß es uns vergönnt sein würde, die alten Gebäude selbst wieder aufzudecken, wie ein griechisches Pompeji, und daß wir den Alten selbst den Fuß nachmessen können, der ihren Bauten zu Grunde liegt!

Es ist charakteristisch für Alles, was die Hellenen geschaffen haben, daß es kleiner und bescheidener ist, als wir es uns vorgestellt hatten. So haben wir auch die Altis, welche ein Jahrtausend hindurch ein gemeinsamer Festraum der hellenischen und hellenisirten Menschheit gewesen ist, viel umfangreicher und großartiger gedacht.

Auch hier ist es nicht die Ausdehnung der Räume, nicht die Pracht weitläufiger Anlagen, welche Staunen erweckt, sondern die Fülle sinnreicher Denkmäler, die sich innerhalb enger Grenzen zusammengedrängt hat, von der Zeit an, da die Hellenen sich hier die Heldenkraft erwarben, mit der sie die Perserheere aus ihrem Lande zurückschlugen, bis in die späteren Jahrhunderte, wo neben den griechischen Stadtgemeinden die Könige von Macedonien, die Römer und die Barbaren Asiens in Olympia vertreten sein wollten, um ihren Zusammenhang mit griechischer Bildung zu bezeugen.

Darum sind in dem, was an Denkmälern bis jetzt zu Tage kam, schon alle Zeiten und Gattungen alter Kunst vertreten, und unsere bescheidene Olympiaausstellung ist ein Schatzhaus, wo sich in das Gesamtleben der griechischen Kunstwelt ganz neue Blicke öffnen, wenn man ein helles Auge mitbringt.

Freilich ist auch das Sehen eine Kunst, die gelernt sein will, und nur bei Wenigen können wir voraussetzen, was doch für die Antike die Grundbedingung des Verständnisses ist, nämlich die unbefangene Hingabe und den Ernst der Betrachtung, der sich hütet durch vorschnelles Urtheilen sich den Eindruck zu zerstören. Stellt doch schon der Altmeister deutscher Kunstwissenschaft, Winckelmann, als ersten Grundsatz auf: „Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in den Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne finden gelernt hast".

Wir haben ja den Boden der Altis nicht in der Absicht geöffnet, um lauter mustergültige Kunstwerke zu heben, die nach Idee und Ausführung gleiche Bewunderung in Anspruch nehmen. Ein Archiv der Geschichte wollten wir aufschließen und uns gerade davon überzeugen, wie man außerhalb Athens gebaut und gebildet hat.

Unsere Kenntniß griechischer Kunst war zu einseitig auf athenische Denkmäler gegründet. Ist es nicht ein Fortschritt der Erkenntniß, wenn wir sehen, wie dort gearbeitet wurde, wo so ausnahmsweise glückliche Verhältnisse, wie die des perikleischen Athens, nicht vorhanden waren?

Aber die Funde von Olympia dienen nicht bloß dazu, die Denkmäler der Akropolis in ihrer einzigartigen Beschaffenheit klarer an das Licht zu stellen. Die Meister von Athen sind ja bei Peloponnesiern in die Schule gegangen und, was bis jetzt gefunden ist, bildet schon eine wesentliche Ergänzung der Kunstgeschichte vor und nach den Zeiten des Phidias.

Für Erztechnik war Olympia das reichste Museum der alten Welt, und wenn ihre Erzeugnisse auch am massenhaftesten untergegangen sind, so ist doch das, was gerettet ist, für uns um so wichtiger, je ärmer wir im Ganzen an Bronzen des griechischen Mutterlandes sind. Massen gegossener Thierfiguren, welche zum Inventar griechischer Heiligthümer gehören, veranschaulichen die volksthümliche Art, in welcher die armen Leute ihre Huldigungen den Göttern darbrachten.

Die Untersätze heiliger Geräthe waren in alter Zeit mit Erzreliefs von getriebener Arbeit überzogen; eine solche Reliefplatte hat sich vollständig erhalten, ein kunstgeschichtliches Denkmal ersten Ranges, das uns die griechische Plastik noch ganz in dem Decorationsstil assyrischer Kunst befangen zeigt; auf derselben Platte können wir aber auch nachweisen, wie die griechische Kunst ihre ersten selbständigen Schritte thut und sich in der Darstellung der Heroensage von dem Vorbilde einer fremden Kunstübung frei zu machen anfängt. Eben so können wir die weitere, nationale Entwickelung peloponnesischer Erztechnik uns zum ersten Male in einer Reihe einheimischer Werke, in

Waffen, Gefäßformen, Götterköpfen und menschlichen Körperbildungen vergegenwärtigen.

Auch in Stein treten immer mehr Werke alter Zeit hervor, steife Götterbilder von ägyptischem Stil, wild bewegte Kampfgruppen, welche Friesen und Giebelfeldern anzugehören scheinen, den äginetischen Gruppen vergleichbar. Wir sehen, wie man in der marmorarmen Landschaft Thon und geringen Kalkstein zur Bildhauerei verwendete. Jeder Tag bringt neues Material zu einer Geschichte der volksthümlichen Kunst in griechischem Lande.

Der Zeustempel selbst ist ein Stück Kunstgeschichte. Aus dem Muschelkalk, der im Alpheiosthale bricht, ist er von einheimischen Meistern errichtet, ein Muster des strengen Stils dorischer Ordnung, das ältere und größere Seitenstück des Parthenon, und es giebt keinen Tempel in Griechenland, in dem es soviel zu forschen und zu lernen giebt, weil es hier bezeugt ist, daß verschiedene namhafte Meister und verschiedene hervorragende Kunstschulen des fünften Jahrhunderts v. Chr. sich an der Ausstattung des Tempels wetteifernd betheiligt haben. Noch sind wir nicht im Stande, hier sichere Scheidungen zu machen, und selbst innerhalb der Metopentafeln, welche wir für Werke peloponnesischer Kunst anzusehn pflegten, erkennen wir wieder auffallende Stilunterschiede, welche ein Gesammturtheil sehr erschweren.

Unser vorzügliches Augenmerk galt den Giebelfeldern, und die unverdrossene Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Von Woche zu Woche wurden dem Schlammboden neue Marmorbilder entrungen. Glied um Glied sahen wir die Heroengestalten wieder emporwachsen, wie sie vor mehr als zwei Jahrtausenden gebildet sind, von Neuem in lebendigen Zusammenhang sich fügend, wie zwei Gedichte des Alterthums, die aus einem Gewirre abgerissener Verse von Neuem Einheit und Verständniß erhalten, zwei große Weltgemälde von hervorragenden Meistern, zwei Compositionen von je 21 Marmorkolossen, von denen wir uns nach den Beschreibungen der Alten eine nothdürftige Vorstellung zu machen suchten, und von denen ich jetzt voraussetzen kann,

daß sie Allen, die in unserer Stadt ein kunstgeschichtliches Interesse haben, vor Augen stehen.

Gemeinsam ist beiden Giebelfeldern, daß jedes von verschiedenen Händen gearbeitet wurde, und daß die technische Ausführung der Idee des erfindenden Künstlers nicht entsprechend ist. Bedenken wir, daß das Hauptaugenmerk bei Vollendung des Tempelhauses das Zeusbild im Innern war, das prachtvollste, aber seiner Natur nach vergängliche Kolossalbild aus Gold und Elfenbein. Das war das am meisten religiöse Werk, und dazu stand Phidias gewiß eine genügende Anzahl geschulter Techniker, ein mit allem Zubehör von Athen mitgebrachtes Atelier zur Verfügung.

Bei den Giebelwerken mußten sich die fremden Meister behelfen. Denn Marmorarbeiter konnten damals nicht in solcher Menge von Athen übersiedeln, wie es die großen Aufgaben verlangten, welche auf Bestellung der Tempelbehörden zu einem nahen Termin fertig sein sollten.

Auch am Parthenon ist die Arbeit ungleich, aber es ist doch Alles ein Werk einheimischer Schule, das während der Ausführung von einer kunstverständigen Bürgerschaft beobachtet wurde, ein Werk, auf dem das Auge eines Perikles ruhte, welcher alle Mittel reichlich herbeischaffte, weil es für ihn ein Staatsinteresse war, daß die Kunstwerke Athens unvergleichlicher Art sein, und daß auch die in hohen Tempelgiebeln aufgestellten Bildwerke den strengsten Forderungen entsprechen sollten.

In Olympia war die attische Kunst ein aufgepfropftes Reis. Darum ist Einzelnes, namentlich die Darstellung der nackten Körpertheile, tadellos; an vielen Stellen aber ist die Arbeit schülerhaft und für die Behandlung der Gewänder fehlte es an Sorgfalt und Verständniß. Es wurde schnell gearbeitet, um dem Vertrage nachzukommen. Vielerlei Detail blieb der Farbe überlassen, und das Ganze behielt mehr, als es bei den gleichartigen Werken Athens der Fall war, den Charakter einer decorativen Plastik.

Wie attische Modelle außerhalb Athen ausgeführt wurden, sieht man ja auch an den Sculpturen von Halikarnaß, und es

wird bei größeren Gruppenwerken der attischen Schule als eine ganz besondere und seltene Auszeichnung hervorgehoben, daß sie vollständig aus der Hand des Meisters hervorgegangen seien.

Soviel über den Stilcharakter beider Giebelfelder, die sonst so verschieden von einander sind, wie nur möglich.

Wenn derselbe Meister, welcher die Nike geschaffen, der Bildner des Ostgiebels gewesen ist (und wir haben das zu bezweifeln doch keinen genügenden Grund), so müssen wir annehmen, daß er sich in seiner Composition an ein Thema gebunden fühlte, welches zu geistreicher Erfindung wenig Anlaß darbot, das aber seinem Inhalt nach durch kein geeigneteres ersetzt werden konnte. Denn was hätte an der Stirnseite des Tempels, wo man ruhige Darstellungen liebte, passender dargestellt werden können, als die bevorstehende Wettfahrt, welche über das Schicksal des Landes und seines Königshauses entscheiden soll?

Feierliche Stille geht dem tosenden Getümmel voraus, die Windstille vor dem Gewitter.

So sehr auch der Eindruck des Ganzen durch die noch fehlenden Köpfe beeinträchtigt wird, so erkennt man doch die gebietende Ruhe des Zeus, unter dessen Vorsitz die Parteien sich sammeln, den wilden Trotz des Oinomaos und die gedankenvolle Haltung seiner Gattin. Pelops steht mit gesenktem Haupt bescheiden neben seiner Braut, die Wagenlenker harren mit den Zügeln in der Hand. Hinter den Viergespannen sitzen die Alten, welche sinnend die Zukunft zu enträthseln suchen, während in den Ecken behaglich hingestreckt die Flußgötter lagern, Alpheios als der Aeltere von dem jugendlichen, auf die Ellenbogen gestützten Kladeos wohl unterschieden.

Faßt man diese Gestalten, denen eine treffende Charakteristik nicht abzusprechen ist, in ihrem Zusammenhange auf, wie sie hoch über dem Eingange der altdorischen Tempelhalle über die Bäume und Statuenreihen der Altis weithin sichtbar waren, so wird man erkennen, daß die Giebelgruppen des Paionios in ihrer schlichten Einfachheit und Feierlichkeit einen würdevollen und großartigen Eindruck nicht verfehlen konnten.

Die Erfolge der letzten Ausgrabungen haben unser Interesse vorzugsweise dem Westgiebel zugewendet.

Hier umspannt der Rahmen des Dreiecks einen wild wogenden Kampf, in den das Hochzeitfest des Peirithoos sich aufgelöst hat, ein Getümmel ringender Gruppen. Aber diese Gruppen von je drei und zwei Figuren sind rhythmisch geordnet, wie die Strophen eines antiken Chorliedes, und aus der Mitte des Getümmels ragt eine Göttergestalt in majestätischer Ruhe empor, während in den Ecken zuschauende Nymphen einen beruhigenden Abschluß bilden.

Hier erkennen wir das Walten eines Geistes, der den Besten seiner Zeit ebenbürtig war, der in der Kühnheit des Schaffens und maßvoller Würde an Aeschylos erinnert. Sein Werk ergänzt unsere Kenntniß der damaligen Plastik durch eine Reihe wohl erhaltener Köpfe. Wir sehen in eine Zeit lebendigster Entwickelung hinein, in eine Zeit des Uebergangs aus einem Stil in den andern.

Im Kopfe des Gottes, in dem ich Apollon erkenne, herrscht noch eine herbe Alterthümlichkeit der Formen, wie sie bei einem Zeitgenossen des Phidias befremdet. Aus dem Antlitz der Frauen leuchtet eine ideale Schönheit, welche der Künstler auch im Momente der höchsten Bedrängniß nicht durch den Ausdruck von Furcht entstellen wollte, während die Kentaurenköpfe den wüsten Uebermuth der Trunkenheit und die Sklavinnen, jammernd am Boden liegend, gemeine Angst in ihren ausländischen Gesichtszügen zeigen.

Hier bricht ein Naturalismus durch, wie wir ihn in der Zeit des Perikles noch gar nicht kannten. Hier ist ein kräftiger Zug zum Dramatischen unverkennbar; denn, wie Aeschylos und Sophokles ihre Hirten, Wächter und Boten in anderer Ausdrucksweise reden lassen als ihre Heroen, so sind hier auch in Marmorkolossen die Stände der Gesellschaft mit meisterhafter Sicherheit unterschieden.

Für Kunstgeschichte giebt es wenig so lehrreiche Compositionen wie den Westgiebel des Zeustempels; denn wir beginnen erst zu erkennen, wie rasch im fünften Jahrhundert die Kunst sich

entwickelte, wir sehen Entwickelungsstufen vor uns, von denen wir keine Ahnung hatten. Wir sehen in den Giebelgruppen noch eine Gewaltsamkeit und Heftigkeit der Bewegung, welche in der harmonischen Ruhe der Parthenongruppen überwunden scheint, und andererseits glauben wir eine über Phidias hinausgehende Kühnheit in dem Bildwerke zu erkennen, in welchem Paionias mit gereiftem Kunstvermögen den Peloponnesiern zeigen wollte, was er leisten könne, wenn er frei seinem Genius folgte. Seine Siegesgöttin ist ein Triumph attischer Marmorbildnerei; die träge Masse des Steins scheint vernichtet, wenn wir die Göttin mit ihren mächtigen Schwingen vom Olympe niederschweben sehen.

So ergänzen die olympischen Funde unsere Kenntniß des perikleischen Zeitalters.

Zwei Meister ersten Rangs, deren einer, Alkamenes, neben Phidias und Praxiteles als Dritter genannt wird, stehen zum ersten Male in großen Compositionen vor unsren Augen, und ihre Werke wieder aufzubauen und allmählich immer besser verstehen zu lernen, bleibt nun eine der wichtigsten Aufgaben unserer Wissenschaft.

Was ich bisher erwähnte, haben wir gesucht und gefunden. Was aber ungesucht gefunden wird und wie ein schönes Glück in den Schoß fällt, das erfreut am allermeisten, das sind die Blüthen des Lebens — und so ist auch die Blüthe unsrer Thätigkeit jener Götterjüngling, der an demselben Platze, wo er geweiht war, wie ein treuer Posten, mit zerschmetterten Füßen, das Antlitz zum Boden gekehrt, im Schutte lag — der Hermes des Praxiteles.

Wenn bei den Giebelfeldern ein ernsteres Studium erforderlich ist, um allmählich in das Verständniß einzudringen, so ist hier die reine Augenweide und ein unbeschwerter Genuß für jedes empfängliche Auge. Das Kunstwerk ist bei seiner vorzüglichen Erhaltung ebenso unmittelbar erfreuend wie nachhaltig belehrend, denn es nimmt in der Geschichte der Plastik eine wichtige Stelle ein.

Jahrhunderte lang hatte man Götter in Menschengestalt verkörpert, aber man blieb zurückhaltend in der Vermenschlichung.

Die Götter am Parthenon sind verklärte Gestalten, leicht dahin lebende Wesen ohne Wechsel der Stimmung, und auch im Westgiebel des Zeustempels wagte man noch nicht dem Antlitz des Gottes einen Ausdruck von Erregung zu geben.

Nach Phidias und Alkamenes ging man weiter. Man zog die Götter in die Welt der Empfindungen, welche das Menschenherz bewegen. Man ließ Dionysos der eignen Gabe sich freuen; Apollon schwelgt im Zauber der Melodien und Aphrodite empfindet selbst die Macht der Liebe.

So spiegelt sich nun ein bewegtes Gemüthsleben in dem klaren Antlitz der Götter, und das war eine der zartesten, aber entscheidendsten Neuerungen in der Geschichte der Plastik. Ihr Urheber war vor allen Anderen Praxiteles, und darum galt er für einen Gesetzgeber im Gebiete der Kunst, für einen Meister neben Phidias.

Was er erstrebte, konnte im Erz nicht zum Ausdruck kommen, darum war er der eigentliche Klassiker im Marmor; denn, je härter der Stein, um so voller und weicher vermag er das Seelenleben wiederzugeben.

Schauen wir nun auf das Werk seiner Hand, das erste Originalwerk des Meisters, das uns, den nachgeborenen Geschlechtern, anzuschauen vergönnt ist.

Hermes war neben Apollon der zweite Jüngling im Olymp.

Ein alter Naturgott nordischer Herkunft, ein Gott der Hirten, behielt er Apollo gegenüber einen derberen, naturwüchsigeren Charakter, ist mehr körperlich wirksam, mehr nach außen thätig; darum aber keine untergeordnete Natur, sondern der Liebling des Volks und das leibhaftige Vorbild seiner Jugend, die gleich ihm unter dem Segen südlicher Gestirne sich umher tummelnd frisch und gesund emporwächst.

Im Vollgenuß seiner Kraft hat er eine Freude daran, aller Orten einzutreten, wo rasche Hülfe nöthig ist, namentlich bei Kindern, die der Eltern beraubt sind; so hier bei dem kleinen Bacchus, dessen Mutter vor der Geburt des Kindes vom Blitze des Zeus verzehrt war.

Die jüngere Kunst der Athener liebte solche Gruppen, denen

die zärtliche Sorge um ein hülfloses Geschöpf einen anziehenden Inhalt gab. So stellte des Praxiteles Vater die Friedensgöttin dar mit dem Knäblein auf dem Arm, das den Segen des Friedens vorstellte. So sehen wir auf Münzbildern derselben Zeit, wie Arkas, der künftige Stammvater des arkadischen Volks, von Hermes im Fluge dahin getragen wird, wo die Nymphen des Säuglings warten.

Ein anderes Motiv war es, ihn auf seiner Eilfahrt rastend darzustellen. Er soll nicht bloß als Werkzeug erscheinen, als gehorsamer und unverdroßner Bote des Zeus, sondern als Kinderfreund, dem es nicht darum zu thun ist, sobald wie möglich seiner Bürde los zu werden. Darum lehnt er sich unterwegs an einen Baumstamm, über den er seinen Mantel geworfen hat, um in behaglicher Rast mit dem Kinde zu spielen. Er hält ihm, so denken wir, mit der Rechten eine Traube vor, um ihm scherzend seinen künftigen Lebensberuf anzudeuten. Das Kind ist unverhältnißmäßig klein, damit die Hauptfigur nicht beeinträchtigt werde. Dem Sinne nach ist aber doch das Kind die Hauptsache, und der Kranz, dessen Lager noch am Hinterkopfe des Hermes sichtbar ist, war vermuthlich ein Epheukranz, das Dienstzeichen des Dionysos. Das Kind ist nicht unbeholfen und ungelenk wie gewöhnliche Erdenkinder. Zutraulich legt es sein Händchen auf die mächtige Schulter und hebt sich, mit dem Fuß auf den Baumstamm gestemmt, leicht und behende aus den Windeln empor, um verständnißvoll nach der Frucht zu greifen. Der Heroldsstab aber, den Hermes in der Linken trug, erinnert daran, daß er im Auftrage des Zeus den Dienst der Kinderpflege an dem kleinen Bruder wahrnimmt.

Es ist ein anmuthiges Doppelbild, ein Familienbild ohne Vater und Mutter, eine Gruppe voll mannigfacher Beziehungen, ein Stück Göttergeschichte — und doch so menschlich klar und verständlich, bewegt, aber still und friedlich, voll wohlthuender Harmonie. Der Kopf des Hermes ist dem Kinde zugeneigt, aber er sieht es nicht an, und wir könnten wohl meinen, daß die Gruppe dadurch an Abrundung und Einheit einbüße.

Achten wir auf die Haltung der antiken Statuen, so finden

wir eine bemerkenswerthe Wandelung. Ursprünglich stand der Kopf senkrecht auf dem Rumpf, wie bei den alten hölzernen Gnadenbildern. Dann diente eine leise Neigung dazu, den starren Ernst zu mildern und die Geneigtheit der Gottheit, auf menschliches Bitten zu hören, anzudeuten, wie dies bei berühmten Zeusköpfen der Fall ist; auch liegt darin der Ausdruck des Gedankenvollen und des von der Außenwelt zurückgezogenen, geistigen Lebens, wie wir es an schönen Athenaköpfen bewundern. Eine stärkere Bewegung steigert den Ausdruck der Empfindung und entspricht dem Geiste einer Zeit, welche die Götter mehr und mehr vermenschlichte. Seitwärts geneigt, deutet der Kopf eine schwärmerische Stimmung an, wie bei dem leierspielenden Apollo; nach vorn gesenkt giebt er den Ausdruck einer stillen Melancholie. Daher wurde die schönste Hermesstatue, welche vor Entdeckung unserer olympischen vorhanden war, die Statue des Belvedere, in welcher Poussin das vollendete Muster männlicher Wohlgestalt fand, zwei Jahrhunderte lang bis auf Visconti Antinous genannt.

Von dieser Statue, welche lange einzig in ihrer Art war, ist allmählich eine ganze Reihe gleichartiger Werke zum Vorschein gekommen. Es muß also ein berühmtes, Epoche machendes Original gegeben haben; ein Werk, von dem man annehmen muß, daß es nach Phidias und vor der Zeit Alexanders entstanden sei, und wenn man zweifeln konnte, ob in diesen Bildwerken ein Gott oder ein Sterblicher dargestellt sei, so liegt der Grund in dem Anflug von Empfindsamkeit, welcher den Götterbildern alter Zeit fremd ist und ihnen einen beziehungsweise modernen Charakter giebt. Die hohe Idealität der Götter ist durch eine gewisse Lässigkeit gemildert; die Person der Gottheit tritt uns so nahe, daß wir ihr ablauschen und abfragen möchten, in welche Gedanken sie vertieft sei, und da wir Praxiteles als denjenigen kennen, der die Olympier menschlich sinnen und fühlen lehrte, als den Meister der Kunst, die zartesten Regungen des Empfindens im Marmorantlitz auszudrücken, so werden wir auch diesen Hermestypus der Kunstrichtung zuschreiben, welcher er die Bahn gebrochen hat; und diese beiden Geschwister, aus einem

Vaterhause entsprossen, haben sich nun wieder zusammengefunden und stehn hier zwischen den korinthischen Säulen unserer Singakademie zum ersten Male wieder neben einander.

Derselben Schule gehört der vatikanische Eros an mit seinem träumerisch gesenkten Blick, und jener viel bewunderte und viel nachgebildete Apollo mit der am Baumstamme sich emporringelnden Eidechse. Dies Bildwerk ist für uns von besonderer Wichtigkeit. Denn erstens ist das Original ein bezeugtes Werk von Praxiteles, und dann sehen wir auch hier den Gott mit einem Gegenstand beschäftigt, ohne daß er denselben scharf in das Auge faßt. Der Pfeil ist auf das Thier gerichtet, aber während des Spiels sind die Gedanken davon geflogen und schwärmen in anderen Regionen.

Wenn die Darstellung dieser Gedankenwelt die Liebhaberei und Virtuosität des Praxiteles war, so begreifen wir, warum auch unser Hermes träumerisch vor sich hinblickt. Wären die Augen gespannt auf das Kind gerichtet, so hätte dies eine gezwungene Kopfhaltung und eine zu starke Drehung der Halsmuskeln erfordert. Die Gruppe würde an geschlossener Einheit gewonnen, aber an Schönheit und Freiheit verloren haben. In voller Sorglosigkeit steht nun der Gott vor uns, dienstbeflissen ohne ängstliche Spannung, thätig und doch in heiterer Ruhe, ein treuer Pflegevater, aber in olympischer Sicherheit, sein eigen und frei, in strahlender Schönheit seiner ewigen Jugend froh.

Für Praxiteles' Talent war es eine besonders anziehende Aufgabe, den Gott der Palästra mit seinem mächtigen Gliederbau, den rastlosen Diener des Zeus, in anmuthiger Muße darzustellen. Es ist schon der Uebergang in das Genre, ohne daß die göttliche Würde beeinträchtigt wird. Auch die Formen erinnern an die alte Zeit. In den breiten Schultern und dem derben Knochenbau erkennt man noch den älteren Stil der Plastik. Dagegen sind alle weichen Theile mit unaussprechlicher Zartheit dargestellt, und den ganzen Körper umspielt ein Fluß der Linien, welcher sanft auf und nieder wogt, wie die Oberfläche einer leicht vom Winde bewegten Wasserfläche.

Die Stellung zeigt mehr Elastizität als stämmige Kraft,

und gegen die weiche Ausbiegung der Hüften bildet die senkrecht herabfallende Gewandmasse einen höchst wirksamen Gegensatz, ganz ähnlich wie das Badegewand der Aphrodite, des gefeiertsten Werkes von Praxiteles, wie es uns auf den Münzen von Knidos und in den besten der erhaltenen Nachbildungen vor Augen steht. Es war dies offenbar ein Lieblingsmotiv des großen Meisters, welcher in der Faltenmasse zeigen konnte, wie er die schwierigsten Aufgaben der Marmortechnik spielend erledigte.

Das aber ist es ja vor Allem, was uns bei Betrachtung des Hermes so unaussprechlich erfreut, daß wir es nicht mit einer flauen Nachbildung zu thun haben, sondern daß wir in den realistisch gearbeiteten Nebendingen wie in dem idealen Hauptbilde ein Werk vor uns haben, wie es aus der Hand seines Meisters hervorgegangen ist, in der vollen Frische des Originals, wie sie dem emsigsten Copisten unerreichbar ist. Davon zeugt auch das, was unvollendet geblieben ist, die Rückseite; da sehen wir noch die scharfen Linien, wo der Meißel des Bildhauers absetzte, weil es bei dem in einer Nische aufzustellenden Standbilde unnöthig war, dem Rücken die letzte Vollendung der Oberfläche zu geben.

Davon zeugt noch schöner das, was den Stempel höchster Vollendung trägt, vor Allem der Kopf. Denn das, was in den früheren Entwickelungsstufen der hellenischen Kunst das Nebensächliche war, und das, was man bei den Götterbildern am wenigsten auszuarbeiten sich getraute — man vergleiche nur den ausdrucksleeren Götterkopf auf dem herrlichen Rumpfe im Tempelgiebel des Alkamenes — das wurde jetzt und gerade durch Praxiteles die Hauptsache. So ist auch hier der Hermeskopf die Krone des Ganzen, der Jünglingskopf voll markiger Kraft, das milde Antlitz mit dem leise geöffneten Munde, den tiefliegenden seelenvollen Augen, der leicht gefurchten Stirn, welche rechts und links durch starke Muskelpolster von den Schläfen gesondert ist und den Blick beschattet. Da ist nirgends eine todte Fläche; da ist Alles so voll Form und Leben, daß selbst der Kopf der Venus von Milo leer dagegen erscheint. Die weiche Anmuth, welche die Wangen, die Lippen, das Kinn mit seinem Grübchen umspielt, wird geadelt durch den Charakter des männlichen Ernstes,

der auf dem Antlitz ruht, und das in kurzen dichten Büschen gleichsam ungestüm aufsprießende krause Haar ist das Kennzeichen voller Naturkraft, wie sie in dem steilen Nacken sich ausspricht so wie in Brust und Schulter.

Es ist also nicht die tadellose Regelmäßigkeit männlicher Schönheit, welche uns an dies Bild fesselt, sondern die Fülle des Lebens, die Harmonie von Seele und Leib, der ethische Zug, welcher den Marmor durchdringt. Man sieht dem Antlitz an, daß die Seele, die sich darin spiegelt, über das Niedrige erhaben ist, ungetrübt durch Selbstsucht und sinnliche Begehrlichkeit. Daher der Glanz eines stillen Friedens, der auf dem Bilde ruht, der Frieden und Freude ausströmt.

So ist uns in diesem Bildwerk ein neuer Stern aufgegangen, an dessen Strahlen wir uns freuen, und um den sich nun zu einer festeren Gruppe, besser verstanden und richtiger gewürdigt, die anderen Werke des Praxiteles und seiner Schule reihen. Denn Alles, was wir von dem Meister wissen, schließt sich so ungezwungen an das an, was uns in diesem Werke vorliegt, daß wir keinen Anlaß haben, bei dem Meister, der uns als Schöpfer dieses Werks genannt wird, an einen unbekannten Enkel des Praxiteles, einen Epigonen der klassischen Zeit zu denken.

Wir aber freuen uns, daß diese neue Offenbarung hellenischer Schönheit bei uns zuerst an das Licht getreten ist, und daß zu dem Vielen, was gesucht und gefunden ist, zu den Urkunden der Schrift und Sprache, zu den Grundmauern der Tempel, Altäre und Schatzhäuser im Festraum der Altis, zu den Werken altpeloponnesischer Kunst, zu den großartigen Schöpfungen des Paionios und Alkamenes, der Hermes des Praxiteles als überraschende Festgabe hinzugekommen ist, ein reicher Lohn für alle Arbeit und Mühe und eine Bürgschaft dafür, daß das vor 27 Jahren an dieser Stelle angeregte, von Kaiser und Reich in uneigennütziger Liebe für Wissenschaft und Kunst unternommene Werk dem Deutschen Volk ein dauerndes Ehrendenkmal und für die lebendige Erkenntniß der größten Zeiten des Alterthums eine für lange unerschöpfliche Quelle ist.

X.

Kaiser Wilhelms Friedensregiment.

Blicken wir in der festlichen Stunde, die uns heute dankerfüllt wieder in diesen Räumen vereinigt, auf die Regierung unsers Kaisers zurück, so staunen wir über die Fülle von Geschichte, welche der Rahmen von zwanzig Jahren umspannt. Wie viel schwere Verwickelungen des innern und äußern Staatslebens gehen an unserm Auge vorüber! Wie viel glücklich überstandene Sorgen, Prüfungen und Gefahren! Wie viel zukunftreiche Neugestaltungen der öffentlichen Verhältnisse! Welch ein rascher Wechsel von Krieg und Frieden!

Von diesem Wechsel ist kein Staat verschont geblieben, der eine geschichtliche Selbständigkeit erlangt hat; nichts aber ist für das Wesen der einzelnen Staaten kennzeichnender, als die Art, wie Krieg und Frieden in ihrem Verhältniß zu einander aufgefaßt werden.

Die ältesten Staaten, die wir kennen, waren auf Eroberung gegründet und angewiesen, so daß die Nähe unabhängiger Länder wie ein Abbruch der eigenen Machtsphäre erschien. Wo nach Weltherrschaft gerungen wird, ist ein wirklicher Frieden unmöglich, und seitdem Rom in diese Bahn einlenkte, war der Schluß des Janustempels ein seltener, jubelnd begrüßter, aber schnell vorüberrauschender Augenblick.

Die Griechen haben hier das rechte Verständniß gegeben, weil bei ihnen die ethische Auffassung des Staates zu Hause ist.

Vollgerüstet in Panzer und Helm ist die Stadtgöttin von Athen, aber sie zückt den Speer nur, um die Marken des Landes gegen Einbruch zu schützen. Als Parthenos stand sie, den Speer zur Seite, in unnahbarer Hoheit da; als Athena-Nike trug sie den Helm in der Hand und in der andern die Granate, das Symbol des Fruchtsegens. Also Inhalt und Zweck des Sieges ist nicht die Niederwerfung des Gegners, sondern der Segen des Friedens, der nur dem Streitbaren sicher ist.

Diese Auffassung von Krieg und Frieden ist wohl in keinem Staate so zur Wahrheit geworden, wie in dem der Hohenzollern. Bei uns sind Krieg und Frieden keine willkürlichen Schwankungen, keine unvermittelten Gegensätze. Die Kriegsmacht ist der Bürge des Friedens. Was der Frieden an Erkenntniß reift, dient der Wehrkraft zur Stärkung, und vor den Gefahren des Friedens schützt das Bewußtsein einer heiligen Verpflichtung, für die Güter desselben jederzeit mit der ganzen Volkskraft einzutreten.

Darum kann auch die oberste Leitung unseres Staates nicht in ein Kriegs- und Friedensregiment aus einander fallen.

Während des tiefsten Friedens hat unser König das Schwert geschmiedet, dem wir den Sieg verdanken, und mitten in der Unruhe des Feldlagers hat er die Pflege der Wissenschaft nicht ausgesetzt. Datirt doch aus dem Hauptquartier von Versailles die königliche Verfügung, durch welche das Institut für archäologische Correspondenz in Rom zur preußischen Staatsanstalt erhoben wurde. Ein geringfügiges Ereigniß in der Reihe weltgeschichtlicher Entscheidungen und doch ein Akt von bleibender Bedeutung in dem thatenreichen Leben unseres Kaisers.

Lassen Sie mich bei der Betrachtung von Kaiser Wilhelms Friedensregiment an dies Ereigniß anknüpfen, da gerade jetzt diesseits wie jenseits der Alpen die Vorbereitungen im Gange sind, um in Rom ein deutsches Fest zu begehen, wie es noch nicht gefeiert worden ist, der fünfzigjährige Bestand des capitolinischen Instituts, dessen Dasein und Wirken ein denkwürdiges Stück deutscher Culturgeschichte ist.

Es ist ein alter Zug, der die deutschen Herzen nach Rom treibt. Er war einst eine unglückliche Liebe, deren Romantik

viel Blut und Thränen gekostet hat; er ist, wie ein zu Thal gehender Strom, allmählich ruhiger und friedlicher geworden. Nicht Zwang und Gewalt, sondern geistige Aneignung der jenseitigen Schätze ist es, welcher jetzt die Römerzüge gelten, und die Hauptepoche dieser neuen Wendung fällt in den November 1755, da ein deutscher Schulmann seine bescheidene Wohnung am Monte Pincio aufschlug. Denn von Winckelmann stammt der Gedanke, daß vorübergehende Besuche der „ewigen Stadt" wohl geeignet sind, das Leben mit werthvollen Erinnerungen und Anregungen zu bereichern, daß aber die Wissenschaft des Nordländers, wenn sie mit der einheimischen wetteifern will, in Rom einheimisch werden müsse und daß ein geschichtliches Verständniß der antiken Cultur nur auf dem Boden derselben zu Stande kommen könne.

Was ursprünglich reine Privatsache war, erhielt seit Anfang des Jahrhunderts schon einen öffentlicheu Charakter, indem die Krone Preußen zeigte, wie sie in Rom vertreten sein wollte. 1802 kam Wilhelm von Humboldt, der Welcker mitbrachte. Ihm folgte Niebuhr. Das Capitol wurde die Warte, von welcher deutsche Forschung Stadt und Land überschaute. An Stelle eines schwärmenden Kunstgenusses trat die ernste Arbeit. Ein Aufbau der Stadtgeschichte wurde in Angriff genommen, und als der Freiherr von Cotta 1817 in Rom überwinterte, wurde in der preußischen Gesandtschaft ein Gesammtwerk über Rom entworfen, eine geschichtliche Topographie und Denkmälerkunde, ein Werk von so großen Gesichtspunkten, wie es noch Niemand in den Sinn gekommen war.

Man war mit der einen Stadt vollauf beschäftigt. Aber, ehe man sich dessen versah, war der wissenschaftliche Stoff nach allen Seiten angewachsen, theils allmählich, theils auf einmal durch unerwartete Entdeckungen. Neben Rom wurde Neapel durch die Ausbeute der Vesuvstädte immer wichtiger. Pästum war wie eine verlorene Insel neu entdeckt. In Apulien und Sicilien tauchten griechische Vasenbilder auf. Aber nichts kam dem Eindrucke gleich, welchen die Entdeckung von Lucian Bonaparte machte, als er 1828 die Felsgrüfte von Vulci

öffnete, als hier und in den umliegenden Nekropolen Tausende von wohlerhaltenen Thongefäßen mit griechischen Malereien, griechischen Sagen und Inschriften aus der Tiefe gezogen wurden. Treue Spiegelbilder des athenischen Volkslebens in etruskischen Felsgräbern! Das war ein Räthsel, das nur in großem Zusammenhange antiker Cultur- und Handelsgeschichte aufgeklärt werden konnte.

Jetzt gewann man eine ganz neue Anschauung von dem Reichthum Italiens. Die Kräfte Einzelner zeigten sich ungenügend. Es bedurfte einer Vereinigung von Gelehrten, eines Centrums mit vielen Stationen, um mit wachsamem Auge alle Funde zu verzeichnen und das Gefundene zu ordnen. Dieser Gedanke ging wesentlich von Eduard Gerhard aus, der seit 1822 in Italien lebte, der Schüler Böckhs, der erste Doctor unserer Universität. Er suchte Genossen und fand sie in einem Kreise von Männern, die aus allen Ländern in gleicher Absicht zusammengetroffen waren und sich die Hand boten, Deutsche, Russen, Franzosen, Engländer, Dänen.

Da finden wir den Baron von Stackelberg, einen Esthländer von deutschem Blut und deutscher Bildung. Er glühte von jener Sehnsucht des Nordländers nach dem Süden, des modernen Menschen nach dem Alterthum, wie sie seit Winckelmann durch die Welt ging, wie sie in Byron und Hölderlin lebte. Unter unglaublichen Abenteuern hatte er die griechischen Länder und Meere durchzogen und kam mit reichen Schätzen nach Italien, um sie würdig zu veröffentlichen. Er war ein Dilettant im edelsten Sinne des Wortes. Ursprünglich mehr Künstler und Dichter als Gelehrter, war er unermüdlich im Lernen und Forschen, um das mit Künstlerhand Gezeichnete im Zusammenhange mit Leben und Religion des Volkes zu verstehen. Im Ernst der Arbeit verschmolz er seine verschiedenartigen Neigungen zu einer schönen Harmonie, wie sie uns noch heute in seinen Werken erfreut. Er brachte zu dem, was Winckelmann gegründet, die reichste Ergänzung. Italien und Griechenland traten in lebendige Berührung. Pausanias wurde gemeinschaftlich gelesen. Die Zeichnungen aus Athen und Phigalia wurden mit Gerhard,

Panofka, Kestner besprochen, und die Beschäftigung mit dem Bildfries des Apollotempels, welchen Stackelberg 1812 aus dem Erdboden gezogen hatte, gab den Freunden Anlaß, sich den alten Hyperboreern zu vergleichen, welche aus fernem Norden dem hellenischen Gotte ihre Festgaben darbrachten.

Der kleine Kreis trat in mannigfaltige Beziehungen. Stackelberg verbanden seine griechischen Erinnerungen mit den englischen Sammlern und Forschern, Dodwell, Millingen, Cockerell. Panofka war in Paris zu Hause und führte den Hyperboreern den Herzog von Luynes zu, der damals 23 Jahre alt, zum dritten Male in Italien weilte. Italien war ihm eine andere Heimath, denn die Luynes waren mit den Alberti's in Florenz verwandt. Sie hatten vom Arno her einen Zug höherer Bildung als Erbtheil mitgebracht und ihr Stammschloß Dampierre bei Port Royal war seit den Tagen von Des Cartes ein Herd aller höheren Interessen. Das alte Banner seines Hauses nahm der junge Herzog mit Begeisterung auf und suchte namentlich die Geschichte von Großgriechenland, wo die alte Herrlichkeit am spurlosesten verschwunden ist, durch Denkmäler zu ergänzen. Er ließ die Tempelreste von Metapont ausgraben und wußte durch seinen Scharfblick und Sammeleifer die Münzen zu einer neuen Quelle geschichtlicher Kunde zu machen.

Sein Anschluß erhöhte den Muth der Hyperboreer. Man spürte, wie unter allen Nationen das Bedürfniß vorhanden sei, die Denkmälerkunde in größerem Stil zu behandeln und die Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln. Aber wenn auch Luynes seinerseits Mittel zur Verfügung stellte, der Kreis der Freunde war ein wechselnder und ihr Zusammenwirken von allen Zufälligkeiten abhängig. Darum konnte Gerhard, dem eine Vereinsthätigkeit von gesicherter Dauer am Herzen lag, nicht umhin, den Anschluß an das öffentliche Leben in irgend einer Form für nothwendig zu halten.

Da kam im October 1828 der preußische Kronprinz nach Rom. Mit voller Begeisterung gab sich der Schüler Niebuhrs dem Eindrucke der Denkmäler hin; tief ergriffen stand er vor den Grundmauern des capitolinischen Jupitertempels. Gerhard

führte ihn am Golf von Neapel, und auf dem Markte von Puzzuoli versprach ihm der Kronprinz, das Protectorat der zu gründenden archäologischen Anstalt zu übernehmen.

So wurde aus dem internationalen Unternehmen ein deutsches, aus dem geselligen Verein eine Stiftung. Bunsen setzte nun die volle Energie seiner Person ein; das Capitol wurde wieder das Centrum, wo von allen Punkten die Berichte einliefen, und am 21. April 1829, dem Geburtstage Roms, begannen die Sitzungen des römischen Instituts, das seinen europäischen Charakter nicht verleugnete. Luynes blieb treu. Italiens beste Kräfte nahmen fördernden Antheil, vor Allen der Graf Borghesi in S. Marino, der große Forscher und Urkundenkenner, in dessen Schule Olaus Kellermann, der Däne, sich bildete, um die epigraphische Arbeit für das Institut zu übernehmen. Die deutsche Wissenschaft war es aber doch, die dem Ganzen Einheit und Charakter gab. Auch das, was nicht in die Arbeiten des Instituts hereingezogen wurde, erhielt von hier aus seine Anregung, wie die ägyptische Forschung, und fand hier Anschluß und Förderung, wie die altitalische Sprachen- und Völkerkunde, die Inschriftensammlung, die Erforschung des römischen Staats- und Religionswesens im Zusammenhang mit der Topographie, wie im Geiste Niebuhrs Bunsen begonnen hatte.

Den deutschen Gelehrten wurde es ein Bedürfniß, von Zeit zu Zeit das Capitol aufzusuchen, und 1856 wurden die Stipendien gegründet, um jungen Gelehrten Gelegenheit zu geben, eine anschauliche Kenntniß des classischen Alterthums zu erwerben.

So arbeitete in wechselnden Gruppen Jung und Alt voll fröhlicher Regsamkeit auf dem tarpeischen Felsen, und bei dem Namen „Prussiano" gewöhnte man sich in Italien an geistige Arbeit zu denken, welche hohe Ziele entschlossen und rastlos verfolgt. Das römische Winckelmanns-Fest wurde ein Symbol der geistigen Gemeinschaft hüben und drüben; für die Denkmälerforschung gab es keine Alpen mehr.

Nachdem die Stiftung der Hyperboreer nach mancherlei kritischen Zeitläuften feste Wurzeln geschlagen hatte, war es die Sache des Staats, das Begonnene zu vollenden. Bisher gab

er dem Institut, wie einer Privatanstalt, zeitweise die nöthigen Mittel. Es fehlte die Anerkennung, wie sie der römische Familienvater dem in seinem Hause geborenen Kinde gab, indem er es in seine Arme nahm und sich zur väterlichen Pflege verpflichtete. Dies geschah am 2. März 1871, am Tage nach Abschluß des großen Krieges, indem Kaiser Wilhelm im Andenken an seinen königlichen Bruder und in gerechter Würdigung dessen, was deutscher Eifer hier zur Ehre des Vaterlandes geschaffen hatte, das neue Statut unterzeichnete.

Was preußische Männer gegründet und unter den Auspicien des preußischen Königshauses fertig gestellt haben, war von Anfang an in deutschem Sinn gedacht. Darum war es nur eine folgerechte Entwickelung, daß nach Herstellung des Kaiserthums die preußische Staatsanstalt ein Reichsinstitut wurde.

Mit diesem Uebergange erfolgte eine wesentliche Vervollständigung.

Rom war als Sitz der Künste ja nur die Herberge des unter einer andern Sonne Gereiften, die Unterkunft einer fremdländischen Kunst, deren Werke hier gesammelt wurden, deren jüngste Schulen sich hier einbürgerten, um nach dem Absterben des Mutterlandes unter der Gunst der Weltbeherrscher, von reichen Hülfsmitteln gefördert, fortzuarbeiten und sich an neuen Aufgaben zu frischen Leistungen zu erheben. Jede Säulengruppe am Forum und jeder Marmorsarkophag, die Pantheonkuppel wie die Wandbilder der Columbarien — Alles weist nach Hellas hinüber, wo der kraftvolle Baum wurzelt, der seine letzten Blüthen über das Tiberufer ausgestreut hat.

Wie der Entdecker ferner Länder von den Niederungen und Thalgründen rastlos emporklimmt, um die Quellen der segenspendenden Gewässer zu finden, so strebt die geschichtliche Forschung den Ursprüngen nach, um den Zusammenhang der alten Cultur am Mittelmeer zu erfassen, und so war Rom der nothwendige Uebergang zu Athen.

Sowie Griechenland aus türkischem Joche frei und selbständig wurde, bürgerte sich deutscher Fleiß auf griechischem Boden ein; in ungeahnter Fülle kamen die Denkmäler zum Vorschein,

12*

und Preußen ging auch hier voran, von Staats wegen die Arbeit zu fördern. Es stellte junge Philologen im diplomatischen Dienste zu Athen an und erwarb einen Apparat der wichtigsten Hülfsmittel für wissenschaftliche Forschung, der den deutschen Reisenden in der preußischen Gesandtschaft zur Benutzung dargeboten wurde. Es durfte aber nicht der Zufälligkeit einzelner Reisen überlassen bleiben, daß die Entdeckungen prompt und genau verwerthet wurden. Auch hier mußte eine wissenschaftliche Station geschaffen werden, eine Warte für die Küsten des ägäischen Meeres. Preußen vertrat diesen Gedanken im Interesse vaterländischer Forschung; gleichzeitig mit Uebergabe des römischen Instituts wurde die Zweiganstalt in Athen gegründet und in den Haushalt des deutschen Reichs für 1874 aufgenommen.

Die Sage erzählt von dem delphischen Dreifuß, der von Dienern des Apollon in die Umlande hinausgetragen wird, bis er an dem von der Gottheit bezeichneten Platze niedersinkt, um den Ort zu bestimmen, wo eine neue Pflanzstätte der Weisheit und Musenkunst erblühen sollte.

So hat auch Deutschland unter Kaiser Wilhelm colonisirt, nicht um seine Macht auszubreiten, nicht für Handel und Industrie, sondern um der deutschen Wissenschaft eine Heimath zu schaffen im Mutterlande der alten Cultur, deren lebendige Aneignung für uns ein nationaler Beruf ist. In beiden Pflanzorten gedeiht regsame Thätigkeit; auf beiden Häusern weht heute fröhlich das Banner des Reichs, und wir geleiten schon heute das capitolinische Haus mit unseren Segenswünschen in die zweite Hälfte seines, so Gott will, ersten Jahrhunderts.

Diese Stiftungen Kaiser Wilhelms, die wir aus bescheidenen Anfängen heranwachsen sahen, sind aber nichts Vereinzeltes. Sie stehen nach allen Seiten in mannigfaltigem Zusammenhang und erhalten dadurch eine erhöhte Berechtigung.

Unsere Zeit ist die Zeit der Wiederentdeckung der alten Welt. Nachdem das schriftliche Vermächtniß so weit vervollständigt worden ist, daß eine wesentliche Vermehrung kaum zu erwarten ist, sehen wir das Alterthum selbst mit den Städten der Lebenden und Todten zum Vorschein kommen. Länder und

Völkernamen, die längst verschollen waren, haben wieder Leben und Bedeutung erhalten. Man hat das Gefühl: Es ist nichts vom Erdboden verschwunden; man muß nur suchen und finden lernen!

Fassen wir nur das Selbsterlebte ins Auge! In welche Generation hat sich eine gleiche Fülle von Entdeckungen zusammengedrängt? Aegypten, Babylonien, Assyrien, Lycien, Phrygien, Karien, Rhodos, Cypern, Hellas selbst von Mykenai bis Dodona hinauf, Etrurien — das sind ganze Culturländer und Culturepochen, die zuerst oder in ganz neuer Weise enthüllt worden sind!

Das sind Ereignisse, welche die Gegenwart kennzeichnen, Erfolge, welchen die gebildeten Nationen nicht neugierige Theilnahme, sondern kräftige Förderung schuldig sind. Je unruhiger die Welt wird, um so wichtiger ist es für die lebende Generation, nicht einseitig in die Interessen des Tages aufzugehen, sondern das Gedächtniß der Vorzeit zu pflegen und in ernster Betrachtung ihrer Denkmäler ein heilsames Gegengewicht gegen die ruhelosen Schwankungen der Gegenwart zu finden.

Kaiser Wilhelm hat die Betheiligung an der geschichtlichen Mission unserer Zeit als eine Ehrenpflicht des Staates angesehen. Nachdem unter der vorhergehenden Regierung das Nilthal bis Aethiopien hinauf von einer preußischen Expedition durchforscht worden war, beauftragte er noch als Prinz-Regent den bewährtesten Kenner hellenischer Baukunst, die Akropolis von Neuem zu untersuchen. Daran schlossen sich andere Arbeiten von glücklichem Erfolg und der 22. März wurde ein Epochetag für die Denkmälerkunde, indem der Baumeister des Königs heute vor 17 Jahren aus dem Schutte des Dionysostheaters in Athen die an Ort und Stelle mit Relief und Inschrift wohl erhaltenen Marmorsessel der Orchestra freilegte.

Diese Mission im zweiten Regierungsjahre unseres Königs war in doppelter Beziehung von maßgebender Bedeutung.

Erstens wurde hier ein Beispiel gegeben, wie man den Bann lösen könne, welcher die Schätze im Boden gebunden hielt. In Aigina und Phigalia hatte man vorhandene Tempelruinen durchforscht; hier wurde, wo kein Bauwerk sichtbar war, mit sicherer Berechnung der Punkt festgestellt, wo die Tiefe ihre Schätze bergen

mußte. Es war der ruhmreiche Erfolg einer experimentellen Forschung, welche dem Boden der Geschichte die erzielten Aufschlüsse abnöthigt, wie der Naturforscher der Natur.

Das Zweite war die Vereinigung verschiedenartiger Kräfte zum Zwecke der Denkmälerforschung, indem außer Archäologen und Architekten auch militärische Technik die Arbeit historischer Wissenschaft unterstützte.'

Der Chef unseres großen Generalstabs konnte seinen unvergänglichen Verdiensten um die Topographie der classischen Länder keinen würdigeren Abschluß geben, als dadurch, daß er von 1862 an mit unermüdeter Theilnahme durch ausgezeichnete Officiere und Beamte die Arbeiten auf griechischem Boden gefördert hat. Nur so ist es möglich geworden, daß in kurzer Zeit nach einander die ersten richtigen Darstellungen von dem Befestigungssystem Athens und seiner Häfen, die ersten Stadtpläne von Ephesos, Sardes, Alt-Smyrna, Pergamon zu Stande kamen.

Auch hier hat sich das gelegentlich Gewordene aus bescheidenen Anfängen allmählich entwickelt, wie aus dem Königthum das Kaiserreich hervorwuchs. Anstatt einzelner Gebäude wurde am Alpheios zum ersten Male ein ganzer Bezirk griechischer Anlagen verschiedenster Art in Angriff genommen, um zu sehen, wie außerhalb Athens an einem panhellenischen Festorte gebaut und gebildet worden sei. Dann aber ist im Anschluß an die kaiserliche Neugründung in Athen mit den vom preußischen Unterrichtsministerium gewährten Mitteln die ganze Ebene Athens neu aufgenommen und so für alle Forschungen auf diesem Boden zuerst eine sichere Grundlage geschaffen. Die ganze Landschaft ist erst jetzt genau durchsucht worden, und auch von den drei Offizieren, die diesen Winter dort arbeiten, sind attische Anlagen und Bauten entdeckt worden, welche durchaus unbekannt waren.

Dies Alles, was ich angedeutet habe, ist nicht nur unter Autorität des Kaisers geschehen, sondern unter seiner persönlichen Theilnahme, indem er an jedem Erfolge seine Freude hatte, von dem er glaubte, daß er dem deutschen Namen zur Ehre gereiche und der geschichtlichen Forschung zur Förderung. Ein für die Kunde der Vorzeit wichtiger Schatz ist aber auch auf un-

mittelbare Veranstaltung des Königs und der Königin gehoben worden; das sind die merkwürdigen Urkunden des Collegiums der Arvalbrüder, das am Wege nach Ostia seinen heiligen Hain hatte.

Denken wir nun noch an die großen Urkundenwerke, welche in sicherem Fortgange ihr Netz über alle Länder griechischer und römischer Cultur ausbreiten und ein unerschöpfliches Quellenmaterial von Stein und Erz übersichtlich zusammenstellen, denken wir an die Museen, die mit reicheren Mitteln ausgestattet, den Ansprüchen, welche die Reichshauptstadt erheben muß, zu entsprechen anfangen können, an den rasch anwachsenden Münzschatz, an die Fülle neugefundener Werke hellenischer Kunstindustrie, an die Kolossalwerke hellenischer Plastik aus Pergamon, an den mit dem Museum verbundenen Ausstellungsraum, wo von Paionios, Alkamenes und Praxiteles die ersten wohl bezeugten Werke uns vor Augen stehen, so erkennen wir, wie, auch von den Stiftungen in Rom und Athen abgesehen, die Regierung Kaiser Wilhelms seit der Zeit der Regentschaft für die lebendige Erkenntniß des classischen Alterthums eine nach allen Seiten hin in seltenem Grade fruchtbare und gesegnete gewesen ist.

Von den anderen Gebieten des kaiserlichen Friedensregiments ausführlicher zu reden liegt meinem Beruf ferner. Doch gedenkt Jeder von uns an die reichen Erwerbungen für die Geschichte der neueren Kunst, an das prachtvolle Schatzhaus, das die Kunstwerke unserer Zeit vereinigt, an die wichtigen Sammlungen für Geschichte der Industrie, an die blühende Stiftung zur Pflege der Musik. Das nationale Quellenwerk für deutsche Geschichte hat mit der Erneuerung des deutschen Reichs in unserer Stadt einen neuen Aufschwung genommen, und für den Ausbau der vaterländischen Geschichte sind unter der Regierung unseres Kaisers die früher verschlossenen Staatsarchive zum ersten Male geöffnet worden. Den wichtigsten Zweigen der Naturforschung sind würdige Räume für Unterricht und Forschung geschaffen, und wie die Armee der historischen Wissenschaft eine wichtige Unterstützung geleistet, so hat die Kaiserliche Flotte von fernen Küsten den beschreibenden Naturwissenschaften reichen Stoff geliefert und sich an astronomischen Unternehmungen würdig betheiligt.

Keiner von Ihnen wird an eine Festrede den Anspruch stellen, daß sie ihren Gegenstand erschöpfe. Sie kann nur die Stimmung erwecken, die dem Tage entspricht. Doch was sage ich: erwecken? Können und sollen doch meine Worte nichts Anderes sein, als der Ausdruck dessen, was unser Aller Herzen bewegt. Das ist der Dank gegen Gott für die gnädige Bewahrung unseres Kaisers, den er uns zum zweiten Male geschenkt hat, da er in der Stunde der Todesgefahr die Hand über seinem Haupte hielt, der Dank für Alles, was dem deutschen Volke in ihm gegeben ist, und insbesondere für den reichen Segen, der auf dem Friedensregiment des mächtigen Kriegsherrn ruht.

Seinem schneidigen Schwert danken wir es, daß keine wüsten Kriegszeiten unsere Saaten zertreten und unsere Friedensarbeit unterbrochen haben, daß die Kriegszüge Siegeszüge waren, die wie ein Gewitter vorüberzogen, die Luft reinigend, den Boden befruchtend.

Will es aber scheinen, als ob Sieg und Frieden den vollen Segen schuldig geblieben seien, so sei dies nur ein Sporn, den Eifer der Friedensarbeit zu verdoppeln, und daran haben wir, denen der Staat seinen kostbarsten Schatz, seine Jugend, anvertraut, einen hervorragenden Antheil.

Man rügt es als eine Schwäche der Deutschen, daß sie ein unzufriedenes Gemüth haben, und lieber die Flecken der Sonne aufsuchen als sich an ihrem Glanze freuen. Wir könnten uns aber, das fühlen wir heute lebendiger als je, an unserem Vaterlande nicht schwerer versündigen, als wenn wir die Erkenntniß dessen, was uns an äußerer und innerer Wohlfahrt mangelt, unseren Blick umschleiern und die Freudigkeit unseres Dankes lähmen ließen.

Alles Menschliche soll unvollkommen bleiben, damit wir nicht wähnen, daß unsere Ziele innerhalb der vergänglichen Welt liegen. Was es aber Großes und Herrliches giebt, ist uns in seltener Fülle zu Theil geworden, und kommende Geschlechter werden uns glücklich preisen, daß wir in Kaiser Wilhelms Zeit gelebt haben.

XI.

Ein Rückblick auf Olympia.

Als wir heute vor einem Jahr in diesen Festräumen versammelt waren, gab das Jubiläum des deutschen Instituts in Rom den Anlaß, an diese Stiftung einen Ueberblick dessen anzuknüpfen, was für Kunst und Wissenschaft in den letzten Decennien bei uns geschehen ist, um uns des reichen Segens, der auf Kaiser Wilhelms Friedensregiment ruht, in dankbarer Erhebung zu freuen. Was kann ich an dieser Stätte Besseres thun, als diese Betrachtung aufnehmen, und für die heutige Feststunde ist mir das Thema in noch viel bestimmterer Weise gegeben. Denn in diesem Frühjahr geht die Frist zu Ende, welche das deutsche Reich für die Durchforschung des Bodens von Olympia gesetzt hat, und das große Werk, zu welchem der Kronprinz in Erinnerung einer jugendlichen Anregung den Anstoß gab, hat Kaiser Wilhelm nicht nur von Anfang mit lebendigstem Antheil begleitet, sondern er hat auch in diesen Tagen, da ein vorzeitiger Abbruch den Erfolg jahrelanger Arbeiten zu beeinträchtigen drohte, ohne von Bittgesuchen gedrängt zu werden, aus eigenster Selbstbestimmung beschlossen, das Werk nicht fallen zu lassen. Was im Namen des Staats begonnen ist, so dachte er in königlichem Sinne, muß auch mit deutscher Ausdauer einem würdigen Ziel entgegengeführt werden. Der sieggekrönte Fürst hat auch diese bescheidenen Erfolge für des Reiches Ehre nicht gering geschätzt. Seiner Spende verdanken

wir es, daß die Kaiserfahne heute noch fröhlich auf dem deutschen Hause am Alpheios flattert und daß wir, statt das Zeichen zum Rückzug zu geben, mit gesteigerten Kräften die Arbeit abschließen können. Wie kann ich also heute von etwas Anderem reden und wie kann ich dem Danke einen besseren Ausdruck geben als wenn ich hier vor den Freunden und berufenen Pflegern der Wissenschaft, im Kreise der akademischen Lehrer und vor der aus allen Theilen des Vaterlandes versammelten Jugend am heutigen Feste Zeugniß ablege, daß es eine große und gute Sache ist, für welche der Kaiser so persönlich eingetreten ist, wie selten ein mächtiger Herrscher für eine Unternehmung wissenschaftlicher Forschung einzutreten pflegt.

Für die Geschichte des Alterthums ist Olympia ein Boden einzig in seiner Art.

Eine milde Hügellandschaft, von Natur wenig berufen, eine hervorragende Rolle zu spielen, von den Brennpunkten hellenischer Politik weit entlegen, aber fruchtbar, offen, von der Land- und Seeseite leicht zugänglich und darum von wandernden Stämmen früh aufgesucht. Wohlhabende Gaue einigten sich hier um den Dienst der Naturgöttin Hera. Die Stadtgründungen begannen mit dem Einzug der Aetoler und Achäer. Nun wurde Pisa das Centrum der Landschaft. Priester des Zeus verkündeten hier die Rathschlüsse des Gottes und dem Ahnherrn der Pelopiden wurden Leichenspiele eingesetzt. So wurde Olympia ein heiliger Boden, auf welchem die Nachbarstädte Elis und Pisa sich zu gemeinsamen Opfern einigten. Dann drang Sparta in das Stilleben der Westküste ein. Ueber den Ruinen von Pisa reichten Elis und Sparta sich die Hand, und je mehr der Peloponnes die Burg von Hellas wurde, um so mehr wurde der peloponnesische Festort ein hellenischer, wo sich, wie auf einem neutralen Boden, alle Stämme und Städte harmlos versammelten und wo Alles, was Hellas an Reichthum, an Kraft und Schönheit besaß, sich wetteifernd darstellte. Aus den Trägern des olympischen Kranzes erwuchs ein neuer Adel griechischer Nation, dem die Lieder Pindars und die Kunst der ersten Meister ein unsterbliches Dasein sicherten.

Hellas ging zu Grunde, aber Olympia blieb in Ehren. Denn die Gewaltigen, welche die Freiheit von Hellas zertraten, wollten selbst Hellenen sein. Darum eilte der Sieger von Chäronea die Altis mit Denkmälern zu schmücken, und Mummius suchte den Brand von Korinth mit Weihegeschenken an den olympischen Zeus zu sühnen. Das Heiligthum von Olympia, das sich von den umliegenden Dorfschaften allmählich auf die Westküste, dann auf den Peloponnes, auf Hellas und die Colonien ausgedehnt hatte, wurde jetzt ein ökumenisches Heiligthum. Denn den Herren des Westens war es willkommen, um die Gedanken von der römischen Vorzeit abzulenken und die Völker ihrer Weltmonarchie in griechischer Bildung zu verschmelzen. Darum haben Nero, Hadrian, die Antonine Alles gethan um Olympia zu heben, und auch die Einführung des Christenthums hat der hellenische Festort überlebt, bis nach beinahe dreihundert Olympiaden, denen eine lange Reihe ungezählter vorangegangen ist, die großen Katastrophen eintraten, die das Alterthum vernichteten, der Kampf mit den Barbaren und der Kampf mit den Elementen. Was die Byzantiner noch durch ein großes Festungsviereck zu schützen suchten, haben furchtbare Erdbeben niedergeworfen, und nachdem eine spätere Bevölkerung ihre elenden Hütten wie ein Spinnegewebe über den Schutt von Olympia gesponnen hatte, sind auch die Reste dieser Bevölkerung durch die von den Höhen herabgespülte Erde wie durch den Kies der ausgetretenen Flüsse überdeckt. Mit Ausnahme einer Ecke des Zeustempels sah man nichts, was an die alte Geschichte mahnte. Ja, es gab keine historische Gegend, die weniger historisch aussah, als diese, und nicht ohne Herzklopfen wagten wir es dennoch, auf Grund des glücklichen Erfolgs der französischen Ausgrabungen, nachdem eine sorgfältige Untersuchung gezeigt hatte, daß die Marmorwerke nicht in Kalköfen verschwunden waren, den Antrag zu stellen, daß man getrost beginnen solle, den Schuttmantel weg zu ziehen und den Tempelhain des Zeus frei zu legen.

Bedenkt man, daß in Ephesos zwölf Jahre gesucht wurde, bis man den Tempel in dürftigen Ueberresten entdeckte, so wird man darin ein seltenes Glück erkennen, daß, nachdem am

4. October 1875 der erste Spatenstich geschehen, am 14. December der Greis des Ostgiebels zum Vorschein kam, am 20. die Nike des Paionios, und heute ist der ganze Hain, ein ummauerter Raum, etwa von der Größe des Lustgartens, uns besser bekannt als der Marktplatz von Pompeji und das Alterthum spricht zu uns aus einer Fülle neu entdeckter Denkmäler.

Am deutlichsten redet das geschriebene Wort. Schon sind über 400 Inschriften gefunden, welche uns durch die denkwürdigsten Epochen der alten Geschichte begleiten, Inschriften in Erz, in Stein und Thon, auf Postamenten, Architraven und Säulen, auf Helmen, Schildern, Lanzen, auf Reliefs und Gewichten; dazu die Baumarken und Ziegelstempel, fehllose Zeugen der Entstehungszeit. Die Inschriften sind zwiefacher Art. Erstens solche die nichts mit dem Feste zu thun haben; für sie war Olympia nur das Archiv, gleichsam das Heroldsamt, wo das einmal Verkündigte unter Aufsicht der Behörden aufgestellt war, Ehrendekrete, Widmungen, Verträge, Schiedssprüche, kaiserliche Briefe u. s. w. Oder es sind Siegesdenkmäler, welche häufig ganze Reihen von Siegen melden, und uns zugleich angeben, welche Angehörige oder welche Gemeinde das Ehrenmal gestiftet haben. Wir haben jetzt erst gelernt, wie man die Künstler- und die Widmungsinschriften auf den Steinsockeln anbrachte. Eine Reihe von Epigrammen, z. Th. mit beigeschriebenen Namen der Poeten, hat unsere Kenntniß dieser Art von Gelegenheitsdichtung aus den verschiedensten Perioden gefördert.

Für die griechische Schrift haben wir die reichste Musterkarte, von uralter Furchenschrift bis zu den verschnörkelten Formen und Ligaturen des byzantinischen Ungeschmacks hinunter; ebenso sind fast alle Alphabete vertreten. Argiver und Chalkidier, Eretrieer, Korinther und Korkyräer erkennt man an ihren einheimischen Buchstaben. Die Schrift ist von der Mundart abhängig und es mag uns zu einer Art von Beruhigung dienen, wenn wir sehen, daß ein Volk, das so Großes zu schaffen vermochte, in seinen besten Zeiten nie zu einer gleichmäßigen Orthographie gelangen konnte.

Für die Kenntniß der Dialekte sind die Funde von Olympia

von Epoche machender Bedeutung. Der Aeolismus der Eleer ist uns erst jetzt bekannt und zwar in seiner geschichtlichen Entwickelung. Wir haben Inschriften, in denen der Zetacismus (der Gebrauch des griechischen Z für D) vollkommen herrscht, während der Rhotacismus (R für S) nur ganz zaghaft an einigen Wortenden auftritt; andere in denen der letztere mit voller Consequenz durchgeführt ist, und zwar haben sich diese Eigenthümlichkeiten viel länger erhalten, als wir vor Aufdeckung der Altis annehmen konnten. Eine ganze Reihe griechischer Wörter und Wortformen, über welche wir sonst keine Ueberlieferung haben, ist zu Tage getreten und selbst nachdem das Gemeingriechisch der Römerzeit zur Herrschaft gelangt ist, finden wir noch mundartliche Formen, Wörter und Namen.

Dieser Einblick in das Leben der griechischen Sprache ist zugleich ein neuer Blick in das ganze Volksleben der Alten. Denn wie sich bei den Heiligthümern Sprache und Sitte immer am treusten gehalten hat, so auch die Tradition der Familien. Das Sehergeschlecht der Jamiden, welches Pindar besungen hat, finden wir, durch Adoption fortgepflanzt, in den spätesten Urkunden, und in der Aristokratie von Elis, die sich auf Verbindung mit dem Tempeldienst stützte, reichen die Stammbäume bis Oxylos zurück. In der Altis kennen wir jetzt das ganze Cultus- und Beamtenpersonal von der Zeit an, da nur ein Hellanodike Kampfrichter war (also vor 580 v. Chr.) bis zu den Aenderungen, welche mit Beginn der christlichen Zeitrechnung eintraten. Der religiöse Dienst ging Jahr aus Jahr ein ununterbrochen fort und täglich wurde an dem jetzt wieder gefundenen Brandopferaltare, im Namen der Stadt Elis geopfert. Ungleich wichtiger ist die Belehrung über Olympia als Festort.

Wir kennen jetzt erst die Organisation des Gymnasiums, wo die Preisbewerber vorbereitet wurden, und die ganze, unter Elis' Leitung ausgebildete Agonistik tritt uns allmählich mit derjenigen Fülle von Einzelheiten entgegen, welche eine lebendigere Anschauung ermöglicht.

Wir unterscheiden die kranzfähigen Wettkämpfe und die mancherlei Schaustellungen, welche auf die versammelte Volksmenge

berechnet waren, von den naturwüchsigen Kraftproben, deren merkwürdigstes Zeugniß der Felsblock des Bybon ist, der, von ihm mit einer Hand geschlendert, noch jetzt so daliegt wie ihn einst die staunende Menge umstand, bis zu den pomphaften Processionen in Göttercostüm, wie sie nach alexandrinischem Vorbilde in der Kaiserzeit Mode wurden. Dann die Wettkämpfe selbst, wie sie hier, für die hellenische Welt maßgebend, ausgebildet wurden.

Wir lernen die Geschichte einzelner Kämpfe kennen; wir sehen, wie in den Kämpferpaaren die verschiedenen Landschaften vertreten sind; vier Insulaner werden nach einander von einem Peloponnesier überwunden. Wer durch Zufall des Kranzes verlustig geht, wird doch eines Standbildes würdig erachtet. Bei den Wettkämpfen zu Roß ist es der Reichthum, der den Kranz davonträgt; aber mit besonderem Ruhme wird dessen gedacht, der auf selbst gerittenem Renner den Sieg gewann. Wir begleiten die Sieger durch die ganze Laufbahn ihres Siegerlebens und hören dabei von manchen noch unbekannten Festen.

Das sind einzelne Züge, die den Alterthümern zu Gute kommen; aber das ist das Schöne, daß es nicht lose Einzelheiten sind, sondern daß es sich Alles zu einem Ganzen zusammenreiht, zu einem geschichtlichen Bilde, in dem sich das antike Volksleben durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch abspiegelt. Wir erkennen hier den Mikrokosmos der kleinen Gemeinden in den Denkmälern der Methanier und Thuriaten; der erbitterte Kampf der Messenier und Spartaner ist in beiderseitigen Monumenten bezeugt, und ebenso der Zusammenhang der arkadischen Gebirgscantone mit den überseeischen Colonien. Die kurze Blüthe des Achäerbundes vertreten die Standbilder von Polybios und die Weihgeschenke des achäischen Elitenkorps der Epilekten. Was Polybios erstrebt hatte, die friedliche Einigung der beiden großen Nationen, erfüllt sich, indem sich der Kaisersohn Germanicus an dem olympischen Wagenrennen betheiligt. In Olympia begegnen uns die ersten Senatoren und Legionstribunen aus griechischem Geblüte; hier werden die Anwesenheiten der römischen Weltherrscher als Epochentage in den Annalen des Heiligthums eingezeichnet.

Die wichtigsten und am meisten in sich zusammenhängenden Ergebnisse liegen aber auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft.

Für Künstlergeschichte haben wir eine Fülle neuer Thatsachen. Altbekannte Meister wie Ageladas, Pythagoras, Glaukias, Mikon, Paionios, der jüngere Polyklet, Daidalos, Naukydes — sind hier zuerst in urkundlichen Denkmälern bezeugt, und unbekannte Namen angesehener Künstler (denn untergeordnete Leistungen kamen hier nicht leicht zur Aufstellung) sind in großer Anzahl dem Andenken der Nachwelt zurückgegeben. Und da sind nicht nur Peloponnesier der ältern und jüngern Schule, sondern auch Meister der attischen Renaissance, welche noch zur Römerzeit in edlem Stil fortarbeiteten, in wohl erhaltenen Bildwerken an das Licht getreten. Auch von Künstlerconcurrenz in Hellas haben wir die ersten urkundlichen Zeugnisse.

Von der Masse der hier einst vereinigten Standbilder hatten wir wohl aus alten Beschreibungen eine Vorstellung, aber es fehlte jede Anschauung von der Art der Aufstellung. Jetzt haben wir die drei- und vierseitigen wie runden Postamente an alter Stelle vor Augen. Wir unterscheiden die für ein, für zwei, und die für mehrere Bildwerke verschiedener Künstler bestimmten, die reihenweise am Wege aufgestellten, wie die im Halbkreise geordneten, während solche Bildwerke, die einen besonderen Eindruck zu machen bestimmt waren, wie die Nike der Messenier, eine prunkende Aufstellung zeigen. Wir sehen, wie man die Standbilder bald nach verwandtschaftlichen, bald nach heimathlichen Beziehungen gruppirt hat, und wie man umfangreiche Prachtbauten mit Bildnißstatuen ausgestattet hat.

Von den ehernen Siegerstatuen sind nur die Fußspuren erhalten, aus denen wir uns, wie die Paläontologen aus den im Gestein eingedrückten Fußtapfen, von den Gestalten eine Vorstellung zu machen suchen, welche einst diesen Boden beschritten haben. Denn nur in seltenen Fällen können wir uns aus den poetischen Epigrammen von den plastischen Motiven eine Anschauung bilden. Aber auch die Kunst in Erz ist nicht untergegangen. Aus den tiefsten Schichten des Altisbodens haben wir eine Reihe zertretner Erzbleche hervorgezogen, auf denen es

gelungen ist, getriebene und gepreßte Darstellungen von Ornamentfiguren und mythologischen Scenen zu erkennen, mannigfaltige Arbeiten, die uns zuerst einen Begriff davon geben, wie sich aus der Abhängigkeit von assyrischen Vorbildern allmählich eine nationale Kunst im Relief bei den Griechen entwickelt hat, und in dieser Beziehung die Funde von Dodona auf das Erfreulichste ergänzen. Aber auch von freier Erzplastik ist einzelnes, in hohem Grade Werthvolle der Zerstörung glücklich entgangen.

Sonst ist die bildende Kunst in allen Stoffen und aus allen Zeiten reich vertreten. Wir haben Terracottabilder aus den ersten Entwicklungsstadien griechischer Kunst. Wir sehen, wie in den an edlem Gestein armen Landschaften auch Kalkmergel plastisch verwerthet wurde, bis der Marmor die Herrschaft gewann. Das geringe Material war ganz auf Farbenüberzug berechnet und zum ersten Male haben wir hier reiche Hülfsmittel, um über die Polychromie in der Architektur und Plastik der Hellenen wohl begründete Ansichten aufzustellen.

In der älteren Periode von Olympia ist die einheimische, d. h. peloponnesische Kunst vorherrschend, die religiöse sowohl wie die decorative. In dem Giebel des megarischen Schatzhauses besitzen wir einen merkwürdigen Versuch, bewegte Gruppen in architektonischem Rahmen darzustellen; es ist eine Gigantomachie in Reliefffiguren; in sofern eine Vorstufe der äginetischen Giebel, aber es sind Gruppen der lebendigsten Bewegung. In Olympia gab es zuerst Veranlassung, einzelne Persönlichkeiten in ihrer Individualität nachzubilden. Ein jüngst gefundenes Marmorbild zeigt bei ganz alterthümlichem Stil einen unverkennbaren Porträtkopf, welcher den Beweis liefert, daß sich ein entschiedener Naturalismus in der Antike geltend gemacht hat, ehe der Stil des Alterthümlichen überwunden war.

Die Tempel der Altis sind in hervorragendem Sinne kunstgeschichtliche Denkmäler; denn sie sind nicht, wie der Parthenon, aus *einem* Gusse, sondern sie tragen die deutlichsten Kennzeichen des allmählichen Werdens und mehrfacher Umgestaltung. Das Heraion ist jetzt noch wichtiger geworden als der Zeustempel. Denn am Heraion läßt sich deutlich nachweisen, wie die alten

Holzsäulen nach und nach gruppenweise in Stein ersetzt worden sind; die Zahl der Hohlkehlen, die Form der Säulenköpfe zeigen die Stufen der Baugeschichte, wie sie noch nirgends an einem Denkmal haben nachgewiesen werden können. Am Zeustempel aber zeigen die Versatzmarken im Marmordache und der doppelte Fußboden die verschiedenen Bauepochen. Für die Construction der Tempeldächer, für Stirnziegel und Rinnleisten ist ein durchaus neues und massenhaftes Material gewonnen. Die wichtigsten Fragen bewegen sich aber um die Bildwerke.

Die zwölf Metopentafeln, deren fortschreitende Wiederherstellung einer der glücklichsten Erfolge ist, sind Werke von Meistern, die hier in treuer Arbeit das Beste, was ihre Schule vermochte, geleistet haben; großartige Werke in edelstem Stil, ernst und feierlich, alterthümlich befangen, aber nicht ohne Züge von schalkhaftem Humor. Die Ausstattung der Giebel wurde Künstlern übergeben, die ihres Ruhmes wegen berufen waren, auf Grund eines mit den Tempelbehörden abgeschlossenen Contracts. Hier ist rascher gearbeitet worden und von solchen Werkleuten, welche die attische Schule nicht durchgemacht hatten; hier muß also zwischen Ausführung und Composition unterschieden werden.

Es bestanden aber in Athen selbst verschiedene Schulen. Als die delphische Priesterschaft attische Bildhauer kommen ließ, nahm sie dieselben nicht aus der perikleischen Generation, sondern aus einer älteren Schule, der Schule des Kalamis, welche auch zu Pheidias' Lebzeiten fortbestand, ebenso wie Perugino nach Rafaels Tode in seiner Weise zu malen fortfuhr. Den Tempelbehörden aber war, besonders am Eingange der Heiligthümer, der ältere Stil der willkommenere, und so glaube ich auch die steifere Feierlichkeit des Ostgiebels erklären zu müssen. Denn je mehr sich die fehlenden Gliedmaßen zusammenfinden, um so mehr scheint mir, wenn ich die Würde der ganzen Composition, die feine Charakteristik des Oenomaos und Pelops, der Sterope und des sinnenden Propheten so wie die Gestalten der Flußgötter in das Auge fasse, der Geist attischer Kunst unverkennbar. Der Westgiebel ist aber schon für sich ein Stück Kunstgeschichte. Denn

hier ist der Apollokopf ein unvergleichliches Zeugniß religiöser Zurückhaltung und Befangenheit, während die Kampfgruppen eine so aufgeregte Bewegung und die Köpfe der Dienerinnen einen so derben Naturalismus zeigen. wie diese Züge plastischer Kunst sich noch nie an einem Werke zusammen gefunden haben. Wir können hier die Kunst in ihren leisesten Entwickelungen und Uebergängen beobachten.

Was diese Tempelgiebel und die mit ihren ausgespannten Fittichen immer völliger auswachsende Nike für die Kunstgeschichte des fünften Jahrhunderts zu denken geben, ist lange nicht zu Ende gedacht, während die Kunstblüthe des vierten Jahrhunderts uns klar und licht im Hermes vor Augen steht, den wir jetzt schon als Hausfreund bei allen kunstsinnigen Familien eingebürgert finden, den jugendfrischen Herold männlicher Schönheit, wie sie Praxiteles anschaute. Nehmen wir hiezu, daß auch die attische Plastik römischer Zeit in vorzüglichen Werken vorliegt, so sehen wir, daß alle Epochen einer tausendjährigen Geschichte in Kunst- und Schriftdenkmälern vertreten sind, am spärlichsten wohl jene Zeit, da die Kunst der Hellenen sich in Vorderasien ein neues Vaterland eroberte und der Hain von Olympia eine Zeit lang dem Mittelpunkte der Geschichte entrückt war, also die Zeit, welche durch die wunderbaren Funde von Pergamon uns vor Augen gestellt wird.

Neben den Tempeln sind alle Gattungen hellenisch-römischer Baukunst vertreten Zum ersten Male ist es vergönnt, antike Stadthäuser und Senatsgebäude. Paläste, Gymnasien und Schatzhäuser nach den erhaltenen Ueberresten in Grund- und Aufriß wieder herzustellen. Dazu kommen die großartigen Hallenbauten in reicher Mannigfaltigkeit aller Stilformen, die in ihren Maßen mit ihren alten Ablauf- und Zielsteinen nachgewiesene Rennbahn von Olympia, die Tempel- und Altarterrassen, endlich die Weg- und Wasserbauten.

Nichts soll uns ferner liegen, als durch Seitenblicke auf andere Untersuchungen unser deutsches Werk rühmend erheben zu wollen. Jedes umfangreichere Unternehmen dieser Art ist ein Wagniß, dessen Erfolg sich weder berechnen noch erzwingen läßt.

Nur zum Danke soll es uns stimmen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie ungewöhnlich reich der Segen ist, der die deutsche Forschung begleitet hat. In Ephesos ist der lange gesuchte Tempel mit seiner Umgebung noch heute ein Räthsel für uns. Nach wiederholter Durchforschung von Halikarnaß sind wir auch über das eine Mausoleum nicht ins Klare gekommen. Die Frage nach der Lage von Ilion, die seit 2000 Jahren die Gelehrten beschäftigt, ist auch nicht zur Entscheidung gebracht, und was die so überaus denkwürdigen Funde von Mykenä betrifft, so müssen wir, wenn wir ehrlich sind, gestehen, daß wir noch heute nicht wissen, welchem Jahrtausend die Burggräber angehören. Hier sind überall mehr Räthsel gegeben als gelöst.

In Olympia ist durch ruhig fortschreitende Aufräumung innerhalb der gezogenen Grenzen einer der merkwürdigsten Plätze des Alterthums mit der dichten Gruppe geschichtlicher Denkmäler jeder Art vollständig an das Licht gezogen und mit Hülfe der zuletzt gewährten Mittel werden wir am Ende des fünften Jahres sagen dürfen: Hier ist die Altis von Olympia, hier liegt sie mit allen ihren Gründungen und dem ganzen Bestande dessen, was der Zerstörungswuth der Barbaren und der Elemente entgangen ist, übersichtlich vor euch!

Dankbar bezeugen wir heute, daß die Masse des Gefundenen unsere kühnsten Hoffnungen übersteigt. Wir danken auch dafür, daß mancherlei Gefahren und Mühen ungeachtet von den jungen Männern, die im Namen des Reichs tapfer und treu auf ihrem Posten gestanden haben, keiner dauernd zu leiden gehabt hat.

Die Arbeit hat länger gedauert als wir erwarteten. Denn wer konnte ahnen, daß an einigen Stellen der Schutt zu sieben Meter Höhe ansteigt und daß rund um die Altis antike Gebäude gelegen haben, die wir unmöglich ausschließen konnten!

Auch jetzt ist nicht Alles erreicht. Wir glauben, daß die fehlenden Bruchstücke der Statuen und Reliefs großentheils noch vorhanden sind, aber es war unmöglich alle Schlupfwinkel, wo Trümmer versteckt sein können, über die Grenzen der Altis hinaus aufzuspüren. Das Hippodameion, das Theater, die nördliche Abschlußmauer sind nicht gefunden; der Hippodrom, den der

Alpheios weggeschwemmt, hat sich nicht wieder herstellen lassen. Aber die historische Aufgabe, zu der wir berufen waren, wird im Großen und Ganzen erledigt; die Topographie der Altis ist klar, von zweiundvierzig kolossalen Giebelfiguren ist nur eine ganz unvollständig geblieben und voll Dank gegen den, von dem alles Gute kommt, dürfen wir uns des Segens freuen, der auf der deutschen Arbeit gelegen hat.

Aber liegt nicht doch ein Schatten darüber? Bleibt nicht eine Verstimmung, die unsere Freude dämpft?

Sie verstehen, woran ich denke. Ist doch neulich gesagt worden wir hätten ein „schlechtes Geschäft" gemacht.

Im Hörsaale einer deutschen Universität brauche ich nicht zu beweisen, daß eine wissenschaftliche Unternehmung, die eine Fülle von Erkenntniß gebracht hat, ihren Lohn in sich trage. Wird denn, wenn das Reich seine Schiffe aussendet, um an fernen Stationen Himmelsbeobachtungen anzustellen, darnach gefragt, was uns das einbringe?

Müßten wir uns nicht schämen vor den Männern, die einst am Alpheios alle Mittel und Kräfte anspannten, um den Kranz des Oelbaums zu erlangen, wenn der reale Gewinn uns als Maßstab eines erstrebenswerthen Gutes gelten sollte!

Wir hatten nur die Wahl, entweder die Schätze im Boden liegen zu lassen oder das Besitzrecht anzuerkennen, welches die Griechen auf die Denkmäler ihrer Geschichte geltend machen. Keine griechische Regierung konnte auf einer anderen Basis mit uns unterhandeln.

Wir halten doch Alle die uneigennützige Liebe zum Guten und Schönen für den Adel einer Menschenseele. Sollen denn für die Gemeinschaft der Menschen, sollen für Staat und Reich andere Normen gelten? Hat nicht Preußen immer seine Ehre darin erkannt, für ideale Zwecke seine Kraft einzusetzen? Das deutsche Volk hat mit freudiger Zustimmung die fünfjährige Arbeit in allen Stadien begleitet, und es wird in der Geschichte unvergessen bleiben, daß nach den blutigen Siegen, die das Reich begründet haben, von seinem Kaiserhause der Anstoß gegeben wurde, in der Aufdeckung von Olympia ein Friedenswerk von

dauernder Bedeutung für alle gebildeten Nationen in das Leben zu rufen.

Alle Wissenschaften bedürfen des neu zugehenden Materials, um in frischem Fortgange zu bleiben; so auch die Alterthumswissenschaft, die seit den Tagen der Reformation mit unserem nationalen Leben eng verwachsen ist. Wir können doch nicht immer nur Handschriften vergleichen, Stellen emendiren und über alte Probleme streiten! Für uns ruhen die Quellen in der Tiefe des Bodens, und wie vom zoologischen Reichsinstitut in Neapel jeden Morgen der Dampfer hinausgeht, um dem Naturforscher aus der Tiefe des Golfs die Seegeschöpfe zu liefern, wie Jahr aus Jahr ein aus Staatsmitteln die Archive nach Urkunden durchsucht werden, so sollte auch der Boden des klassischen Alterthums ununterbrochen und methodisch durchforscht werden.

So werden Thatsachen geliefert für eine Wissenschaft, welche mehr als alle anderen der Gefahr unterliegt, sich in subjective Geschmacksrichtungen und Combinationen zu verirren. So tritt die Archäologie der Kunst mit Topographie, Geschichte und Sprachforschung in den natürlichen Zusammenhang, dessen Lockerung immer der echten Forschung Gefahr bringt. So tritt uns in zusammenhängenden Denkmälern das Leben der alten Völker entgegen, dessen Verständniß die wahre Aufgabe der Philologie in Universität und Gymnasium ist.

Zu solcher Forschung haben Kaiser und Reich einen gesegneten Anfang gemacht und es war mir ein Herzensbedürfniß, in dieser Versammlung an diesem Tage davon ein freudiges Zeugniß abzulegen.

Mit dem echten Hohenzollernworte: „Was wir begonnen, müssen wir auch zu Ende führen", hat unser Kaiser die Sache in Seine Hand genommen. Mit neuer Begeisterung werden wir nun auf dem Boden der Altis die letzte Aehrenlese halten, und wenn die Worte der heutigen Festrede nicht wirkungslos verhallt sind, so darf ich hoffen, daß mein Dank auch Ihr Dank ist. So lange des Kaisers Wort unser Wahlspruch bleibt, werden Preußen und Deutschland vorwärts gehen.

XII.

Friedrich II. und die bildenden Künste.

Friedrichs des Großen Verdienste um die Erhebung des preußischen Staates und unseres deutschen Vaterlandes sind an dem heutigen Gedächtnißtage von den verschiedensten Seiten besprochen worden. Lassen Sie mich zur Einleitung der diesjährigen Feier an das erinnern, was er für die bildenden Künste und die Kunstdenkmäler gethan hat.

Daß der glückliche Aufschwung eines Staats, der auf Schlachtfeldern eine neue Machtstellung gewonnen hat, in Werken des Friedens sich bezeugen müsse, ist ein Gedanke, der durch die Staatengeschichte von Jahrtausenden hindurch geht und in den verschiedensten Formen seinen Ausdruck gefunden hat. In den Reichen des Morgenlandes ist es die Massenhaftigkeit und unverwüstliche Dauerhaftigkeit, welche den Denkmälern ihren Charakter giebt. Felsgebirgen gleich wachsen die Fürstengräber aus der Erde, und verschüttete Paläste ziehen sich wie natürliche Höhenrücken am Ufer des Tigris entlang.

Auf europäischem Boden finden wir einen andern Maßstab und andere Gesichtspunkte. Da werden den Göttern, die zum Siege verhalfen, die Erstlinge der Siegesbeute dargebracht und in sinnreichen Weihegaben sucht man mit der Größe des Staates auch den Fortschritt kunstvoller Werkthätigkeit darzustellen. Denn je würdiger die Denkmäler sind, um so mehr erscheint der blutige Sieg verklärt und die gewonnene Uebermacht als eine innerlich

gerechtfertigte. Die Römer folgten mit ihren Hallen, Tempeln und Festthoren unwillkürlich dem Vorbild der Griechen, weil sie durch Besiegung griechischer Staaten Weltmacht wurden. Von Rom abhängig waren wiederum die neueuropäischen Staaten; nur trat an Stelle des öffentlichen Charakters, den nach alter Ueberlieferung auch die Denkmäler der späteren Kaiserzeit nicht verleugneten dynastische Prunksucht und das ausschließliche Bestreben, fürstliche Wohnsitze mit allem erdenklichen Luxus auszustatten.

König Friedrich stand auch hier unter dem Einfluß romanischer Höfe. Fontainebleau und Versailles waren die unverkennbaren Muster. Von Anfang an aber veredelte er seine Aufgabe durch landesväterliche Absichten, welche über kleinliche Prunk- und Genußsucht weit hinausgingen. Er wollte nicht bloß die Macht zur Schau stellen, welche Preußen ihm verdankte, sondern die einheimische Betriebsamkeit durch solche Aufgaben anregen, zu welchen die Errichtung bürgerlicher Wohnungen keinen Anlaß bieten konnte. Im Dienst einer monumentalen Architektur, welche monolithe Säulen, Pilaster und Karyatiden in reicher Fülle verwendete, erhielten die Bildhauerei und Stuckaturarbeit einen neuen Aufschwung. Edle Gesteine, einheimische wie fremde Marmorarten wurden zu Wandflächen, Fußböden und Prachtgeräthen verarbeitet. Neue Arten der Technik wurden erfunden, wie Wachsmalerei und Oelmalerei auf Gips. Eine Menge neuer Werkstätten kamen in Gang für Porzellan, für Seidenindustrie; Silberstickereien, Glas- und Krystallschleifereien, Hautelicefabriken u. a. In den Beschreibungen welche die Inspectoren von den königlichen Neubauten veröffentlichten, werden die verschiedenen Industriezweige, welche in der Residenz Friedrichs einheimisch geworden waren, mit besonderem Nachdruck namhaft gemacht; es waren die ersten Leistungen auf dem Gebiete höherer Kunstindustrie, welche auch im Auslande anerkannt wurden.

Eine so vielseitige und fröhlich sich entwickelnde Werkthätigkeit zu überschauen und zu großen Aufgaben zusammen zu halten, hervorragende Talente in das Land zu ziehen, alle tüchtigen Kräfte in regem Wetteifer zu beschäftigen — das war eine echte

Fürstenfreude, und wenn auch keine Werke von classischer Reinheit des Stils zu Stande kamen, so kann man doch, wenn man die zaghafte Unentschlossenheit ins Auge faßt, mit welcher heutzutage die monumentale Kunst vorgeht, nicht ohne einen gewissen Neid die frische, muthige Zuversichtlichkeit ansehen, mit welcher die großen Werke unter König Friedrich geschaffen sind. Man erkennt auch in seinen Friedenswerken den Mann der That, der rücksichtslos zum Ziele vordrängt.

Mustergültiges zu schaffen ist ein Vorrecht auserwählter Zeiten. Es sind die Zeiten, in denen Völker von besonderer Begabung, um die Außenwelt unbekümmert, der sicheren Leitung ihres Genius folgend, der Ausbildung ihrer Kunstweisen mit ungestörter Energie sich hingeben konnten, wo unter dem Sonnenschein des Glücks eine volksthümliche Kunst sich aus heimathlichem Boden so organisch entfaltet, daß sie eine natürliche Vollkommenheit erreicht, welche in ihrer Art nicht übertroffen werden kann. Das sind die Gnadenzeiten in der Geschichte des Menschengeschlechts, und was in ihnen gereift ist, das gehört nicht den Jahrzehnten an, innerhalb deren es zu Stande kam, noch dem Mutterschoße einer eng begrenzten Heimath, sondern der Menschheit, und alle nachgeborenen Völker sind berufen, in den Mitbesitz und Mitgenuß einzutreten.

König Friedrich hatte ein lebendiges Bewußtsein dieses Erbrechts. Er war weit entfernt, sich an den nächsten Vorbildern üppiger Höfe genügen zu lassen. Er hielt es für seinen Beruf über das Nahe und Alltägliche nach allen Seiten hin den Gesichtskreis zu erweitern. Er hatte eine Ahnung von dem, was auf classischem Boden hervorgebracht war, und wollte eine Welt um sich schaffen, in welcher das Schönste vertreten war, was in glücklicheren Zonen und Zeiten geschaffen war.

Für diese Aufgabe bedurfte er eines Mannes, der sein Vertrauter sein konnte und zugleich das gesammte Kunstgebiet geistig beherrschte, eines Mannes, welcher der großen Welt angehörig und doch über sie erhaben war, ein erfindender Künstler und zugleich ein zur Leitung einer weitverzweigten Verwaltung geeigneter Geschäftsmann.

Der König fand ihn in Georg von Knobelsdorff, von dem er in der auf ihn verfaßten und am heutigen Jahrestage 1754 an dieser Stelle verlesenen Gedächtnißrede sagt:

„Er war geboren zum Maler und zu einem großen Architekten und es offenbarte sich in ihm das Wesen des Genius, welcher die mit ihm Begabten durch die Macht einer unwiderstehlichen Neigung antreibt ihm zu folgen und ihnen zeigt, wozu sie geschaffen sind."

Der König hat ihm die Mittel verschafft, um in Italien zum Künstler zu reifen, und gab ihm dann eine Stellung, welche mit derjenigen verglichen werden kann, die Phidias unter Perikles hatte; denn es war Knobelsdorffs Aufgabe, die umfassenden und immer neuen Gedanken des Staatsoberhauptes für die Ausstattung der Residenzen mit Schlössern, Theatern, Staatsgebäuden, Denkmälern, Kunstsammlungen und Gartenanlagen technisch zu verarbeiten und ihre Ausführung an oberster Stelle zu leiten.

Knobelsdorff blieb das Martyrium nicht erspart, welches den Baumeistern genialer Fürsten bei dem hellsten Glanz von Ehre und Macht einem dunkeln Schatten gleich zu folgen pflegt. Friedrich war auch auf diesem Felde voller Selbstherrscher. Es war ihm ein Bedürfniß, den schweren Ernst der Regentenpflicht durch künstlerische Thätigkeit zu unterbrechen, um seinem Geist die volle Spannkraft zu erhalten. Wie er mitten in harter Kriegsarbeit zärtliche Episteln an seine Schwester dichtete, erließ er auch aus fernem Feldlager die genauesten Anweisungen über Parkanlagen auf der Havelinsel und verlangte, daß ihm über alle Verzierungen der Schlösser eingehende Berichte nachgeschickt wurden.

Man begreift, daß dem mit Geschäften überladenen Intendanten eine so ins Detail gehende Correspondenz zu einer peinlichen Pflicht werden konnte, welcher schwer zu genügen war.

Auch in der Geschmacksrichtung traten Gegensätze ein.

Knobelsdorff hatte an den Denkmälern Roms mit feinem Sinne das Griechische herausgefühlt, ehe noch die attischen Denkmäler durch Stuart wieder entdeckt waren. Sein Ideal war eine

Einfachheit des Stils, der Ernst einer hohen Kunst, die dem Könige zu kalt und kahl erschien. Von dem deutschen Edelmann, der mit Freimuth seine Kunst vertrat, wandte sich der königliche Bauherr anderen Architekten zu, welche auf jeden Einfall geschmeidiger eingingen.

Wir beklagen die Verstimmung, welche ein so schönes und seltenes Vertrauen löste zu einer Zeit, da Knobelsdorff in der vollen Kraft des Schaffens stand. Es ist aber kein unfruchtbares geblieben, und wenn von dem die Rede ist, was König Friedrich für die bildenden Künste gethan hat, so muß es ihm immer als ein besonderes Verdienst nachgerühmt werden, daß er diesen Mann erkannt, ihn ausgebildet und ihm Gelegenheit gegeben hat, Werke zu schaffen, welche als die edelsten Baudenkmäler jener Zeit noch heute ein Stolz unserer Stadt sind, wie das Opernhaus, das nach seiner Erneuerung nur verunziert aber nicht verbessert werden konnte. Dem Herzen des Königs aber macht es Ehre, daß er in der Todtenspende zu sühnen suchte, was er in dem Verhalten zu seinem Jugendfreunde etwa versehen hat.

Eine andere Aufgabe war die Ausstattung der neuen Prachtgebäude mit Denkmälern der Kunst.

Auch hier waren es romanische Höfe, deren Vorgang maßgebend war.

In Mantua, Ferrara, Modena, Florenz hatte man sich längst gewöhnt, eine Auswahl antiker Kunstwerke als ein Hausgeschmeide anzusehen, das einem fürstlichen Hofhalte nicht fehlen dürfe.

Auch an den deutschen Höfen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hielt man es für eine Sache des fürstlichen Anstandes, die Residenzen mit Sammlungen auszustatten, welche den Sinn der Regenten für Kunst und Wissenschaft bezeugten und den gelehrten Studien zu Gute kamen. Dieser Aufgabe hat sich auch das Haus Brandenburg nicht entzogen, seit es in die Reihe der Großmächte eingetreten ist; ja es hat sich derselben mit besonderem Ernste zugewendet und die Heldenfürsten desselben sind auch auf diesem Gebiete die thätigsten gewesen.

Bibliothek und Münzcabinet sind Schöpfungen des großen Kurfürsten; die wissenschaftliche Denkmälerforschung bei uns verdankt ihm ihre Anfänge, und Ezechiel Spanheim bezeugt von ihm, wie er den ersten Antikenschatz des preußischen Staats, eine Sammlung von 1900 Münzen, selbst gehegt, von falschen gesäubert und gewissenhaft vermehrt habe und wie er zuerst unter den deutschen Fürsten mit den Höfen Italiens, den französischen Königen und dem Kaiserhause in Wetteifer getreten sei.

Friedrich konnte sich seiner Natur nach keinen wahren Fürstensitz denken ohne einen Studienort, wo er in ländlicher Stille mit den Weisen und Dichtern aller Zeiten zusammen sein konnte, und eben so wenig ohne den Schmuck von Sammlungen, welche einen lebendigen Umblick in dem Reiche des Schönen gestatteten. Friedrich war unter den Hohenzollern der erste wirkliche Sammler und behandelte auch diese Thätigkeit als eine persönliche und königliche Angelegenheit. Er unterhielt im In- und Auslande zahlreiche Verbindungen, um keine Gelegenheit zu glücklichen Erwerbungen zu versäumen. Es fehlte in Potsdam und Berlin damals nicht an wohlhabenden Privatleuten, welche Bildergallerien hatten; der Kaufmann Gutschowsky, Kriegsrath Eichel, Hofrath Triebel, der Marquis d'Argens mit seiner kunstliebenden Gemahlin u. A. waren es, welche den Hof mit den Kreisen der Künstler und Kunstliebhaber in Verbindung erhielten und gelegentlich einzelne Kunstwerke an den König abließen. Placido Constanzi malte für ihn in Italien, der Bildhauer Cavaceppi war beauftragt, berühmte Statuen so wie Prachtvasen in Florenz und in römischen Villen nachzubilden; man benutzte den sächsischen Agenten Bianconi so wie die königlichen Gesandten, um gelegentlich Ankäufe von Originalwerken antiker Kunst in kleinerem und größerem Maßstabe zu machen. Unmittelbar nach der Erwerbung von Schlesien erwarb Friedrich die Sammlung des Cardinals Polignac, eines der eifrigsten Alterthumsfreunde jener Zeit, welcher seinen römischen Aufenthalt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts benutzt hatte, unterhalb Frascati, bei der angeblichen Villa des Marius Nachgrabungen anzustellen und sogar eine Abdämmung des Tiber unterhalb Rom

ernstlich ins Auge faßte. Ueber 300 Denkmäler in Marmor und Erz, großentheils sehr ansehnliche und merkwürdige Kunstwerke, kamen aus seinem Nachlasse in den königlichen Besitz. Ferner die Sammlungen des Cardinals Passionci, des Cavaliere Pietro Natali, des Herrn de Julienne in Paris, die Ankäufe aus dem Atelier von Cavaceppi und der Antikenschatz, welcher als Vermächtniß der Markgräfin von Baireuth für den König einen besonderen Werth hatte.

Was die Verwendung des so rasch angewachsenen Kunstbesitzes betrifft, so folgte der König dem Geschmack, welcher aus Rom in die romanische Welt übergegangen war; d. h. die Kunstwerke dienten die Plätze zu schmücken, welche ihr Besitzer dem Genuß einer edlen Muße bestimmt hatte; nach dem Vorbilde der baum- und quellenreichen Musensitze, in denen römische Staatsmänner die Weltstadt zu vergessen suchten, und der Villen italienischer Fürsten. Daher wurden die Schätze, auch die früher im Stadtschlosse aufbewahrten, nach den neuen Lustschlössern hinaus gebracht, wo inmitten einer von Natur bevorzugten und durch künstlerische Pflege immer reicher ausgestatteten Landschaft der König sich, ohne seinem ernsten Berufe untreu zu werden. mit freierer Seele dem Genusse dessen hingeben konnte, was dem Menschenleben eine höhere Weihe giebt, dem traulichen Verkehr mit auserwählten Freunden und der stillen Beschäftigung mit Wissenschaft und Poesie, wo man inmitten einer nordischen Welt sich an den Meisterwerken italienischer Maler sonnen kann, wo in das bunte Treiben der Gegenwart stumme, ernste Marmorbilder hineinschauen, uns ansehen und an den großen Zusammenhang der Menschengeschichte mahnen. Es war für Friedrich ein Gegenstand seines besonderen Ehrgeizes, wie Früchte und Pflanzen aller Zonen, so auch Denkmäler aus allen Jahrhunderten um sich zu versammeln.

Er machte selbst die Auswahl, um die Nischen zu füllen, die Gesimse zu schmücken, die Fontänen und Ruheplätze zu beleben. Das Bücherzimmer in Sanssouci zierte er mit dem herrlichen Homerkopfe, der noch heute an seiner Stelle steht, mit den Büsten eines Apollo und des Sokrates. In seinem Schlaf-

zimmer stellte er sich Marc Aurel auf, um an jedem Morgen den ersten Blick auf den Mann zu richten, welcher ihm das Vorbild fürstlicher Tugenden war. In der kleinen Gallerie stand die merkwürdige Athenastatue mit dem Erichthonios, den man damals Pyrrhos nannte. In der großen Bildergallerie waren Reliefs über den Thüren, Büstenreihen an den Wänden, kleinere Kunstwerke auf Prachttischen aufgestellt. Man suchte auch berühmte Statuen in Nachbildern so zu vereinigen, wie sie in italienischen Museen standen. So wurde zu der mediceischen Venus bei Cavaceppi der Apollo bestellt, „so der Compagnon der Venus ist", wie es im Bericht des Gallerieinspectors heißt, nach dem die Statue mit dem Schiff bei Lauenburg verunglückt ist. Es werden 5000 antike und moderne Sculpturen in den Schlössern Friedrichs gezählt. Verzeichnisse wurden gedruckt; es wurde dafür gesorgt, daß vorzüglichere Stücke in Kupferstich und auch in Gips vervielfältigt wurden.

Die glücklichste That Friedrichs auf dem Gebiete friedlicher Erwerbungen, wodurch er Allem, was er als Liebhaber, Sammler und Ordner von Kunstwerken geleistet hat, die Krone aufsetzte, ist die Erwerbung des Adoranten, den man damals Antinous nannte, ein Erfolg, welcher mit Recht auf dem Rauchschen Königsdenkmal verewigt ist.

Auch hier war er persönlich betheiligt. 1747 instruirt er seinen Gesandten v. Podewils, daß der Fürst von Lichtenstein ihm vor drei Jahren die Statue für 1000 Thaler angeboten habe. Als der König Ernst machte, wurde mit Hinweisung auf englische Angebote der Preis gesteigert. Man einigte sich auf 5000 Thaler. Friedrich befahl, nachdem die Angelegenheit ebenso umsichtig wie energisch geführt worden war, in einem eigenhändigen Handschreiben an Podewils vom 9. August 1747 die größte Behutsamkeit. Auf Maulthieren wurde die Statue, an welcher einst Prinz Eugen „der tapfere Ritter" seine Augen geweidet hatte, von den Lichtensteinschen Gütern nach Ratibor getragen; ein königlicher Diener begleitete den erlauchten Gefangenen nach Sanssouci. Eine Wundergestalt, aus einer fremden, ungeahnten Welt — so trat er unter die verworrene Menge zusammenge-

raffter Zieraten eines modernen Hofparkes, der erste wahre Zeuge des hellenischen Alterthums, das Bild eines Knaben, welcher nach einem olympischen Siege so dargestellt war, wie er vor dem Kampfe mit kindlicher Seele zu den Göttern um Sieg gebetet hatte. Man verstand ihn nicht, aber man begann zu ahnen, was griechische Kunst sei; man folgte mit Entzücken dem Rhythmus der Glieder, welche sich so elastisch vom Boden abheben, daß die Schwere des Erzes vernichtet scheint. Man blieb mit einem Gefühl von Andacht stehen, wenn man die Terrasse vor der Bibliothek von Sanssouci überschritt, wo noch heute der Platz bezeichnet ist, welchen sein Fuß geweiht hat.

Der unscheinbarste Bestandtheil der königlichen Sammlungen war das Münzcabinet, und gerade dies gab Anlaß zu wichtigen Fortschritten in Behandlung der Antiken. Denn die Statuen ließen sich als Schaubilder genießen die Münzen verlangten aber eindringende Kennerschaft und erweckten zuerst den Gedanken einer wissenschaftlichen Denkmälersammlung. Darum knüpfte Friedrich hier an das an, was der große Kurfürst durch Berufung von Beger zu Gunsten der Alterthumswissenschaft gethan hatte; er suchte auch seinerseits nach hervorragenden Gelehrten für die Verwaltung seiner Antiken, und es gereicht ihm in seinen Bemühungen für die Denkmäler der Kunst zu besonderer Ehre, daß er nach Gaultiers Tode 1765 Winckelmann zu gewinnen suchte.

Diese Bemühungen hängen mit einem andern Plan zusammen, welcher ganz dem Könige angehört und recht deutlich zeigt, wie er sich unablässig mit seinen Antiken beschäftigt.

Neben dem Tempel der Freundschaft, welchen er dem Andenken seiner Schwester widmete, ließ er nach seinem eigenen Entwurf inmitten eines kleinen, unwegsamen Hains den sogenannten „Antiken-Tempel“ errichten. Es war kein Prachtbau — denn der Inhalt sollte ihm seine Bedeutung geben —, sondern ein einfacher Rundbau aus Sandstein und Ziegel mit Postamenten für die Statuen an der innern Wand, mit Kragsteinen für die Reihen der Büsten, mit niedrigeren Pulten für die kleineren Anticaglien, während Reliefs und Mosaiks in die

Wände eingelassen waren. 1770 wurden alle Antiken nach Potsdam gebracht und den Rundsaal füllten nun, im Kreise aufgestellt, die berühmtesten Marmorbilder aus dem Polignacschen Besitz. Der Cardinal hatte bei seinen Nachgrabungen eine Menge von Torsen männlicher und weiblicher Statuen gefunden; nach dem Geschmack seiner Zeit wollte er nicht nur ganze Statuen vor sich sehen, sondern auch aus den Einzelstatuen Gruppen herstellen, welche wo möglich der Niobidenfamilie gleich kämen. Er fand an dem französischen Bildhauer Lambert Adam einen Künstler, der mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit auf die Wünsche seines Gönners einging. Es kam ihm nur darauf an, ein Gruppenmotiv zu finden. Da zeigte sich unter den Fundstücken eine Männergestalt in langem Faltengewande, wie es Apollo der Citherspieler trägt. Davon wußte man nichts; man sah nur einen als Mädchen verkleideten Jüngling, und wer konnte das anders sein als der von seiner Mutter auf Skyros versteckte Achilleus? Man giebt ihm also Schild und Lanze, die er stürmisch ergreift, kleidet einen andern Torso als Odysseus an, welcher mit einem Kästchen unter dem Arm als Tabuletkrämer umhergeht. Fünf Töchter haben sich im Beisein der scepterführenden Königin schon mit Schmuck versehen, welchen sie entzückt anschauen oder anlegen oder sich gegenseitig zeigen, während Deïdameia staunend auf den entlarvten Achill blickt. So war aus lauter Fragmenten, die zum großen Theil nichts mit einander zu thun hatten, ein Ganzes geworden, eine lebhaft bewegte, dramatische Gruppe, die „Familie des Lykomedes“, die ein besonderer Stolz der königlichen Sammlungen war, so daß der Leibarzt Möhsen es für seine Pflicht hielt, den von Winckelmann unehrerbietig geäußerten Zweifeln öffentlich entgegenzutreten; in der That aber war die ganze Gruppe nichts als eine plastische Maskerade, mit einer uns jetzt unbegreiflichen Keckheit durchgeführt, ein denkwürdiges Zeugniß der rücksichtslosen und spielenden Willkür, mit welcher der französische Geschmack des vorigen Jahrhunderts die Antiken behandelte.

Friedrich stand hier ganz unter dem Einfluß der Zeitbildung. Auch ihm dienten die Antiken zunächst als Schmuck des Hofes;

in anmuthiger Verbindung mit schattigen Parkanlagen sollten sie dem Monarchen den Genuß stiller Beschäftigung mit den Denkmälern der Vergangenheit gewähren. Wer durch ihn eingeführt wurde oder durch die Hofbeamten Zutritt erhielt, ging so zu sagen bei dem König zu Gaste.

Friedrich ist aber über das Maß des gewöhnlichen Fürstendilettantismus weit hinausgegangen. Er erkannte nicht nur, daß mit der äußeren Größe des Staats die Vermehrung aller Bildungsmittel gleichen Schritt halten müsse; ihm war die lebendige Vergegenwärtigung des Alterthums ein persönliches Bedürfniß und er fühlte, daß dies Ziel nur durch mannigfaltige Anschauung so wie durch ernste Sammlung des Geistes zu erreichen sei. Darum hat er so freigebig und energisch die Denkmäler gesammelt; darum hat er in seinem Garten das erste Museum der alten Kunst gegründet; darum hat er mit dem Rundtempel den Anbau verbunden, welcher für Aufnahme der Münzen und Gemmen bestimmt wurde. Dies sollte ein Platz für gelehrte Studien sein. Darum befahl er hier die Anlage einer Bibliothek und ließ das Gemach für Benutzung von Kupferwerken einrichten. Diesem Raum verlieh er dadurch eine ganz besondere Bedeutung, daß er die Gemmensammlung des Herrn von Stosch, den reichsten und auserwähltesten Denkmälerschatz dieser Art, welcher damals vorhanden war, von den Erben des Besitzers ankaufte, eine nie übertroffene Sammlung unvergänglicher Denkmäler alter Kunst.

So Vieles von dem, was noch heute der Stolz unserer Museen ist und Generationen hindurch Einheimische wie Fremde erfreut, belehrt und geistig angeregt hat, weist auf Friedrich zurück. Er hat auch auf diesem Gebiet seinen Nachfolgern den Weg gewiesen, welche es nicht als eitlen Luxus, sondern als eine ernste Regentenpflicht angesehen haben, ihren Königssitz mit einer Auswahl von Kunstdenkmälern aller Zeiten zu schmücken, um den Lebenden das Verständniß der Vergangenheit zu öffnen, den geschichtlichen Sinn zu wecken und die Liebe zum Schönen anzufachen.

XIII.

Die Entwickelung des preußischen Staats nach den Analogien der alten Geschichte.

Wie die Lakedämonier mit dem Bilde des Polydoros siegelten, des großen und glücklichen Königs, in dessen Sinn sie ihre Gemeinwesen weiter zu führen wünschten, so ist Friedrichs II. Bild das Wahrzeichen unsers Staats, um das sich Jahr aus Jahr ein diejenigen sammeln, welche mit den Waffen in der Hand wie mit dem Rüstzeug des Geistes die preußische Ehre zu vertreten haben. Verlangt doch jedes bewußte Leben einen zwiefachen Punkt, nach dem das Auge sich richte. Denn nur aus dem Verständniß des Geschehenen ergiebt sich die Sicherheit der ferneren Ziele.

Aber nicht Alles kann in gleicher Weise gegenwärtig bleiben. Inhaltreichere Bilder drängen das Frühere zurück, und ist nicht fast Alles, was wir an geistigen Gütern unser nennen, wenn wir uns mit freudigem Stolz als Deutsche fühlen, in dem Jahrhundert gewonnen, das uns von Friedrich II. trennt? Die Zeit, in welche er hineintrat, ist keine Augenweide für uns. Das verwüstete Vaterland war in Bildung und Wissenschaft hinter den Nachbarländern zurückgeblieben. Die Besten des Volkes sahen mit Sehnsucht nach dem wälschen Athen hinüber und ausländische Schöngeisterei war die Würze der auserwählten Kreise. Das bürgerliche Leben der Reichsstädte war gesunken; die Reformation hatte ihre Segenskraft eingebüßt; denn der Protestantismus erschien wie ein Tummelplatz von Schulgezänke und gegenseitiger Verdächtigung. Selbst die frischen Lebensquellen

echter Frömmigkeit, wie sie in Speners Liebeswerken strömten, wurden verketzert, während mit der spöttelnden Freigeisterei sich eine Aufklärung verbreitete, in deren dünner und frostiger Atmosphäre eine gesunde Menschenbrust keine vollen Athemzüge thun konnte.

Es war eine arme, dürre Zeit, und das Culturbild Deutschlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verhielt sich zu dem, was wir jetzt unser nennen, wie der Kern des brandenburgischen Staats zu dem heutigen Besitze der Krone Preußen. Und doch soll die Vergangenheit nicht abgethan sein und vergessen. Denn nur Angesichts derselben versteht man, was Friedrich that, indem er in unserm Volke und Vaterlande, das staatlos zu verkommen drohte, die Idee des Staats wieder lebendig machte, und darum hat auf ihn das Wort des Aristoteles seine volle Anwendung: „Von Natur lebt in allen Menschen der Zug nach staatlicher Gemeinschaft. Wer sie aber zuerst ins Werk setzt, dem werden die höchsten Güter verdankt".

Aber wie? Klingt es nicht paradox, im achtzehnten Jahrhundert die Staatsidee wie eine neue Erfindung, den Staat wie die Entdeckung eines klugen Kopfes dargestellt zu sehen? Ist nicht der Staat so alt wie die Menschheit und hat nicht derselbe Philosoph treffender, als es allen noch so fein ausgeklügelten Definitionen moderner Theoretiker gelungen ist, das Wesen des Staats charakterisirt, wenn er sagt: der Staat ist ein von Natur Gegebenes; ja, er ist früher als der einzelne Mensch, der nur in ihm seine Bestimmung erfüllen kann?

Der Theil der Menschengeschichte, aus dem Aristoteles seine Lehre vom Wesen des Staats geschöpft hat, giebt uns noch heute die reichste Anschauung von den Formen der Staatsbildung; ihm entlehnen wir noch heute die Terminologie, deren sich die politische Wissenschaft bedient. Um so mehr wird es dem Philologen gestattet sein, auch am Gedächtnißtage König Friedrichs an die Staatslehre und Staatengeschichte des Alterthums anzuknüpfen, nicht um durch schillernde Streiflichter den Blick des Betrachtenden zu unterhalten, sondern um durch Analogien auf die Normen hinzuweisen, nach welchen sich in alten und neuen Zeiten die Staatsidee verwirklicht hat.

In gewissem Sinne ist allerdings der Staat mit dem Menschen geboren, wie eine unbewußt empfangene Mitgift, und diese Urform staatlicher Bildungen tritt uns dort am deutlichsten entgegen, wo innerhalb scharf gezogener Naturgrenzen zusammenwohnende Gemeinden sich vereinigen. Diese Gauverbände sind die ursprünglichsten und zugleich dauerhaftesten aller politischen Genossenschaften. Jahrtausende hindurch haben in den Gebirgslandschaften Griechenlands, Italiens, der Schweiz solche Cantonalstaaten bestanden; sie sind aber überall nur zu einem ländlichen Stillleben befähigt gewesen, in gleichförmigen Zuständen lockerer Gemeinschaft verharrend. Staatliches Leben setzt Machtbildung voraus, und diese ist nur dort eingetreten, wo die autochthonen Zustände durch Zuwanderung unterbrochen und von auswärtigen Geschlechtern Herrschaften gegründet wurden.

So sind die Perseïden und dann die Pelopiden über See nach Argos gekommen, die Kadmeer nach Theben, die Temeniden nach Macedonien, die Tarquinier nach Rom. Das ist der Ursprung der Fürstenthümer, mit denen aller Orten das geschichtliche Bewußtsein, das politische Leben erwacht. An Stelle von Häuptlingen treten Könige, welche eine mit Waffengewalt gegründete Herrschaft friedlich ausbauen. Wo kein unbedingt hervorragender Herrscherstamm vorhanden ist, wie z. B. auf Ithaka, da sehen wir ein wüstes und selbstsüchtiges Kämpfen unter den Edeln des Landes, welche sich unter einander wie dem Könige ebenbürtig fühlen. Sie betrachten die Macht wie einen Besitz, dessen Vortheile sie ausbeuten und genießen wollen, der König aber wie ein Amt, dessen er zu warten hat.

Auf diesem Amtsbegriff beruht auch das Fürstenthum der Hohenzollern und er ist durch König Friedrich nur in voller Schärfe zum Ausdruck gekommen. Nur ein zuwanderndes Geschlecht war im Stande, das Herrschen als eine verantwortliche Pflicht anzusehen und die Idee des Staats frei von allen persönlichen Interessen aufzufassen. Nur so konnte in den Marken die Zucht des Gesetzes durchgeführt werden, die erste Bedingung für die Entwickelung eines selbständigen Staats.

Aristoteles betrachtet die „Autarkie" als das Kennzeichen des

wahren Staats, d. h. diejenige Fülle von Mitteln und Kräften, welche nöthig ist, um sich nach allen Seiten zu behaupten, ohne von fremder Hülfe abhängig zu sein. Das ist das naturgemäße Ziel, nach welchem alle Gemeinschaften streben.

Für die Gaugenossenschaften giebt es dazu keinen andern Weg, als den der föderativen Vereinigung, in dem die Nachbarstämme, die sich durch Sprache, Sitte und Gottesdienst als ein Ganzes fühlen, sich zur Sicherung der Grenzen und zur Wahrung des gemeinen Friedens mit einander verbinden. Das ist die Amphiktyonie, wie sie besonders von den Griechen ausgebildet worden ist. Sie ist culturgeschichtlich von durchgreifender Bedeutung gewesen; denn in ihr ist das Volk vom Tempepasse bis Cap Malea zu einer Einheit zusammengewachsen; sie bildete Jahrhunderte hindurch das Reich griechischer Nation. Zum politischen Handeln war sie aber vollkommen ungeschickt, denn sie war ein Kreis ohne Centrum, und nur durch einen Vorort von überwiegender Macht konnte sie zu politischer Wirksamkeit gelangen. Sparta war der geborene Vorort durch seine Verbindung mit Delphi, durch seine Heeresmacht und den Umfang seines Landbesitzes. Als aber zum ersten Male der Zeitpunkt da war, daß Hellas seine Grenzen gegen Barbaren zu vertheidigen hatte, versagten Bund und Vorort ihre Dienste, und es wäre mit der Geschichte von Hellas zu Ende gewesen, wenn nicht ein anderer Staat die Führung übernommen, ein zweiter Vorort, der wie ein jüngerer Zweig am Stamm des Volksthums sich entwickelt hatte. So wurde Hellas vom Untergange gerettet, aber die alte Amphiktyonie war gesprengt.

Dem griechischen Stammbunde entsprach in unserm Vaterlande als die einzige zu Recht bestehende Gesammtheit das Reich deutscher Nation. Das Fürstenthum, das in den engen Verhältnissen der Cantone früh untergehen mußte, hatte sich bei uns erhalten, aber die Lockerheit, der Mangel an Centralisation, die Machtlosigkeit waren dieselben, und dadurch erwuchs dem nachgeborenen Hohenzollernstaate ein Beruf, welcher über die Grenzen der Mark weit hinaus ging, ein Beruf, der nicht amtlich übertragen, sondern geschichtlich geworden ist, und welcher

mit dem der Athener in Griechenland eine unverkennbare Aehnlichkeit hat.

Athen war verhältnißmäßig arm an natürlichen Hülfsmitteln. Der wahre Reichthum beruht aber, wie Aristoteles sagt, nicht in der unbegrenzten Fülle, sondern im Vorrath dessen, was zur staatlichen Gemeinschaft unentbehrlich ist. Ein dürftigerer Boden ist der sicherste Schutz gegen träge Behaglichkeit, die Schule der Mäßigkeit und haushälterischer Kunst, ein Sporn zu rastloser Thätigkeit, um das Gegebene auszunutzen und sich mit frischen Elementen zu ergänzen. Athens Größe beruht wesentlich auf der Tugend der Philoxenie, indem es während der Jahrhunderte, in denen der alte Vorort hellenischer Nation sich ängstlich absperrte, mit hochherziger Gastlichkeit Alles aufnahm, was einen Zuwachs geistiger Kraft in Aussicht stellte, und so ist auch für die Erhebung Preußens nichts segensreicher gewesen als die in seinem Herrscherhause erbliche Politik der Gastfreundschaft, die unbefangene Anerkennung jedes Talents und das Bestreben, keinen Strom geistigen Lebens an den Grenzen vorüberrauschen zu lassen.

Die Staaten des Alterthums sind auf dem Boden der Volksstämme erwachsen; darum waren sie denselben Naturgesetzen dahin gegeben, welchen Geschlechter und Stämme unterliegen, wenn sie ein Sonderleben führen. Sie entziehen sich diesem Naturgesetze nur durch eine frühe und glückliche Mischung verschiedener Elemente. Roms Größe beruht darauf, daß es von Anfang an keine rein latinische und keine rein sabinische Gemeinde war. Athen ist immer eine ionische Stadt geblieben, aber seine jüngeren Adelsgeschlechter, denen sein ruhmreiches Königsgeschlecht angehörte, aus deren Mitte Solon, die Pisistratiden, Kleisthenes, Perikles, Alkibiades stammten, diese Geschlechter, die Träger bewegender Gedanken, sind aus dem Süden eingewandert und haben über die Enge des städtischen Horizonts den Blick hinausgeführt. Darum vermochte Athen, was den ionischen Städten sonst so fern lag, sich aus eigenem Antriebe zur Uebernahme nationaler Pflichten zu entschließen und hat, ohne auf die lahme Kraft des Volksbundes zu warten, aus eigener Kraft die gefährdeten Grenzen vertheidigt.

Solche Erhebung eines Bundesgliedes kann nicht ohne heftige Reibung erfolgen, denn sein selbständiges Vorgehen dringt wie ein Keil in das Gefüge des Staatenvereins, an dessen Bestand das Volk seit Menschengedenken gewöhnt ist. So sehr also auch Sparta das Recht verwirkt und die Kraft verloren hatte, unter wachsenden Schwierigkeiten der Hellenen Führer zu sein, sah man doch von allen Seiten mißgünstig auf die emporstrebende Stadt; man haßte den Emporkömmling, man wollte den Seitenast, der sich vordrängte, beschränkt und beschnitten wissen, damit er nicht den ganzen Baum entstelle; alle Kleinstaaten fühlten sich unter einem unthätigen Vorort behaglicher, ja in Athen selbst erhielt sich eine mächtige Partei, welcher die Unterordnung unter den alten legitimen Vorort ein politischer Glaubensartikel war.

Unter ähnlichen Verhältnissen wie Athen ist unser Staat dem kleinstaatlichen Dasein entwachsen. Auch hier war eine Mischung von Volkselementen, welche die Schranken des Stammbewußtseins durchbrach. Auch hier übernahm der kleine Staat die Aufgabe, zu welchem das Reich berufen, aber unfähig war, die Grenzhut des gemeinsamen Vaterlandes; auch hier hatten die freiwilligen Vorkämpfer im eigenen Vaterlande unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn es ist leichter und dankbarer, ein rohes Volk zum ersten Male in die Geschichte einzuführen, als in einer durch Uneinigkeit verkommenen Nation einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, um sie wieder zu sammeln und zu thatkräftigem Dasein aufzurichten. Dazu bedarf es heroischer Kräfte wie außerordentlicher Männer. Wie Themistokles einst die Winkelstadt am saronischen Golfe mit seiner unwiderstehlichen Willenskraft auf einmal zu einem Großstaate gemacht hat, so ist durch den Tag von Fehrbellin das Haus Brandenburg zu einer europäischen Macht geworden. Wohl hielt man es für ein Reis, das, über Nacht aufgeschossen, bei dem ersten Sonnenbrande sein keckes Haupt wieder senken werde. Aber dem Starken folgte der Stärkere, der seines Wesens ganze Kraft daran setzte, der jungen Pflanzung die Selbständigkeit zu geben, welche nach dem alten Philosophen das Kennzeichen eines wahren Staates

ist; ein Mann, in dem die verschollene Staatsidee wie durch eine innere Offenbarung wieder aufleuchtete, der sie wie ein Prophet durch Wort und That zum Ausdruck brachte; sie war in seiner Person verkörpert. Zwar urtheilen auch wir wie Sophokles:

„Ein Staat ist das nicht, was in Eines Händen ruht.“

Aber diese Identität von Fürst und Staat war nicht die, wie sie von den Selbstherrschern Frankreichs aufgestellt wurde, sondern das Gegentheil davon; denn er vernichtete den falschen Glorienschein der Krone; er verurtheilte den frevelhaften Egoismus des Regenten, und wollte nur in der Hingabe an das Ganze der Erste seines Volkes sein.

So mächtig war seit den Tagen des Alterthums, wo das Gemeinwesen den ganzen Bürger in Anspruch nahm, der Staatsgedanke nicht wieder in das Leben getreten. Darum ging die Wirkung über das nächste Ziel weit hinaus und die längst vergessene Weisheit des Aristoteles, dem Ethik und Politik ein untheilbares Ganze waren, wurde wieder zur Wahrheit. Denn der Staat ist ja nicht wie ein Haus, in das man einzieht, nicht wie ein Capital, von dessen Renten man lebt, sondern er ist ein Bau, der aus lebendigen Bausteinen stets neu sich fügt, eine Harmonie, welche den Einklang einer Fülle von selbständigen Stimmen voraussetzt; er muß, wie jedes ideale Gut, immer neu gewonnen werden und darum ist er eine Schule der Selbstverleugnung, der Treue und des opferwilligen Diensteifers.

Freilich können die Tugenden, welche dem Menschenleben Werth verleihen, auch in häuslicher Stille und engen Kreisen gedeihen; auch die warme Anhänglichkeit an Land und Volk ist unter den Deutschen in den traurigsten Zeiten ihrer Geschichte nie erloschen. Aber weil der Mensch von Natur ein politisches Wesen ist, so kann er nicht ganz und voll gedeihen, wenn er sich ausschließlich in Privatverhältnissen bewegt, wenn das individuelle Leben vorherrscht, das bald zu einem falschen Idealismus hinneigt, bald in ein gedankenloses Genußleben ausartet. Durch Friedrichs Staatsgedanken neu erweckt, athmete man wieder die stärkende Luft des öffentlichen Lebens; aus der Heimathsliebe

erwuchs ein Gemeinsinn; die Herzen schlugen wieder für König und Vaterland und das Volk erhob sich zu männlichem Selbstgefühl, nachdem so lange Zeit auch die Fürsten sich vor den Großen des Auslandes schmählich erniedrigt hatten.

Durch das Bewußtsein neuer Pflichten gestählt, gewann der deutsche Geist überall eine selbständige Entfaltung. Man entwöhnte sich die Classiker mit dem Auge der Romanen anzusehen, welchen Italien heimischer war als Griechenland, die unter dem Texte der Aeneis ihr ‚Virgilius superat Homerum‘ zu wiederholen liebten; es bildete sich allmählich jenes nahe Verhältniß zum hellenischen Alterthum, das ein nationaler Zug der Deutschen geworden ist, und so wenig König Friedrich selbst solche Erfolge erwartet oder beabsichtigt hat, ist doch in freier Anerkennung seiner Heldengröße auch die deutsche Dichtkunst zu neuem Leben erwacht.

Die Staatsmänner von Athen haben eben so wie unsere großen Fürsten dahin gearbeitet, so lange kein gemeinsames Vaterland staatlich vorhanden war, den eignen Staat so zu organisiren, daß die besten Kräfte der Nation in ihm zur Entfaltung kamen, damit er als Vorbild und Centrum dienen könne. Das gemeinsam Vaterländische ist in der Stadt des Perikles zum vollendeten Ausdruck gekommen. Aber dies Werk ist nur in culturgeschichtlichem Sinne gelungen. Athen ist doch zu sehr Stadtgemeinde und ionische Stadt geblieben, als daß es auch unter günstigeren Verhältnissen Hellas in sich hätte aufnehmen können und die Politik der größten Athener ist an dieser Klippe gescheitert.

Auch bei uns zeigte es sich als die schwerste aller politischen Aufgaben, durch energische Verwirklichung der höchsten Staatszwecke, deren die Kraft eines Volkes fähig ist, ein aus den Fugen gegangenes Reich aufzubauen und das Vaterland zu erneuern. Auch bei uns traten schwere Störungen mit Unterbrechungen der großen Arbeit ein. Der Staat des großen Königs, in Mechanismus erstarrt, verlor die Siegeskraft, welcher er seine Erhebung verdankt hatte, und das Vaterland wurde mehr als je gespalten, gerieth tiefer als je unter fremde Obmacht.

Aber die Kraft des Staats war nicht erstorben. Er wurde der Kern einer neuen Erhebung, wie Athen seiner Zeit der Mittelpunkt der Treugesinnten war, der Patrioten, der Bevölkerung des engeren Vaterlandes, welche es verschmäht hatte, dem Landesfeinde Feuer und Wasser zu geben.

Zum zweiten Male knüpfte sich an preußische Siege eine Wiedergeburt des Vaterlandes, welche das ganze Geistesleben des Volks durchdrang. Denn die menschliche Natur scheint nach einem Gesetze des Gleichgewichts zu verlangen, daß großen Erfolgen der äußern Geschichte geistige Fortschritte und Erwerbungen entsprechen. So war es in Athen nach den Tagen von Marathon und Salamis, daß ein unersättlicher Wissensdurst erwachte; so folgte auf unsere Freiheitskriege der neue Aufschwung aller Zweige der Erkenntniß. Die glänzende Entfaltung von Naturkunde und Mathematik, die Erforschung der Rechtsgeschichte und Verfassungen der Staaten des Alterthums, die Eröffnung der Quellen vaterländischer Geschichte, das Verständniß der Religion in ihrem Verhältniß zur allgemeinen Bildung. Das waren die Früchte, deren Keime der neue Geistesfrühling weckte, und die für das entschädigen mußten, was noch nicht gelungen war.

Wir haben gesehen, wie in alten und neuen Zeiten durch zuwandernde Geschlechter und Mischung der Völkerstämme eine höhere Staatsidee verwirklicht worden ist. Wir haben den Durchbruch einer neuen Volksgeschichte aus veralteten Bundesformen in analogen Vorgängen betrachtet. Es waren in Griechenland wie bei uns kleine Anfänge, deren Bedeutung auf sittlichen Kräften ruhte. Hier wie dort hatte der neue Vorort mit Mächten zu ringen, welche nur zum Widerstand fähig waren; hier wie dort war jeder Fortschritt des nationalen Gedankens und der politischen Wiedergeburt ein Aufschwung des geistigen Lebens.

Athen ist auf geistige Erfolge beschränkt geblieben und hat den Untergang des Vaterlandes nicht aufhalten können. Uns ist ein besseres Loos gefallen. Ein halbes Jahrhundert nach der zweiten Erhebung hat Kaiser Wilhelm die Siege erfochten, durch welche unser Vaterland vor dem Schicksal Griechenlands bewahrt ist. Nun ist der Baum erwachsen, zu dem die großen

Ahnen unseres Kaisers den Keim gelegt haben. Der Staatsgedanke König Friedrichs hat nicht nur die alte Amphiktyonie gesprengt, sondern es ist durch wunderbare Führung aus ihm ein neues Reich erwachsen, das in Ehren bestehen wird, so lange das Banner des großen Königs hoch gehalten wird, das Banner, unter welchem Jeder an seiner Stelle entschlossen ist, mit dem, was er vermag, für König und Vaterland einzutreten.

XIV.

Der Wetteifer der Nationen in der Wiederentdeckung der Länder des Alterthums.

In der Blüthezeit des griechischen Volks war es das Programm seiner besten Staatsmänner, daß im Kampf gegen das Ausland die hellenischen Staaten zusammenstehen und ihre inneren Zwistigkeiten darüber vergessen sollten. Ebenso war es im Mittelalter der Kampf gegen den Islam, der Europa in einem Heerlager vereinigte, und nachdem die Züge in das heilige Land aufgehört hatten, wirkte die alte Idee noch fort und fort. Denn als Carl V. in Afrika landete, begrüßte Melanchthon den Anfang eines Kriegs, der mit dem Abzuge der Türken über den Bosporus enden müsse, und als Ludwigs XIV. Politik nicht aufhörte, Europas Ruhe zu stören, gab Leibniz sich die erdenkliche Mühe, den Thatendrang des Königs nach dem Morgenlande abzulenken, damit er am Rhein Ruhe halte, und nach dem glorreichen Vorgange Gotfrieds, Balduins und des heiligen Ludwig den Sarazenenkampf im Nillande wieder aufnähme.

Es ist merkwürdig, wie sich in Leibniz' Gedanken Vergangenheit und Zukunft begegnen. Der Vergangenheit gehört der religiöse Gesichtspunkt mit der Anknüpfung an die Helden der Kreuzzüge, der Neuzeit aber das wissenschaftliche Interesse und der Reiz, den das Morgenland als das Land ältester Cultur

für ihn hatte. Hier stand ihm neben China Aegypten oben an, und darum erschien es ihm als eine ruhmwürdige Mission des mächtigsten Staats der Christenheit, ein Land, dessen Bewohner sich um die Menschheit unsterbliche Verdienste erworben hätten, den Händen der Barbaren zu entreißen.

Hier ist an Stelle des Fanatismus die Idee der Humanität getreten; hier hat das Project, das uns veraltet und abenteuerlich vorkommt, eine prophetische Bedeutung. Denn es enthält die Anerkennung einer wissenschaftlichen Verpflichtung, welche wir dem Boden der alten Geschichte gegenüber haben; es ist der Ausdruck einer Idee, welche wesentlich dazu beigetragen hat, die mittelalterlichen Jahrhunderte zum Abschluß zu bringen und eine neue Zeit herbeizuführen.

Das Mittelalter kannte das Alterthum nur aus trüben Traditionen; es blieb ihm innerlich fremd, auch wenn es sich auf dem Boden des Alterthums angesiedelt hatte. Die fränkischen Herzöge bauten sich zwischen den Marmorwänden der Propyläen an, ohne zu sehen, was sie täglich vor Augen hatten, und ebenso hausten die Kreuzfahrer in Tyros, in Rhodos und Byzanz.

Da kam die Zeit, die den Schleier zerriß. Man rieb sich die Augen, wie wenn man aus schwerem Schlaf erwachte, und wie es dem Einzelnen geht, daß ihm plötzlich ein Licht darüber aufgeht, was ihm noch zu einem menschenwürdigen Dasein fehle, so erwachte in den Völkern das Verlangen, sich auf eine versunkene und vergessene Zeit wieder zu besinnen. Man schämte sich, in stumpfer Gleichgültigkeit an ihren Denkmälern vorübergegangen zu sein, und das Versäumte nachzuholen erschien jetzt als eine Aufgabe, der man sich nirgends entziehen könne, wo man auf höhere Bildung Anspruch mache. Es war ein Zug, der wie eine Naturgewalt von Land zu Land fortschritt, und, wie um die Entdeckung der neuen Welt, so sehen wir um die Wiederentdeckung der alten unter den europäischen Nationen einen Wettkampf beginnen, der für menschliche Bildung den reichsten Ertrag geliefert hat. Darum wollen wir am Ehrentage von Leibniz, der auch seinerseits dazu angefeuert hat, uns

in einigen Hauptzügen zu vergegenwärtigen suchen, wie sich die verschiedenen Völker an dieser Aufgabe betheiligt haben, deren Lösung uns noch heute in vollem Maße beschäftigt.

Bewegungen dieser Art haben ihre Vorläufer, die einzeln vorangehen, ihres Zieles noch wenig bewußt, und deshalb wie Abenteurer sich ausnehmen. So hatte sich schon 200 Jahre, ehe Leibniz die ägyptische Unternehmung forderte, ein Anconitaner aufgemacht, ein Mann, in dem der historische Wandertrieb zuerst mit voller Energie sich kundgab. Denn wo sollte damit der Anfang gemacht werden, wenn nicht in Italien? Hier war es ja eine nationale Aufgabe, der man sich im fünfzehnten Jahrhundert mit leidenschaftlicher Erregung hingab. Hier galt es nicht das der Menschheit abhanden Gekommene wieder zu finden. sondern die Schätze der Vorfahren, den eigenen Erbbesitz sich wieder anzueignen, um mit erhöhtem Geistesvermögen und Selbstbewußtsein eine neue, der Vorzeit würdige Geschichte zu beginnen.

In Italien war ja die Fühlung mit dem Alterthum am wenigsten erloschen und es war keine Redensart, wenn Petrarca in Rienzi einen Volkstribunen sah und in den Colonnas römische Patrizier. In Italien hat man die Denkmäler zuerst als Ergänzung des schriftlichen Nachlasses angesehen; hier ist die methodische Durchforschung des classischen Bodens, die zunftmäßige Technik der scavatori seit Jahrhunderten zu Hause.

In Italien mußte man aber auch frühzeitig erkennen, daß des Landes Vorzeit kein abgesonderter und für sich begreiflicher Theil des Alterthums sei. In Italien verstand man ja auch zuerst Griechisch, und das müssen wir dem Cyriacus von Ancona noch heute als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er die Länder am Mittelmeer als ein großes Forschungsgebiet ansah. Von 1412 bis 1442 hat er in wiederholten See- und Landzügen Griechenland, Kleinasien und Aegypten besucht. Seine Schilderungen, seine Zeichnungen, seine Abschriften von Denkmälern erregten lebendige Aufmerksamkeit. Eugen IV. wie Kaiser Sigismund hörten ihm gnädig zu, wenn er die neuen friedlichen Unternehmungen predigte, welche die Christenheit nach

dem Orient zu machen habe — aber die Zeit war noch nicht gekommen, der er als Herold voranging.

Der nationale Enthusiasmus war wohl eine elektrische Kraft von unvergleichlicher Wirkung, um die Scheidewand zweier Welten zu heben und den Schoß Italiens zu öffnen. Wenn Poggio noch wie auf ödem Stoppelfelde umherirrte und kaum sechs Statuen auf römischem Boden namhaft machen konnte, hatte sich ja bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Rom schon so gefüllt, daß man eben so viel Bildwerke wie lebende Menschen zählte. Das war eine Auferstehung der Todten, nicht minder wunderbar als die Aufdeckung der Städte am Vesuv: eine Ueberraschung folgte der andern — wie kann es uns wundern, daß man nicht jenseits des Meers nach Schätzen suchte!

Dazu kam die alte Mißachtung des Orients, die Spannung, welche sich gesteigert hatte, seit die zu Cyriacus' Zeit geplante Kirchenvereinigung gescheitert war. Italien fühlte sich selbstgenügsamer als je zuvor, und seine Kirchenfürsten legten den Antikenschmuck wie ein neues Diadem um ihre dreifache Tiara. Eine neue Art andächtiger Pilger strömte Jahr aus Jahr ein nach dem Vatican. Kunstbesitz wie Kunstverständniß wurden in Rom monopolisirt und ein Breve nach dem andern verpönte jede Auslieferung von Antiken an das Ausland als einen Verrath am Vaterlande.

So glänzende Früchte also auch der Patriotismus Italiens getragen hat, so war die Auffassung des Alterthums dort doch eine einseitige und darin lag eine Gefahr. Denn es bleibt nie ungestraft, wenn die Denkmäler der Vorzeit fremden Zwecken dienstbar gemacht werden; auch die feinste Selbstsucht muß den Standpunkt unbefangener Betrachtung verrücken. Bei der blendenden Fülle einzelner, heimathloser Kunstwerke hatte man die Heimath der Kunst vergessen.

Das Vaterland der Antike mußte wieder aufgesucht werden, nicht in Rom oder über Rom, sondern auf geradem Wege — und dazu waren die Seestaaten berufen, namentlich diejenigen, welche von den Kreuzzügen her mit dem Morgenlande in Verbindung standen, vor allem Venedig, das im siebzehnten Jahr-

hundert dort von Neuem sein Banner erhob. Die stolze Republik zeigte indessen für diese culturgeschichtliche Aufgabe nur ein geringes Verständniß; auch sie war vorzugsweise damit beschäftigt, Kirchen, Paläste und Landhäuser mit Beutestücken zu schmücken und ihr Verdienst um die Wissenschaft beschränkt sich wesentlich darauf, daß die verschollenen Städte hellenischer Geschichte im Gedächtniß der Menschheit wieder auftauchten.

Dies zündete besonders in Frankreich. In dem althellenischen Coloniallande des Rhonegebiets erwachte eine lebhafte Theilnahme für den classischen Orient. Französische Ordensgeistliche hatten sich in der Tripodenstraße von Athen angesiedelt; ihre Berichte wurden in Lyon gedruckt. Lyon wurde der Mittelpunkt der griechischen Interessen und ein gelehrter Arzt daselbst, Jacob Spon, begab sich 1675 nach Venedig, der erste namhafte Forscher, welcher den Spuren des Cyriacus gefolgt ist.

Diese Unternehmung blieb aber nicht wieder eine vereinzelte. Denn damals war Frankreich schon als Staat für die Erforschung der Levante eingetreten. Frankreich hatte vertragsmäßig die Rechte und Pflichten eines Schutzherrn der lateinischen Kirche daselbst, und wie das Lilienwappen an den Klosterwänden im Archipelagus noch heute nicht verblichen ist, so ist auch die Mission nie vergessen worden, an welche Ludwig XIV. von Leibniz gemahnt wurde. Nur war der ehrgeizige König in diesem Punkte weniger kriegerisch als unser Philosoph; er wie seine Nachfolger haben die Erforschung der altberühmten Küstenländer als eine dem mächtigsten der Mittelmeerstaaten obliegende Ehrenpflicht aufgefaßt, und dieser Aufgabe ist das königliche, das kaiserliche und republikanische Frankreich treu geblieben, so daß dies nach meiner Ansicht eine der ruhmwürdigsten Seiten der französischen Geschichte ist.

Schon unter Ludwig XIII. hatte man solche Diplomaten in die Levante geschickt, welche durch höhere Bildung geeignet waren, die Interessen der Wissenschaft zu vertreten. Constantinopel wurde der Vorposten, von dem man bis nach Persepolis Fühlung hatte. Die Gesandten Frankreichs waren von Künstlern und Gelehrten umgeben; ihre Rundreisen waren epochemachend für die

Kenntniß der alten Welt, ihre Sammlungen wurden Archive von Urkunden der denkwürdigsten Art.

Andere Missionen gingen auf Anregung der Akademie und Befehl des Königs direct von Frankreich aus. Tournefort eröffnete das achtzehnte Jahrhundert. Damals blühte die französische Philologie, welcher Scaliger und Valesius angehören, und aus der innigen Verschmelzung von Philologie und Geschichte erwuchs das Bedürfniß nach Anschauung des antiken Lebens in allen Kreisen der Gebildeten. Der französische Edelmann Paulmier entwarf die ersten Karten Griechenlands, die auf Wahrheit Anspruch machten, während man in Venedig fortfuhr, nach Ptolemäus die Küsten zu zeichnen. Vaillant, der Numismatiker, unternahm die gefahrvollsten Seereisen, um sein Material zu ergänzen, und Montfaucon wußte die bildlichen Denkmäler in ungeahnter Fülle zu vereinigen. Was man die „schönen Wissenschaften" zu nennen pflegte, ist hier zuerst mit dem Ernste historischer Forschung behandelt worden und Barthélemy zeigt, wie man in liebevoller Vergegenwärtigung des Alterthums die Masse des Einzelnen zu einem harmonischen Ganzen abzurunden verstand. Sein Werk wurde als die reife Frucht dessen, was das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich an Kenntniß des antiken Lebens gewonnen hatte, der kommenden Zeit übergeben, die ein solches Werk nicht zu Stande gebracht haben würde.

Dagegen traten äußere Ereignisse ein von entscheidender Bedeutung für den Zusammenhang der alten und neuen Welt. Der junge General der Republik führte, wie sein Geschichtschreiber sagt, die Gedanken aus, welche der glorreichste der Könige von der Hand gewiesen. Aegypten wurde nun wirklich erobert, aber der allein bleibende Erfolg war die Eröffnung des denkmälerreichsten aller Länder für die Wissenschaft und die Begründung eines der wichtigsten Zweige alter Geschichtskunde, der seitdem vorzugsweise von Franzosen gepflegt worden ist. Auch was den Erben des heiligen Ludwig noch an Ruhm beschieden war, ist ihnen auf diesem Felde erwachsen Es war die hervorragende Betheiligung an der Wiederherstellung Griechenlands mit der an die Schlacht von Navarin sich anschließenden Expedition nach

Morea, und der letzte Sonnenblick in den Jahrbüchern der Bourbonen, der Fall von Algier im Sommer 1830; es war die Wiedervereinigung eines reichen Culturlandes alter Geschichte mit Europa, der Anfang einer dauernden Erfüllung dessen, was Leibniz angestrebt hatte.

Die Julidynastie, dem Einfluß der gelehrten Kreise Frankreichs besonders zugänglich, hat die Förderung wissenschaftlicher Aufgaben nicht verabsäumt Ihr Vertreter in Mosul war der Erste, der in formlosen Schutthügeln am Tigris das Grab von Ninive erkannte, und unter ihrem Banner wurde die Schule in Athen gestiftet, eine bescheidene aber segensreiche Stiftung. Denn jetzt wurde Athen, wie einst Constantinopel, der Mittelpunkt für die geistige Arbeit auf classischem Boden, wo eine Auswahl junger Talente Gelegenheit fand, sich für den Dienst der Alterthumswissenschaft auszubilden.

Diese Kräfte haben nicht brach gelegen; denn die alte Tradition wurde unter ganz neuen Gesichtspunkten energischer als je zuvor belebt, als das zweite Kaiserreich mit der classischen Welt Verbindung suchte, und zwar nicht wieder in Trachten, Namen und anderen Aeußerlichkeiten, sondern in wissenschaftlichen Unternehmungen. Der palatinische Hügel wurde als die Wiege des Cäsarenthums mit glänzendem Erfolge zu einem Ausgrabungsfelde gemacht, und um für das Leben Cäsars die umfassendsten Materialien zusammen zu schaffen, wurden alle Schlachtfelder und Marschrouten des Imperators aufgespürt, die Wohnsitze der Gallier in Asien wurden durchforscht; das alte Alexandreia wurde an das Tageslicht gezogen und das Augustusdenkmal in Ankyra für die Geschichtskunde wiedergewonnen. Das „Leben Cäsars" wird vielleicht wieder vergessen werden, aber der neu erworbene Umblick in den Ländern der alten Welt ist ein bleibender Gewinn, der ohne den Ehrgeiz eines gekrönten Schriftstellers nicht erreicht worden wäre und über das nächstgesuchte Ziel weit hinausragte. Phönizien und Cypern wurden Gegenstand besonderer Missionen, und die neu angeregte Thätigkeit der französischen Schule in Athen wird nicht müde, sich in Samos, Milet, Delos, Delphi immer neue Verdienste um das griechische Alterthum zu

erwerben. Frankreich hat die Erforschung der Levante eröffnet, und seine Archive enthalten gewiß noch manche unbenutzte Hülfsmittel zur Kenntniß der classischen Länder aus einer Zeit, da nur Frankreich mit ihnen Verbindung hatte. Es hat die Vertretung europäischer Cultur in der alten Welt bis auf den heutigen Tag mit denkwürdiger Treue durchgeführt, aber nicht ausschließlich und nicht ohne Rivalen. Denn England war nicht gesonnen, ihm das Mittelmeer als seine Domäne zu überlassen.

In England war es keine Tradition des Mittelalters, die den Zug nach dem Orient veranlaßte. Es lag auch kein äußerer Anlaß vor, durch den sich die Aufgabe gleichsam aufdrängte, kein öffentliches Interesse, das man zu vertreten hatte, sondern es war ein freier, rein menschlicher Zug, der die Britten auf den classischen Boden führte, und aus Privatmitteln sind alle Opfer gebracht worden, um einen Zug des Gemüths zu befriedigen.

Er war seit den Tagen der Stuarts in voller Kraft vorhanden. Je mehr Glanz und Macht das stolze Inselland entfaltete, um so tiefer empfand man, was in der nordischen Heimath fehlte, und die steigende Monotonie des modernen Lebens erweckte die Sehnsucht nach frischen Quellen geistiger Erholung, die man in den Heimathländern der Kunst aufsuchen wollte. Durch die classischen Studien in Oxford wie Cambridge genährt, ging dieser Zug durch die höheren Stände aller Parteirichtungen, und auch diejenigen, welche der Wissenschaft wesentlich neue und selbständige Bahnen öffneten, auch ein Baco sprach es aus, das Alterthum sei die Jugend des Menschengeschlechts und aus dem großen Schiffbruch der alten Cultur müsse man retten und bergen, was möglich sei.

England war nicht das Land, wo solche Richtungen auf dem Gebiete schwärmerischer Stimmung blieben. Mit voller Entschlossenheit wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um das durchzuführen, dessen Anfänge an den Namen des Grafen Arundel geknüpft sind. Englands Kunstliebe war in Rom zu Hause, aber schon im 17. Jahrhundert war es Hellas, das man suchte, und hundert Jahre später wurde dem abenteuernden Suchen ein festes Ziel gesteckt und durch vereinigte Kräfte erreicht, was Einzelnen unerreichbar blieb.

1742 wandelten Stuart und Revett unter den Ruinen Roms und wurden sich bewußt, daß sie in den Säulenresten des Forums nur späte und entartete Formen antiker Kunst vor Augen hätten. Sechs Jahre darauf schifften sie sich nach Griechenland ein. Es war nach Cyriacus und nach Spon die dritte der eigentlichen Entdeckungsreisen, aber die erste von wissenschaftlicher Bedeutung; denn sie hat der Welt einen der köstlichsten Schätze, den sie je besessen hat, sie hat ihr Athen zurückgegeben, und der unter dem bescheidenen Namen der Dilettanti bestehende Verein freigebiger Kunstfreunde hat diese Arbeiten aufgenommen, verwerthet und fortgeführt.

Wie es seit dem Ausgange der Republik in Rom der Fall war, daß, wer unter den Römern auf höhere Bildung Anspruch machte, nach Athen pilgerte, so wurde eine classische Rundreise auch in England die Voraussetzung einer vollendeten Ausbildung. Motive religiöser Art kamen hinzu, indem man den Wanderungen der Apostel nachging und die Stätten der ältesten sieben Christengemeinden aufsuchte. Aus flüchtigem Zeitvertreib und jugendlicher Abenteuerlust wurde eine ernstere Thätigkeit, welche den Geist der Beobachtung schärfte. England wurde die Schatzkammer aller Wunder des Morgenlandes, und während der Continent ihm gesperrt war, gingen die Reisenden in dichter Folge nach Hellas, mit bewunderungswürdiger Ausdauer, die Uhr in der Hand, auf langsam schreitendem Saumthiere die sichtbaren Ueberreste des Alterthums Stück für Stück registrirend.

Seit das Mittelmeer die Wasserstraße nach Indien geworden, steigerte sich das öffentliche Interesse. Auf den englischen Seekarten sah man zum ersten Mal alle Buchten und Klippen eines unabsehlichen Küstengebiets zu Tage treten, und von den Schaluppen der englischen Marine sind die Ruinen Lyciens und Pamphyliens entdeckt worden.

Das Mittelmeer war aber für zwei Flottenstaaten ein zu enges Seegebiet, als daß es bei einer friedlichen Concurrenz hätte bleiben können. Die für das Louvre eingeschifften Denkmäler fielen Nelson in die Hand, der Stein von Rosette wanderte ins britische Museum, aber den Lorbeer der großen Ent-

15*

deckung, die an jenen Stein sich knüpfte, brachte Champollion seinem Vaterlande zurück.

Auch bei den Küstenaufnahmen Englands hatte man Indien im Auge. Man durchforschte die Orontesmündung, um eine Bahnlinie nach dem persischen Meerbusen zu legen, und ungesucht tauchte die prachtvolle Hafenstadt Seleukeia Pieria aus dem Schlamm empor. Dann wurden quer durch den Continent die Völkerbahnen eröffnet, welche seit zwei Jahrtausenden in Vergessenheit gerathen waren. Mosul und Bagdad wurden die neuen Vorposten europäischer Forschung. Um die Keilschriften entspann sich ein ähnlicher Wettkampf wie um die Hieroglyphen, und im Gebiete der ungeheuren Tigrisstadt liegen das französische und das englische Ninive neben einander. An der Felswand von Behistun entzifferte Rawlinson das Bild- und Schriftdenkmal, welches uns zum ersten Mal die Möglichkeit gab, die Bücher Herodots mit den Staatsurkunden der Achämeniden zu vergleichen. Die Geschichte der Erzväter wurde wieder lebendig, und in Indien enthüllte sich eine indogriechische Kunst, die mit dem Buddhismus dort Eingang gefunden hatte. Das waren die großen Bahnen der Forschung, die vom griechischen Inselmeer nach dem Ganges reichten. Denkt man noch an die einzelnen Forschungsplätze in Karien, Rhodos, Kyrene u. s. w., so begreift man, in welchem Maßstabe das britische Museum ein Schatzhaus alter Länder- und Völkerkunde geworden ist und wie weit sein Inhalt das überbietet, was im Anfang des Jahrhunderts der französische Imperator aus den Museen Europas zusammenschleppen konnte.

Von den anderen Staaten war für Entdeckung der alten Welt keiner in so glücklicher Lage wie Rußland, weil es im eigenen Reichsgebiet ein Stück Griechenland besaß, ein Colonialland Joniens, dessen überreiche Schätze es in aller Ruhe und ohne Rivalen ausbeuten konnte.

Den Deutschen standen keinerlei Vortheile und Mittel zu Gebote, um sich an dem Wettkampfe der Nationen in der Wiederentdeckung der Länder alter Geschichte zu betheiligen. An Wissensdurst hat es ihnen nicht gefehlt: Spon selbst war aus einer nach Lyon eingewanderten deutschen Familie, und an der ruhmwürdigen

Unternehmung dänischer Fürsten, durch welche die Namen Babel und Assur zum ersten Male wieder lebendig wurden, konnte Deutschland durch Carsten Niebuhr einen hervorragenden Antheil nehmen. Im stillen Göttingen ist diese wichtige Erweiterung unseres geschichtlichen Horizonts vorbereitet und verwerthet worden. Denn wenn es in Italien das Nationalgefühl war, in Frankreich die staatliche Beziehung zum Orient, in England der Sammel- und Reisetrieb der Aristokratie, was die neue Welt mit der alten in Verbindung setzte, so war es in Deutschland die Studirstube des Professors.

Es ist rührend zu sehen, wie Martin Kraus in Tübingen sich 1575 Adressen nach Constantinopel verschaffte, um bei dortigen Griechen Erkundigung einzuziehen, ob sich denn vielleicht von den Städten des Alterthums noch irgend welche Spuren auf dem Erdboden nachweisen ließen. Die Hellenen, die man sich wie auf einem andern Planeten ansässig gedacht hatte, wurden an den alten Wohnplätzen in ihren Nachkommen wiedererkannt — aber die Kluft blieb dieselbe, und nachdem man sich längst gewöhnt hatte den Ocean als ein Binnenmeer anzusehen, blieben die östlichen Mittelmeerküsten in tiefstem Dunkel liegen. Nachdem aber die Seevölker sie ans Licht gezogen hatten, traten die Deutschen in ihre Aufgabe ein, die neu zuströmenden Schätze des Wissens mit dankbarem Eifer zu sammeln und die wissenschaftliche Arbeit zu organisiren.

Durch die Reformation ist ja das griechische Leben mehr und mehr ein Stück unseres Volkslebens geworden, und ein Schüler Melanchthons war es, der in Hellas zuerst wieder nach Hellenen suchte. Die gelehrten Schulen gaben auch dem in den engsten Verhältnissen Geborenen Gelegenheit, seinen Gesichtskreis über die Welt des Alterthums auszudehnen, und so war es möglich, daß ein altmärkischer Magister, nach Rom übergesiedelt, der Erste war, welcher unter der Masse dort angehäufter Kunstschätze den Gedanken einer Entwickelungsgeschichte der schönen Künste im Alterthum zur Geltung brachte.

Es war die Zeit, wo man von der Betrachtung des Einzelnen auf den geschichtlichen Zusammenhang überzugehen suchte:

man lernte Hellas im Zusammenhange mit seinen Colonien, man lernte die Völker der alten Welt nach ihren Handels- und Verkehrsverhältnissen als ein Ganzes überblicken. Was Heyne und Heeren auf diesem Gebiete vorbereitet hatten, wurde durch Niebuhr, Böckh und Otfried Müller weitergeführt. Man wollte sich einbürgern in der alten Welt und ihre Städte unter den von Natur gegebenen Bedingungen werden sehen.

So gestaltete sich in Rom durch Niebuhr und Bunsen eine wissenschaftliche Stadtkunde, welche Topographie und Verfassungsgeschichte verband, und Otfried Müller übertrug diese Betrachtung auf den Boden von Athen, ehe der Fuß eines deutschen Forschers ihn betreten hatte. Die Gräberfunde Mittelitaliens gaben von dem Zusammenhange der antiken Welt zu beiden Seiten des ionischen Meers so überraschende Aufschlüsse, daß man in noch höherem Grade, als die Dilettanti es gethan hatten, mit vereinigten Kräften die Denkmälerforschung als europäische Angelegenheit in Angriff nehmen zu müssen glaubte, und unserm Gerhard gebührt das Verdienst, diesen internationalen Gesichtspunkt zur Geltung gebracht zu haben. Damals wurde das Capitol eine Warte deutscher Wissenschaft. Dort ist Deutschland seines Berufs in Betreff der alten Welt bewußt geworden; dort ist auch unsere erste öffentliche Unternehmung angeregt worden, die Erforschung Aegyptens und Aethiopiens, durch welche eine ganz neue Anschauung der alten Welt möglich geworden ist.

Die Liebe zum Alterthum ist bei uns nie das Privilegium bevorzugter Stände gewesen; wir haben keine Namen, die wir denen des Grafen Arundel und des Herzogs von Luynes an die Seite stellen können, und unser Adel hat seinen Wohlstand durch classische Liebhabereien nicht gefährdet. Die Lehrer an Universitäten und Schulen sind es gewesen, welche Deutschland seinen Ehrenantheil an der Wiederentdeckung der alten Welt verschafft haben. Die neue Verschmelzung von Philologie und Geschichte gab dazu die vorwaltenden Gesichtspunkte; denn man konnte keine wichtigere Aufgabe ins Auge fassen, als die Ergänzung der litterarischen Ueberlieferung durch monumentale Urkunden. Dadurch ist unsere Wissenschaft mit dem Boden des Alterthums in leben-

dige Berührung gekommen; aber noch in den dreißiger Jahren waren Griechenland und Kleinasien für uns ein solches Jenseits, daß man von Seiten der Akademie gar nicht daran dachte, das inschriftliche Material auf classischem Boden berichtigen und vermehren zu können.

Die unmittelbare Betheiligung vaterländischer Kräfte an der Wiederentdeckung des classischen Orients ist erst durch die politische Verbindung Griechenlands mit einem deutschen Fürstenhause möglich geworden. In aller Stille haben sie ihre Epigonenarbeit gethan, bis die Zeit kam, daß bei Erhebung des Vaterlandes auch auf dem Felde der Wissenschaft höhere Ziele erreicht werden konnten. Seitdem sind Preußen und Deutschland wetteifernd thätig gewesen, der Liebe unseres Volks zum classischen Boden würdigen Ausdruck zu geben. Seitdem ist der deutschen Wissenschaft ein fester Herd in Athen gegründet worden; die wissenschaftliche Technik unserer Armee, der die ersten Karten Kleinasiens verdankt werden, hat sich auch auf attischem Boden in den den Dienst der Alterthumskunde gestellt. Deutscher Forscherlust ist es gelungen, die versunkenen Schätze von Ilion, Mykenä und Orchomenos zu heben und über die homerischen Traditionen hinauf die Vorzeit des ägäischen Meers an das Licht zu ziehen. Durch deutsche Forschung ist der Attaliden Königspracht uns wieder lebendig vor die Augen getreten, und unter dem Banner von Kaiser und Reich ist es endlich gelungen, einen Platz alter Geschichte von hervorragender Wichtigkeit so vollständig freizulegen, wie etwa im Laboratorium des Naturforschers ein organischer Körper hergerichtet wird, um die Functionen des lebenden Organismus daran verstehen zu lernen. Hier ist die empirische Ortskunde am vollständigsten in den Dienst der Philologie und Geschichte eingetreten; der Tempelhain der Altis liegt wie ein monumentales Lehrbuch aufgeschlagen vor uns, ein Lehrbuch der Architektur und Plastik wie der Schrift- und Sprachgeschichte der Hellenen, in welchem noch manches Menschenalter hindurch gelesen und geforscht werden wird.

So ist der Trieb nach geistiger Wiedergewinnung vorzeitlicher Länder, der sich vor Jahrhunderten angemeldet hat, nach

langen Pausen mit steigender Kraft immer erfolgreicher und zielbewußter durchgedrungen. Eine Nation nach der andern ist in die gemeinsame Arbeit wie in eine Arena eingetreten; die Griechen selbst haben mit Glück begonnen, die Werke ihrer Vorfahren an das Licht zu ziehen, wie Dodona bezeugt und die Südseite der Akropolis. Den Europäern hat sich Amerika angeschlossen durch Gründung einer Gesellschaft zur Erforschung der Länder im Mittelmeere. Es ist eine Aufgabe, welche, wie die Erforschung der Natur, mit innerer Nothwendigkeit zur Erledigung drängt. Die neue Welt muß die verlorene Vergangenheit unablässig suchen und glaubt nur in der lebendigen Aneignung derselben das volle Menschheitsbewußtsein wiederzugewinnen. Hier herrscht kein Wahn wie auf dem Gebiet religiöser Empfindung, wenn man auf dem Boden, den der Erlöser beschritten, dem Geiste seiner Lehre näher zu sein glaubte. Hier war es ein sehr berechtigtes Gefühl, wenn man aus der Enge der Bücherstube heraus nach Anschauung strebte, nach Anschauung der Naturverhältnisse, unter denen sich das Leben der Alten entwickelt hat, wie nach Anschauung aller Spuren, die es auf Erden zurückgelassen hat. Denn der Gewinn mußte ein zwiefacher sein. Einmal der Einblick in eine Fülle des Einzelnen, wodurch das antike Leben, das nur in blassem Umriß erkennbare, zu einem farbenreichen Bilde wurde, wo Stämme und Städte von Ort zu Ort individuell hervortreten; andererseits ein Ueberblick der Welt des Alterthums, von der nur die einzelnen Spitzen sichtbar waren, wie Inselhäupter aus der Wasserwüste hervorragend. Die zerrissenen Erdtheile sind in ihrem Zusammenhange wieder aufgetaucht und dadurch ist Vieles thatsächlich klar geworden, was früher Gegenstand befangener Theorien und unfruchtbarer Streitigkeiten war. Denn jetzt ist es ebenso unmöglich, die occidentalische Cultur als einen Ausläufer des Orients anzusehen, wie es unmöglich ist, sie mit dem Auge eines eifersüchtigen Hellenismus als Parthenogenesis des classischen Bodens zu betrachten. Hellas hat wie alle Welt sein Licht vom Morgen empfangen, und die verbindenden Land- und Wasserstraßen mit ihren Wegestationen lassen sich nicht mehr verkennen. Aber die Eigenart der hellenischen Welt tritt uns

nur um so lebensvoller ins Bewußtsein, wenn wir sehen, wie sie aus dem Boden der Vorzeit alle nährenden Stoffe aufgesogen und zu einer unvergleichlichen Blüthe entfaltet hat. Innerhalb der hellenischen Welt ist aber durch alles Wandern, Forschen, Graben und Messen eine Stadt immer glorreicher hervorgetreten. Denn Athen allein hat die Keime des höheren Lebens alle voll und harmonisch zur Entfaltung gebracht, alle Lichtstrahlen vereinigt und aus seiner Lichtfülle die griechischen Umlande so wie Rom und Italien erleuchtet; es hat seinen Glanz wieder rückwärts über das Morgenland ausgespendet, und in Gegenden, die weit jenseits der Grenzen des hellenischen Culturgebiets zu liegen schienen, bis nach Arabien und Indien hinein, begegnen wir den Wirkungen des attischen Geistes.

Viel ist gewonnen auf dem Wege, den Cyriacus auf seiner einsamen Fahrt nach Osten eröffnet hat. Aber wir stehen heute noch mitten in der Arbeit, ja, wir sind noch in den Anfängen: wir beginnen erst uns zu orientiren, und selbst dort, wo die Alterthumsstudien zu Hause sind, fehlt es aller Orten an genügender Kenntniß, so daß die entlegensten Thäler Griechenlands uns jetzt besser bekannt sind, als die Stadtgebiete, deren Burgen vom Capitol sichtbar sind. Kleinasien, die Wiege der classischen Völker, ist im Innern noch unentdeckt, und wenn wir auf die lange Reihe der Forschungsreisen zurückblicken, so möchte man sich wundern, wie viel schneller und vollständiger die neue Welt entdeckt als die alte wieder entdeckt worden ist.

Und doch ist es kein Wunder. Denn nach Westen zog die Menschheit der Trieb nach Besitz, der Durst nach Gold, gen Osten der Trieb nach Erkenntniß, welcher nur die Mitgift einer kleinen Zahl sein kann. Um so erhebender ist das Gefühl, mit den Besten aller gebildeten Nationen zusammenzustehen, wo Jeder, dem eigenen Genius folgend, einem Werke dient, das, von persönlicher Laune unabhängig, seine culturgeschichtliche Nothwendigkeit in sich trägt. Es sind aber, wie wir sahen, nicht die durch Wohnort, Sprache und Abstammung nächst stehenden Nationen, welche die alte Welt uns wiedergegeben haben, sondern die fernsten und von Natur fremdesten. Die Völker des Nordens haben

vor allen andern den Trieb empfunden, der sie wie ein Heimathszug in die Länder des Südens führte, so daß sich bei den heutigen Bewohnern des classischen Bodens die Legende bilden konnte, die unbegreiflich rastlosen Milordi müßten wohl die Enkel der ausgewanderten Hellenen sein, welche die Denkmäler ihrer Ahnen aufsuchten. Und doch ist es nur der Trieb, die der Menschheit angehörigen Schätze zu heben, nur der Zug nach dem Vaterlande unserer Wissenschaften und Künste, wo die Sonne aufgegangen ist, in deren Licht wir noch heute wandeln. Darum ist die fortschreitende Wiederentdeckung der alten Welt auch kein Sonderinteresse der Philologen und Archäologen, sondern eine wissenschaftliche Aufgabe von allgemeinster Bedeutung, und so lange unsere Akademie dem Vorbilde von Leibniz treu bleibt, wird sie auch in der Förderung dieser Aufgabe nicht zurückbleiben.

XV.

Die Reichsbildungen im classischen Alterthum.

Das classische Alterthum ist der einzige Theil menschlicher Geschichte, der mit einem reichen Inhalt abgeschlossen vor uns liegt. Deshalb können wir das menschliche Wesen in allen Formen seiner Entfaltung nirgends besser kennen lernen, und wir sollen nicht bloß des Genusses halber immer von Neuem zu den Werken der Alten zurückkehren, sondern auch die Bedingungen, unter denen sie zu Stande gekommen sind, erforschen und die Grenzen erkennen, bis zu welchen sie gelangten. Denn alles menschliche Thun ist ein bedingtes und das, was wir classisch nennen, beruht gerade darauf, daß innerhalb scharf gezogener Schranken Vollendetes erreicht worden ist. So die Architektur in der Gebundenheit des Architravbaus, die monumentale Plastik innerhalb des architektonischen Rahmens, die Poesie im strengen Bande des Versmaßes. Eine gewisse Enge erscheint wie ein Lebensbedürfniß der alten Kunst, und nichts ist für sie charakteristischer, als die Abneigung gegen alles Maßlose und Unbedingte.

Dies gilt auch von den Aufgaben des öffentlichen Lebens.

Der Rahmen, innerhalb dessen die politische Thätigkeit der Hellenen sich entfaltete, ist der Stadtring. Stadt und Staat waren ihnen Eins, und für das, was wir Reich und Reichsgenossen nennen, hatten sie in ihrer Sprache nicht einmal eine treffende Bezeichnung. Dennoch haben die Stämme und Städte, die einen geschichtlichen Beruf höherer Art in sich fühlten, mannigfaltige Versuche gemacht, die angeborene und von Natur vor-

gezeichnete Beschränktheit zu überwinden und aus der Enge der Stadtpolitik hinauszugehen. Diesen Bestrebungen zu folgen hat für jeden Freund geschichtlicher Betrachtung ein besonderes Interesse, und ich denke, der akademischen Geburtstagsfeier von Kaiser Wilhelm liegt es nicht ferne, von den im classischen Alterthum gemachten Versuchen der Reichsbildung zu reden.

Machtbildung war ein Gesichtspunkt, welcher dem griechischen Staat ursprünglich fern lag; denn er sollte seiner Idee nach nur die Gemeinschaft sein, innerhalb welcher der Mensch seine volle Entwickelung gewinnen und seinen Lebenszweck verwirklichen könne. Dazu war aber ein gewisses Maß äußerer Selbständigkeit erforderlich. Wurde diese gefährdet, so erwachte das Bedürfniß, der kleinstaatlichen Schwäche durch Vereinigung der Nachbarstädte aufzuhelfen, entweder nur für den einzelnen Fall (wie es in Kreta geschah, das durch seine Meerlage vor Interventionen geschützt war), oder durch dauernde Einrichtungen, welche zum Schutz nationaler Unabhängigkeit die Herstellung größerer Staatskörper erzielten.

Dies war der Fall z. B. bei den Lykiern, die am Ostrande der hellenischen Welt, von barbarischen Völkern rings umgeben. ihre wilde Berg- und Küstenlandschaft so zu organisiren wußten, daß sie einen Staatskörper bildeten mit einem Oberhaupt an der Spitze, unter dem auf regelmäßigen Tagesatzungen die verbündeten Städte ein nach ihrer Volkszahl abgestuftes Stimmrecht übten; eine Einrichtung, in welcher schon Montesquieu die hervorragende Begabung dieses Volks erkannte, das erst vor vierzig Jahren in seinen Wohnsitzen und Kunstwerken neu entdeckt worden ist.

In ähnlicher Lage steter Gefährdung waren die griechischen Colonisten, die am Rande überseeischer Continente Fuß gefaßt hatten, und dann ohne eroberungssüchtig zu sein, um ihre Küstenplätze zu sichern, über ihr Stadtgebiet vorgreifen mußten, um sich des Hinterlandes zu versichern. So sahen sich die Achäer in Unteritalien genöthigt, aus ihren engen Kreisen herauszutreten; sie mußten eine Landschaft erobern, neue Ansiedelungen in das Binnenland vorschieben, den Apennin übersteigen und bis an das tyrrhenische Meer vordringen. So wurden von

Kroton wie von Sybaris kleine Reiche gegründet, und die zahlreichen Silberstücke, nach einem Gewicht mit gleicher Technik geschlagen, zeugen von dem Bestande eines reichsartig geordneten großgriechischen Bundeslandes, welches Städte verschiedener Stämme zu einem Ganzen vereinigte und sich von dem Heraion bei Kroton, dem heiligen Mittelpunkte, bis zum Silaros erstreckte, wo die Säulentempel von Paestum uns noch heute die hellenische Cultur Unteritaliens vor Augen stellen.

Je entfernter die Lage, je größer und volkreicher das Hinterland, um so nothwendiger war die Abrundung und Sicherung des Coloniallandes, wie dies am Rande der Wüste Afrikas, in Gallien und in den Steppen Südrußlands geschehen ist.

Ein keckes Häuflein von Insulanern aus Santorin hatte zwischen Karthago und dem Nillande den günstigsten Stapelplatz erspäht, den breiten Vorsprung zwischen Bengasi und dem Golf von Bomba. Erst lagerten sie schüchtern auf dem vorliegenden Eilande; dann besetzten sie die Uferhöhen, bauten die herrliche Felsenstadt Kyrene, bewahrten ihr Hellenenthum trotz des Zudrangs libyscher Bevölkerung, gründeten an herrschenden Punkten vier Tochterstädte und schufen unter ihren Königen ein Reich, das durch seinen Wohlstand alle Griechenstädte überbot, dem die Nomaden der Wüste Zins zahlten, das seine Ostmarken gegen die Pharaonen siegreich vertheidigte, so daß König Amasis sich glücklich schätzte, mit dem griechischen Küstenreiche wie mit einer ebenbürtigen Großmacht einen günstigen Frieden abzuschließen.

So hat sich auch im fernsten Nordosten der griechischen Welt, wo kein Lorbeer mehr grünt und keine Olive reift, aus kleinen Anfängen unter griechischen Fürstenhäusern das Reich Bosporos entwickelt, das vom Rande der Krim bis in die Niederung hinauf, wo Don und Wolga sich nähern, seine Vorposten vorschob, die Schätze der großen Stromländer so wie des Ural ausbeutete und die Skythen am Kaukasus unterwarf; ein nordisches Griechenreich, das unter zwei Dynastien sich drei Jahrhunderte lang behauptete.

Blicken wir nach dem Westende des Mittelmeerbeckens hinüber, so fesselt unsern Blick die Rhonemündung mit den

Ansiedlern aus Phokaia. Landeinwärts begnügten sie sich, die Handelswege durch Gallien zu bahnen und eroberten kein Reichsland wie die Kyrenäer und Bosporaner, aber sie besiedelten von Massalia aus das Gestade auf beiden Seiten, vom Fuß der Pyrenäen am Rande der Seealpen entlang, gegen Kelten, Punier, Ligurier ihre Stapelplätze und Schiffe sichernd. Die Namen Antibes, Nizza, Monaca, Agde, Ampurias zeugen noch heute von dem Reichsgebiete, welches durch die staunenswerthe Thatkraft der Massalioten einst die schönsten Gestade Spaniens, Frankreichs und Oberitaliens zu einem Griechenlande vereinigte.

Wo Barbaren von Griechen unterworfen wurden, bildete sich ein doppeltes Rechtsverhältniß; so standen die Dynasten der Krim den Skythen als Reichsfürsten, als Könige gegenüber, den Bürgern der Städte aber als Archonten, d. h. als Beamte der Gemeinden. Es konnte aber nicht fehlen, daß bei der Herstellung größerer Staatsverbände auch griechische Gemeinden ihre Selbständigkeit einbüßten. So wurde Phanagoria, die auf asiatischem Ufer gelegene Schwesterstadt, dem pontischen Reiche einverleibt, das gegenüber in Pantikapaion seinen Mittelpunkt hatte, und Anaxilaos von Rhegion überwältigte Messana, um auch hier am sicilischen Sunde ein Bosporosreich herzustellen.

Von allen Colonialländern ist es aber Sicilien selbst, wo die Stadtgebiete minder scharf gesondert waren als im Mutterlande und wo die Schranken derselben von ehrgeizigen Fürsten um so kühner überschritten wurden. Von Stadt zu Stadt sehen wir die Obmacht der Herren von Syrakus unaufhaltsam vorschreiten und ein Reich gründen, das die Großmacht Karthago besiegte und nach dem Flottensiege bei Kyme auch Süditalien zu umfassen bestimmt schien.

Im Mutterlande begannen die Reichsbildungen auch mit Vergewaltigung von Nachbarstaaten, und nach Einverleibung Messeniens hatten die Könige Spartas auch keinen anderen Gedanken, als auf diesem Wege die ganze Halbinsel zu einem Reiche zu einigen.

Aber die Gewaltpolitik mißlang und Sparta sah sich genöthigt in den Weg einzulenken, welcher in Griechenland der

einzige gewesen ist, auf dem in dauerhafter Form die Einigung benachbarter Staaten zu einem Ganzen gelungen ist; das ist die Form der Heerführung oder Hegemonie zu Lande und zu Wasser.

Die continentale Hegemonie beruht wesentlich auf dem Recht des Stärkeren. Dem militärisch organisirten Sparta konnten die Kleinstaaten der Halbinsel die Leitung gemeinsamer Unternehmungen nicht streitig machen. Die Hegemonie zur See, die ungleich schwierigere und für Hellas wichtigere, wurde auf die Ansprüche gegründet, welche eine Mutterstadt an ihre Pflanzorte stellte, die sie aus kleinen Anfängen groß gezogen hatte und deshalb nach dem Rechte der Pietät für immer an sich gekettet glaubte.

Hier hat Korinth den Ruhm, mit seiner Klugheit und Energie bahnbrechend vorgegangen zu sein. Eine Handelsstadt ohne eigenes Territorium, hat es, wie ein altes Venedig, zuerst den Muth gehabt, sich ganz auf die See zu werfen und seine Macht in dem Zusammenhang mit überseeischen Orten zu suchen. Aus dem innersten Winkel des Golfs entspann sich eine Kette wohlgelegener Insel- und Küstenstationen bis in das adriatische Meer hinein. Man suchte die Bevölkerungen der Colonien durch gemeinsame Neugründungen wie zu einem Volke zu verschmelzen. Wasser- und Landstraßen wurden gebahnt, um zu allen Jahreszeiten die Verbindung aufrecht zu erhalten. Die städtische Münze wurde zu einer Reichsmünze, und durch staatskluge Verträge mit den Eingeborenen sicherte man den Wohlstand der Küstenplätze, die, durch drei Breitengrade hin zerstreut, dennoch ein reichsartiges Ganze bildeten.

Korinth hatte das tragische Schicksal, daß es in allen Richtungen seiner Seepolitik von Athen überholt wurde. Athen aber hatte den Vorzug, daß die Cykladen, sein nächstes Seegebiet, eine natürlich geeinigte Gruppe bildeten und sich bei dem Vorgehen der persisch-phönikischen Flottenmacht unter dem attischen Banner bergen mußten. Der attische Seebund war also kein Ergebniß kluger Handelspolitik und nicht etwas künstlich Gemachtes, sondern von Anfang an ein geschichtlich Gewordenes, und es kam nur darauf an, ihn so auszubauen, daß er einen festen, von schwankender Stimmung unabhängigen Bestand gewinne.

Zu diesem Zwecke wurden nach der Bedeutung der Städte ihre Rechte und Pflichten gesetzlich abgemessen; die kleineren ließ man ihre persönlichen Leistungen in Geld abmachen, so daß sie in ihrer Wehrlosigkeit um so fester an Athen gebunden waren. Ihre communale Selbständigkeit wurde so weit beschränkt, daß in Athen alle wichtigeren Rechtssachen entschieden wurden.

So wurde Athen aus einem Vororte, der das Auswärtige leitete, eine regierende Stadt, die Hauptstadt eines Reichs, und um ihre Ansprüche auf Herrschaft zu begründen, wurde mehr und mehr in ihr Alles vereinigt, was das hellenische Volk vor allen Völkern der Erde auszeichnete. Weil es aber der alte Hader der Stämme war, welcher die Bildung größerer Staatsverbände am meisten erschwerte, veranlaßte Perikles neue Stadtgründungen, wo Jonier, Dorier, Achäer einträchtig beisammen wohnen sollten. Den Bundesgenossen aber kaufte er Landgebiete ab, auf denen Athener angesiedelt wurden, die Bürger von Athen blieben und an wichtigen Plätzen, bis zum schwarzen Meere hinauf, die Interessen der Stadt mit Gut und Blut vertraten. So breitete sich Athen auf das Meer aus und die Inseln konnten als überseeische Gaue allmählich mit Attika verwachsen.

Hier sind die Schranken griechischer Stadtpolitik am glänzendsten überwunden. Ein Bund, welcher das vom Meer zerrissene Griechenland staatlich wieder vereinigte, ist zu einem Reich geworden, das dem größten Reiche Asiens siegreich gegenüber stand und ihm die eigenen Küsten abgewann, mit geordneten Reichsfinanzen und Steuerbezirken, mit einem Reichsschatze, einer Reichsflotte, glänzenden Reichsfesten und einer Reichshauptstadt, welche sich durch opferfreudigen Patriotismus wie durch überlegene Bildung und rastlose Energie einen unanfechtbaren Anspruch auf diese Stellung erworben hatte.

Aber, ehe das Reich zusammengewachsen, wurde der Friede gebrochen, dessen es dazu bedurfte, und die Kraft des Mannes erlosch, der die Seele des Ganzen war. Kein Ebenbürtiger folgte. Es war, als ob das Instrument, auf dem ein Meister gespielt, von rohen Händen mißhandelt und zerschlagen würde.

Die berufenen Erben Athens waren die Mächte des Nordens

mit der unverbrauchten Kraft ihrer Fürsten und Völker, so sehr auch Demosthenes eine heilige Verpflichtung hatte, die letzten Ueberreste attischer Macht zur Abwehr König Philipps zu sammeln.

Während aber die letzten Freiheitskämpfe geschlagen wurden, hatte sich schon eine andere Reichsidee entwickelt, eine unpolitische, und auch für diese ist Athen die Keimstätte gewesen.

Hier hatten die hervorragendsten Geister sich von dem zerrütteten Staatswesen abzukehren begonnen, um sich ganz der Erkenntniß zu weihen. Diese konnte aber unmöglich als Sonderbesitz einer Stadt oder einer Nation angesehen werden. Dazu kam, daß der Gegensatz gegen die Barbaren, aus dem die attische Reichsbildung hervorgegangen war, sich allmählich abstumpfte, seitdem man auch persische Jünglinge in der Akademie zu Platons Füßen sitzen sah, und das wahre Hellenenthum, so sagte man jetzt, liegt nicht im Blut; es gehört der Welt; es soll die Völker der Erde durchdringen und zu einem höheren Dasein erwecken. Das war der Gedanke eines idealen Griechenreichs, eines Reichs, das nach Art einer Kirche die unsichtbare Gemeinschaft aller Gesinnungsgenossen umfaßte; die Idee des Hellenismus, welche im Kreise des Isokrates zu Hause war.

Darum waren die Versuche praktischer Reichsbildung nicht aufgegeben; es mußte noch eine, die letzte noch übrige Form erprobt werden, um Macedonien gegenüber eine nationale Staatseinheit herzustellen; es war die Idee der griechischen Stadt in neuer Fassung; es war der Staat, dessen Mitglieder so gut wie Bürger einer Stadt waren, nur daß sie in verschiedenen Stadtringen lebten, der Bundesstaat. Polybios, der Herold dieser letzten denkwürdigen Reichsbildung im achäischen Bunde, war auch einer der Ersten unter den Hellenen, welcher nach dem Maßstabe der Mittelmeervölker einen weltgeschichtlichen Standpunkt einnahm und der aus dem Kreise der Scipionen die Ueberzeugung heimbrachte, daß nur im Anschluß an Rom Wohlfahrt und Heil für Griechenland liege. Dabei tröstete ihn als Patrioten die Zuversicht, daß Rom nicht anders als in der hellenischen Form der Hegemonie regieren werde, und die Ueberzeugung, daß in Rom keine barbarische Macht an die Spitze der Hellenen träte.

Und in der That — wie Rom im Innern seine ersten ausgebildeteren Ordnungen des öffentlichen Rechts griechischem Einfluß verdankte, so hat es auch ganz nach dem Vorgang griechischer Geschichtsentwickelung den ersten Schritt zur Ausbreitung städtischer Macht gethan, indem es durch Verwaltung des Bundestempels auf dem Aventin Vorort von Latium wurde. Dabei hielt es, wie die Städte Griechenlands, bei allem Wechsel äußerer Beziehungen an seinen städtischen Einrichtungen mit Zähigkeit fest. Es erweiterte seinen städtischen Organismus, um die nach und nach zufallenden Theile Italiens in sich aufzunehmen, und wurde also nicht die Hauptstadt der Halbinsel, sondern es blieb die einzige Stadt, der Kern, dem Italien wie eine Landschaft angehängt wurde, indem ihr städtisches Bürgerrecht die Bedingung der vollen Theilnahme an dem Staatsleben bildete. Stadtpolitik blieb also das Maßgebende, und es wurde durch Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse wie durch Aussendung von Bürgercolonien, welche den Dienst der attischen Kleruchien leisteten, ängstlich Sorge getragen, das Stadtregiment in Italien sicher zu stellen.

Auch das nicht-italische Land wurde vom römischen Magistrate durch städtische Beamte regiert, und wenn auch der bürgerliche Census als Reichscensus umgestaltet wurde, wenn man auch vom goldenen Meilensteine in Rom die Entfernungen bis an die Grenzen der Weltmonarchie berechnete und für Längen- und Flächenmaße so wie für das Geld eine gewisse Ausgleichung zwischen den Reichsländern herzustellen suchte, wenn endlich auch durch verständige Verwaltungsnormen Ordnung und Sicherheit aufrecht erhalten wurde, so weit das römische Machtgebot reichte: etwas Neues und Ganzes ist doch nie zu Stande gekommen, und gemeinsam war nur die Rücksichtslosigkeit, mit der man in allen eroberten Ländern das Kriegsrecht als dauernden Rechtszustand einführte und den Provinzialboden für die Finanzen der Stadt ausbeutete.

So haben die classischen Völker immer am Bürgerstaate festgehalten. Hier liegt der Kern ihres geschichtlichen Lebens; in der Ausbildung ihres städtischen Wesens, der Kleinkunst der Politik, ruht ihre Meisterschaft, und wenn wir von den städtischen

Einrichtungen der Hellenen so viel besser unterrichtet sind, als uns dies in Bezug auf die Städte des alten Italiens vergönnt ist, so verdanken wir dies dem Eifer des Aristoteles und seiner Schüler, welche nicht müde wurden, den Mikrokosmos hellenischer Stadtrepubliken bis ins Einzelne zu durchforschen, während die kolossalen Feldherrndynastien ihnen kein Interesse abgewannen.

Freilich haben auch die Hellenen, wie wir sahen, draußen wie in der Heimath mit bewundernswürdiger Energie Reichsbildungen ausgeführt. Aber im Auslande war ihre Macht auf Küstensäume beschränkt, welche hie und da um Geld von den Eingeborenen erworben worden waren, wie es auch wohl die Genueser im Mittelalter machten. Solche Herrschaften waren hinfällig, so wie eine binnenländische Macht gegen die Küste vordrang. In der Heimath aber konnten die Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des Bodens, der cantonale Unabhängigkeitstrieb und die republikanische Verfassung allen Reichsbildungen entgegenstellten, auf die Dauer nicht überwunden werden. Tyrannenpolitik erreichte glänzende Erfolge, aber sie waren gewaltsam und ohne Bestand, wie alles Tyrannenwerk.

Im Orient war das Großkönigthum zu Hause, wie im Westen die Bürgergemeinde, die für auswärtige Politik nicht geeignet ist. Jede Reichsbildung drängt zu einer einheitlichen Spitze. Darum mußten die Väter der Stadt Rom die Verwaltung der überseeischen Länder von sich abzuwälzen suchen, und das Provinzialregiment wurde ein Grundstein der monarchischen Gewalt. Ein Mann wie Perikles war für das attische Küstenreich unentbehrlich. Nach Auflösung desselben war aber der persische Einheitsstaat den Griechen in dem Grade überlegen, daß er, obgleich zu Lande wie zu Wasser überall geschlagen, in sich morsch und zerfallen, dennoch aus dem langen Kampfe zwischen Asien und Europa als Sieger hervorging. Denn hundert Jahre nach dem Tage bei Salamis konnte Artaxerxes Griechenland den Frieden des Antalkidas diktiren.

Der Thron der Achämeniden brach zusammen, aber der Zögling des Aristoteles wurde einfach ihr Nachfolger, und als Cäsars Reichsgold der Welt verkündete, daß Rom die Erbschaft Alexanders angetreten habe, ging die Völkergeschichte unaufhaltsam

in die Geleise des orientalischen Reichswesens über. Die Cäsaren knüpften ihren Stammbaum an asiatische Fürstengeschlechter und dachten schon im Anfang der Monarchie an Verlegung der Hauptstadt vom Tiber an den Hellespont, als wenn orientalischer Boden die unerläßliche Bedingung großer Reichsbildungen wäre, so daß Constantinus nur längst Geplantes ausführte, als er in Byzanz eine neue Siebenhügelstadt aufbaute.

Für das classische Alterthum war das Reich, so zu sagen, das Ende vom Liede. Das römische Weltreich beruhte auf der maßlosen, mechanisch fortschreitenden Erweiterung einer städtischen Machtsphäre, die dem Wesen der Stadt widersprach und ihren Bestand untergrub, indem sie ihr die Kronen der Erde zu Füßen legte. Das Reich ist darum auch nie ein geschlossener Organismus gewesen, sondern ein Haufen eroberter Länder, ein weiter Ring, in dem die Eigenthümlichkeiten der Völker sich abschliffen und die von Kriegen ermattete Welt ausruhte, indem nur hie und da, wie auf einer Brandstätte, die Flammen der Leidenschaften wieder einmal ausschlugen.

Mit der Verheißung des Friedens hatte Alexander die Hellenen zum Eintritt in sein Reich eingeladen; als Friedensfürsten ließ sich Octavian von seinen Dichtern und Künstlern am liebsten feiern, und wenn das Zeitalter der Antonine noch von Gibbon als die Vollendung der alten Welt angesehen werden konnte, so war es die Wohlthat eines längeren Weltfriedens, welche über den Mangel an innerem Leben täuschte. Weil aber die eigentliche Lebenskraft der classischen Völker erloschen war, drang das orientalische Wesen, von dem man sich auf immer frei gemacht zu haben glaubte, mit dem Reiche aller Orten wieder ein, wie eine langsam steigende Meerfluth durch zerrissene Dämme. In Kasten und erblichen Corporationen erstarrte allmählich das gesellige Leben; die Gottesdienste, welche mit den Einzelstaaten eng verwachsen gewesen waren, löste sich in orientalischen Pantheismus auf; die Weltbeherrscher, welche noch Namen und Insignien republikanischer Aemter trugen, ließen sich wie Götter huldigen und sonderten sich durch ein steifes Hofceremoniell von den andern Sterblichen. Die Kunst kehrte zu dem gedanken-

losen Putzstil des Morgenlandes zurück; das öffentliche Leben ging in einem hierarchischen Aemtersysteme unter und der launenhafte Wille eines Despoten hielt die Satrapien des römischen Reichs nothdürftig zusammen, bis mächtigere Völker an den Grenzen erschienen, die sich nicht wie die Völker alter Geschichte in das Reichsband einfügen ließen.

Die Germanen haben nicht, wie Griechen und Italiker, ihr politisches Vermögen in städtischen Verfassungen erschöpft. Mit frischer Kraft haben sie als Stämme und Stammgruppen Staaten geschaffen, welche in fürstlichen Geschlechtern vertreten waren, denen freie Wehrmänner in Treugelöbniß sich verbanden.

Aus germanischer Vorzeit ist in unserm Volk das Bedürfniß geblieben, sich um ein gemeinsames Oberhaupt zu schaaren und durch die Liebe zu ihm dem äußeren Zusammenhang ein inneres Band, dem politischen Verhältniß sittliche Wärme und Weihe zu geben.

Lange Zeit ist dies Bedürfniß für uns eine unbefriedigte Sehnsucht geblieben, ein banges Harren und Ausschauen, während in Sonderbildungen die Einheit verloren ging und die getrennten Stämme in eifersüchtiger Spannung sich gegenüber saßen.

Endlich sind im heiligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die spröden Erze geschmolzen, und das Reich, das von den Vätern ersehnte, ist uns gegeben. Es ist kein Werk des Ehrgeizes und der Herrschsucht; auch nicht das Ergebniß zufälliger Zeitverhältnisse, sondern unter freier Zustimmung von Fürsten und Stämmen auf nationalem Boden mit geschichtlicher Nothwendigkeit erwachsen, nicht der Abschluß politischer Entwickelungen, ein Friedhof müder Völker wie es im Alterthum der Fall war, sondern der Anfang einer neuen Volksgeschichte und der Grundstein einer so Gott will segensreichen Zukunft.

Die Stadtrepubliken des Alterthums sind an ihrer Isolirung zu Grunde gegangen; ihre Bürgerschaften waren wie große Familien, deren Mitglieder sich immer von Neuem unter einander verbanden; es fehlte der Blutumlauf eines großen Organismus, es fehlte die Ergänzung der Kraft aus einem größeren Ganzen. Stadt und Reich, die beiden Pole des antiken Staatslebens, sind

keine Gegensätze mehr wie im Alterthum, wo doch auch die freien Reichsstädte des hellenistischen Orients und des Römerreichs demselben Eigenwillen, der das Ganze beherrschte, willenlos unterworfen waren, und wo mit dem Begriff des Großstaates der einer öden Monotonie unauflöslich verbunden war. Unser Reich hegt und pflegt die ganze Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens in den Stämmen und Städten des Vaterlandes, weil der Widerspruch zwischen Monarchie und Selbstverwaltung, Fürstenstaat und Bürgerstaat glücklich überwunden ist.

Wir können also mit gutem Recht uns das Wort des Tacitus aneignen: Nicht Alles ist bei den Alten besser; auch unsere Zeit hat zu Stande gebracht, was kommenden Geschlechtern ein Vorbild sein kann.

Der Dank dafür gebührt unserm Kaiser. Er hat sein Herrscherthum von Anfang an als ein Amt angesehen, dessen hohe Pflichten volle Selbstverleugnung verlangen. Dieser Gesinnung treu, welche das Haus der Hohenzollern vom Markgrafenthum zum Kaiserthron geführt hat, ist er durch alle Anfechtungen, Mühen und Gefahren mit dem Heldenmuth eines reinen Gewissens fest und sicher seinem Volke den Weg vorangegangen, der zum Ziele geführt hat, für alle Zeiten ein lebendiges Zeugniß, daß Gott es dem Aufrichtigen gelingen läßt, ein Vater des Vaterlandes, wie kein Fürst neben ihm mit gleichem Rechte genannt werden kann, der in anspruchsloser Pflichttreue so Großes vollendet hat, wie unter allen Generationen, die über diese Erde hingeschritten sind, nur wenige erlebt haben.

Ein Reich aber ist nicht Eines Mannes Werk und ist mit Errichtung des Kaiserthrons nicht vollendet. Nach innen wie nach außen muß es mit Arbeit und Kampf aufrecht erhalten werden. Unsern Dank gegen Kaiser Wilhelm können wir also nicht anders aussprechen als indem wir das Gelöbniß leisten, zu seinem Werke auch in Noth und Gefahr treu zu stehen und in dieser Gesinnung, so viel an uns ist, das heranwachsende Geschlecht der deutschen Jugend zu erziehen.

XVI.

Zum Gedächtniß an Karl Otfried Müller.

a.
Seine letzten Lebenstage.

Athen, den 4. August 1840.

Sie wissen, wie glücklich wir unsere peloponnesische Reise zurückgelegt hatten, über deren Erfolge im römischen Bullettino und in Schorns Kunstblatt*) einige Mittheilungen gemacht worden sind. Darauf ruhten wir zehn Tage in Athen; aber für Müller waren diese Rasttage gerade Tage der angestrengtesten Arbeitsamkeit: die neuen Ausgrabungen auf der Akropolis, welche während seiner Anwesenheit reichlicher als je zuvor ihren Schooß aufgethan hat, die Topographie der Unterstadt nahmen alle seine Kräfte in Anspruch; in den beiden letzten Tagen vor der Abreise copirte er den großen Schaubertschen Stadtplan von Alt- und Neu-Athen, und war durch des Arztes ernstliche und wahrhaft prophetische Warnungen nicht zu bewegen, bei der schnell steigenden Hitze den Tag zwischen Ruhe und Arbeit zu theilen. — Am letzten Junius N. St. verließen wir Athen, diesmal, da Hausmann fehlte, nur wir vier an der Zahl mit fünf Pferden. Gleich an diesem ersten Reisetage, da wir um den östlichen Fuß des Pentelikon nach Marathon ritten, klagte er über Erschöpfung, und auf der ganzen rumeliotischen Reise hatte er nicht die Frische

*) Ad. Schölls Brief aus Athen steht im Kunstbl. 1840 Nr. 71 fgg.

und Unermüdlichkeit, die im Peloponnes uns in Erstaunen gesetzt hatte. Doch erfrischte ihn die Reise in ihrem Fortgange; besonders erfreute ihn die Untersuchung von Rhamnus, wo sein Freund, Mr. Finlay, uns begleitete, das schöne Relief in Oropos, und von dort der anmuthige Weg durch das Asoposthal über Tanagra nach Theben, wo wir den 5. Juli rasteten. Von der Kadmea wandten wir uns zum kopaischen See, seinem alten Lieblinge, wie er sagte; wir besuchten die Katabothren und die Felsenschachte, denen wir bis zum Ausbruche des unterirdischen Seeabflusses folgten, wählten jedoch unsere Nachtquartiere immer auf höheren, entlegneren Punkten, ein einziges Mal ausgenommen, wo wir in der Nähe von Orchomenos ziemlich nahe dem Sumpfe schlafen mußten. In der Minyerstadt, deren uralten Ruhm er wieder aus dem Schutt der Geschichte hervorgezogen hat, war er munter und thätig: es war eine Freude ihn zu sehen, wie er vor dem Schatzhause des Minyas stand, und mit welcher Meisterschaft er aus den drei Thorsteinen uns das ganze Gebäude des Thesauros construirte, und aus dem Thesauros wieder und seiner beherrschenden Lage gegen die kopaische Niederung die Blüthe des alten Orchomenos. — Ich kann es kaum den Aerzten glauben, welche in dieser in der Nähe des Sumpfes verbrachten Nacht den Ursprung eines versteckten Sumpffiebers suchen. Von da gingen wir wieder in die Gebirgsgegenden, das nördliche Phokis durchschneidend, über Abai und Hyampolis, durch den Paß von Elatea nach den Thermopylen, hielten uns diesseits des Spercheios und stiegen dann über das Oetagebirge in die dorische Tetrapolis hinunter. Müller war freilich immer etwas abgespannt im Vergleich mit der früheren Reise und überließ es uns zuweilen, schwierigere Punkte allein zu besteigen, doch freute ich mich eher darüber, indem ich darin eine weise Vorsicht zu erkennen glaubte, zu der ich ihn so oft vergebens aufgefordert hatte.

Ueber den Paß von Gravia gingen wir nach Salona und von hier nach kurzem Aufenthalt nach Delphi. Hier hatten wir ein ganz erträgliches Zimmer und freundliche Bewirthung; es war Müllers Plan, acht Tage zu verweilen, und er begann mit

aller Energie an die Ausführung seiner Grabungsplane zu gehen, die auch in den ersten Tagen auf das Glücklichste vorwärts gingen. Bei ungefähr vier Fuß Tiefe fanden wir im Tempelbezirk die merkwürdigsten Spuren alter Souterrains, und zugleich ließ Müller eine Polygonalmauer, den Unterbau der Tempelterrasse, freilegen, worauf sich gegen 60 alte Inschriften, größtentheils sehr lesbar, fanden. Diese ersten Tage des delphischen Aufenthalts mit ihren reichen, überaus glücklichen Erfolgen, waren die letzten hellen Tage seines Lebens; er ließ die ganze Mauer in ihrer Steinfügung von Neise zeichnen, die einzelnen Steine und Inschriften wurden numerirt und registrirt, und wir drei begaben uns jetzt ans Werk, diese noch ganz unbekannten Steinschriften zu entziffern und niederzuschreiben. Abends wurde das Geschriebene verglichen und besprochen, die Lücken ergänzt, und das Zweifelhafte zu einer neuen Besichtigung der Urschrift angestrichen. So arbeiteten wir ein paar Tage fort; aber trotz der kühleren Bergluft fühlten wir uns alle nicht recht wohl, Schöll bekam sein Fieber wieder, Müller und Neise fühlten sich matt, und auch ich war von Kolik geplagt. — Am Sonntag (19. Juli) machten wir einen Ausflug nach Krissa; dort zeichnete Müller das schöne Relief, das durch Stackelberg zuerst bekannt geworden, einen sitzenden Kampfrichter darstellend, und ganz besonders nahm der alte krissäische Altar mit seiner Inschrift, einem der ältesten uns bekannten griechischen Schriftdenkmäler (C. Inscr. Gr. Nr. 1) sein höchstes Interesse in Anspruch. Er glaubte, daß der Altar ursprünglich drei Escharen hatte und drei Gottheiten in drei Hexametern geweiht war; und er sprach mit Wärme den Gedanken aus, über diesen Altar und zugleich über Krissa und Kirrha (von deren Verschiedenheit er sich hier überzeugen mußte) bald eine besondere Abhandlung zu schreiben. In diesen Tagen wurde er auch durch eine Briefsendung aus Göttingen aufs Innigste erfreut; er las mir noch u. A. einen Brief seines Töchterchens vor. — In der folgenden Woche setzten wir unsere Arbeiten munter fort, Jeder an seinem Theile thätig. Die Ausgrabung der Mauer war bis zur Ecke vorgerückt; der Eckstein selbst war im Graben liegend gefunden, und bei gänzlichem

Mangel an Hebeinstrumenten nicht gut fortzuschaffen. Müller hatte interessante Anfänge auf diesem Steine gefunden, und ließ es sich nicht ausreden, selbst ihn ganz zu copiren; zu diesem Zwecke mußte er lange in der unbequemsten, gebückten oder liegenden Stellung schreiben. Ich erbot mich drei-, viermal, ihn abzulösen, aber er wollte nicht, und vollendete auch die Abschrift, fühlte sich aber gleich darauf so erschöpft, daß mir damals zuerst um ihn bange wurde. Nachdem er den ganzen Tag geruht hatte — es war der 21. oder 22. — kam er den folgenden Tag wieder zu den Inschriften; ich blieb ihm zur Seite, und bemerkte bald, daß ihm nach den ersten Leseversuchen schwindlig wurde, so daß ihm sein Buch aus den zitternden Händen fiel. Von der Zeit an gab er das Schreiben ganz auf, bat mich, einzelne Stellen auf den Steinen noch zu vergleichen, und überließ es nun Dr. Schöll und mir, den Rest zu copiren. Damals machte ich den Vorschlag, gleich von Galaxidhi aus uns nach Athen einzuschiffen; aber leider verwarf er dies entschieden. Da er kein Fieber hatte und gut und viel schlief, so beruhigte ich mich wieder über seinen Zustand und trug kein Bedenken, bei unserm Aufbruch von Delphi (am 24.) statt des mir wohl bekannten Wegs über Daulis und Chäronea den andern über Stiris und Ambrysos einzuschlagen.

Am Sonnabend traf ich wieder mit meinen Begleitern in Livadia zusammen; hier erst, wo wir den Sonntag rasteten, ließ sich Müller bereden, den beschwerlichen Weg quer über den Helikon aufzugeben. In der Schiste machte er noch einen bedeutenden Weg zu Fuß, und glaubte sich nach der Entfernung von Delphi, wo allerdings in diesem Jahre eine ungesunde Atmosphäre war, gebessert. Freilich nahm die Schwäche wieder zu, aber er behauptete nur Ruhe und Schatten zu bedürfen, er kenne dergleichen Zustände an sich als vorübergehend, und lehnte die Hilfe eines geschickten Arztes in Livadia ab. Das war eben das Verhängnißvolle bei der Krankheit, daß sie sich so lange im innersten Marke des Lebens versteckt hielt und nicht früher in solchen Symptomen sich kund gab, welche ein entschiedenes Einreifen unabweislich verlangt hätten; es war kein Fieber da,

kein Schmerz, nur Mattigkeit. So verließen wir Lebadeia am 27., den letzten Ort vor Athen, wo einigermaßen Pflege und ärztliche Hilfe zu finden war. Wir zogen nach Haliartos. Es war ein schrecklich heißer Tag, der Weg führt im Sumpfthale des kopaischen Sees; wir mußten langsam reiten, und langten erst bei starker Hitze am ersten schattigen Obdach an. Obgleich Müller aufs Aeußerste erschöpft war, konnten wir doch unmöglich an dem ungesunden Orte die Nacht bleiben, und ritten in später Abendstunde nach Thespiä. Hier stellten sich ängstlichere Anzeichen ein, bei stets wachsender Schwäche periodische Unbesinnlichkeit, doch wollte er am folgenden Tage noch das dortige kleine Museum besuchen, und wir ritten noch auf den benachbarten Hügeln zu den Reliefs. Hier schrieb er über die Marmorbilder noch schöne geistvolle Bemerkungen in sein Tagebuch nieder in festen, sicheren Zügen; hier besprachen wir noch zusammen die Landschaft am Helikon, die sich dort ausbreitet; doch merkte ich wohl, wie schwach sein Kopf sein mußte, da er nicht mehr auf die topographischen Fragen näher einzugehen vermochte. Schöll und ich brachten den Tag in den thespischen Ruinen zu; den Abend brachen wir nach Platää auf, denn es blieb uns jetzt nichts Anderes übrig, als so schnell es die Umstände erlaubten, in bestmöglich vertheilten Tagereisen Athen zuzueilen. Es wurde ihm schon so schwer, sich auf dem Pferde zu halten, daß immer zwei neben ihm gehen mußten. So wie wir im Chan angelangt waren, fiel er in einer Art von Betäubung nieder, so daß wir ihn auf sein Lager tragen mußten. Nachts stand er auf, von innerer Unruhe gepeinigt; an seinen Antworten merkte ich schon, daß er fortwährend in bewußtloser Betäubung war, ich hatte viel Angst und Mühe, ihn zu beruhigen. Wir hatten noch drittehalb Stunden bis Kasa, dem Passe von Eleutherä, um auf die neue Kunststraße zu gelangen, welche Athen und Theben verbindet; dorthin brachen wir in aller Frühe des folgenden Tages (Mittwochs) auf. Er stieg noch selbst zu Pferde, wurde aber bald so ohnmächtig und bewußtlos, daß wir ihn fast immer auf den Armen tragen mußten. Denken Sie sich unsere furchtbare Angst, wie wir mit dem Todtkranken, in den wüsten Gegenden

des Kithäron, uns von aller menschlichen Hilfe verlassen sahen. Von unsern Agogiaten waren auch zwei erkrankt, und einer, der beste von ihnen, nach Athen vorangeschickt. Um acht Uhr kamen wir endlich in Kasa an, wo wir bei der griechischen Gensdarmerie und den bairischen Soldaten, die dort ein Lager haben, sehr freundliche Hilfeleistung, aber weder Arzt noch Wagen fanden. Ich schickte also auf der Stelle einen berittenen Boten nach Athen, mit Briefen an den Leibarzt Röser, damit er selbst oder ein anderer Arzt kommen möge, und an den Moirarchen der Gensdarmerie, um einen vierspännigen Wagen zu erhalten. Wir wußten inzwischen dem Kranken nichts Besseres zu thun, als kalte Umschläge um seinen Kopf zu legen, was der Arzt später auch sehr billigte. Die ersten Stunden in Kasa waren sehr angstvoll, da er sich immer von seinem Lager aufraffte, und in dunklen unbestimmten Phantasien fort wollte; auf meine Frage wohin, antwortete er mehrmals: er sehe eine Inschrift, zu welcher er gehen müßte. Gegen Abend wurde er viel ruhiger; wir gaben ihm etwas warme Suppe, die ihn stärkte, und Limonade; sein Puls ging voll, aber nicht fieberhaft, die Umschläge wurden gar nicht warm an seinem Kopfe. In der Nacht schlummerte er so sanft, daß er Morgens erquickt und ganz besinnlich erwachte; er besprach mit uns den letzten Weg, dessen er sich bis Thespiä erinnerte, äußerte sein Bedauern, von Platää nichts gesehen zu haben, und machte uns Vorwürfe, daß wir seinetwegen unsere Reiserouten verändert hätten, u. s. w. Er nahm wieder seine Uhr und Boussole zu sich — ich muß gestehen, ich gab mich ganz der freudigen Meinung hin, daß sein Zustand nur eine Folge der Reisestrapazen sei, und bei fortdauernder Ruhe vorüber gehen würde. Gleich nach Sonnenaufgang meldeten die Gensdarmen, daß der Wagen von Athen sich zeige; ich eilte ihm entgegen und fand den edlen unvergleichlichen Dr. Röser darin, dem der König, sobald meine Briefe angekommen waren, Urlaub für die Reise und den bequemsten der königlichen Wagen gegeben hatte. Röser stellte sich, um Müller nicht zu beunruhigen, als wenn er zufällig des Weges gekommen wäre; er hatte eine Menge kühlender Erfrischungen bei sich, die dem

Kranken wohl thaten, und uns befreite seine Ankunft aus unserer schrecklichen angstvollen Rathlosigkeit. Freilich erklärte Röser den Zustand für sehr bedenklich, er erkannte darin den Anfang eines nervösen Gallenfiebers; aber wie hätten wir nicht hoffen sollen, daß der Kranke jetzt unter den Händen geschickter Aerzte glücklich die Gefahr bestehen sollte! Röser erklärte, daß er noch denselben Tag nach Athen geschafft werden müsse, Schöll und ich gingen daher zu Pferde voran, um dort Einrichtungen zu treffen. Wir verließen Müller bei klarem Bewußtsein, und kamen gegen Abend (Donnerstag den 30.) in Athen an. Des andern Tags früh ging ich in Müllers Wohnung, wo Röser Nachts um Zwei mit dem Kranken und seinem gleichfalls fieberkranken Maler, Herrn Neise, angekommen war. Dort fand ich schon vier Aerzte am Bette Müllers versammelt; sein Zustand gab wenig Hoffnung. Bald nachdem er uns in Kasa noch freundlich verabschiedet hatte, war ein starker Paroxysmus mit Ohnmacht eingetreten; in gänzlicher Bewußtlosigkeit war er nach Athen gekommen, und der Arzt hatte schon während der Fahrt sein Verscheiden gefürchtet. Seitdem hat sich sein Geist nicht wieder zu klarem Bewußtsein durcharbeiten können, heftige Paroxysmen wechselten mit todesähnlicher Ermattung. Die einzige Hoffnung der Aerzte beruhte noch darauf, durch starke Chinindosen das Fieber zu brechen, das versteckt und bösartig an ihm zehrte, aber es war vergeblich. Am Sonnabend trat ein neuer Paroxysmus ein, und in der darauf folgenden Ermattung entschlief er Nachmittags 10 Minuten vor 4 Uhr, sanft und ohne Todeskampf, im 43. Jahre seines Lebens. Schöll und ich (der Maler, noch immer krank, durfte gar nicht einmal den Tod wissen) standen an seinem Todtenbette, und auf uns sank die ganze Wucht des Schlages ungetheilt. Wir hatten jetzt das traurige Geschäft, für das Begräbniß und die Hinterlassenschaft zu sorgen, doch danke ich dem Himmel, daß ich durch diese Geschäftigkeit den schrecklichen Gedanken gewaltsam entrissen wurde. Wir zeigten zunächst der Universität den Todesfall an; diese ließ uns alsbald nach Sitzung des akademischen Senats wissen, daß sie die Bestattung übernehme, und zugleich die Verpflichtung, ihm ein würdiges Monument zu er=

richten. Zum Platze des Grabes hatte man den Hügel oberhalb der Akademie des Platon ausersehen, wo der Verstorbene umgeben von den erhabensten Erinnerungen des Alterthums ruhen sollte. Man fragte uns, als die nächsten Angehörigen des seligen Müller, ob wir damit einverstanden wären. Wir hatten natürlich diesem ehrenvollen Beschlusse nichts entgegenzustellen, und hoffen, daß auch die Hinterbliebenen sich gern das Grab auf jenem Hügel denken, der sich sanft aus der schönen Ebene erhebt, nach der einen Seite die Olivengärten der alten Akademie, nach der andern ungehindert Athen und seine Häfen überschaut. — Der englische Consul übernahm die Sorge für die Hinterlassenschaft.*) Die Section am Sonntag Mittag erwies, daß das Gehirn des Verstorbenen in gänzlicher Zerrüttung war, welche nur die Folge eines langen, schädlichen Eindrucks der Sonnenstrahlen, zugleich mit übermäßiger Anstrengung des Geistes und vielfachen Reisestrapazen sein konnte; das weiße und graue Hirn gänzlich gesondert, Milz und Galle gleichfalls vom Fieber in hohem Grade angegriffen. Sonntag den 2. August, um halb 7 Uhr Abends versammelte sich am Hôtel français in der Athenastraße das Geleite, durch französische und griechische gedruckte Einladungen beschieden. Die Theilnahme war ungemein groß, der Zug unabsehlich; vom diplomatischen Corps an und den ersten königlichen Beamten bis zu den unteren Classen der fränkischen und griechischen Bevölkerung Athens. Studenten trugen den Sarg auf den Wagen, die vier Dekane der Universität hielten die vier Ecken des Bahrtuches: Militärmusik begleitete den Trauerzug. Wie die Sonne hinter dem Korydalos unterging, sank der Sarg in das Felsengrab hinunter; der Prediger Lüth hielt eine deutsche, der treffliche Prof. Philippos Joannu eine griechische Rede, und dann rollten die attischen Erdschollen auf den Sarg des unvergeßlichen Mannes hinunter. Die Masse verlor sich; Schöll und ich kehrten spät in stiller, klarer Mondnacht vom Grabe heim.

*) Man weiß aus Müllers Briefen, daß der Gesandte einer deutschen Macht sich früher die Ehre versagt hatte, Müller bei Hofe vorzustellen, weil derselbe aus keinem zum Zollverein gehörigen Staate gekommen sei. Anm. des Empfängers.

Von den Arbeiten, zu denen Müller zunächst nach seiner Heimkehr schreiten wollte, nenne ich zuerst eine Reihe von Abhandlungen über die attische Bundesgenossenschaft, wozu er eine Menge unbenutzter Quellen, namentlich viele Bruchstücke von Tributinschriften, zuerst zusammengestellt und abgeschrieben hat. Zweitens beabsichtigte er eine Sammlung von Monumenti inediti nach den Reiseschen Zeichnungen, und sprach sich wohl darüber aus, wie er diesen Stoff so ordnen wolle, daß das Gleichartige aus Griechenland, Italien und Sicilien zusammengestellt würde. Ueber Delphi konnte man natürlich auch etwas von ihm erwarten, zunächst in Entgegnung von Thiersch. Auch seine schönen Arbeiten über das athenische Forum sind unbeendet geblieben, so daß es auch nicht einmal zu der mündlichen Auseinandersetzung mit Dr. Roß gekommen ist. Hier wie überall sucht man vergebens nach dem, der das Angefangene fortsetzen könnte, der so ausgerüstet an Geist und Wissen, wie dieser, an die Geschichte des griechischen Volkes gehen könnte.

Worte, am 19. Juli 1880 gesprochen bei Enthüllung von Müllers Standbild in der Vorhalle des Berliner Museums.

Die ionische Halle, in der wir uns heute versammelt haben, ist nicht nur bestimmt, den Charakter des Gebäudes zu kennzeichnen und wie ein Gruß hellenischer Kunst die Besuchenden zu empfangen, sie ist auch eine Ehrenhalle für solche Männer, welche sich als Meister der Kunst oder als Forscher und Lehrer der Kunstwissenschaft ein unvergängliches Gedächtniß im Vaterlande gestiftet haben. Allmählich füllt sich die Reihe, und heute stehen wir vor dem Marmorbilde Karl Otfried Müllers, bei dessen Aufrichtung mir, seinem Schüler und dem Gefährten seiner letzten Reisen, der Auftrag geworden ist, einige Worte der Weihe zu sagen.

Karl Otfried Müller ist nur vorübergehend bei uns ansässig gewesen, und die beiden Versuche, welche gemacht wurden, den

bewährten Mann als Lehrer der alten Geschichte und dann an Hirts Stelle für Kunstwissenschaft nach Berlin zu ziehen, sind nicht gelungen. Nur zwei Jünglingsjahre hat er hier verlebt, aber diese Jahre sind die entscheidende Epoche seines Lebens gewesen, und keiner hat, was die junge Hochschule an Anregung bieten konnte, lebendiger, kräftiger, glücklicher sich angeeignet als Müller. Im Verkehr mit Buttmann, Solger, Schleiermacher, ist er hier geistig mündig geworden; vor allen aber war es Böckh, dessen großartige Betrachtung des Alterthums ihn fesselte und ihm die Bahn anwies, für welche seine Gaben ihn bestimmten. Durch Böckhs Forschung hat das von Fr. A. Wolf aufgestellte Programm der Alterthumswissenschaft erst Inhalt und Leben gewonnen; es galt, Geschichte und Philologie von Neuem mit einander zu verschmelzen und das Leben der alten Völker als ein Ganzes aufzufassen. So mannigfaltig wie das Menschenleben ist also auch die Aufgabe der Wissenschaft, und jeder kann sich seiner persönlichen Begabung gemäß an ihrer Förderung betheiligen.

Was Müller zu Böckhs Forschung als das ihm Eigene hinzubrachte, war insbesondere das Bedürfniß der Anschauung.

So stellt er sich schon am Anfang seiner ersten Schrift, der Aeginetica, in Gedanken auf den Abhang des Lykabettos bei Athen, um den saronischen Golf zu überblicken', dessen Mittelpunkt einst Aegina war. Dasselbe Bedürfniß veranlaßte ihn, das griechische Volksleben mit Vorliebe in den Formen aufzusuchen, welche es in den einzelnen Stämmen und Stadtgemeinden angenommen hat. Dadurch kam ein ganz neues Leben in die griechische Geschichte, ähnlich wie die deutsche Geschichte neu belebt wurde, als man seit Justus Möser an die Stadtgeschichte ging.

Das Streben nach Anschauung des Alterthums führte ihn endlich zu den Bauwerken und Bildwerken des Alterthums, denen er sich erst zuwandte, als er in Böckhs Schule zum Philologen gereift war. Charakteristisch ist an Otfried Müller die seltene Vereinigung unermüdlicher Arbeitsamkeit und einer Frische des Geistes, welche die Schönheit des Alterthums mit poetischem Sinne auffaßte und in edler Form zum Ausdruck brachte.

Man staunt über die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit, die er als Vertreter der Alterthumswissenschaft in Göttingen entfaltete, wenn man außer seiner Geschichte der hellenischen Stämme und Städte an die „Etrusker" denkt, die nach fünfzig Jahren zum zweiten Male herausgegeben sind, an die Archäologie der Kunst, an die griechische Literaturgeschichte, die unzählig Vielen eine reiche Quelle der Belehrung und Erhebung geworden ist, an die Eumeniden des Aeschylos, mit den Abhandlungen, welche für die der Tragödie zu Grunde liegenden Ideen, so wie für die alten Bühneneinrichtungen von eingreifender Bedeutung gewesen sind. Die mythologische Forschung befruchtete er durch seine historischen Gesichtspunkte. In die Alterthümer des römischen Rechts griff er durch seine Ausgaben des Festus und Varro ein. Auch was die Sprachvergleichung betrifft, war er einer der ersten Philologen, welche ihre Bedeutung für alte Geschichte anerkannten, und die zahllosen kleinen Aufsätze geben ein bewunderungswürdiges Zeugniß davon, wie er allen Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft mit unermüdlichem Eifer folgte.

Böckh hatte seine Freude an dieser glänzenden Entfaltung von Kraft und Talent, worin er die fruchtbare Ergänzung seiner Wirksamkeit erblickte. „Otfried Müller", schrieb er neun Jahre, nachdem Müller nach Göttingen gekommen war, in seiner Abhandlung über die Logisten — „ich spreche es aus mit dem innigsten Gefühle der Wahrheit — mit den schönsten und edelsten Kräften des Geistes und Gemüths und, noch jung, mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, wird mich, den er als seinen Lehrer anerkennt, weit hinter sich zurücklassen."

Bei dieser großartigen Thätigkeit, welche er als Vertreter der gesamten Alterthumswissenschaft entfaltete, trat die Kunstgeschichte mehr und mehr in den Vordergrund, und noch heute giebt es unter den Lehrern an deutschen Hochschulen und Gymnasien viele, welche die Liebe zur Antike in den Stunden eingesogen haben, da Otfried Müller, von den Abgüssen der Elgin marbles umgeben, in den hochgewölbten Räumen der Göttinger Bibliothek seine Zuhörer um sich sammelte. Von diesen Vorträgen ist ein Strom geistigen Lebens in das deutsche Land

ausgegangen, der von einer Generation zur andern wirkt. Er war der erste Hellenist, der mit durchgreifendem Erfolge die Lehre von der alten Kunst in den Kreis der Alterthumsstudien einführte und sie als einen unentbehrlichen Theil deutscher Humanitätsstudien geltend machte.

Keine Forschung ist mehr als die Denkmälerforschung der Gefahr ausgesetzt, sich in das Einzelne zu verlieren. Darum ist es ein unvergängliches Verdienst Müllers, daß er die von Winckelmann begründete Kunstgeschichte mit der Kunstmythologie und der Kenntniß der antiken Technik zu einem wissenschaftlichen Ganzen verbunden und mit seinem organisatorischen Talent in der „Archäologie der Kunst" ein Werk zu Stande brachte, das fertig vorlag, ehe man an die Ausführbarkeit gedacht hatte, ein Werk, mit sicherer Hand gegliedert, reich an Stoff und anregenden Gedanken, ein Werk, das noch heute unentbehrlich und unübertroffen ist, obgleich kein Zweig historischer Wissenschaft sich in den letzten Decennien reicher entwickelt hat.

In Verbindung mit seinem Freunde Oesterley begründete er die erste wissenschaftlich geordnete Sammlung ausgewählter Denkmäler aller Kunstgattungen, um das zur Anschauung Unentbehrlichste übersichtlich zu vereinigen.

Aber auch die einzelnen Gebiete hat er mit eindringender Forschung bearbeitet, die Kunst der homerischen Zeit, die schöpferische Thätigkeit des Phidias, das Problem der etruskischen Vasenfunde, die Kunst der Diadochenzeit, die er an den Alterthümern von Antiocheia anschaulich machte. Er hat die wichtigsten Gottesdienste in Bezug auf den örtlichen Cultus und Tempelbau gründlich durchforschen gelehrt, indem er immer von dem Einzelnen auf das Ganze hinwies; auch zu einer wissenschaftlichen Topographie der alten Länder und Städte, namentlich zu einer Baugeschichte von Athen, hat er den Grund gelegt.

Kein Hellenist war durch seine Studien einheimischer auf classischem Boden als Otfried Müller. Um so mehr fühlte er das Bedürfniß, Hellas, das, als Böckh seine Inschriften sammelte, noch wie eine unerreichbare Ferne erschien, mit leiblichem Auge zu sehen. Im Vollgefühl seiner körperlichen Spannkraft,

welche ihm nie versagt hatte, wollte er von keiner Schonung wissen. „Phöbos Apollon ist mein Freund", sagte er in jugendlichem Uebermuth. In den Gräben, die er um den delphischen Tempel gezogen hatte, um die Steininschriften frei zu legen, sank er, von der Julisonne getroffen, zuerst krank zu Boden, und ehe man im Vaterlande eine Ahnung hatte, mußten wir den theuren Mann am 1. August 1840 in das Felsgrab des Kolonos senken, desselben Hügels, den er in seinen Vorträgen an die Tafel zeichnete, wenn er uns die Lage der Akademie, die Heimath des Sophokles und die Sage von dem seligen Abscheiden des Oedipus anschaulich machen wollte.

Er ist wie ein Märtyrer gefallen in seiner geistigen Heimath, wie ein Held auf seinem Schilde, mitten in der selbstvergessenen Erfüllung seines Berufs und in der Vorbereitung größerer, reiferer Arbeiten, ehe eine Schwäche des Alters ihm genaht war, in voller Lebensfrische, in der schwunghaften Beweglichkeit des Körpers und Geistes, wie ihn das schöne Standbild uns vor Augen stellt.

Unermeßlich ist seit Müllers Tode der Stoff der Denkmälerkunde angewachsen und hat wie eine steigende Fluth die Gehege überschritten, innerhalb deren er unser Wissen einzuordnen suchte. Nach allen Seiten ist der Gesichtskreis erweitert; auf seiner letzten Reise erhielt er die erste Kunde von Fellows Entdeckungen in Lycien; es folgten die Entdeckungen in Ninive, und wir erkennen jetzt die Unmöglichkeit, die Anfänge hellenischer Kunst so abzusondern, wie es seiner Gemüthsrichtung entsprach.

Was aber der hellenischen Kunst ihr nationales Gepräge giebt, hat er mit feinem Sinn und tiefem Verständniß erkannt. Er hat die von Lessing und Winckelmann begründete und unter seinen Zeitgenossen, namentlich von Eduard Gerhard mächtig geförderte Wissenschaft methodisch geordnet und ihr die Form gegeben, in welcher sie nun einen unentbehrlichen Zweig der geschichtlichen Alterthumswissenschaft bildet.

Wohl wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, die Masse des Stoffs so zu beherrschen, daß der Ueberblick und Zusammenhang des Ganzen festgehalten wird. Und doch ist diese Be-

dingung unerläßlich; denn das geistige Leben der alten Völker läßt sich nicht willkürlich trennen und spalten, ohne daß der Blick der Erkenntniß getrübt werde.

Otfried Müllers unermüdlichem Wissensdurst erschien nichts klein und geringfügig, was von alter Ueberlieferung erhalten ist, aber mit freiem und weitem Blick suchte er alle Einzelheiten im geschichtlichen Zusammenhang zu begreifen. Seine Aufgabe war, das classische und namentlich das hellenische Alterthum in seinem Glauben, Erkennen und Schaffen als ein Ganzes aufzufassen, an der Betrachtung desselben den Sinn für das Schöne und Gute auszubilden und die gewonnene Erkenntniß als einen der werthvollsten Schätze unserer nationalen Bildung gewissenhaft zu pflegen.

Dieses Streben soll auch unser Streben sein, und so oft wir in diese Halle treten, mahne uns sein Bild, dessen, was er in seinem frühvollendeten Leben gewirkt hat, dankbar zu gedenken und in seinem Sinne für die Erkenntniß der Kunst mit voller Hingabe thätig zu sein.

XVII.

Zum Gedächtniß an Chr. A. Brandis und A. Böckh

Unsere Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gedenkt an ihrem öffentlichen Sitzungstage im amtlichen Berichte aller im Laufe des Jahres hingeschiedenen Mitglieder und überläßt es dem freien Zuge der Pietät, ob Einzelne ihres Kreises als Fachgenossen, als Freunde oder Schüler, sich veranlaßt sehen, einem der näher oder ferner mit ihr Verbundenen einen besonderen Nachruf zu widmen.

Eine solche innerliche Verpflichtung fühle ich zwei Männern gegenüber, welche unserm weiteren Kreise angehört haben, Christian August Brandis und August Böckh. In Betreff des Ersteren vertrete ich die Stelle des eigentlichen Fachgenossen, der heute in unsrer Mitte nicht anwesend ist.*) Dem Andern eine Dankesspende darzubringen muß jeder Philologe einen lebendigen Antrieb in sich fühlen, und wenn mein theurer College in diesem Fache**) mir den Vortritt gelassen hat, so kann ich darauf keinen andern Anspruch haben, als den, daß ich Böckhs unmittelbarer Schüler und später sein Amtsgenosse gewesen bin. Um so eher wird man also mir gestatten, auch in einer nur andeutenden und skizzenhaften Weise des großen Meisters Andenken zu ehren.

Christian August Brandis steht durch seine Herkunft, seine Familienverbindungen wie durch seine Studien mit unserer

*) H. Ritter. **) H. Sauppe.

Universität in näherer Beziehung, als die andern auswärtigen Mitglieder, deren Hinscheiden unsere Gesellschaft heute zu beklagen hat. Er wurde am 13. Februar 1790 in Hildesheim geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war, ein Mann, welcher zu den geschicktesten und gelehrtesten seines Fachs gerechnet wurde. Mit ihm zog der Sohn nach Braunschweig, nach Holzminden, wo er seine Gymnasialbildung erhielt, und nach Kiel. Hier begann er seine gelehrten Studien, welche sich erst der Theologie, dann unter Hegewitsch und Heinrich der Geschichte und Philologie zuwendeten, während die philosophische Richtung, welcher auch der geistvolle Vater nicht fremd war, durch den hier begründeten innigen Verkehr mit Twesten angeregt wurde. Nachdem er mehrere Jahre Lehrer im Hause des Grafen Adam Moltke gewesen war, ging er 1811 nach Copenhagen, wo sein Vater als königlicher Leibarzt lebte, und habilitirte sich an der dortigen Universität 1812 mit dem ersten Theile seiner commentationes Eleaticae. Er wurde Adjunct der philosophischen Facultät, konnte aber trotz des anregenden Umgangs mit Oelenschläger, den beiden Oerstedts und Dahlmann die Sehnsucht nach den Stätten deutscher Wissenschaft nicht unterdrücken.

Er nahm Urlaub und kam Ostern 1814 nach Göttingen, wo er gleich in einen auserwählten Kreis von Freunden eintrat, die bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Bestrebungen von einem Geiste sittlichen Ernstes und begeisterter Wahrheitsliebe durchdrungen fest zusammen hielten. Zu ihm gehörten der damalige Repetent Fr. Lücke, der Philologe und Dichter Ernst Schulze, Carl Lachmann, welcher beschäftigt war, an seinen Properz die letzte Hand zu legen, und Carl Bunsen, der nach Vollendung seiner Preisschrift über das attische Erbrecht die höchsten Ziele philologisch-historischer Erkenntniß verfolgte und mit seinem feurigen Geiste die Seele des Vereins war.

Nach Ablauf des Göttinger Jahres, welches Brandis immer als das entscheidende seines Lebens ansah, kehrte er nach Copenhagen zurück, aber er konnte sich dort auch jetzt nicht eingewöhnen; er entschloß sich, auf seine Stelle zu verzichten und nach Berlin zu gehen, wo er sich für Geschichte der Philosophie habilitirte.

Hier wurden ihm Ostern 1816 zwei sehr verschiedenartige Anerbietungen gemacht, ein durch Daub vermittelter Ruf nach Heidelberg und eine Aufforderung Niebuhrs, den er im Moltkeschen Hause kennen gelernt hatte, ihn als Gesandtschaftssecretär nach Italien zu begleiten. Die begeisterte Verehrung für Niebuhr ließ ihn nicht schwanken und er hat seinen Entschluß auch nie bereut.

In Rom öffnete sich ihm eine neue Welt. Im Verkehre mit Thorwaldsen, Rauch, Cornelius, Overbeck, Schadow, v. Rumohr widmete er sich eifrig der Erforschung von Kunst und Alterthum; er begann seine Dante-Studien und suchte auf der Vaticana noch Handschriften des Aristoteles. 1813 trat er darüber mit der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Verbindung, welche eine kritische Ausgabe des Aristoteles vorbereitete. Er übernahm von dieser Arbeit, mit welcher die für unsere gegenwärtige Wissenschaft so erfolgreiche Wiederbelebung der aristotelischen Studien begonnen hat, einen wichtigen Theil, die griechischen Commentare des Philosophen, und wurde nun beauftragt, in Gemeinschaft mit Immanuel Bekker die Vorarbeiten für das große Unternehmen zu machen. Sie durchforschten, nachdem Bunsen in Brandis' diplomatische Stelle eingetreten war, die Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Englands. Dann trennten sie sich, und Brandis machte allein einen zweiten längeren Aufenthalt in Paris, bei welchem ihn der Umgang mit Fauriel und namentlich mit Cousin erfreute. 1821 schloß er mit diesen Arbeiten ab und trat nach einem Aufenthalte in Berlin, in welchem er zuerst mit Schleiermacher in nahe Beziehung trat, an der neu gegründeten rheinischen Universität eine ordentliche Professur an.

Nach dem unstäten Leben, das er bis dahin geführt hatte, und den sechsjährigen bibliothekarischen Arbeiten übernahm er, der nur zu geneigt war, der eigenen Kraft zu mißtrauen, nicht ohne Bedenken die Verpflichtungen eines akademischen Lehramts. Doch erblühte ihm in Haus und Amt Glück und Segen; er erweiterte von Jahr zu Jahr den Kreis seiner philosophischen Vorträge und er gelangte endlich dazu, in erwünschter Ruhe die Früchte seiner Studien für die Geschichte der alten Philosophie

nach und nach zu veröffentlichen. Zuerst erschien 1823 die Metaphysik des Aristoteles. Zugleich fand er in dem Umgange mit Männern wie Arndt, Lücke, Nitzsch, Bethmann-Hollweg reiche Befriedigung; die größte Freude war ihm aber die Uebersiedelung Niebuhrs nach Bonn (1823), der seit 1825 auch durch Vorlesungen dazu beitrug, den Glanz der jungen Universität zu heben, und zwei Jahre später mit Brandis und in Gemeinschaft mit Böckh das Rheinische Museum für Philologie, Geschichte und alte Philosophie gründete, worin Brandis seine Abhandlungen über die Lehre des Sokrates, die Schicksale der aristotelischen Bücher, die Reihenfolge der ionischen Philosophen und Ciceros Academica veröffentlichte.

In den dreißiger Jahren traf ihn eine Reihe schwerer Schläge, darunter der Tod Niebuhrs, der Brand seines Hauses, bei dem ein Theil seiner Arbeiten verloren ging und seine Gesundheit schwer beschädigt wurde. Freilich arbeitete er mit größerer Energie als je zuvor; in den Schriften der Kgl. Akademie erschienen von 1831—34 seine Forschungen über die vaticanischen Handschriften des Aristoteles, über die Reihenfolge der Bücher des Organon, die Metaphysik u. a.; 1835 der erste Band seines Handbuches der Geschichte der alten Philosophie, 1836 der Anfang der großen Scholiensammlung, 1837 die Scholien zur Metaphysik. Aber ein altes Halsübel erneuerte sich in bedenklicher Weise und deshalb mußte es wie ein Wink der Vorsehung erscheinen, als durch Schellings Vermittlung, mit dem er 1828 zu Carlsbad in eine enge Verbindung getreten war, die Aufforderung an ihn erging, auf einige Jahre an den Hof des Königs Otto zu gehn, um diesem wissenschaftliche Vorträge zu halten (1837).

Drittehalb Jahre lebte er in Athen, der erste neuere Philosoph, der auf dem Boden heimisch wurde, auf welchem Platon und Aristoteles gelehrt haben; er war auch bei der Einrichtung der dortigen Universität mit seinem einsichtigen Rathe betheiligt und zugleich auf das Eifrigste beschäftigt, Land und Volk genau kennen zu lernen, die gebildeten Griechen um sich zu sammeln und unter sich zu einigen, so wie alle geistigen Interessen des jungen

Königreichs mit der liebevollsten Hingebung zu pflegen. Das Resultat seiner Beobachtungen so wie den Inhalt seiner Hoffnungen und Wünsche hat er in seinen „Mittheilungen über Griechenland 1843, 3 Bände" niedergelegt. In seine alte Stellung zurückgekehrt, veröffentlichte er 1844 und 1853 die Fortsetzungen seines geschichtlichen Werks, des Hauptwerks seines Lebens. Hiebei erwuchsen ihm gerade auf dem Gebiete, auf welchem ihm die umfassendste Gelehrsamkeit zu Gebote stand, mancherlei Schwierigkeiten. Denn er sah sich außer Stande, den Aristoteles nach dem Maßstabe der früheren Bände seines Handbuchs zu bearbeiten. So veränderte sich im Fortgange des Werks der Charakter desselben, und die früheren Abtheilungen konnten nun, wie er selbst sie zu nennen gestattete, als Einleitungen zu einer Entwickelung des aristotelischen Lehrgebäudes angesehen werden. Er hat dieselbe in gleicher Ausführlichkeit bis zum Ende der älteren peripatetischen Schule fortgeführt (1860). Wenn er nun bei mannigfaltigen Störungen seiner wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen auch die wiederholt übernommene Verwaltung des Curatoriums der Universität und die Vertretung derselben im Herrenhause gehörten, sein Handbuch nicht zur Vollendung gebracht hat, so gelang ihm doch in seinem Alter, einen kürzeren, vollständigen Ueberblick über das Hauptfeld seiner gelehrten Arbeiten vollenden zu können, in seiner Geschichte der Entwickelungen der griechischen Philosophie und ihrer Nachwirkungen in Rom 1863 und 1864. Zu diesem Werke hat er weitläuftigere Ausführungen einzelner Punkte gegeben, welche als Fortsetzungen des größeren Werks gelten sollten; noch in den letzten Lebensjahren war er damit beschäftigt, bis am 28. Juli 1867 ein Schlagfluß seinem Leben ein sanftes Ende machte.

Durch körperliche Beschwerden, welche er mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug, von Jugend an vielfach gehemmt, hat Brandis mit treuster Hingabe seinem Berufe gelebt und mit der größten Gewissenhaftigkeit die Wahrheit gesucht und gelehrt. Sorgfältig bis in das Kleinste ist seine Erforschung der Thatsachen, vorsichtig sein Urtheil. Von seiner lebhaften Phantasie läßt er sich nie verleiten, etwas für abgeschlossen zu halten, in

dessen Ueberlieferung ihm noch Dunkelheiten zurückblieben. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß es ihm schwer wurde, mit seinen Forschungen zu Ende zu kommen.

Ueber das besondere Gebiet seiner schriftstellerischen Arbeiten hat er weder die neueren Entwickelungen der Philosophie noch die speculativen Aufgaben seiner Wissenschaft aus den Augen verloren, wie seine Einleitung zu Moses Mendelsohns gesammelten Schriften, seine Beurtheilungen von Rothes theologischer Ethik und Waitz' Psychologie in den Göttinger Anzeigen u. a. Arbeiten beweisen. Trotz seiner vorzugsweise receptiven Natur und seinem Talente, sich mit Männern der verschiedensten Standpunkte, wie mit Herbart und auch mit Hegel, freundschaftlich zu verständigen, hatte er dennoch eine große Unabhängigkeit und Festigkeit eigener Ueberzeugung. Er sprach seine Urtheile mit großer Bescheidenheit aber ohne Zurückhaltung aus, und es war immer ein Lieblingswunsch von ihm, nach Abschluß seines geschichtlichen Werks Tage der Muße zu finden, um seine philosophische Weltanschauung im Zusammenhange darzulegen. Dazu ist er nicht gekommen und wenn in jedem wissenschaftlichen Denker ein Reichthum von Gedanken zu Grabe geht, welche er im Leben nicht hat mittheilen können, so ist dies bei Brandis in höherem Grade der Fall, als bei den meisten Anderen.

Das volle Bild seiner geistigen Persönlichkeit haben nur diejenigen, welchen das Glück geworden ist, ihm im Leben nahe zu stehen. Denn im schriftlichen Ausdrucke hemmte ihn eine gewisse angeborene Schüchternheit und hinderte ihn, sich ganz und frei zu geben, während ihm im geselligen Verkehre eine seltene Anmuth des Worts und die liebenswürdigste Verbindung von Ernst und Scherz zu Gebote stand. Nur bei persönlichem Austausche konnte man in den ganzen Reichthum seines innern Lebens einen Blick thun und man darf mit Zuversicht sagen, daß es nur wenig Männer gegeben hat, in denen strenge Fachgelehrsamkeit mit allgemeiner humaner Bildung so verbunden und die ganze Fülle antiker wie moderner Cultur so harmonisch verschmolzen war wie in ihm. Die eigentliche Weihe aber gab seiner Persönlichkeit der sittliche Adel der Gesinnung, die Bescheiden=

heit und selbstverleugnende Demuth seines Wesens. Von seiner Göttinger Zeit her lebte er mit seinen Freunden der Ueberzeugung, daß wahre Sittlichkeit und wahre Wissenschaftlichkeit Eins seien, und so milde er gegen Mißgriffe und Irrthümer war, so heftig wallte sein Zorn auf, wo er Eigennutz, Lüge und Intrigue wahrnahm. Als den Ehrenschmuck seines Lebens sah er die Freundschaft an, in welcher er sich den Besten seiner Zeitgenossen verbunden fühlte; mit unerschütterlicher Treue hielt er den Zusammenhang mit den Lebenden und Todten fest. Auf einer tiefen Frömmigkeit ruhte die kindliche Heiterkeit und Wärme seines Gemüths, die er sich bis an sein Lebensende bewahrte, und wer den ehrwürdigen Greis in seinem gastlichen Gartenhause am Rheinufer besuchte, der empfing den wohlthuenden Eindruck eines christlichen Weisen, der zu den edelsten Söhnen unseres Volks gehört.

Böckhs geistiges Leben zu überblicken ist in vieler Beziehung eine besonders schwierige Aufgabe. Er selbst hat es mehr als andere berühmte Gelehrte verschmäht, über sich Aufschlüsse zu geben. Mit classischer Objectivität hat er seine Werke als Zeugnisse seines innern Lebens hingestellt; welche, von allem Persönlichem abgelöst, frei und abgerundet, vor unsern Augen stehn. Auch haben dieselben von Anfang an eine solche Reife, daß von Entwickelungsstufen in dem Sinne, wie sie bei den meisten Schriftstellern nachgewiesen werden können, bei ihm kaum die Rede sein kann. Endlich ist ihm auch eine seltene Selbständigkeit und Unabhängigkeit des geistigen Lebens eigenthümlich, so daß es schwer ist, die Einflüsse nachzuweisen, welche für seine Entwickelung maßgebend gewesen sind.

Seine Familie ist im schwäbischen Lande zu Hause; der Vater war ein im öffentlichen Rechnungswesen angestellter badischer Beamter, und wenn derselbe auch sehr früh starb, so scheint doch von seiner Thätigkeit und Richtung etwas auf die Kinder übergegangen zu sein. Denn wie der ältere Bruder sich als Finanzminister in Baden ausgezeichnet hat, so wird auch

bei August Böckh das Verständniß für öffentliche Geschäftsführung und finanzielle Angelegenheiten, so wie das Talent für mathematische Methode als eine Mitgift aus dem Elternhause angesehen werden dürfen, in welchem er 1735 am 24. Nov. zu Karlsruhe geboren wurde.

Das Erste, was wir mit Sicherheit wissen, ist, daß er die entscheidende Lebensrichtung auf der Universität Halle empfing. Denn hier ergriff ihn die Persönlichkeit von Fr. A. Wolf, welcher den philologischen Studien damals ganz neue Bahnen eröffnete. Freilich waren die geschichtlichen Aufgaben der Philologie schon von dem großen Scaliger im weitesten Umfange erkannt und mit urkräftigem Geiste in Angriff genommen. In Deutschland hatte Heyne die wesentlichsten derjenigen Gesichtspunkte geltend gemacht, welche in dem neuen Programme der Alterthumskunde ihren Platz fanden. Wolfs Thätigkeit war aber deshalb so epochemachend, weil sie mit einer allgemeinen und nationalen Bewegung zusammenhing, einer Bewegung, welche in seltener Weise die hervorragendsten Geister der Zeit in gemeinsamem Streben zu lebendiger und fruchtbarer Wechselwirkung verband, so daß Philosophie, Geschichte, Poesie und Kritik nach gegenseitigem Verständnisse suchten. Ueberall stellte man die höchsten Ziele auf und auf allen Gebieten regten sich unter dem dürren Laube abgestandener Gelehrsamkeit frische, lebensvolle Keime. Die literarische Bewegung war eine Erhebung des Volksgeistes und aus ihr ging auch die Alterthumskunde als eine neue Wissenschaft hervor. Es fiel die Scheidewand zwischen Philologie und Geschichte; das classische Alterthum wurde als ein Stück Menschheitsgeschichte erkannt, welches nur als ein lebendiges Ganze aufgefaßt werden konnte und nach seinen eigenthümlichen Lebensbedingungen erforscht werden mußte.

Von dieser Zeitströmung wurde auch Böckh ergriffen und durch die geniale Kraft des Mannes, der dieselbe in der Philologie vertrat, für diese gewonnen. Aber er war von einer einseitigen Hingabe an diesen Einfluß weit entfernt. Auf umfassenden Studien der Litteratur begründete er ein selbständiges Urtheil über das Alterthum und widmete sich mit Vorliebe philo-

sophischen Arbeiten. Neben Wolf war es Schleiermacher, welcher Einfluß auf ihn gewann; seine Ethik und seine Hermeneutik zündeten in Böckh, der in der Art, wie Schleiermacher das Kunstwerk eines platonischen Dialogs erfaßte und neu belebte, ein Vorbild philologischer Thätigkeit erkannte. Platon war auch der erste Gegenstand eigener Forschung. Von Halle ging er 1806 nach Berlin, wo Buttmann und Heindorf ein Jahr lang sein hauptsächlicher Umgang waren. Dann kehrte er, von der Kriegsnoth verscheucht, in seine Heimath zurück, schloß sich in Heidelberg dem Creuzerschen Kreise an, wurde außerordentlicher Professor an der dortigen Universität und gab schon 1808 sein Buch über die griechische Tragödie heraus. Zum Beweise, wie sehr er auch diejenigen Gelehrten anzuerkennen wisse, welche sich gegen die universale Richtung der Halleschen Schule spröder verhielten und es vorzogen, in engerem Studienkreise und im Anschlusse an die englischen Kritiker eine streng philologische Technik auszubilden, widmete er sein erstes Buch Gottfried Hermann und unterwarf mit großer Bescheidenheit seinem Urtheile alle darin enthaltenen Ergebnisse. Es waren Untersuchungen, welche die Aufführung der attischen Tragödien, ihre Ueberarbeitungen durch die Dichter selbst oder Verwandte und Nachfolger, die Einrichtung des Chors, die Beziehungen der Stücke auf die Zeitgeschichte u. A. betreffen, kritische Untersuchungen, welche das Einzelne und Geringfügige überall von bedeutenden Gesichtspunkten aufzufassen wissen und eine Beherrschung des Stoffs zeigen, in der man schon den gereiften Kenner des antiken Dramas vor sich sieht. Daneben fuhr er fort, sich mit besonderer Liebe in die Gedanken zu vertiefen, welche der alten Speculation zu Grunde liegen, in die Zahlen der Pythagoreer, in die Entwickelung der pythagoreischen Ideen bei Platon, in die eigenthümlichen Formen und Gesetze des hellenischen Denkens und Schaffens, welche er durch alle Gattungen antiker Production verfolgte, namentlich auch auf dem schwierigsten Gebiete, auf dem der Musik und Metrik.

So kam er zu dem Dichter, welcher mehr als alle anderen nur aus einer großen Gesamtanschauung antiker Geistesart heraus gewürdigt werden kann und dessen hohe Kunst ein

Räthsel bleiben mußte, so lange man nicht in den Zusammenhang der alten Welt und ihrer Ideen eingedrungen war. Im Jahre 1809 veröffentlichte Böckh seine Abhandlung über die Versmaße Pindars, in welcher er an Hermanns Arbeiten anknüpfte, aber doch eine ganz neue Bahn des Verständnisses metrischer Kunst eröffnete. Mit philosophischem Geiste, aber ohne Uebertragung moderner Schulbegriffe, entwickelte er aus den Dichtungen die inwohnenden Formgesetze und gründete auf die einfachsten Grundlagen eine Theorie des Rhythmus und Versbaus. Durch den Nachweis der unzweifelhaften Kennzeichen des Versendes gelang es ihm, dem in chaotische Verwirrung gerathenen Texte die ursprüngliche Gestalt zurückzugeben, so daß jetzt erst Vers und Strophe als ein Ganzes empfunden werden konnten und in der scheinbaren Regellosigkeit Zucht und Gesetz nachgewiesen wurden. Von der Form ging seine Forschung auf den Inhalt über. Denn daß Beides in der hellenischen Kunst Eins sei, daß Gedanke und Metrum sich genau entsprechen, daß die höchste Begeisterung mit der klarsten Verständigkeit sich verbinde, war eine Grundanschauung Böckhs, deren Durchführung ihm immer besondere Befriedigung gewährte. So wurde auch beim Pindar, wie es Schleiermacher bei Platon gethan hatte, die sach- und zweckmäßige Gedankenführung nachgewiesen und eine planvolle Ordnung erkannt, wo man früher Schwulst oder taumelhafte Gefühlserregung gesehen hatte. Die große Ausgabe Pindars (1811—1821) ist ein unvergängliches Denkmal deutscher Philologie, und es war zugleich eine Epoche für die Gesamtgeschichte menschlicher Poesie, daß der größte Lyriker der alten Welt zum ersten Male nach Form und Inhalt verstanden werden konnte.

Während dies Werk herausgegeben wurde, war Böckh schon Professor in Berlin (seit Ostern 1811), und hier wandte er seine Studien bald ganz anderen Gebieten zu. Wolf hatte einem genialen Baumeister gleich den Plan der neuen Alterthumswissenschaft in großen Umrissen entworfen, aber für den Ausbau selbst nur Anregungen gegeben; für die politischen Alterthümer in seiner Leptinea. So wie der geschichtliche Sinn in der Philo-

logie wieder geweckt war, mußte die Idee des Staats auch für die Philologen in den Vordergrund treten, und zwar wurde dieselbe zur Zeit der deutschen Volkserhebung lebendiger, wärmer aufgefaßt als je zuvor. Unmöglich schien es nun, die Kenntniß des antiken Staatswesens nur als Hilfsmittel des Textverständnisses anzusehen; sie mußte eine selbständige Aufgabe werden. Seit 1813 arbeitete Böckh an einer Darstellung der attischen Staatsalterthümer und an derselben Universität, aus dem gleichen Bestreben, die verschollenen Traditionen menschlicher Geschichte wieder herzustellen, reifte zu derselben Zeit Niebuhrs Römische Geschichte, Savignys Rechtsgeschichte und Böckhs Staatshaushaltung der Athener. Niebuhr, „dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Alterthums", widmete Böckh sein Werk zum Zeugnisse, daß er sich ihm durch gleiches Streben verbunden fühle, und dies Zeugniß ist denen, die an dem neidlosen und herzlichen Zusammengehen großer Männer ihrer Nation eine besondere Freude haben, um so theurer, je verschiedener die wissenschaftliche Methode der beiden Gelehrten war. Böckh verließ nie den Boden sicherer Quellenzeugnisse; behutsam ging er Schritt für Schritt vorwärts und erstrebte die Bündigkeit eines mathematischen Beweisverfahrens auch bei den Combinationen, wie sie ein großes historisches Werk nothwendig macht. Die Staatshaushaltung gehört zu den Büchern, welche fertig vorlagen, ehe man eine Ahnung davon hatte, daß ein solches Buch geschrieben werden könne. Obgleich aber darin der erste Versuch gemacht war, die attischen Finanzen im Zusammenhange zu behandeln, obgleich es Verwaltung, Politik und Gesetzgebung in weitem Umfange umfaßte und obgleich in den nächsten Decennien eine Menge von Arbeiten über dieselben Gegenstände erschienen, bei denen neue Quellen benutzt werden konnten: so konnte Böckh dennoch nach 34 Jahren (1851) sein Werk wieder herausgeben, ohne sich genöthigt zu sehen, irgend etwas Wesentliches zurückzunehmen oder zu ändern.

Böckh hatte seinen Forschungen so viel wie möglich urkundliche Grundlage zu geben gesucht und so war er etwa seit 1815 zu der Beschäftigung mit den griechischen Inschriften gekommen.

Bei Niebuhr und Buttmann fand er ein entgegenkommendes Interesse und man erkannte in diesem Kreise, wie nothwendig es sei, die in den Museen, in veralteten Sammlungen und neuen Reisewerken zerstreuten griechischen Inschriften in einem umfassenden Werke zu vereinigen. 1816 wurde der Plan gefaßt, 1824—28 erschien, nachdem Böckh sich auf kurze Zeit wieder seiner alten Liebe, der pythagoreischen Philosophie, zugewandt und die Bruchstücke des Philolaos herausgegeben hatte, auf Veranstaltung der K. Akademie und unter Mitwirkung von Buttmann, Bekker und Schleiermacher der erste Folioband des Corpus inscriptionum graecarum, durch dessen Redaction Böckh der Gründer der griechischen Epigraphik wurde. Freilich war er am wenigsten gesonnen, dieselbe als eine besondere Wissenschaft aufzufassen, aber er hat doch zuerst gezeigt, welche Fülle lebendiger Erkenntniß man den verwitterten und zertrümmerten Steinen abgewinnen könne; er hat mit sicherem Takt Echtes und Falsches zu sondern gewußt; er hat durch seine Einleitungen und Erläuterungen alle Gebiete der Philologie, die Alterthümer sowohl wie die Sprachkunde, erleuchtet und eine wissenschaftliche Technik für die Behandlung der inschriftlichen Denkmäler festgestellt.

Das Corpus inscriptionum, die Staatshaushaltung (welcher 1840 die Urkunden über das attische Seewesen angeschlossen wurden) und der Pindar — das sind die drei großen Denkmäler wissenschaftlicher Arbeit, die Böckh hinterlassen hat. Aber kaum weniger fruchtbar waren seine „metrologischen Untersuchungen", welche nach vieljährigen, stillen Forschungen 1838 mit überraschenden Ergebnissen an das Licht traten. Untersuchungen über die von den Alten angewendeten Methoden, um Maß und Gewicht zu regeln, über die Erfindungen der Priesterschaft in Babylon und die Verbreitung derselben durch die Phönizier, über die verschiedenen Münzfüße Griechenlands und Italiens, über die Wandelungen des Geldwerths und Geldreductionen; Untersuchungen, welche einerseits tief in die Einzelheiten des antiken Lebens eindrangen und z. B. die Ueberlieferung von den Censussätzen des Servius Tullius zuerst in klares Licht stellten, andererseits die weitesten Ausblicke in den Zusammen-

hang der alten Culturvölker vom Tiber bis zum Euphrat eröffneten und eine ganz neue Wissenschaft, die vergleichende Metrologie, hervorriefen.

Der Böckh so eigenthümliche Trieb, durch Messen und Zählen Probleme der Alterthumskunde zu lösen, führte ihn auch wiederholt zu chronologischen Forschungen, indem er, den Spuren Jos. Scaligers folgend, die Zeitkreise berechnete, nach denen die Alten entweder große Abschnitte der Vergangenheit gemessen oder die laufenden Jahre geregelt haben. So unterzog er die am weitesten zurückgreifende Zeitrechnung der Aegypter einer kritischen Untersuchung, und indem er die an den Frühaufgang des Sirius geknüpfte Periode in ihrer Bedeutung für ägyptisches Leben und ägyptische Wissenschaft erkannte, wies er nach, daß die überlieferten Dynastien und Zahlenreihen nach dieser astronomischen Periode geordnet seien, und die Ueberlieferung also keine geschichtliche, sondern eine künstlich erfundene oder zurecht gemachte sei. Die letzten Folgerungen, welche er in seinem „Manethos und die Hundsternsperiode 1845" aufgestellt hat, mögen mit Recht bestritten werden, aber die scharfsinnige und consequente Durchführung dieses Princips ist für die ägyptische Wissenschaft wie für die alte Chronologie überhaupt von großem Gewinn gewesen.

Andererseits nahm er die von Ideler neu begründeten Untersuchungen über das Kalenderwesen auf, auch hier bestrebt nachzuweisen, wie die Hellenen ihr Gemeindeleben zu ordnen gesucht haben, indem sie wissenschaftliche Jahresrechnungen aufstellten und ohne ihrem Mondjahre untreu zu werden, dasselbe mit den Jahreszeiten in Einklang erhielten. Attische Rechnungsurkunden mit tageweise berechneten Zinsen, welche er 1846 heraus gab, machten es möglich, Gemein- und Schaltjahre genauer zu unterscheiden, und führten zu Ergebnissen über die Geschichte des attischen Mondjahres, welche in wesentlichen Punkten von den Idelerschen Constructionen abwichen. Böckh veröffentlichte seine Forschungen über die Geschichte der Mondcyklen 1855 und 1857. Die Organisation der Schaltkreise wurde der Gegenstand controverser Ansichten, denen Böckh noch im hohen Alter mit uner-

müdeter Spannkraft folgte, und sein letztes Buch (1863) handelt über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, um die Einschaltung im vierten Jahre derselben als Grundregel des Alterthums festzustellen.

So haben wir die schriftstellerische Thätigkeit Böckhs bis in sein Greisenalter verfolgt, aber wie viel fehlt daran, daß wir auch nur die bedeutendern Arbeiten alle namhaft gemacht hätten! Wie wäre es möglich, auch nur in kurzem Ueberblicke die Fülle dessen zu umfassen, was er in seinem Forscherleben ergründet und geschaffen hat! Ich erinnere nur an seine classische Uebersetzung der Antigone mit den begleitenden Abhandlungen (1843), welche mit der damals versuchten Wiederbelebung der alten Tragödie in Zusammenhang stand, an seine zahlreichen Universitätsprogramme seit 1810, in denen eine große Reihe spezieller Fragen historischen, exegetischen und kritischen Inhalts behandelt werden, an seine gedankenreichen Universitätsreden, welche in deutscher und lateinischer Sprache Gegenstände von allgemein wissenschaftlichem oder zeitgeschichtlichem Interesse behandelten, an seine Gelegenheitsreden in der Akademie, bei welcher er als Sekretär an Schleiermachers Stelle eintrat, an seine akademischen Abhandlungen, in denen er außer den früher schon erwähnten Gegenständen den attischen Bergbau dargestellt, die attischen Jahresfeste des Dionysos in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Dramas richtig erkannt und unterschieden, die Zeitverhältnisse der Midiana des Demosthenes aufgehellt, die erste Papyrosrolle mit griechischer Cursivschrift entziffert, die Regeln der pindarischen Textkritik festgestellt, den Plan der Atthis des Philochoros entwickelt, die Vermögensverhältnisse des delischen Heiligthums und seine Beziehungen zu Athen an das Licht gezogen, die theräischen Inschriften erklärt und die pseudonymen Archonten von Athen behandelt hat. Außerdem hat er für Niebuhrs Rheinisches Museum seine berühmte Abhandlung über die attischen Rechnungsbehörden der Logisten und Euthynen geschrieben, und in früheren Jahren von seiner bekannten Recension über Schleiermachers Platon an eine ansehnliche Reihe von Beurtheilungen fremder Arbeiten.

Bedenkt man nun, daß Böckh sich vom Leben und dessen praktischen Forderungen keineswegs zurückzog, daß er eine Menge litterarischer und anderer amtlicher Geschäfte (ich erwähne nur seine Betheiligung an der Redaction der Werke Friedrichs des Großen) zu besorgen hatte, daß er in der geräuschvollen Hauptstadt an allen Bewegungen des öffentlichen Lebens regen Antheil nahm, daß er sechzig Jahre hindurch der allereifrigste Universitätslehrer war und zwei Seminare leitete: so blickt man in der That mit Staunen auf die Fülle seiner litterarischen Leistungen, von denen man sagen kann, daß ein Menschenleben dazu gehört, um sie alle nach Gebühr zu würdigen und ihren Inhalt sich anzueignen. Er war ein wissenschaftliches Genie von der seltensten Begabung. Mit angeborner Sicherheit des Takts vermied er das Falsche oder Unsichere und traf das Richtige; nachdem er die Probleme lange bei sich erwogen, schrieb er das Gefundene rasch und sicher hin; das Streichen und Aendern liebte er nicht. Auf dem Wege strenger Methode neue Wahrheiten ans Licht zu ziehen, das war die Freude seines Lebens und er hat, einem Quellenfinder gleich, auf dem trockensten Boden die zu Grunde liegenden Schätze, neue Hilfsmittel zur Erweiterung unserer Erkenntniß, zu gewinnen gewußt. Seine unvergleichliche Arbeitskraft ruhte auf einer kräftigen Gesundheit so wie auf der Klarheit und heitern Ruhe des Gemüths. Die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Interessen erhielt ihn frisch. Denn niemals ist seine Gelehrsamkeit in wüste Polyhistorie ausgeartet. Davor schützte ihn sein philosophischer Sinn und das feine Gefühl für das Schöne. Bei den kleinsten Dingen schwebte ihm das Ganze vor Augen und nachdem er die mühsamsten Untersuchungen über die zum attischen Seewesen gehörigen Einzelheiten des Schiffsgeräthes und Ruderwerkes zu Ende geführt hat, spricht er seine Freude darüber aus, daß nun doch der Chor des Sophokles lebendiger verstanden werden könne, in welchem der Stolz von Athen gepriesen wird, „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene, das vom Nereidenchore begleitete Ruderblatt". So wußte er die nüchternste Verstandesoperation mit der Begeisterung für das Ideale zu verbinden, und diese Verbindung war es gerade, welche ihn so geschickt

machte, sich in das hellenische Wesen der classischen Zeit und die geistesverwandten Meister hellenischer Rede, Philosophen wie Dichter, hineinzuleben.

Was die äußere Persönlichkeit Böckhs betrifft, so war nichts charakteristischer für ihn, als das Schlichte seines Wesens. Wie er in seinen Vorträgen jeden rhetorischen Glanz vermied und im lateinischen wie im deutschen Ausdrucke nichts erstrebte, als daß der Gedanke klar und vollständig wiedergegeben werde, so war seine ganze Erscheinung ein Bild der höchsten Einfachheit. Milde und leutselig gegen den Geringsten, jedes Verdienst anerkennend, von aller Streitlust fern und frei von verletzendem Hochmuthe dachte er nie daran, ein vornehmes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen. Bei wenig Männern seiner Bedeutung wird man eine gleiche Bescheidenheit des Auftretens finden; äußerlich verrieth nichts als das unbeschreiblich kluge und geistvolle Auge den großen Geist, welcher die unscheinbare Gestalt beseelte.

So war der Mann, von dem wir sagen können, daß seit Joseph Scaliger kein Philologe so wie er dem Ideale einer umfassenden Alterthumskunde sich genähert hat, der Mann, welchen Alle, die in und außerhalb Europa die classische Philologie auf ihrer Höhe zu erhalten oder zu fördern suchen, als ihren Meister anerkennen, dessen Vorbild vor Allen diejenigen nachzueifern haben, die auf deutschen Universitäten die Ehre vaterländischer Wissenschaft aufrecht zu erhalten berufen sind.

Alle Universitäten sind verpflichtet ihm zu huldigen und die unsrige nicht am wenigsten, welche sein Fach stets mit besonderer Liebe gepflegt hat. Was hier zuerst von Geßner als Aufgabe deutscher Philologie ahnend erkannt und dann von Heyne so rüstig gefördert wurde, ist von Böckh vollendet worden, und er war es wiederum, der, nachdem er schon durch Dissen, seinen trauten Freund und Theilnehmer an den pindarischen Arbeiten, mit Göttingen verbunden war, einen seiner begabtesten und geliebtesten Schüler hieher brachte, der in jugendlicher Begeisterung die Böckhsche Alterthumswissenschaft an unsre Uni-

versität verpflanzte. So steht Böckh als Mittelglied zwischen Heyne und Otfried Müller und hat mittelbar auch auf unserer Hochschule die Alterthumsstudien zu neuer Blüthe gebracht. Darum wird auch unsere Gesellschaft keinem anderen gelehrten Kreise nachstehen in der dankbaren Anerkennung dessen, was August Böckh der deutschen Wissenschaft und dem Vaterlande gewesen ist.

XVIII.

Johannes Brandis

Ein tiefer Schmerz ist durch viele Herzen innerhalb und außerhalb Deutschlands gedrungen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Johannes Brandis auf der Rückreise von Wien am 8. Juli in Linz an der Donau einer plötzlichen Krankheit erlegen sei. Er stand in der vollen Blüthe männlicher Kraft, auf der Höhe seiner wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit. Als Kabinetsrath und Sekretär der Kaiserin Augusta läßt er eine Stellung offen, für welche es der hohen Frau schwer gelingen wird, einen Mann von gleicher Umsicht und gleicher Klarheit des Urtheils zu finden. Als Gelehrter schritt er rüstig von einer Arbeit zur andern, ohne den Faden seiner Studien aus der Hand zu verlieren und er berührte kein Gebiet, ohne durch seinen methodischen Scharfsinn Licht zu verbreiten und die Erkenntniß zu fördern. Nachdem ihm in den letzten Monaten die Entzifferung des kyprischen Alphabets gelungen war, wollte er zur Fortsetzung seines großen Werks über den Zusammenhang der Maß-, Münz- und Gewichtsysteme des Alterthums zurückkehren und wir sehen uns vergeblich nach demjenigen um, welcher im Stande wäre, seine Arbeiten aufzunehmen. Er ist aus der Mitte seiner Jahre von uns hinweggenommen und sein Leben liegt wie eine Trümmerstätte vor uns.

Um so mehr ist es Pflicht und Bedürfniß derer, welche ihm nahe gestanden, nachdem der erste Eindruck des Erschreckens über-

wunden ist, auf das Wirken des Freundes in Ruhe zurück zu blicken, damit nicht das jähe Ende allein uns vor Augen stehen bleibe, sondern der reiche Inhalt seines Lebens uns recht bewußt werde und die Erinnerung an die bleibende Bedeutung desselben uns von der Klage um den Verlust aufrichte. Ein Bruchstück bleibt auch das den Jahren nach vollständigste Menschenleben, während andererseits auch das vorzeitig abgerissene ein Ganzes ist, wenn es einen inneren Zusammenhang hatte und auf hohe Ziele unverwandt gerichtet war.

In dieser inneren Einheit will ich versuchen, sein Leben aufzufassen, nachdem bis jetzt nur ganz kurze Mittheilungen über ihn in den Blättern erschienen sind.*)

Mir fällt aber vor Anderen diese Aufgabe zu, weil ich ihm schon in seiner Kindheit nahe gestanden habe und dann nach kurzen Unterbrechungen immer wieder in die nächste Lebensgemeinschaft zu ihm getreten bin, eine, so lange er lebte, ungetrübte Gemeinschaft, welche ich zu meinen köstlichsten Lebensgütern zähle.

Eine reiche Mitgift ist Johannes Brandis in seinem Elternhause und Geburtsorte für sein Leben mitgegeben worden. Die neu gegründete rheinische Universität war damals ein Vorposten deutscher Bildung wie jetzt Straßburg. Die Professoren waren wie eine Colonie, deren Aufgabe es war, ein Land ältester deutscher Cultur, welches durch seine späteren Schicksale zerrissen und dem Zusammenhang des deutschen Geisteslebens entfremdet worden war, um einen Herd deutscher Wissenschaft zu einigen und dem Vaterlande wieder ganz anzueignen. Es bildete sich in Bonn ein Kreis auserwählter Männer, die sich im Bewußtsein des gemeinsamen Ziels eng an einander schlossen, und es hat wohl selten an einer deutschen Universität eine Gemeinschaft von so innigem Zusammenhange und so hohem Streben bestanden, wie der Kreis war, als dessen Haupt eine Zeit lang Niebuhr

*) So namentlich der Brief des Conservators der Münzsammlung im British Museum, Reginald Stuart Poole an den Herausgeber der Times vom 16. Juli (The late Dr. Brandis). Auch in A. v. Sallets Zeitschrift für Numismatik I. S. 201.

angesehen werden konnte, als er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und es sich zur Ehre anrechnete, der jungen Hochschule als frei verbundenes Mitglied anzugehören. Es war eine große Vielseitigkeit und Frische des geistigen Lebens, welche dem Kreise dieser Männer eigen war. Forscher von voller Selbständigkeit waren es, doch keine Fachmänner, welche sich in ihren besonderen Wissenschaften gegen einander absperrten oder die Gelehrsamkeit von den anderen Seiten des geistigen Lebens getrennt hielten. Offen für alles Menschliche, reich an Weltkenntniß und deshalb der Heimath um so anhänglicher, an allen vaterländischen Angelegenheiten lebhaften Antheil nehmend, voll warmer Empfänglichkeit für Religion, Kunst und Poesie — so vertraten sie die deutsche Geistesbildung als ein Ganzes und betrachteten die Wissenschaft als etwas, wofür man mit der ganzen Persönlichkeit einzustehen habe. Wer Niebuhr kennt, weiß, wie Wissenschaft und Gesinnung, Geist und Gemüth bei ihm zusammen gingen; in seinem Sinne dachten und wirkten, um nur einige Namen anzuführen, von Bethmann-Hollweg, Nitzsch, Brandis.

Niebuhr starb wenig Wochen nachdem Johannes Brandis geboren war*), aber sein Andenken blieb in dem ganzen Kreise, namentlich in dem Hause Brandis so lebendig, daß die Söhne desselben es unwillkürlich in sich aufnahmen, und die Tradition des Niebuhrschen Kreises war die geistige Atmosphäre, in welcher Johannes heranwuchs.

Besondere Familienereignisse trugen dazu bei, den Sinn für Länder- und Völkerkunde und das Interesse für Geschichte schon in dem Knaben zu wecken, denn im Jahre 1837 folgte der Vater einem durch Schelling vermittelten Rufe des Königs Otto von Griechenland, der einen deutschen Gelehrten zu wissenschaftlichen Vorträgen und zur Berathung in Unterrichtsangelegenheiten in seiner Nähe haben wollte. Im Januar des genannten Jahres trat die ganze Familie in einem zu diesem Zwecke gekauften Postomnibus, mit einem fast vollständigen Hausrath versehen, die damals noch sehr ungewöhnliche Reise an, welche zu Lande

*) Den 14. December 1830.

bis Ancona führte, dem einzigen europäischen Orte, welcher durch Dampfschiffahrt mit den Küsten Griechenlands in Verbindung stand. Ich war seit mehreren Jahren dem Brandisschen Hause befreundet und wurde, während ich in Berlin studirte, von dem Vater Brandis aufgefordert, ihn nach Griechenland zu begleiten und im Verein mit den Eltern für den Unterricht der Söhne zu sorgen. Meine Thätigkeit war vornehmlich den beiden älteren gewidmet, Dietrich und Bernhard, von denen der erstere sich den Naturwissenschaften gewidmet hat und jetzt an der Spitze der Forstverwaltung von Britisch Indien steht, der zweite als praktischer Arzt in Aachen lebt. Aber auch Johannes, dem dritten Sohne, konnte ich Lehrer und Führer sein und mich an der ersten Entfaltung seiner Anlagen freuen. Die Erinnerung an Athen und seine Denkmäler, an griechisches Volk und griechische Sprache sind von der Kinderzeit her nie in ihm erloschen, sie sind nach der Heimkehr durch Unterhaltung mit Eltern und Geschwistern sowie durch steten Verkehr mit den Freunden in Griechenland, dessen Entwicklung Niemand mit so treuer Liebe begleitet hat, wie der Vater Brandis, immer lebendig erhalten worden. Ja, es war uns noch in den letzten Jahren immer eine besondere Freude, der gemeinsamen Wanderungen, auf denen wir wetteifernd nach Scherben bunter Thongefäße suchten, der Sommeraufenthalte in Kephisia und im Piräus, wo wir uns zwischen den Ueberresten der alten Hafenthürme am Seebad erfreuten, oder der Kreuzfahrten im Inselmeer im Gespräche zu gedenken, indem Einer des Andern Erinnerung ergänzte.

Der Segen dieser Zeit ist ihm geblieben. Er bewährte sich, als der Knabe in Bonn heranreifte und hier besonders dem dortigen Gymnasialdirector Schopen die Anregung verdankte, welche ihn bestimmte, sich ganz dem Studium des Alterthums zu widmen. Als Studenten fand ich ihn in Bonn wieder, als ich den Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen auf die dortige Hochschule zu begleiten das Glück hatte. Ich fand ihn in voller wissenschaftlicher Entwicklung, erwärmt von Welckers Vorträgen über die Kunst der Alten, begeistert von Ritschls Methode in Kritik und Exegese so wie von Jakob Bernays anregen-

dem Umgang und Unterricht, von dem namentlich die Erklärung der aristotelischen Politik tiefen Eindruck auf ihn machte und ihn von den rein philologischen Studien zur Geschichte hinüberleitete. Bald regte sich in ihm der Wunsch, sich in eigener Forschung zu versuchen, und als die philosophische Facultät die Preisaufgabe veröffentlichte, es solle die Ueberlieferung der Alten in Betreff Assyriens mit den Funden von Botta und Layard zusammengestellt werden, reizte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe, welche vielleicht über das Maß dessen hinausging, was man von einem Studenten zu erwarten berechtigt war.

Die Bonner Facultät hatte eine Aufgabe gestellt, welche zu den brennenden Fragen der Wissenschaft gehörte; denn durch die wunderbaren Entdeckungen im Tigristhale war eine tiefgreifende Bewegung in dem Studium der alten Geschichte hervorgerufen. Man glaubte nun auf einmal die Mittel in Händen zu haben, um unser ganzes Wissen von der alten Welt am Mittelmeere umgestalten zu können, und es erfolgte eine lebhafte Erhebung gegen den sogenannten Classicismus, als dessen Haupt man O. Müller ansah. Die Scheidewand zwischen occidentalischer und orientalischer Cultur sollte niedergerissen werden. Man wollte die bisherigen Ansichten nicht berichtigen und ergänzen, sondern die ganze Anschauung von hellenischer Geistescultur, wie sie Böckh, Welcker und O. Müller lehrten, sollte ein großer Irrthum sein und voreilig steuerte man auf gewisse Theorien hin, welche man ohne sichere Grundlage in kühnem Hochbau aufführte*). Von der anderen Seite kam man den neuen Entdeckungen mit Kälte und Mißtrauen entgegen; denn da die Denkmäler zuerst in die Hände der Engländer gekommen waren, fiel ihnen die Aufgabe der ersten Verarbeitung anheim. In Deutschland hatte man lange Zeit nicht einmal die Mittel der Controle und da die Resultate der neuen Wissenschaft früher mitgetheilt wurden, als der Weg, der zu ihnen geführt hatte,

*) Vgl. Thirlwall: On the alleged connexion between the early history of Greece and Assyria auf Anlaß von Krugen, Geschichte der Assyrier und Iranier in den Transactions of the Royal Society of Literature Vol. VI. New series.

so glaubte man methodische Behandlung zu vermissen und verhielt sich spröde und argwöhnisch gegen die großen Arbeiten von Rawlinson und Hinks.

Es kam also Alles darauf an, mit vorurtheilsloser Kritik dem Gegenstande nahe zu treten und bei Auffindung der neuen Geschichtsquellen zugleich die alten Quellen einer genauen Revision zu unterziehen. Johannes Brandis wagte sich auf dieses Gebiet, weil er die Bedeutung der hier zu lösenden Aufgaben ahnte und bei angeborenem Scharfblicke von Jugend an eine große Neigung hatte, sich an Lösung schwieriger Probleme zu versuchen. Er hatte einen Mitbewerber an G. Muys aus Crefeld. Beiden wurde der Preis zuerkannt. Brandis arbeitete die Preisschrift als Dissertation aus, die er unter dem Titel „Assyriarum rerum tempora emendata“ der Facultät einreichte, und erhielt am 21. December 1852 den Doctorgrad aus der Hand seines Vaters, der eine besondere Freude daran hatte, daß sein dritter Sohn sich der Philologie widmete und die Wege Niebuhrscher Forschung einschlug. Georg v. Bunsen, Johannes Vahlen und Aug. Thilo waren seine Opponenten.

Im Frühjahr 1853 ging er nach Berlin, um sich im praktischen Lehrfache zu versuchen und zugleich noch an der Universität Vorlesungen zu hören. Er unterrichtete am Joachimsthaler und am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

1854 kam eine neue Anregung, welche ihn wieder ganz in die wissenschaftliche Arbeit zurückführte und zwar durch Bunsen, der von Göttingen und Rom her mit dem Vater nahe befreundet war. Brandis hatte ihm seine Erstlingsschrift zugeeignet, welche Bunsen erreichte, als er gerade mit der Chronologie des sechsten bis achten Jahrhunderts vor Christus beschäftigt war und die großartigen Entdeckungen Rawlinsons zu verwerthen suchte. Er fand darin zu seiner Freude eine Bestätigung der Niebuhrschen Ansicht von der Uebereinstimmung zwischen Berosos und Herodot, und Keiner konnte daher mit größerem Interesse als Bunsen auf die Brandissche Untersuchung über die Quellen der assyrischen Geschichte und ihr Verhältniß zu einander eingehen. Als er nun im Winter 1854 nach Vollendung seines Hippolytus sich

von Neuem wieder ganz der alten Geschichte und Chronologie zuwenden wollte und dazu die Unterstützung eines jungen Gelehrten wünschte, der ihm zugleich als Privatsekretär zur Hand gehen könne, lag ihm nichts näher, als sich an Brandis zu wenden, den Sohn seines Freundes und den Freund seines Sohns. Brandis nahm zunächst auf ein Jahr diese Stellung an. Er benutzte den Rest des Winters in Berlin, um sich unter Lepsius' Leitung in die Hieroglyphik hinein zu arbeiten, da es sich zunächst um die Vollendung des Bunsenschen Werkes über Aegypten handelte, und trat um Ostern 1854 als Hausgenosse in die Bunsensche Familie ein.

Freilich wurde dies Verhältniß durch Bunsens Abberufung schon im Juni wieder aufgelöst, aber es war darum kein fruchtloses. Bunsen erkannte, als er Carlton Terrace verließ, auf das Lebhafteste an, daß er es Brandis verdanke, wenn es ihm gelungen sei, die in England zu erledigenden Arbeiten zum gewünschten Abschlusse zu bringen; für Brandis aber war der Aufenthalt in London von mannigfachem Nutzen. Er hatte Gelegenheit, die dortigen Abdrücke und Originaltexte assyrischer Inschriften zu studiren und die Bekanntschaft der englischen Forscher, namentlich des Dr. Edwin Norris, des Entzifferers der tatarischen Keilinschriften zu machen. Bunsens persönlicher Einfluß war aber darum ein besonders wohlthätiger, weil Brandis bei seiner vorwaltend kritischen Anlage geneigt war, ängstlich bei einzelnen Problemen stehen zu bleiben und vor größer angelegten Arbeiten zurück zu weichen. Darum war Bunsens weitschauender Blick und die Fülle seiner Gesichtspunkte in hohem Grade anregend und förderlich für ihn, ohne daß er der gewissenhaften Strenge philologischer Methode, welche er aus der Bonner Schule mitgebracht hatte, jemals untreu wurde.

Es war auch wesentlich eine Anregung Bunsens, welche ihn ermuthigte, seine Studien des Assyrischen in größerem Maßstabe wieder aufzunehmen, indem er sich jetzt befähigt fühlte, in die einheimischen Quellen näher einzugehen und über den Stand der Entzifferung der Keilschriften ein selbständiges Urtheil abzugeben. Zu diesem Zwecke war eine Kenntniß der orientalischen

Sprachen unerläßlich und hier war ihm besonders die Unterstützung seines Freundes Martin Haug, des großen Zendkenners, von wesentlichem Nutzen.

So entstand die Schrift, welche schon durch ihren Titel an die berühmte Abhandlung Niebuhrs über den armenischen Eusebius erinnert und von dem geistigen Zusammenhange, dem sie angehört, Zeugniß ablegt, die Schrift über den historischen Gewinn aus der Entzifferung der Assyrischen Inschriften nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des assyrisch-babylonischen Keilschriftsystems. Berlin 1856. Es war die erste Arbeit deutscher Forschung auf dem Boden der neu eröffneten Wissenschaft von Ninive und Babylon, in knapper Form eine Fülle mannigfaltigster Untersuchungen zusammenfassend, schlicht und anspruchslos und doch mit voller Klarheit und den schwierigsten Fragen gegenüber sichere Stellung nehmend.

Diese Schrift gab er als Docent der Philologie und alten Geschichte an der Bonner Universität heraus. Denn auch in dieser Beziehung hatte das Vierteljahr in London eine entscheidende Bedeutung für sein Leben, daß er sich entschlossen hatte, fortan ganz der wissenschaftlichen Forschung und dem akademischen Berufe zu leben. Er kehrte in das Elternhaus zurück und habilitirte sich an derselben Universität, an welcher sein Vater so lange segensreich thätig war und auch sein Bruder Dietrich als Docent der Botanik wirkte. Als der Letztere dem Rufe folgte, welcher ihm in Indien einen großartigen Wirkungskreis öffnete, übernahm er von ihm die Aufsicht über ausländische, meist englische Pensionäre, welche nun mit ihm im elterlichen Hause wohnten.

Dieser zeitraubenden Beschäftigung ungeachtet, arbeitete er auf dem Gebiete historischer Philologie rastlos weiter.

Die Forschung über die Annalen der orientalischen Geschichte führte ihn zu einer Vergleichung dessen, was für die Anfänge der hellenischen Geschichte an chronologischen Systemen überliefert ist, und er benutzte die auf Ritschls Veranlassung ihm übertragene Abfassung des akademischen Fest-Programms zum 15. October 1857, um die Ergebnisse seiner Forschung in einer Abhandlung

über die ältesten Zeitrechnungen der Griechen (de temporum graecorum antiquissimorum rationibus) niederzulegen. Es war eine Gelegenheitsschrift, aber eine solche, welche für die Quellenkunde der alten Geschichte eine bleibende Bedeutung hat. Denn so oft man auch die Königslisten benutzt und abgedruckt hat, welche seit der alexandrinischen Zeit der herkömmlichen Chronologie griechischer Vorzeit zu Grunde liegen, so war doch die Frage, wie diese Namen- und Zahlenreihen entstanden seien, noch niemals eingehend erwogen worden. Brandis hat hier zuerst eine kritische Untersuchung angestellt, er hat die überlieferten Listen geprüft und ihre verschiedenen Bestandtheile gesondert, je nachdem sie auf Thatsachen beruhen oder auf unbestimmter Erinnerung oder endlich auf einer künstlichen Construction, welche sich in gewissen Zahlsymmetrien erkennen läßt. Man kann nachweisen, wie die Fürstenlisten an örtliche Ueberlieferungen anknüpfen und wie sie dann in die Hände der sogenannten Logographen gekommen sind, unter denen namentlich Hellanikos der Lesbier es gewesen ist, welcher die örtlichen Ueberlieferungen sammelte, sie unter einander auszugleichen suchte und bei diesem Bestreben die attische Ueberlieferung zu Grunde legte, welche in der Zeit der Pisistratiden ihre feste Form erhalten hat. Dadurch hat er ihr eine Autorität verschafft, welche sie bis auf die Zeit der Alexandriner behauptet hat, bis auf die Zeit, da Eratosthenes sich in Betreff der griechischen Vorgeschichte an die spartanischen Listen anschloß. Manches von diesen Resultaten mag noch zweifelhaft sein, wie z. B. die Bedeutung, welche Hellanikos zugeschrieben wird, indessen ist das ganze Thema, dessen Wichtigkeit für kritische Geschichtskunde Niemand verkennen kann, hier zum ersten Male methodisch behandelt. Der Ursprung der Königslisten aus örtlicher Tradition, die Anwendung der Generationsberechnung und andere Punkte stehen fest, und viele Untersuchungen, wie namentlich die von Gutschmid über die makedonischen Königslisten, knüpfen an Brandis an.

Im October 1857 wurde das stille Leben des Privatdocenten auf unerwartete Weise unterbrochen.

Die Frau Prinzessin von Preußen hegte schon lange den Wunsch, einen jungen Mann in ihrem Dienste zu haben, welchem sie einen Theil ihrer Privatgeschäfte mit vollem Vertrauen übertragen könnte; sie wünschte keinen gewöhnlichen Geschäftsmann, sondern einen Mann von gelehrter Bildung, sie kannte Brandis aus der Studienzeit des Kronprinzen in Bonn; sie kannte ihn durch Bunsen; und mir schien von Anfang an die Wahl die allerglücklichste zu sein, denn es war schwer einen Andern zu finden, welcher mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit so viel allgemeine Bildung, so viel Charakterfestigkeit, so viel feinen Takt und würdigen Anstand verband.

Ich wußte, daß die hohe Frau die bestimmte Absicht hatte, Ihrem Sekretär möglichst viel Muße zu eigenen Arbeiten übrig zu lassen, und so konnte ich meinem Freunde zu der ehrenvollen Berufung nur Glück wünschen.

Im November 1857 schrieb er seiner Mutter den ersten Brief vom Hofe und schilderte ihr die Eindrücke der neuen Umgebung. Bald siedelte er mit dem Hofe nach Berlin über und lernte hier die Welt kennen, in welcher er sich nun bewegen mußte.

Er blieb in den neuen Verhältnissen sich selbst und seinen Zielen vollkommen treu. Der ununterbrochene Briefwechsel mit seinem Vater erhielt ihn in steter Verbindung mit den Kreisen der Gelehrten und schon im Winter war er von Neuem mit Studien der assyrischen Keilschrift beschäftigt. Das Räthsel der Polyphonie hörte nicht auf, ihn immer wieder zu reizen, es quälte ihn, daß er die Grundsätze derselben nicht zur Klarheit bringen konnte; endlich ließ er diese Forschung liegen und begnügte sich damit, noch einmal eine bündige Zusammenfassung unserer gesammten Kenntniß assyrischer Cultur und Geschichte zu geben. Das ist in dem vortrefflichen Aufsatze: „Assyrien" geschehen, der in Paulys Realencyklopädie abgedruckt ist.

Inzwischen war er, von demselben Punkte ausgehend, wo er seine erste selbständige Untersuchung begonnen hatte, schon längst auf eine andere Fährte gekommen. Er fühlte wohl, daß die Probleme der assyrischen Philologie, nachdem die erste Bahn

gebrochen, durch Orientalisten von Fach ihre weitere Behandlung erhalten mußten. Für seine Person erschien es ihm als eine dankbare Aufgabe, denjenigen Resultaten assyrischer Cultur, welche sich von ihrem heimathlichen Boden ganz abgelöst haben und Gemeingut der alten Welt geworden sind, auf das Sorgfältigste nachzugehen und die Wege der Verbreitung zu erforschen. Hier hatte er eine Aufgabe, welche seinen besonderen Fähigkeiten und Neigungen in vorzüglichem Grade entsprach. Denn nichts liebte er mehr, als auf dem Wege exacter Forschung zur Aufhellung des Alterthums beizutragen und Resultate zu gewinnen, welche durch Messen und Wägen mit mathematischer Gewißheit festgestellt werden konnten, und von unscheinbaren Denkmälern ausgehend, den Zusammenhang der alten Welt im Großen und Ganzen erhellen konnten.

In dieser Beziehung war er ein echter Schüler von Böckh, der in seinen metrologischen Untersuchungen den Weg gezeigt hatte, wie man in den Maß- und Gewichtsystemen, die bis dahin ein unübersehbares Chaos gewesen waren, einen Zusammenhang nachweisen und die Erfindungen der Priesterschaft in Babylon in ihrer Verbreitung durch alle Küstenländer des Mittelmeeres verfolgen könne. Th. Mommsen hatte in seiner Geschichte des römischen Münzwesens schon einen Ueberblick über die asiatisch-griechischen Währungen gegeben. Den geschichtlichen Zusammenhang derselben bis in das Einzelne zu verfolgen, war eine Aufgabe, welche nach den Arbeiten von Böckh und Mommsen unternommen werden mußte, die aber wegen der unabsehlichen Fülle des in den verschiedensten Sammlungen zerstreuten Materials mit den größten Schwierigkeiten verbunden war.

Brandis entschloß sich, an diese Aufgabe zu gehen. Die weit aussehenden Vorarbeiten schreckten ihn nicht, denn inmitten einer mannigfaltigen Geschäftigkeit und eines buntbewegten Lebens fühlte er sich dadurch gehoben und gestärkt, daß er in jeder Mußestunde an eine Arbeit zurückkehren konnte, bei der er sich zu einsamer Forschung sammelte, deren Förderung in allen Urlaubsreisen (für welche die Fürstin jährlich in zuvorkommendster Güte Sorge trug) sein Augenmerk war und deren Faden eine Reihe

von mehr als zehn Jahren hindurch er nie aus den Händen ließ.

Seine Arbeit zerfiel der Sache gemäß in drei Haupttheile. Zuerst kam es darauf an, in Vorderasien selbst die dort heimischen Maß- und Gewichtsysteme mit Hilfe der inzwischen zahlreich aufgefundenen Gewichtstücke vollständig und urkundlich nachzuweisen. Dies konnte mit einer Sicherheit geschehen, wie es auf keinem andern Gebiete der Alterthumskunde möglich ist; denn die Metrologie hat den Vorzug, mit einem Systeme beginnen zu können, welches so vollkommen ausgebildet war, daß auch die heutige Wissenschaft nichts daran zu bessern vermöchte. Es ist dasselbe Sexagesimalsystem, welches die Vorzüge des decimalen und duodecimalen Systems verbindet und der Eintheilung der Grade, des Guldens, der Stunde und Minute noch heute zu Grunde liegt. Die Methode des Rechnens, welche den Stellenwerth der Ziffern kennt, die Genauigkeit der Eichung, welche an erhaltenen Normaletalons controlirt werden kann, Alles was zur Kenntniß dieses Systems gehört, in welchem wir eines der vollkommensten Erzeugnisse des theoretischen und praktischen Verstandes erkennen können, ist von Brandis zuerst vollständig und lichtvoll auseinandergesetzt, und dies war für die Culturgeschiche der alten Welt ein wesentlicher Fortschritt.

Die zweite Aufgabe war, das fertige und in sich abgeschlossene System in der Bewegung darzustellen, d. h. in seiner inneren Entwickelung so wie in seiner Verbreitung nach außen. Die Veränderungen, welche es erleidet, beruhen auf dem Gebrauch zweier verschiedener Metalle; es bildeten sich neben der Goldwährung Silberwährungen; das Silbergewicht erfuhr verschiedene Theilung und so bildeten sich verschiedene Münzfuße, deren jeder seine besondere Geschichte hat. Andere Veränderungen beruhen auf hellenischem Einflusse; das ursprüngliche System wird von andern Rechnungsweisen durchbrochen, neue Rechnungseinheiten werden eingeführt. Der gemeinsame Ursprung verleugnet sich aber nicht und deshalb können die verschiedenen Münzfuße der alten Welt so zusammengestellt werden, daß die

Verzweigung von dem gemeinsamen Ursprunge wie in einem Stammbaume veranschaulicht wird.

Die Thatsachen, um die es sich hier handelt, sind von sehr trockener und scheinbar unfruchtbarer Natur, und doch sind es Materialien zur Geschichte der alten Cultur von der höchsten Wichtigkeit, weil sie über Verkehrsverhältnisse in einer Zeit, über welche keine Quellen anderer Art vorliegen, urkundlichen Aufschluß geben.

Die Geschichte der Gewichtsysteme in Kleinasien und der damit entsprungenen Münzwährungen führte Brandis zur Geschichte der Münzprägung, welche in dem Grenzlande der hellenischen und asiatischen Welt zu Hause ist. Es ist eine der merkwürdigsten Thatsachen der Culturgeschichte, daß in den alten Weltstädten Asiens alle Kenntnisse und Erfindungen zu Hause sind, auf denen das Münzwesen beruht, aber die eigentliche Verwerthung dieser Erfindung für das Gemeindeleben und den Handel eben so wie die künstlerische Ausbildung der Münzen das Verdienst der Hellenen ist, so daß die durch griechischen Geist ausgebildete Münze wieder von den Griechen entlehnt in den asiatischen Reichen eingeführt wird.

Man erkennt, eine wie inhaltreiche Geschichte in dem kleinasiatischen Münzwesen enthalten ist und welche Bedeutung für die Kenntniß des Alterthums deshalb der dritte Abschnitt des Brandisschen Buchs hat, in welchem er das asiatische Münzwesen durch alle Staaten und Städte bis auf Alexander den Großen behandelt.

Mit unverdrossenem Fleiße hat er das unermeßliche Material in den Münzcabinetten von London, Paris, Berlin u. a. zusammengebracht, über 5000 Münzen hat er einzeln untersucht und so beschrieben, daß Gewicht, Ursprung, Aufbewahrungsort, Metall, Prägbild und Münzfuß genau angegeben sind. Es giebt wenig Werke deutscher Wissenschaft, welche wie dieses mit so gewissenhafter Treue ganz aus den Quellen, aus weit zerstreuten, sämmtlich mit eigner Hand und eignem Auge geprüften Urkunden geschöpft sind.*)

*) Das Maß-, Münz- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen. Berlin, Verlag von W. Hertz 1866.

Es ist ein Buch, das zum großen Theil aus Münzbeschreibungen und Münzverzeichnissen besteht, aus dem aber überall in das Völker- und Staatenleben weite Ausblicke sich öffnen, welche er mit der ihm eigenen Zurückhaltung mehr andeutet als ausführt. Es ist ein in sich abgeschlossenes Werk, ein Werk von bleibender selbständiger Bedeutung, aber freilich ist es nur ein Torso, denn Brandis hat sich für sein Forschungsgebiet eine Grenze gezogen, welche das geschichtlich Zusammengehörige durchschneidet; er hat in weiser Selbstbeschränkung den Geldverkehr des griechischen Festlandes von seiner Betrachtung ausgeschlossen. Seine Absicht war, die Fäden wieder aufzunehmen, um sie von der asiatischen Seeküste nach den europäischen hinüberzuführen, und er arbeitete seit Jahren unverdrossen, um die Münzverhältnisse in Aigina, Euboia, Korinth, Athen u. s. w., deren Zusammenhang mit den asiatischen Vorbildern nur angedeutet ist, in ihren besonderen Entwickelungen darzustellen.

In kleineren Abhandlungen verwerthete er einzelne Entdeckungen, die sich ihm bei seinen, dem Grenzgebiete des Orients und Occidents zugewendeten Betrachtungen ergaben und die von dem außerordentlichen Spürsinne zeugen, mit dem er aus unscheinbaren Thatsachen bedeutende Folgerungen zu machen wußte.

Die Beschäftigung mit den babylonisch-assyrischen Urkunden hatte ihn vielfach auch auf die Gottesdienste Vorderasiens geführt, namentlich auf die siderische Seite derselben, d. h. auf die den fünf damals bekannten Wandelsternen nebst Sonne und Mond gewidmete Verehrung. Durch den systematisch ausgebildeten Planetendienst erhielt die Siebenzahl eine heilige Bedeutung. Den sieben Gestirnen waren nicht nur die Wochentage heilig, sondern ihnen wurden auch Tempel gebaut und Städte geweiht. Er zeigte nun in überraschender, aber zweifelloser Weise, daß auch den sieben Thoren Thebens dieselbe Bedeutung zu Grunde liege, daß auch diese Stadt nach demselben System wie Borsippa und Ekbatana den Planetengöttern geweiht worden sei, und wenn es auch darum noch nicht ausgemacht ist, daß Phönizier nach babylonischen Normen die böotische Stadt gebaut haben, so ist doch der Einfluß babylonischer Tradition erwiesen und man er-

kennt, wie unrichtig es war, erst in der Zeit nach Alexander Einwirkungen des orientalischen Aberglaubens in Griechenland anzunehmen. (Hermes II. S. 259.)

Eine andere Arbeit — die letzte, welche er mit eigner Hand vollendet hat, — hängt unmittelbar mit seinen numismatischen Studien zusammen. Diese hatten ihn oft empfinden lassen, wie sehr das Verständniß der griechischen Prägbilder noch der wünschenswerthen Klarheit ermangele. Er wendete seine Aufmerksamkeit besonders auf die den Haupttypen sich anschließenden Nebenzeichen und auf die häufig berührte, aber noch nie in größerem Zusammenhange behandelte Frage, ob diese Nebenzeichen als Privatwappen der Münzbeamten aufzufassen seien oder nicht. Brandis wies in seinem Aufsatze „Ein Beitrag zur griechischen Wappenkunde" (A. v. Sallets Zeitschrift für Numismatik I. S. 58) auf die Analogie der Tafeln von Herakleia hin. Hier sind die in der Inschrift angeführten Zeichen, Heroldstab, Traube, Blume u. s. w. zweifellos Familienwappen und dienen neben den Namen als wesentliche Kennzeichen der verschiedenen Personen. Brandis benutzte nun die Münzen der Stadt Dyrrhachion, um hier aus einer langen Reihe unzweideutiger Beispiele den Beweis zu führen, daß die Beizeichen nichts anderes sind als die Familienzeichen der Münzbeamten, welche für das Vollgewicht der Münze einstehen. Er wies in einzelnen Beispielen die Beziehung des Wappenzeichens auf den Namen des Beamten nach; er zeigte, wie die Combination verschiedener Wappen die Verbindung verschiedener Familien andeute, und daraus folgt nicht nur für ganze Reihen anderer Münzen, wie der athenischen, wo die Deutung der Beizeichen streitig war, die richtige Auffassung, sondern auch das weitere, für die Culturgeschichte der alten Welt wichtige Ergebniß, daß das Wappenwesen, das im Orient so ausgebildet war und für Rom längst anerkannt ist, auch den Griechen nicht fremd gewesen ist. Aber auch hier erkennen wir, wie die Hellenen Alles, was sie vom Morgenland empfingen, mit der ihnen eigenthümlichen geistigen Freiheit aufnahmen und nach ihrer Weise gestalteten. Im Zusammenhange mit den Münzen wollte er auch die Eichungsstempel

auf den Henkeln griechischer Thonkrüge behandeln, auf denen auch das Siegel des verantwortlichen Beamten dazu dient, die Richtigkeit des Maßes zu beglaubigen.

Alle diese Untersuchungen haben den unschätzbaren Vorzug, daß sie mit sicherem Takte auf das Nachweisbare sich beschränken und mit sauberer Methode solche Resultate erzielen, die als solide Bausteine und feste Grundlagen zu weiteren Forschungen benutzt werden können.

Endlich führte ihn der Reiz, den es von Jugend an für ihn hatte, an unverstandenen Schriftgattungen des Alterthums seinen Scharfsinn zu erproben, auf die Denkmäler der Insel Kypros.

Kypros hat für die Culturgeschichte der Mittelmeerländer eine hervorragende Bedeutung. In der Mitte von Asien, Afrika und Europa gelegen, ist das reiche Eiland von Anfang an der Schauplatz gewesen, wo die verschiedenartigen Einflüsse der abendländischen und der morgenländischen Welt die deutlichsten Spuren hinterlassen haben, und die Mischung verschiedener Nationalitäten ist hier so groß, daß man über den Grundcharakter der Inselbevölkerung kein sicheres Urtheil bilden konnte. Um so mehr kam Alles darauf an, die einheimische Schrift und Sprache zu erforschen.

Die kyprischen Schriften auf Münzen hatte schon der Herzog von Luynes gesammelt, dem das große Verdienst gebührt, auf diesem Gebiete Bahn gemacht zu haben. Er hat auch das erste und bis jetzt noch einzige größere Schriftstück, die 31zeilige Bronzetafel von Idalion, herausgegeben; es war sogar auf seinen Anlaß der kecke Versuch gemacht worden, diese Tafel zu lesen und zu deuten, ehe man den Schlüssel der Schrift gefunden hatte, welcher ohne eine doppelsprachige Inschrift nicht zu finden war.

Kaum hatte also Brandis, welcher schon in seinem großen Werke den Urkunden und der Geschichte von Kypros eingehende Forschung gewidmet hatte, von der Auffindung der ersten kyprisch-phönikischen Inschrift, welche durch Herrn Lang in das brittische Museum gekommen war, Nachricht erhalten, als er sich mit

größtem Eifer daran machte, diese Entdeckung für die Wissenschaft zu verwerthen.

Georg Smith hatte schon den Anfang gemacht und mit Hülfe der Langschen Inschrift zuerst das Wort Basileus und dann die zum Königstitel gehörigen Namen bekannter Fürsten von Cypern gelesen. 33 Buchstaben waren festgestellt, der griechische Charakter von Sprache und Schrift war gesichert. Dies bestätigte sich auch durch die Studien von S. Birch. Brandis aber blieb es vorbehalten, das ganze Schriftsystem zuerst methodisch zu behandeln. Vom Bekannten zum Unbekannten sehr vorsichtig fortschreitend, gelang es ihm durch das Studium der durch Cesnola gesammelten Inschriften, welche jetzt nach New-York gebracht, in Abdrücken aber im brittischen sowie im Berliner Museum vorhanden sind, den Lautwerth der meisten der Schriftzeichen zu bestimmen. Die Arbeit war nicht leicht. Denn diese Inschriften sind meistens sehr kurz und auf porösem Kalkstein ziemlich nachlässig eingegraben. Aber er fand bald auch die aus schriftlicher Ueberlieferung bekannten Eigenthümlichkeiten der kyprischen Mundart auf den Steinen wieder. Nachdem der Charakter der Sprache erkannt war, tauchte ein Wort nach dem andern auf, und am Ende sah er sich im Stande, auch die große idalische Inschrift zu entziffern und darin einen Erbpachtvertrag nachzuweisen, in welchem festgesetzt wird, wie viel die Pächter von dem Korn, das sie bauen, für sich behalten dürfen.

Brandis begnügte sich nicht mit diesen Resultaten, sondern suchte der kyprischen Schrift in der Geschichte der Schriftsysteme des Alterthums ihre Stellung anzuweisen. Er erkannte darin einen Versuch, das asiatische Schriftsystem, welches in der persischen Keilschrift am vollständigsten entwickelt ist, auf einen griechischen Dialekt anzuwenden. Es ist eine Silbenschrift, in welcher die Consonantenzeichen den folgenden Vocal mit angeben, aber, indem die Vocale auch nicht selten besonders angegeben werden, finden wir die Kyprier im Uebergange zur neuen Buchstabenschrift. Wir finden noch eine Ueberfülle von Buchstaben, indem jeder Consonant mindestens dreimal vertreten ist, aber man erkennt das Streben, aus einer verwirrenden Zeichenfülle zu einer weisen

Oekonomie im schriftlichen Ausdruck vorzudringen. Vor ihrer vollständigen Entwickelung auf diesem Wege ist die einheimische Schrift um die Zeit des Euagoras durch die hellenische Schrift verdrängt worden.

Aus den gegebenen Andeutungen erhellt zur Genüge, welchen wesentlichen Fortschritt in der Culturgeschichte der alten Welt die Entzifferung der kyprischen Inschriften bezeichnet, und man wird nur um so schmerzlicher empfinden, daß nach der im Manuscript vollendeten Abhandlung „Versuch zur Entzifferung der kyprischen Inschriften", welche ich im Auftrage des Verfassers am 8. Mai 1873 der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin vorlegte*), die weitere Ausführung und Verwerthung dieser Entdeckung, welche mit einer vollständigen Sammlung aller kyprischen Schriftreste erfolgen sollte, von ihm nicht mehr gegeben werden kann. Die deutsche Forschung wird aber nicht lässig sein, den durch ihn gebahnten Wegen nachzugehen.

Das ist ein kurzer Rückblick auf die wissenschaftliche Thätigkeit von Johannes Brandis und wenn wir auch nie ohne Wehmuth daran denken können, daß er im vollen Schaffen und in der Vorbereitung neuer wichtiger Arbeiten vom Tode überrascht worden ist, so finden wir doch einen Trost darin, daß es ihm in den zwanzig Jahren, in denen er als Gelehrter thätig war, der äußeren Unruhe seines Lebens ungeachtet gelungen ist, eine solche Reihe von Arbeiten zu Stande zu bringen, von denen jede einzelne in der deutschen Wissenschaft ihre Bedeutung hat; zusammen aber bilden sie ein Denkmal seines geistigen Lebens, welches ihm ein dankbares Andenken sichert, so lange man mit vollem Ernste in das Leben des Alterthums eindringen wird.

Es sind sehr mannigfaltige Arbeiten und doch geht eine innere Einheit durch alle hindurch. Alle sind aus einem Geiste geboren, dem Geiste Niebuhrscher Forschung, welchen er schon im Elternhause eingesogen hatte; alle gehen vom Kleinen und Einzelnen in das Ganze und Große und zielen dahin, neue Mittel herbeizuschaffen, um die Thatsachen der alten Cultur-

---

*) Wegen Anfertigung des kyprischen Alphabets verzögert, ist der Aufsatz abgedruckt im Septemberheft der Monatsberichte der k. Akad. der Wiss. 1873.

geschichte im Zusammenhange zu erkennen und auf dem Wege exacter Methode die wichtige Frage nach den orientalischen Quellen der hellenischen Bildung ihrer Lösung näher zu führen.

Auch sein äußeres Leben, so mannigfaltig es sich auch gestaltet hat, so vielfach es durch äußere Anlässe bestimmt und aus seiner angewiesenen Entwickelung scheinbar abgelenkt worden ist, erscheint uns doch, wenn wir es im Zusammenhange überblicken, als ein Ganzes, in welchem Eins zum Anderen gehört, Eins das Andere vorbereitet.

Auch hier beginnt Alles vom Vaterhause, in dem er mit seinem ganzen Wesen wurzelte. Vom Vater ererbte er die Beziehung zu Bunsen; des Vaters Freund ward sein Gönner und Freund; er führte ihn in die Welt ein, machte ihn in England heimisch und ermuthigte ihn zu größeren Arbeiten. Die schwierige Aufgabe, welche er mit der Uebernahme des Pensionats im Elternhause antrat, wurde ihm eine Schule praktischer Erfahrung, in welcher er Gelegenheit hatte, sich namentlich in Kassenverwaltung und anderen praktischen Dingen eine geschäftliche Gewandtheit anzueignen, welche ihm später sehr zu Statten kam. Die Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit an der Bonner Universität war aber kein solcher Verlust für ihn und für die Wissenschaft, wie es Manche damals und später angesehen haben, weil er zum Unterricht keine besondere Neigung und Befähigung hatte. Er war viel mehr Forscher als Lehrer. Die stille, einsame Arbeit war sein Element, und dadurch hat die hohe Frau, welche ihn in ihren Dienst nahm, sich um die Wissenschaft ein unvergängliches Verdienst erworben, daß sie den Gelehrtenberuf unseres Freundes in solchem Grade zu ehren wußte und unausgesetzt Sorge trug, ihm nicht nur täglich ungestörte Mußestunden zu sichern, sondern auch jährlich längeren Urlaub für wissenschaftliche Reisen sowohl wie für vollständig ungestörte Muße gestattete. So wurde es ihm möglich, in seinem vielbeschäftigten Amte die Reihe von Arbeiten zu Stande zu bringen, wofür er bei ununterbrochener Lehrthätigkeit die nöthigen Mittel und die nöthige Muße sich vielleicht nicht in gleicher Weise verschafft haben würde.

Auch in der Beziehung hat sich sein äußeres Leben harmonisch

gestaltet, daß er zuletzt wieder an demselben Ufer, wo seine Wiege gestanden hat, heimisch geworden ist.

Es war für die Brandisschen Söhne ein wehmüthiger Lebensabschnitt, als nach dem Tode des Vaters das Haus sich schloß, welches ihr Mittelpunkt war und das über ein halbes Jahrhundert ein Vereinigungspunkt der edelsten Männer, ein Sitz der schönsten Geselligkeit, eine Pflegestätte für Kunst und Wissenschaft und alle idealen Interessen gewesen ist. So wie also Johannes Brandis die Mittel hatte, erwarb er sich in der Nähe von Bonn, an einem Punkte, der vielleicht der schönste am Rheinufer genannt werden kann, dem Siebengebirge gegenüber, in Rüngsdorf bei Godesberg ein bescheidenes Grundstück und baute sich dort ein kleines Landhaus, wo er in den Wochen des Urlaubs still arbeiten und nach des Vaters Beispiel seine Freunde bei sich sehen wollte. Es war das dritte Mal, daß er nach Vollendung der Wiener Reise in dem eben vollendeten Hause ausruhen wollte.

Die Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die Einer vollendet hat, läßt sich leicht nennen und charakterisiren, und ebenso die Reihe der Ereignisse, welche den Gang seines äußeren Lebens bedingen. Wer aber wagt es, das innere Leben des nächsten Bekannten, die innere Lebensgeschichte darzustellen? Diese Aufgabe ist bei Johannes Brandis von besonderer Schwierigkeit, weil er in seinen reiferen Jahren sehr zurückhaltend war und den Eindruck eines Mannes machte, der in seinem geistigen Wesen ganz auf sich beruhte, Anderer wenig bedurfte und sich über die Vorgänge seines inneren Lebens auch den Nächsten mitzutheilen kein Bedürfniß fühlte. Viele seiner Bekannten, welche ihn wohl zu schätzen wußten, konnten in dieser Beziehung ein gewisses Mißbehagen nicht verleugnen. Sie vermißten ein offenes und herzliches Entgegenkommen und haben wohl in unbilliger Weise den Grund seiner Kälte und vornehmen Zurückhaltung in seiner amtlichen Stellung gesucht, als wenn diese Veranlassung gewesen wäre, seinen Charakter zu verändern.

Es versteht sich von selbst, daß seine Stellung ihm ein besonderes Maß von Zurückhaltung zur Pflicht machte. Bei

seiner Gewissenhaftigkeit war er in diesem Punkte ganz besonders strenge gegen sich; auch fühlte er von dem Tage an, da er in Lebenskreise eintrat, welche ihm bis dahin fremd gewesen waren, sich um so mehr verpflichtet, seine Lebendigkeit zu zügeln und sich der vorsichtigsten Ruhe und Selbstbeherrschung zu befleißigen.

Dazu wirkte auch sein körperlicher Zustand. Er hatte nämlich schon beim Eintritt in das Jünglingsalter eine schwere Krankheit durchzumachen, bei welcher zuerst ein Herzübel zu Tage trat. Dies Uebel hat ihn mehrfach auf das Krankenlager geworfen und hat ihn als ein steter Mahner durchs Leben begleitet. So stattlich und frisch seine Erscheinung war, fühlte er sich doch stets von dem inneren Feinde bedroht und wer ihn genau kannte, spürte an einer plötzlichen Veränderung seiner Züge, daß er zu leiden und zu kämpfen habe. Er klagte nie, aber je mehr er innerlich durchzumachen hatte, um so ruhiger erschien er nach außen, und auch die steife gerade Haltung, die ihm eigen war, erklärt sich daraus, daß er so vor den immer drohenden Beängstigungen am sichersten zu sein glaubte.

Die Menschen entwickeln sich in zwiefacher Weise. Entweder es entfaltet sich der Charakter einfach und ungestört aus dem inneren Keime, wie eine Pflanze aus dem Samen, oder es tritt eine mehr oder minder bewußte Gegenwirkung ein, welche den natürlichen Gang der Entwickelung verändert.

Wie ich Johannes Brandis als Knaben kannte, hatte er ein höchst erregbares Gemüth und ein sehr starkes Empfindungsleben. Er war leidenschaftlich in Liebe und Abneigung, in Hingabe und Eigenwillen. Mit bewußtem Entschlusse hat er sich selbst, da er heranreifte, gestählt, Phantasie und Empfindung gezügelt, und weil er nicht weich sein wollte, erschien er wohl wie eine rein verständige kalte Natur und der ferner Stehende konnte dazu kommen, das zu vermissen, was doch der ursprüngliche Kern und der tiefste Zug seines Lebens war.

Dieser Grundzug bewährte sich in seiner Familiengemeinschaft. Ein Kind des Hauses zu bleiben, war ihm, so lange er seine Eltern hatte, ein inneres Bedürfniß, und wenn der Austausch mit dem Vater ihm ein steter Antrieb war, in der Wissenschaft

fortzuleben, so trat der trefflichen Mutter gegenüber, welcher er mit der zärtlichsten Liebe anhing, das auf den tiefsten Grund seines Wesens zurückgedrängte Gefühlsleben in sein Recht. Der ideale Zug, welcher das Wesen der Mutter in seltener Stärke beherrschte, war als Erbtheil auf ihn übergegangen und eine Kraft geworden, deren stiller Einwirkung er sich nie entziehen konnte, und in der Erinnerung an sie tönten die zartesten Saiten seines Wesens leise fort. Das Elternhaus erhielt sich, nachdem es aufgelöst war, in dem geistigen Zusammenleben der Geschwister, zu denen auch die Cousine gehörte, welche dem verwittweten Vater das Haus geführt und ihn an seinem Lebensabend wie eine Tochter gepflegt und beglückt hatte. Die Brüder, deren jüngster, Carl, in Hessen Gutsbesitzer ist, sind bis zuletzt auch Johannes theuerste und nächste Freunde geblieben und zu den Geschwistern gehörte auch im vollen Sinne die Cousine Anna von Hartmann, welche seit dem Tode der Mutter das väterliche Haus geführt und alle Freuden und Leiden von Johannes Brandis mit schwesterlichem Herzen getheilt hat.

Der angeborene Zug eines tiefen Gemüthslebens offenbarte sich bei ihm auch darin, daß er die Pflichten seines Amtes nicht bloß mit einer bis ins Kleinste gehenden Gewissenhaftigkeit des Beamten erfüllte, sondern mit einer persönlichen Hingebung, welche ihn jede Dienstleistung wie eine Herzenssache ansehen ließ. So hat er der Fürstin, welche den Kern seines Wesens, der den Meisten verborgen blieb, in vollem Maße zu würdigen verstand, bei stets wachsender Arbeit und Verantwortlichkeit mit immer gleicher Freudigkeit gedient, und im Gespräche mit den nächsten Freunden oft zu erkennen gegeben, wie die tiefe Dankbarkeit für ein ungestörtes Vertrauen, für die zartesten Rücksichten, für eine in guten und bösen Tagen bewiesene Güte der Grundton seines Lebens war.

Ich darf auch wohl hinzusetzen, daß er des Kaisers persönliches Wohlwollen als ein Glück seines Lebens betrachten durfte und daß der Kronprinz, welcher ihn von Bonn her als seinen Commilitonen lieb hatte, und die Kronprinzessin ihm immer mit besonderer Huld zugethan waren.

Betrachten wir Brandis in seinen übrigen Lebensbeziehungen, so wird ein Einzelner kaum im Stande sein, sie vollständig zu überblicken. Sie waren so mannigfaltig, daß seine Person schon deshalb Vielen ein Räthsel ward, weil sie sich in seine scheinbar einander widersprechenden Eigenschaften und Richtungen nicht zu finden wußten.

Dem Kerne nach eine deutsche Forschernatur, der echte Sohn eines Professorenhauses, mit dem körperlichen und geistigen Gepräge einer gewissen steifen Verschlossenheit und Befangenheit, der Stubengelehrte, der sich zwischen seinen Büchern am glücklichsten fühlte und sich mit der edlen Leidenschaft eines unermüdlichen Spürsinns in wissenschaftliche Probleme vertiefte, in welche ihm auch von den Fachgenossen nur Wenige folgen konnten, — auf der anderen Seite ein Weltmann, welcher sich in der sogenannten großen Welt mit voller Freiheit und Zuversicht bewegte und seine Freude daran hatte, an deutschen Höfen wie in der englischen Aristokratie immer neue Verbindungen anzuknüpfen; der gründlichste Forscher auf dem Gebiete des fernsten Alterthums und dabei ein Mann der ausgebreitetsten Welt- und Menschenkenntniß, wozu er seine Reisen in England, Frankreich, Spanien und Italien auf das Eifrigste benutzt hatte. Schweigsam, zurückhaltend und von so peinlicher Gewissenhaftigkeit, daß es ihm nicht möglich war, einen Satz niederzuschreiben, für den er nicht mit mathematischer Sicherheit den Beweis führen konnte, — und dabei im geselligen Kreise ein Meister der Unterhaltung, gewandt und lebendig, sprühend von Geist und Witz, und wenn er für gewöhnlich das Gepräge des tiefsten Ernstes auf seiner Stirne trug, so trat zu Zeiten eine kindliche Fröhlichkeit in voller Stärke zu Tage. Dabei hat ihn das Vorgefühl eines frühzeitigen Endes nie verlassen, aber auf diesem dunkeln Hintergrunde konnte eine beinahe stürmische Lebenslust hervorleuchten und die jugendliche Fähigkeit zum vollsten Lebensgenusse hat ihn nie verlassen. Noch aus Wien schrieb er kurz vor seinem Ende in voller Begeisterung über alles Schöne und Außerordentliche, das er dort gesehen hatte.

Die Vereinigung so vieler zum Theil gegensätzlicher Eigenschaften, wie sie sich selten wieder zusammenfinden werden, gab seiner Person einen großen Reiz. Er konnte in jedem Kreise bieten, was man dort am wenigsten erwartete; durch sein reiches Wissen und Können, seine ausgebreitete Lebenserfahrung wußte er überall, wo Empfänglichkeit für geistigen Genuß vorhanden war, zu geben, anzuregen, zu spannen, zu fesseln. Viel gesucht und viel verwöhnt, hat er sich zu einer Ueberschätzung seiner Gaben niemals verleiten lassen und ist dem Grundzuge seines Wesens, dem Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, stets treu geblieben. Er hat auch in der großen Welt immer Verbindungen anzuknüpfen gesucht, welche über die Alltäglichkeit dessen, was man dort zu suchen pflegt, weit hinausgingen. Er hat unausgesetzt darnach gestrebt, die verschiedenartigen Anlagen und Kräfte, die ihm angeboren waren, und die verschiedenen Richtungen, auf welche ihn sein Lebensweg geführt hatte, zu einer in sich geschlossenen Persönlichkeit harmonisch auszubilden, und diese Harmonie wäre immer völliger erreicht worden, wenn ihm ein höheres Alter beschieden gewesen wäre.

In der Wahl seines Umgangs war Brandis eine im guten Sinne des Worts aristokratische Natur. Als Freund wollte er nur mit den Besten verkehren, und der trauliche Austausch mit auserwählten Genossen war ihm, wie er es vom Vaterhause her gewohnt war, die eigentliche Würze und die Blüthe des menschlichen Lebens. Er wußte in allen Gesellschaftskreisen das echt Menschliche, Tüchtige und Gute herauszufinden.

Von fürstlichen Persönlichkeiten stand ihm der edle und joviale Prinz Waldemar von Holstein, der als Gouverneur von Mainz verstorben ist, besonders nahe. Aus dem Stande der Staatsmänner und Diplomaten nenne ich den Freiherrn von Roggenbach, Lord Odo Russel, den englischen Geschäftsträger in München Morier, und den nah befreundeten Kurd von Schlözer. Aus militärischen Kreisen war der General Julius von Hartmann, sein Verwandter von mütterlicher Seite, auch sein nächster Freund.

Die vom Elternhause her stammenden Beziehungen standen ihm immer am höchsten und galten ihm als die theuersten Erbstücke. Vor Allem war ihm kein Haus so werth wie das des ältesten Freundes seines Vaters, Twesten; hier blieb er immer wie Sohn im Hause und die väterliche Freundschaft lebte in der zweiten Generation weiter. Karl Twesten war Brandis ein Musterbild von sittlicher Kraft, Charakterfestigkeit und rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Ebenso lebte die väterliche Freundschaft mit Bunsen im zweiten Geschlechte fort; Georg von Bunsen ist ihm immer ein brüderlicher Gefährte geblieben. Auch der Maler Berg, der künstlerische und wissenschaftliche Darsteller von Rhodos, Japan, China war ihm von Bonn her ein Freund, dem er mit voller Treue anhing.

Am meisten ist Brandis bis zuletzt im Kreise der Wissenschaft heimisch geblieben. Er dachte hoch vom Berufe derer, welche sich ganz dem Dienste der Wissenschaft widmen, und er konnte nie zorniger aufwallen, als wenn er sah, daß durch Intrigue, durch Selbstsucht oder hämische Anfeindung die Ehre des deutschen Gelehrtenstandes gefährdet werde.

Während der Monate, die er in Berlin zubrachte, nahm er an dem wissenschaftlichen Leben der Hauptstadt den regsten Antheil. In der archäologischen Gesellschaft machte er noch im Sommer Mittheilungen über neu erschienene Werke, welche in das Gebiet seiner Studien einschlugen, wie Dumont Inscriptions céramiques und namentlich Schraders Werke über Assyrien, bei denen er mit besonderer Genugthuung anerkannte, daß nun endlich diese Forschung von einem auf der Höhe seiner Wissenschaft stehenden Orientalisten aufgenommen worden sei.

Eine besondere Freude hatte Brandis an den regelmäßigen Zusammenkünften, in welchen mit wissenschaftlichen Mittheilungen oder gemeinsamer Lectüre freier Austausch der Gedanken und der Genuß einer ungezwungenen Geselligkeit verbunden war. Er war ein eifriges Mitglied der Mittwochsgesellschaft, welche v. Bethmann-Hollweg, dem er ja auch von alten Bonner Zeiten her mit voller Pietät ergeben war, und Dorner gestiftet hatten, und trug hier über alte Münzkunde, über Geschichte der Astrologie

u. a. vor. Ebenso war er eifriges Mitglied der griechischen Gesellschaft, die uns wöchentlich am Freitag vereinigte.*)

Außerdem war es seine größte Freude, Männer, die er hoch schätzte, aus den verschiedensten Lebenskreisen zu freundschaftlichem Austausch bei sich zu vereinigen oder häuslich bei ihnen zu verkehren. So liebte er besonders den vertrauten Verkehr mit E. von Stockmar, mit Mommsen und Helmholtz, mit Lasker, Lazarus, Joachim u. A. Es war ihm ein Bedürfniß, durch persönliche Bekanntschaft mit allen bedeutenden Richtungen im geistigen Leben der Gegenwart unmittelbare Beziehung zu haben.

Wo er als Gast in die Häuser seiner Freunde kam, wußte er, wenn er sich wohl fühlte, immer mit vollen Händen zu geben und zu erfreuen. Er machte von den bunten Lebensbildern, die er an sich vorübergehen sah, von den Erlebnissen auf seinen Reisen, namentlich aus England, das er so genau kannte und sehr liebte, die reizendsten Mittheilungen; er las gerne vor, was ihn angesprochen hatte, und Manche, welche diese Zeilen lesen, werden dabei im Stillen der Abende gedenken, in welchen er der anregende Mittelpunkt eines häuslichen Kreises war, und werden es erklärlich finden, wenn der Schreiber dieser Zeilen nichts Ausführlicheres in die Oeffentlichkeit bringen mag, wie er ja auch darüber schweigt, was er ihm und seinem Hause gewesen ist, und sich scheut, die Treue zu rühmen, welche er ihm von den Tagen der Kindheit bewahrt hat.

Gewiß wäre es für ihn ein besonderer Segen gewesen, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, einen eigenen Herd zu gründen und hier nach des Vaters Vorbild edle Geselligkeit zu pflegen, wozu er in seltener Weise befähigt und berufen war.

*) Ich führe hier die Namen der Mitglieder an, weil der Kreis der Freunde, in dem er sich so wohl fühlte, mit zu dem Bilde seiner Persönlichkeit gehört. Von der Universität und Akademie gehörten dazu: Bruns, Curtius, H. Grimm, Kronecker, Mommsen, Roth, Tobler, Zeller. Außerdem Georg von Bunsen, Minister Friedberg, Ministerresident Krüger und der Generaldirektor der Museen Richard Schöne. Allen Mitgliedern der Gesellschaft wird unvergeßlich sein, mit welcher Lebendigkeit sich Brandis namentlich an der Erklärung von Aristoteles' Politik und den Vögeln des Aristophanes betheiligte.

Ein Ersatz war es ihm, daß er auf seinem Landsitze in Rüngsdorf die Seinigen bei sich sehen und in glücklicher Ferienmuße der Wissenschaft und seinen Freunden leben konnte. Hier hat er im Frühjahr 1873 die letzte Frucht seiner wissenschaftlichen Muße vollendet. Am ersten Mai schickte er mir das Manuscript mit folgenden Worten: „Hierbei erhältst Du aus der Akademie von Rüngsdorf meine Arbeit. Sie enthält die Geschichte der Entzifferung der kyprischen Schrift und die Darlegung des Schriftsystems. Es wird sich daran die Erklärung der Inschriften und Münzlegenden und eine Abhandlung über die kyprische Sprache knüpfen. Im vorliegenden Theile habe ich nur hie und da Gelegenheit gehabt, mich auf Interpretation einzelner Stellen einzulassen."

Brandis ist immer am Rhein heimisch geblieben und als er in der Donaustadt krank lag, glaubte er die Wogen seines heimathlichen Stromes rauschen zu hören. Am Rheine lebte er auch wieder mit denen, welchen er seine wissenschaftliche Bildung verdankte, und es war ihm ein besonderer Genuß, wenn er Jakob Bernays, der aus seinem Lehrer sein Freund geworden war, des Abends nach seinem Tusculum abholen und dort mit ihm über alte und neue Politik in Ernst und Scherz disputiren konnte.

In seiner amtlichen Stellung, in der Wissenschaft, im Kreise seiner Freunde ist eine große Lücke, welche für die von dem Verluste Betroffenen nimmer ausgefüllt werden kann. Diese Zeilen sollen den näher und ferner Stehenden die Züge seines Bildes erneuern und den Schmerz um seinen Verlust dadurch mildern, daß wir gedenken, wie reich er in seinem kurzen Leben gesegnet gewesen ist und wie viel des Guten und Schönen er zu Stande gebracht hat.

XIX.

William Martin Leake.

Brief memoir of the life and writings of the late Lieutenant-Colonel William Martin Leake. London 1864. 4. For private circulation only.*)

Das Interesse der Engländer für Hellas begann mit der Schwärmerei für hellenische Kunst und dem Sammeleifer der Aristokratie, welche nach dem Vorgange des Earl von Arundel ihre Schlösser und Landsitze mit Antiken zu füllen begann (to transplant Old Greece into England**). Später und langsamer erwachte der topographische Sinn, zuerst in Georg Wheler, der 1676 sich an Jacob Spon in Lyon anschloß, um Griechenland zu bereisen; eine Reihe alter Städte verschollenen Angedenkens ist bei dieser Reise wieder aus dem Dunkel hervorgetreten.

Es verging ein Jahrhundert, bis ein neuer Anlauf genommen wurde. 1751 schiffte sich James Stuart in Venedig ein, um die Kunst der Alten in ihrer Heimath zu erforschen. Bis 1754 arbeiteten Stuart und Revett in Griechenland und brachten einen unvergleichlichen Schatz an Zeichnungen, Plänen und Karten heim, welche sie in ihren „Alterthümern von Athen" veröffentlichten. Langsam reifte das große Werk, die Grundlage aller

*) Verfasser dieser inhaltreichen Schrift, welcher ich alle Einzelheiten über das Leben von Leake mit großem Danke entnommen habe, ist J. H. Marsden, damals Professor der Archäologie in Cambridge, ein Verwandter des Mannes, mit welchem Leake's Frau in erster Ehe verbunden war.

**) Ad. Michaelis „Privatsammlungen in England", Archäol. Zeitung 1875. S. 3.

Denkmälerkunde des classischen Bodens. Der erste Band erschien 1768, der zweite erst nach Stuarts Tode 1784; die beiden folgenden ungleich später. Aber schon während des Erscheinens übte das Werk eine mächtige Wirkung; es war ein Ereigniß in der Bildung der europäischen Menschheit, und zwar wurde England zunächst von einer Begeisterung für das Alterthum ergriffen, welche kein Opfer scheute, um das von Stuart Begonnene zu fördern. Die Society of Dilettanti war es, die mit ihren Mitteln das stockende Werk fortsetzte, welche dann Richard Chandler nach Hellas schickte und die Denkmäler Joniens bekannt machte.

Während dieser Zeit wuchs William Martin Leake auf, geboren in London am 14. Januar 1777. Der eigentliche Name seiner Familie war Martin. Als aber Capitän Stephan Martin seinem Schwager, dem Admiral Sir John Leake, an dessen ruhmvollen Thaten im Mittelmeer unter Königin Anna er einen hervorragenden Antheil genommen hatte, im Besitze einiger Grundstücke folgte, nahm er 1729 den Namen und das Wappen der Leake an.

Der Enkel William erhielt seine Erziehung in der Militär-Akademie von Woolwich, wo er sich durch ein lebendiges Streben nach höherer Bildung auszeichnete und mit den Besten seiner Genossen, namentlich mit dem späteren General Sir Howard Douglas, einen Bund lebenslänglicher Freundschaft schloß.

1794 wurde er als Lieutenant in der See-Artillerie nach Westindien geschickt und verlebte dort die nächsten vier Jahre. Es waren Jahre des einförmigsten Dienstes, und als die Angehörigen sein Tagebuch zu lesen wünschten, antwortete er, wenn er ihnen den Bericht über einen Tag der Woche schicke, so kennten sie den Verlauf des ganzen Jahres.

Die Weltereignisse am Schlusse des Jahrhunderts befreiten ihn aus einer Lage, in welcher er für seinen Geist keine Nahrung fand. Bonaparte stand in Aegypten. Die Türken hatten sich tapfer geschlagen, aber es fehlte an Disciplin und sachkundiger Leitung. England beschloß Offiziere zur Armee des Großveziers zu schicken, um sie im Fache der Artillerie zu unterstützen, und

der kaum dreiundzwanzigjährige Capitän Leake war in seiner Heimath bekannt genug, daß man ihn aus Antigua beorderte, um an dieser Mission Theil zu nehmen.

Am 19. Januar 1800 brach die Reisegesellschaft von Constantinopel auf. General Köhler und Major Fletcher waren die militärischen Vorgesetzten; von dem Gesandtschaftspersonal des Lord Elgin hatte sich der Geistliche Carlyle, später Professor in Cambridge, angeschlossen, welcher im Orient nach Manuscripten forschte. Es war ein Zug von 35 Pferden, der sich von Skutari in Bewegung setzte, um Kleinasien in der Diagonale von Nordwest nach Südost zu durchschneiden. Non Nikaia bis Ikonion folgte man der Heerstraße nach Aleppo; von Ikonion aus durchzog man Gegenden, in welchen seit Menschengedenken kein Europäer gesehen worden war. Den 8. Februar erreichte man bei Kelenderis das südliche Meer und traf in Cypern das Geschwader des Sir Sydney Smith.

Hier waren die Friedensverhandlungen in vollem Gange. Am Bord des Tigris befanden sich die von Kleber Bevollmächtigten, General Desaix und Poussielque. Trotz der Leidenschaftlichkeit des Ersteren kam die Uebereinkunft zu Stande, welche zwischen dem Großveziere und den Franzosen vereinbart wurde, eine Waffenruhe auf drei Monate, während deren die Franzosen in bestimmten Fristen Aegypten räumen sollten. Englische Kriegsschiffe geleiteten den ersten Truppentransport über Candia hinaus.

In politischer Beziehung war also die ganze Mission, zu welcher Leake aus Westindien herbeigeholt worden war, vollkommen erfolglos, für die Wissenschaft aber hatte sie eine unschätzbare Bedeutung; denn von dem Augenblicke an, da Leake den classischen Boden betrat, erwachten in ihm die heimathlichen Eindrücke, unter denen er aufgewachsen war; die Erinnerungen an Homer und Herodot wurden wieder in ihm lebendig und er wurde sich klar über seinen Lebensberuf. Unter den mächtigen Natureindrücken, welche die große Hochebene von Kleinasien auf ihn machte mit dem einsamen Schneehaupte des Argaios, von den wüsten Plätzen, wo er über griechische Inschriftsteine, über Sarkophage

und Tempeltrümmer hinritt, tief ergriffen, spürte er den unwiderstehlichen Reiz diese Stätten alter Cultur geschichtlich zu erforschen und verstehen zu lernen. Er erfaßte diesen Beruf mit solcher Klarheit, daß er vom Gestade des Marmarameers an alle merkwürdigen Gegenstände aufzeichnete, und wie er in das Innere kam, traten ihm die Felsbauten der alten Phryger, von denen bis dahin kein Geschichtskundiger eine Ahnung gehabt hatte, in ihrem feierlichen Ernste entgegen. In dem Thale von Dogaulu fand er am 27. Januar die senkrechte, mit orientalischem Ornament überzogene, mit griechischen Buchstaben beschriebene Felswand, das Grabmal eines Phrygerkönigs, erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Platzes für alte Völkerkunde, und bis an sein Lebensende ist ihm die Entdeckung des Midasfelsens eine seiner freudigsten Erinnerungen geblieben.

General Köhler kehrte mit seiner Begleitung nach kurzem Aufenthalt von Cypern nach Kelenderis zurück, um auf demselben Wege nach Constantinopel zurückzukehren. Leake erkrankte in Cilicien und wählte dann den Seeweg, der ihm Gelegenheit gab, die Küstenländer kennen zu lernen. Er sah die herrlichen Ruinen von Telmessos in Lycien und an der Südseite der Idahalbinsel stieg er hinauf zu der Stätte von Assos, deren Bautrümmer in dem letzten Jahrzehnt zu den Befestigungen am Bosporus verbaut sind. Damals standen noch die Tempel, Mauern und Thore aufrecht, und Leake hatte hier zuerst den Anblick einer hellenischen Stadt, welche sich noch als ein Ganzes überschauen ließ.

Der Vertrag, den Sir Sydney geschlossen, wurde nicht ratificirt. Man wollte nicht die französischen Truppen heimkehren lassen, um Bonapartes Macht in Europa zu verstärken. Der Krieg begann von Neuem, als die englischen Offiziere im Vertrauen auf den Frieden heimgekehrt waren, und Leake war der Einzige von der Mission, der an den orientalischen Verhältnissen einen dauernden Antheil nahm; denn gleich nach seinem Eintreffen in Constantinopel erhielt er Befehl, sich nach Jaffa zu begeben, wohin die Armee des Großveziers zurückgedrängt worden war. Er reiste über Smyrna und Athen und blieb den nächsten

Winter in Syrien, von wo er Palästina besuchte. Im Frühjahr 1801 ging er durch die Wüste nach Aegypten, um dieselbe Zeit, da es den Anstrengungen von Lord Keith und Sir Ralph Abercrombie gelang, der feindlichen Invasion ein Ende zu machen. Leake erhielt den Auftrag, diesen äußeren Erfolg dadurch zu verwerthen, daß vom ganzen Nilthale bis zu den Katarakten eine genaue Aufnahme gemacht, und das ganze Land in Bezug auf seine Hülfsmittel, seinen Verkehr, seine militärische Lage untersucht wurde. Er unterzog sich dieser Aufgabe in Gemeinschaft mit Lord Elgin's Sekretär William Richard Hamilton und widmete seinem angeborenen Interesse gemäß den Denkmälern eine vorzügliche Aufmerksamkeit.

Nach Vollendung dieser Aufgabe ging Leake im Juni nach Athen, wo Elgin die enge Verbindung zwischen England und der Türkei zur Sammlung seiner Kunstschätze benutzt hatte. Leake war bei der Verpackung in Athen anwesend und schiffte sich im September auf einem griechischen Küstenfahrer ein, welcher einen Theil der Elgin-marbles an Bord hatte. Das Schiff fuhr bei Cerigo auf und sank mit furchtbarer Schnelligkeit; als die Passagiere sich mit Mühe auf die Felsen gerettet hatten, war schon von dem Schiffe nur noch die Mastspitze über dem Wasser sichtbar. Durch griechische Schwammfischer gelang es zwar den größten Theil der Ladung zu retten, und auf Elgin's Wunsch beorderte Nelson den Capitän Schomberg, bei dem weiteren Transport der Mannschaft behülflich zu sein; Leake's Gepäck aber blieb am Grunde des Meers und Alles, was er an Karten, Plänen und topographischen Arbeiten in Aegypten gemacht hatte, war verloren. Es ist daher als Frucht der gemeinsamen Reise nur Hamilton's „Ancient and modern state of Egypt 1810“ erschienen.

Bald nachdem Leake durch Italien und Frankreich zurückgekehrt war, wurde er von Neuem mit wichtigen Missionen im Mittelmeer betraut, wo Nelson mit wachsamem Blicke nach allen Küstenplätzen ausschaute, welche geeignet waren, dem Feinde Stützpunkte zu gewähren und den Weg nach der Levante zu gefährden.

Als er vor Toulon lag, erneuerte er seine Vorstellungen in Betreff Sardiniens. Die wichtige Insel könne sich selbständig

nicht halten. Falle sie den Franzosen in die Hände, so sei Sicilien keine Stunde mehr sicher. Am liebsten hätte er gleich Vollmacht erhalten, sich in Besitz von Sardinien zu setzen. Das Ministerium Pitt ging vorsichtiger zu Werke und ertheilte zunächst Leake den Auftrag, die Insel zu besuchen und über die schwebende Frage, deren Wichtigkeit voll gewürdigt wurde, zu berichten.

Er brachte Nelson einen Brief von Lord Harrowby, dem Staatssekretär des Auswärtigen, der ihn als einen Offizier von ausgezeichnetem Verdienst einführte, und obgleich der Admiral lieber einen directen Befehl zum Vorgehen erhalten hätte, empfing er den Ueberbringer mit besonderer Aufmerksamkeit am Bord der Victory und behielt ihn eine Nacht bei sich, indem er ihm mit voller Offenheit alle seine Erfahrungen und Ansichten über die politischen Verhältnisse im Mittelmeer mittheilte. I received him, schrieb er an das Auswärtige Amt, with that openness which was necessary to make myself as well acquainted with him in three days, as others might to do in as many years.

Es zeigte sich, daß über Sardinien das nöthige Material vorhanden war, und Leake konnte sich daher gleich dem eigentlichen Zweck seiner Mission zuwenden, an welche die Auskundschaftung der Insel nur gelegentlich angeknüpft war. Der Inhalt dieser Mission war in der Instruction enthalten, welche am 28. August 1804 in Downing Street aufgesetzt war. Sie ist uns in dem Memoir wörtlich mitgetheilt, wofür wir sehr dankbar sein müssen. Denn es ist ein für die Zeitgeschichte wie für die Geschichte der Wissenschaft denkwürdiges Aktenstück, das mit meisterhafter Kürze und Klarheit in zwölf Paragraphen dem jungen Artillerie-Hauptmann seine militärisch-diplomatische Thätigkeit vorzeichnet. Man erwartete erstens von ihm eine genaue Recognoscirung der ganzen Westküste von Albanien und Morea, besonders die von italienischer Seite her zugänglichsten Gegenden; zweitens Unterstützung der türkischen Befehlshaber mit sachverständigem Rath in Bezug auf die Vertheidigung der angreifbaren Punkte; drittens Aufnahme von Plänen und Situationskarten; viertens genaue Untersuchung aller Küstenfestungen; fünftens Erforschung der Terrainverhältnisse

im Innern, namentlich der Pässe und Landstraßen, welche im Falle einer feindlichen Landung in der Richtung auf Constantinopel oder auf Morea benutzt werden könnten; sechstens vertrauliche Verständigung mit Ali Pascha und dem Begler-Bey von Rumelien über die für die Sicherheit ihrer Territorien und zur Verbesserung ihrer Artillerie zu treffenden Maßregeln; siebentens besondere Berücksichtigung der Lage von Korinth (that formidable and essential post), wo die Garnison verstärkt und nöthigenfalls ein befestigtes Lager auf dem Isthmus einzurichten sei; achtens Besichtigung aller festen Plätze in Morea; neuntens eine genaue Berichterstattung über die politischen und militärischen Verhältnisse im Lande so wie zehntens eine allgemeine Uebersicht über die Geographie von Griechenland. Sollte Frankreich wirklich einen Angriff auf die Türkei ausführen und Rußland von Corfu aus den Türken zur Hülfe kommen, so soll, elftens, Leake die russische Armee dabei mit Allem, was er an nützlichem Material gesammelt und an Einfluß auf die türkischen Behörden gewonnen hat, nach Kräften unterstützen und endlich über alle Ergebnisse seiner Forschungen sowohl den Gouverneur von Malta wie den Admiral Nelson und das Auswärtige Amt in Kenntniß setzen.

Diese Instruction giebt einen lebendigen Eindruck von der politischen Spannung, welche den Küsten des adriatischen und ionischen Meeres plötzlich eine so große Bedeutung für die beiden Westmächte gegeben hatte. Sie ist ein merkwürdiges Seitenstück der Instruction, welche nach dem Frieden von Campo Formio dem französischen Commandanten von Corfu durch Napoleon gegeben wurde, er solle Stabsoffiziere nach Griechenland schicken, um Beschreibungen der ganzen für Frankreich jetzt so interessanten Küste von Albanien und Morea anzufertigen (Mendelssohn, Gesch. Griechenlands I. 93). Sie zeigt, wie man 1804 noch immer an die Möglichkeit französischer Invasion auf türkischem Gebiet dachte. Sie macht uns ferner recht deutlich, wie auch die europäische Türkei damals noch eine terra incognita war. Denn es war doch nur eine täuschende Reminiscenz aus der alten Geschichte, wenn man Akrokorinth noch immer als einen der wichtigsten militärischen Punkte ansehen konnte. Sie zeugt auch

von dem rein humanistischen Interesse, welches man damals in England an Hellas nahm. Denn der zehnte Paragraph hat eine ganz wissenschaftliche Fassung; es wird als eine Aufgabe von allgemeiner Bedeutung aufgefaßt, die Geographie von Altgriechenland aufzuklären (to acquire for the British government and nation a more accurate knowledge than has yet been attained of this important and interesting country). Dann aber wird aus Furcht, daß bei dem allgemeinen Interesse für griechische Alterthümer der wissenschaftliche Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund treten möchte, vorsichtig hinzugesetzt: „that this object must only be persued in subordination to the main design of your mission, from which it must not be allowed to divert your attention."

Leake hat seine Instruction gewissenhaft befolgt. Aber was amtlich Nebensache sein sollte, wurde doch die Hauptsache. Eine politisch-militärische Verwerthung haben seine Ermittelungen nicht erhalten, das wissenschaftliche Resultat war aber ein dauernder Gewinn für die ganze gebildete Welt, und die Reisen, die er vom Februar 1805 bis in das Jahr 1807 hinein gemacht hat, sind eine Epoche für unsere Kenntniß des griechischen Alterthums geworden.

Um dieselbe Zeit reisten Wilkins, Sir William Gell und Edward Dodwell. Es war gleichsam eine neue Entdeckung, die man machte, daß man die Länder des Alterthums kennen müsse, um die Cultur und Geschichte zu verstehen. Was Martin Kraus zwei Jahrhunderte zuvor angeregt hatte, wurde jetzt als eine Forderung der Wissenschaft hingestellt und durchgeführt. Michaelis in Göttingen hatte vorzugsweise darauf hingewirkt, daß die Kenntniß des heutigen Orients für das Verständniß des alten Testaments anerkannt wurde, und auch in England war zuerst dies Interesse beinahe das vorwiegende. Man war besonders beflissen, die seit ältesten Zeiten im Lande erhaltenen Sitten und Anschauungen aufzuzeichnen; auch die Stätten der ältesten Christengemeinden, namentlich der sieben Kirchen in Kleinasien, übten eine große Anziehungskraft. Es war ein Geistlicher, Rev. Robert Walpole, der den Gedanken faßte, ein eigenes Jahrbuch zu gründen, ein Magazin für die Erforschung des Orients; denn wie von

einer inneren Nothwendigkeit getrieben zogen im Anfang dieses Jahrhunderts die kunstsinnigen und wissensdurstigen Engländer nach den Ländern des Ostens. 1817 erschien der erste stattliche Quartband der Memoirs relating to European and Asiatic Turkey edited from manuscript journals, 1820 der zweite. Des theologischen Herausgebers ungeachtet überwog die Profangeschichte mit ihren Interessen. Nach Wiederentdeckung der attischen Bild- und Baukunst durch Stuart wollte man das Land kennen, wo die Menschen gewohnt hatten, die so Wunderbares hervorbrachten, und die Spuren ihres Daseins auch außerhalb Attika Schritt für Schritt verfolgen. Man staunt, wenn man die Walpole'schen Memoiren durchsieht, über die Energie der Forschung, die Fülle der Gesichtspunkte, auf die früher Niemand gekommen war. Da finden wir Untersuchungen über die classische Flora, über die Geologie des kopaischen Seethals, die mit der ältesten Geschichte so eng zusammenhängt, über die Naturgeschichte von Cypern, über das marathonische Schlachtfeld, über die in den Ruinen erkennbaren Principien der Befestigungskunst der Hellenen. Die ersten Bauinschriften wurden herausgegeben, Bild- und Bauwerke der verschiedensten Epochen beschrieben; ja, mit besonderem Interesse wurden namentlich von Gell und Dodwell die Denkmäler untersucht, welche wohlerhalten aus dem Zeitalter Agamemnons in die Gegenwart hineinragen.

In die Reihe dieser Reisenden gehört auch Martin Leake. Aber ihm wurde ein Lebensberuf, was bei den Meisten nur gelegentlich den Inhalt glücklicher Jugendjahre bildete. Er war vor allen Reisenden seiner Zeit ausgezeichnet durch den großen und tiefen Zusammenhang seiner Forschungen, durch die weite und methodische Ausdehnung seiner Reisen, durch seinen historischen Sinn so wie durch die Technik, welche er als Ingenieur und militärischer Topograph besaß. Er wußte mit sicherer Hand die Stadtlokale aufzuzeichnen, mit sachkundigem Blick Straßen und Pässe zu beschreiben, die Topographie aufzuklären und die bei den Alten erwähnten Plätze wieder zu erkennen. Unermüdlich war er im Sammeln von Münzen und Inschriften und wußte auch die unscheinbarsten Denkmäler zu verwerthen. So schloß

er aus den Kupfermünzen, welche er bei Mataranga fand, daß dies Dorf an Stelle des alten Kierion stände, wo die Böoter ihren heiligen Mittelpunkt hatten, ehe sie aus Thessalien nach Böotien zogen. Inschriftsteine bestätigten diese Entdeckung, welche für die Veranschaulichung der ältesten Völkerbewegungen von Wichtigkeit war und von Otfried Müller sofort in seinen Doriern verwerthet wurde.

Kehren wir zu den äußeren Ereignissen zurück, welche Leake zu seiner wissenschaftlichen Arbeit erzogen haben, so trat im Februar 1807 ein unerwarteter Umschwung ein. Es war der englischen Diplomatie nicht gelungen, den Frieden zwischen Rußland und der Pforte zu erhalten. Sir John Duckworth fuhr in die Dardanellen ein, der Krieg ward auch von englischer Seite erklärt, und Capitän Leake, der unermüdlich für die Interessen der Pforte thätig gewesen war, sah sich plötzlich in Salonichi zum Gefangenen gemacht.

Als er im November seine Freiheit wieder erlangte, benutzte er im Auftrage des britischen Gesandten bei der Pforte Sir Arthur Paget seine Verbindungen in Epirus, um auf die Wiederherstellung des alten Einverständnisses hinzuwirken und auf die der Pforte höchst gefährlichen Absichten Rußlands und Frankreichs hinzuweisen. Das Schiff, auf dem Leake sich befand, ging im ambrakischen Golf vor Anker. Ali wagte keine offene Unterhandlung. Im Beisein des französischen Consuls wies er daher den von Leake an ihn abgesendeten Boten des bestehenden Kriegszustandes wegen kurz und barsch ab; heimlich wurde aber eine abendliche Zusammenkunft verabredet und zwar an der offenen Küste bei Prevesa, dem alten Actium gegenüber, in dessen Nähe das Schiff lag; es war der 12. November. Der Abend wurde so stürmisch und finster, daß nur mit Hülfe von Feuerzeichen das ausgesetzte Boot den Platz fand, wo der Pascha unter den überhangenden Felsklippen saß, von zwei Vertrauten umgeben, rings von Wachposten umstellt. Zwei Stunden wurde hier bei tosender Brandung unter Donner und Blitz verhandelt; nur mit Mühe ward das Schiff wieder erreicht, das ungesäumt die gefährliche Küste verließ.

Diese nächtliche Conferenz hatte einen entschiedenen Erfolg. Ali bekannte ohne Rückhalt seine Sympathien für England, versprach und bewährte seinen Einfluß, um die Pforte zu überzeugen, daß jede Feindseligkeit gegen ihren treusten Bundesgenossen nur auf einem vorübergehenden Mißverständniß beruhen könne, und so gelang es, daß schon im Sommer der Friede wieder hergestellt wurde.

Noch vor dem Abschluß schickte Ali einen Abgeordneten nach London, welcher einen Brief an den König überbrachte. Er beruft sich darin auf die Mittheilungen des vollsten Vertrauens, welche er seinem Freunde Capitän Leake gemacht habe, und bittet um kräftige Unterstützung gegen die Eroberungsgelüste Frankreichs. Er stellt sich als devoted servant of the greatest of the kings of Europe, the monarch who rules over the ocean, the chief of the sovereigns of the religion of Jesus, the greatest in majesty and power, the mighty protector of his allies, in das demüthigste Clientelverhältniß zum Könige von England.

Im Auswärtigen Amt ging man sehr bereitwillig auf die Wünsche Ali's ein und während man offiziell noch im Kriegszustande mit der Türkei war, entschloß man sich mit einem Gouverneur des türkischen Reichs zur Sicherung der Grenzgebiete desselben in nächste Verbindung zu treten.

Leake, von den Folgen einer schweren Krankheit, die er in Apollonia durchgemacht hatte, durch eine kurze Zeit der Ruhe kaum wiederhergestellt, erhielt eine neue Mission nach dem Mittelmeer. Es wurde ein Schiff mit Geschützen, Munition und Vorräthen aller Art in Portsmouth ausgerüstet und Leake erhielt im October 1808 seine Instruction von George Canning. Er wird darin ermächtigt, wenn Ali gegen Frankreich vorgehen oder sein Land zu vertheidigen haben sollte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen und ihn zu voller Thätigkeit gegen den gemeinsamen Feind zu ermuthigen.

Leake blieb nun vom Februar 1809 bis März 1810 als Vertreter Englands bei Ali Pascha, abwechselnd in Prevesa und in Joannina lebend, ein angesehener Vertreter der britischen

Interessen und zugleich unablässig thätig, seine Kenntnisse des noch so wenig bekannten Berglandes von Epirus zu ergänzen. In seine Zeit fällt der Besuch von Lord Byron, der durch ihn eingeführt mit größter Auszeichnung von dem gewaltigen Satrapen an seinem glänzenden Hofe in Tepeleni aufgenommen wurde und der trotz seiner Griechenliebe nicht umhin konnte, der wilden Größe des Gewaltherrn zu huldigen,

Dem Herrn Albaniens, dessen Wort im Land
Rechtloses Recht ist, denn mit blut'ger Hand
Hält er ein stürmisch Volk sich treu und hold.

Nach seiner Heimkehr erhielt Leake in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch seine öffentliche Thätigkeit in der Türkei seit 1798 erworben hatte, eine Pension von 600 Pf. (April 1812) und 1813 den Rang eines Lieutenant-Colonel. Er widmete sich ganz der Ausarbeitung seiner Tagebücher, als er in Folge der Rückkehr Napoleons von Elba noch einmal aus seiner Muße herausgerissen wurde. Im Mai 1815 erhielt er von Castlereagh den Auftrag, sich in das Hauptquartier der Schweizer Truppen zu begeben und über die Streitkräfte sowohl wie über die festen Plätze an den Herzog von Wellington und an das Auswärtige Amt zu berichten.

Er war Zeuge der Einnahme der Festung von Hüningen, von wo die Franzosen Basel arg belästigten, und mit einem Memoir über die militärischen Einrichtungen der Schweiz und einige empfehlenswerthe Verbesserungen, die er in Vorschlag brachte, schloß er seine öffentliche Thätigkeit, von welcher er durch ein anerkennendes Schreiben Castlereagh's aus Paris im October 1815 enthoben wurde.

Von diesem Zeitpunkte an lebte er ganz der Wissenschaft.

Es war ursprünglich seine Absicht, den Schatz seiner Kenntniß des alten Griechenlands, welches er in seiner ganzen Ausdehnung vom Athos und vom illyrischen Apollonia bis Cap Tainaron besser als irgend ein Lebender kannte, in einem zusammenhängenden Werk zu umfassen, und in diesem Sinne hatte er schon 1814 seine „Researches in Greece" herausgegeben, worin er die Sprachen der in dem großen Länderdreieck wohnenden Völker,

der Griechen, der Albanesen, der Wallachen und Bulgaren behandelt.

Leake war kein Sprachforscher. Aber er hat mit großem Fleiß den factischen Zustand des Neugriechischen festgestellt, er hat mit klarem Blick den ununterbrochenen Zusammenhang der Hellenen und Neugriechen erkannt und bei aller Schärfe des Urtheils doch mit liebenswürdiger Wärme den trefflichen Kern im neugriechischen Volke anerkannt, den Fortschritt seiner nationalen Bildung unter den erschwerendsten Umständen im Gegensatz zu Bartholdi (dem gleichzeitigen deutschen Reisenden) lebhaft bezeugt; ja er war geneigt, dem Neugriechischen eine besonders wichtige Stelle unter den Sprachen einzuräumen, weil es die Vorzüge der alten Sprache mit dem zu vereinigen im Stande sei, was die neueren Sprachen Europas vor den alten voraus hätten. Diese Ansicht war also das directe Gegentheil von dem Urtheil des italienischen Sprachenkönigs Mezzofanti, welcher so unhöflich war den neugriechischen Dialekt mit dem Affen zu vergleichen, der darum das häßlichste Thier sei, weil er dem edelsten aller Geschöpfe am ähnlichsten sehe.

Leake's Stärke aber lag in der vergleichenden Geographie, in der unbedingten Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen und dem scharfen Blick für die Cantonalbildung und die städtischen Wohnsitze der Hellenen. Er hat seine Länderbeschreibung allerdings in der Form eines Reisejournals gelassen, aber er sucht doch immer das Einzelne in größerem Zusammenhange aufzufassen und die Topographie mit der Geschichte zu verbinden.

Davon zeugt vor Allem seine Topographie von Athen, die schon 1821 herauskam, der erste Versuch, die alte Stadt nach den Zeugnissen der Alten, nach Inschriften und Denkmälern wissenschaftlich wieder aufzubauen, ein Werk von unvergänglichem Verdienste. 1824 veröffentlichte er sein „Journal of a tour in Asia minor“, kein bloßes Journal, sondern eine Uebersicht über den ganzen Zustand unserer Kenntniß von Kleinasien, über die alten und mittelalterlichen Quellen derselben und die wichtigsten Denkmäler der Halbinsel nach ihren verschiedenen Perioden. 1826 gab er seinen Abriß der Geschichte der griechischen Revolu-

tion heraus, deren allmähliche Vorbereitung und innere Nothwendigkeit er so früh erkannt hatte. 1827 bewährte er sich in den mit Charles Yorke herausgegebenen „Bemerkungen über die ägyptischen Denkmäler im Britischen Museum" als einen gelehrten Kenner auch dieser Alterthümer. Am längsten feilte und arbeitete er an seinem Hauptwerke, in dem er Alles, was er über das europäische Griechenland beobachtet hatte, zusammenstellte. 1830 erschienen die drei Bände „Reisen in Morea" und 1835 die vier Bände „Reisen in Nordgriechenland"; beide Werke mit den wichtigsten Karten und Inschriften ausgestattet. Später erweiterte er die Topographie von Athen durch seine Untersuchung über die Gaue von Attika, und das Werk über Morea durch die Peloponnesiaca. Als Vicepräsident der K. Gesellschaft der Litteratur hat er über Alt-Syracus und viele andere Gegenstände Abhandlungen geschrieben, in der K. Geographischen Gesellschaft über das alte Stadium (1838) 2c.

Leake hat sich nicht bloß als Geograph und Topograph mit den Alterthümern von Griechenland beschäftigt, sondern auch als Kunstfreund und Kunstforscher. Er ist in die Bedeutung und den Zusammenhang der Perikleischen Bauten eingedrungen; er hat die Tempel der Griechen chronologisch zu ordnen gesucht und ebenso die antiken Theater synoptisch zusammengestellt. Die einzelnen Bildwerke, welche er von Ali Pascha geschenkt erhalten oder selbst gesammelt hat, schenkte er 1839 dem britischen Museum. Einige derselben sind besonders ihres sicheren Fundorts wegen von Wichtigkeit und im Abgusse auch unter den Gipsen der Berliner Sammlung aufgestellt. Münzen hatte er von Anfang an fleißig gesammelt und mit historischem Blick betrachten gelernt. Nachdem er nun dem classischen Boden und der unmittelbaren Anschauung seiner an Ort und Stelle erhaltenen Monumente entrückt war, wandte er sich nach Vollendung seiner geographischen Arbeiten mit ganzer Liebe den Denkmälern zu, die ihm in der Heimath reichlicher zu Gebote standen als es in Griechenland und Kleinasien möglich gewesen war, den geprägten Urkunden des antiken Lebens in Gold, Elektron, Silber und Kupfer, welche von mehr als 1000 Städten griechischer Bevölkerung nicht nur

die Existenz und den Grad des Wohlstandes, sondern auch den Kunstgeschmack, die Götterdienste und die bürgerlichen Einrichtungen bezeugen.

Ihm waren die Münzen wesentlich das Material historischer Statistik; sie waren ihm die nothwendige Ergänzung der von ihm mit so großer Ausdauer erforschten Stadtruinen; er ergriff mit wahrer Begeisterung die Erfindung der Elektrotypie, um sich mit einer möglichst vollständigen Sammlung aller griechischen Münzen, die während eines Zeitraums von mehr als 800 Jahren von Spanien bis Kabul geprägt worden sind, zu umgeben; er ordnete sie geographisch in einer von Eckhel abweichenden Uebersicht und suchte jeden Münztypus mit dem, was er über Lage und Alterthümer der einzelnen Plätze erkundet hatte, in Zusammenhang zu setzen.

So entstand sein großes Werk Numismata Hellenica A catalogue of greek coins 1854, mit einem Supplement 1859, ein Denkmal des unermüdlichsten Fleißes und reich an feinen Bemerkungen und historisch-geographischen Nachweisungen. Bei der Sammlung und Ordnung der Münztypen hatte seine Gattin, mit der er seit 1838 verbunden war, ihn treulichst unterstützt, Elisabeth Wray, die Tochter von Sir Charles Wilkins, die Wittwe von William Marsden, Sekretär der Admiralität, einem Manne, welcher in der orientalischen Geographie ebenso zu Hause war, wie Leake in der classischen. In dankbarer Anerkennung hat Leake das Werk, seine letzte große Lebensarbeit, seiner Gattin gewidmet.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Supplementbandes starb er in Brighton nach einer kurzen Krankheit am 6. Januar 1860. Der griechische Minister Herr Trikusi war bei dem Leichenbegängniß der Vertreter des Volks, für dessen Geschichte in alter und neuer Zeit er so unermüdet gearbeitet hat.

William Martin Leake nimmt in der Geschichte der Wissenschaft, ja wir dürfen sagen in der neuern Culturgeschichte eine hervorragende Stellung ein, welche um so mehr Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, je bescheidener und anspruchsloser der Mann selbst in seiner Wirksamkeit gewesen ist. Wir ver-

weilen aber mit besonderem Interesse bei solchen Bestrebungen der Wissenschaft, die scheinbar ganz außer Verbindung mit den Arbeiten Anderer und auf Grund ganz zufälliger Anlässe angeregt, dennoch unverkennbar in einem großen geschichtlichen Zusammenhang stehen und mit einer gewissen Nothwendigkeit hervortreten.

Was erscheint zufälliger als die Ordre, welche im Januar 1800 den jungen Artillerielieutenant aus Westindien nach Kleinasien führte? Wenn derselbe aber von dem ersten Tage, da er den Boden classischer Geschichte betritt, ohne äußere Verpflichtung und ohne besondere Vorstudien eine Arbeit beginnt, die er sechzig Jahre stetig fortgesetzt hat, so folgte er unbewußt dem Zuge, der seit dem Erscheinen von James Stuarts Alterthümern von Athen durch die gebildete Welt ging; unwillkürlich schloß er sich den Bestrebungen der Society of Dilettanti an und widmete sein Leben der Wiederentdeckung der alten Welt, welche ebenso ihre Geschichte hat wie die Entdeckung der neuen Welt, und für welche Leake der eigentliche Columbus gewesen ist.

In der Schärfe der Beobachtung, in dem gesunden Sinn für das Thatsächliche, in der Unbestechlichkeit seines Urtheils und hingebender Ausdauer hat er sich als einen Geistesverwandten der Britten bewährt, welche wie Rawlinson, Layard, Sir Charles Fellows, Al. Canningham ganze Culturwelten des Alterthums wieder entdeckt haben, und wenn England auf etwas stolz sein kann, so ist es die Thatsache, daß, während auf dem Continent noch der wüste Geist der Revolution herrschte, dort eine hochherzige und erleuchtete Begeisterung für hellenische Kunst die edelsten Geister der Nation durchdrang und daß man während aller Kriegswirren James Stuart's Friedenswerk unabläßig zu fördern den Sinn und Muth hatte. Der englische Philhellenismus hat sich in sehr verschiedener Weise offenbart, wenn wir Lord Elgin, Lord Byron und Colonel Leake mit einander vergleichen; aber ein Zug geht durch alle Bestrebungen hindurch, er verbindet auch so grundverschiedene Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie die trockenen Reiseberichte des englischen Ingenieurs und die romantischen Bilder in Child Harold, und wenn wir sehen, wie in denselben Jahren Gell, Dodwell, Hobhouse, Hamilton,

Hawkins, Clarke, Cockerell u. A. die classischen Länder durchforschten, so erkennen wir, daß es sich hier um keine Modelaune handelt, sondern um eine Mission, welcher England, das vor allen andern Ländern dazu berufene, sich mit bewunderungswürdiger Energie gewidmet hat, um eine wissenschaftliche Aufgabe von unschätzbarer Bedeutung für die heutige Cultur zu erfüllen.

Seit der Pferdekopf aus der Ecke des Parthenongiebels im britischen Museum aufgestellt ist, sieht man auf jeder neuen Medaille denselben Typus unwillkürlich nachgeahmt. So ist für alles Bilden und Bauen durch die Bekanntschaft mit den Werken der Hellenen ein neuer Maßstab gewonnen. Für die Wissenschaft aber wurde das, was die englischen Entdecker der alten Welt geleistet haben, dadurch so fruchtbar, daß das Material, das sie gesammelt haben, nicht als todtes Capital liegen blieb, sondern unverzüglich und energisch verarbeitet wurde. Niebuhr führte die Forschung ernster, entschlossener, tiefer, als früher geschehen war, in das Werden des antiken Staatslebens hinein. Von ihm angeregt erforschte Böckh das politische Leben der Hellenen und sammelte die Finanzurkunden der Athener. Hatte man früher von den Alten geschrieben, als wenn sie auf einem anderen Planeten gelebt hätten, lernte man jetzt das Leben der Alten in seiner vollen Realität anschauen, und Otfried Müller gab der Forschung einen neuen Aufschwung, indem er zeigte, wie in dem Leben der Stämme und Städte der eigentliche Kern der alten Geschichte enthalten sei.

So wurden also Leake's Forschungen von den deutschen Gelehrten ungesäumt mit freudigem Dank entgegengenommen; sie gewährten gerade das, was man so lange entbehrt hatte, und bei der fortschreitenden Arbeit hat sich das, was er beobachtet hat, immer als die solideste Grundlage bewährt.

Es ist eine Reihe militärisch-politischer Sendungen gewesen, welche dazu mitgewirkt haben, die Welt des classischen Alterthums der Wissenschaft zu erschließen. Leake wurde durch den Kampf zwischen England und Frankreich im Mittelmeer auf den Schauplatz seiner Thätigkeit geführt. Graf Prokesch, der Erste, welcher

unter den Deutschen eine genauere Erkenntniß des griechischen Orients erwarb, war während des Erhebungskampfes als österreichischer Offizier vom Wiener Cabinet beauftragt, den Gang der Ereignisse aus der Nähe zu beobachten. Als dann nach der Schlacht bei Navarin Morea gegen Ibrahim Pascha geschützt werden sollte, landete die französische Occupationsarmee unter Marschall Maison, und dem erleuchteten Eifer seines Generalstabes verdanken wir die wichtigen Resultate der „Expédition scientifique de la Morée“. Was endlich Kleinasien betrifft, so waren es die zur Zeit des ägyptischen Kriegs nach Constantinopel geschickten preußischen Offiziere, welche für das Innere der Halbinsel die bahnbrechenden Arbeiten gemacht haben, v. Moltke, Fischer und v. Vincke.

Für die Gründung einer neuen Wissenschaft, deren Material schwer zu beschaffen ist, bedarf es außerordentlicher Gelegenheiten. Es ist aber die Aufgabe der Wissenschaft, sich von der Gunst der Gelegenheit immer unabhängiger zu machen, in der Kenntniß der alten Länder und ihrer Denkmäler methodisch fortzuschreiten und sich auch bei dem zufällig auf der Oberfläche Erhaltenen nicht zu begnügen, sondern die Tiefen zu erforschen und das Verschwundene an das Licht zu ziehen. Es giebt wichtige Städte des Alterthums, deren ganze Existenz nur durch Grabfunde bezeugt ist, wie z. B. die Nekropolis von Kameiros auf Rhodos beweist, aus welcher eine ganze Welt einheimischer Kunst an das Tageslicht gedrungen ist.

Diese Aufgaben gehören zu denen, die unserem Jahrhundert gestellt sind und an denen sich auch die deutsche Nation kräftig betheiligen wird. Zu den Männern aber, welche in den ersten Tagen des Jahrhunderts seinen wissenschaftlichen Beruf erkannt, die der neuen Forschung Bahn gebrochen und eine lebendige Anschauung der alten Welt in unserer Zeit begründet haben, gehört an erster Stelle William Martin Leake.

XX.

Professor Adolf Schottmüller.

Je bewegter eine Zeit ist, um so leichter geschieht es, daß unsere Aufmerksamkeit sich ausschließlich den Helden des Tags zuwendet und an denen vorübergeht, welche im Stillen bleiben und keine Stellung im öffentlichen Leben beanspruchen, an dessen Bewegung sie den persönlichsten Antheil nehmen. Und doch sind es gerade diese Stillen im Lande, wie wir sie ohne jede Nebenbedeutung des Worts nennen dürfen, in denen das sittliche und geistige Leben der Nation sich am treusten offenbart. Wie sehr würde doch die Geschichte des Alterthums für uns an Wahrheit und Lebenswärme gewinnen, wenn unsere Kenntniß nicht so sehr auf diejenigen beschränkt wäre, welche als Staatsmänner oder Feldherrn eine Ausnahmestellung einnahmen, wenn wir auch aus dem Volke die besonneneren Männer urtheilen hören könnten! Das Verständniß unserer jüngsten Vergangenheit beruht zum guten Theile auf Mittheilungen aus bürgerlichen und privaten Kreisen, und wer wird es in Abrede stellen, daß keine Biographie eines Fürsten oder Staatsmannes uns so lebendig in die Bewegung der deutschen Volksgeschichte einführt, wie die Briefe eines Friedrich Perthes?

Zu den deutschen Männern, welche vom öffentlichen Leben entfernt, dasselbe dennoch wie ihr eigenes Leben empfunden haben und unseres Volkes Art in edelster Weise wieder spiegeln, gehört der Mann, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, ein

Mann, der Schmach und Ehre des Vaterlandes in vollem Maße miterlebt hat; denn unter dem Eindruck des französischen Einmarsches in Berlin ist er als Knabe zum nationalen Bewußtsein erwacht, und nach der Kunde von dem Versailler Frieden hat er mit beruhigtem Herzen sein müdes Haupt auf das Sterbekissen gelegt, ein Mann, dessen Bild so Vielen vor der Seele steht, wie er eine lange Reihe von Jahren hindurch an eines Führers Hand durch die Straßen von Berlin schritt, so ernst und geschäftig, daß man gleich erkannte, wie der blinde Mann an Eifer des Tagewerks in der rastlosen Stadt Keinem nachstehe, und doch zugleich so still, so in sich gesammelt, daß man ihm anmerkte, wie er in einer höheren Welt lebe und aus ihr unausgesetzt die Kräfte ziehe, um auf die Menschen einzuwirken, ein auserwählter Lehrer, der, ohne einer öffentlichen Anstalt anzugehören, in weitesten Kreisen wirksam gewesen ist, ein richtiges Verständniß der Geschichte und des geschichtlichen Berufs unseres Volkes zu erwecken, ein Lehrer in antikem Sinne, in sokratischer Weise, nicht darauf bedacht, viel Material in wohl geordneten Paragraphen vor seinen Schülern auszubreiten, sondern durch Gespräch und persönliche Einwirkung ein höheres Leben in der Menschenseele zu entzünden.

Das Leben des Geschichtschreibers und Geschichtslehrers, von dem wir sprechen, ist, so bescheiden und still es verlaufen ist, dennoch an eigenthümlichen Fügungen so reich und durch seinen geistigen Inhalt so bedeutend, daß es einen kurzen Rückblick reichlich lohnt. Wir folgen dabei, was die äußeren Schicksale betrifft, dem Lebensabriß, welchen der Verewigte als Selbstbiographie 1862 seinem Leben Luthers voraufgeschickt hat.

Er ward am 29. Januar 1798 zu Berlin geboren, wo sein Vater G. A. Müller (dessen Namen er später durch Hinzunahme des mütterlichen in „Schottmüller" veränderte) in wenig günstigen Verhältnissen als Schriftsteller lebte. Die Mutter that das Beste, um das Hauswesen zu erhalten; sie lehrte ihn aber auch frühzeitig mit seinem Gefühle über den engen Kreis des Hauses hinauszugehen und die damalige Erniedrigung Preußens wie ein eigenes Unglück zu empfinden. Nach ihrem

Tode 1812 wurde sehr rücksichtslos mit ihm verfahren. Denn ohne auf seine Neigungen oder Fähigkeiten zu achten, wurde er als Lehrling in ein Atelier für chirurgische Instrumente gebracht. Die Arbeit befriedigte ihn wenig; er wußte sich auch mehr durch seine geistige Gewandtheit und seine Bildung nützlich zu machen als durch technische Leistung, wozu schon sein schwaches Gesicht ihn untauglich machte. Auch beschäftigten ihn unausgesetzt die vaterländischen Angelegenheiten vor allem Andern, und es gereichte ihm zu besonderem Schmerze, daß er 1815 vom Kriegsdienste als untauglich zurückgewiesen wurde. 1816 begannen die Wanderjahre. Sie führten ihn nach Süddeutschland und nach der Schweiz, wo er bei mancherlei Noth und Beschwerden doch das Leben mit frischem Sinn genoß, eine Fülle von Erfahrungen einsammelte und sich außerhalb seines engen Berufs in mancherlei Weise nützlich machen lernte.

Da trat der Wendepunkt seines äußern und innern Lebens ein.

Im Januar 1819 hatte er eines Abends bis Mitternacht in seiner Schlafkammer in Chur gesessen und gelesen; am andern Morgen war ein dichter Schleier vor seine Augen gezogen. An eine Fortsetzung seines Berufs war nicht zu denken. Befreundete Familien schafften ihm die Mittel, um die Rückreise nach Berlin zu machen. Hier fand er bei den Seinigen keinen Rath, keine Unterstützung, bei den Aerzten nur Vertröstungen, aber keine Hülfe. Er wurde auf sich selbst angewiesen und lernte sich selbst berathen.

Zunächst entschloß er sich kurzweg, alles Herumfragen bei den Aerzten aufzugeben und sich in sein Loos als ein unabänderliches zu fügen. Dadurch wurde er von quälender Unruhe befreit, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging nur darauf hinaus, einen seiner Lage entsprechenden Beruf zu finden. Denn mit größter Entschiedenheit wies er alle Anerbietungen zurück, welche dahin zielten, ihm als Invaliden eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Zum Lehrer hatte er einen angeborenen Beruf; die Muttersprache wußte er mit Gewandtheit zu gebrauchen, und so begann er als Lehrer im Deutschen für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen. Im Lehren erwachte der Trieb zu lernen. Er fühlte,

daß er im Sprachunterrichte ohne Latein und Griechisch nicht vorwärts kommen könne und daß er also einige Jahre freier Muße haben müsse. Er bat den König um eine jährliche Unterstützung zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung und erhielt unverhofft das Doppelte von dem, was er begehrt hatte. Gleichzeitig wendeten ihm andere Freunde, namentlich die Gräfin Sophie von Schwerin geb. Gräfin Dönhoff, eine fördernde Theilnahme zu. Ein Freund, der jetzige Consistorialrath Mehring, der sich zum Abiturientenexamen vorbereitete, veranlaßte ihn an dieser Vorbereitung Theil zu nehmen. Mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihm schon Ostern 1823 das Examen zu bestehen und mit der Inscription bei der philosophischen Facultät der Berliner Universität in die Gelehrtenlaufbahn einzutreten.

Kurz zuvor war der letzte Schimmer in seinem Auge erloschen, und dieser Eintritt völliger Nacht, diese Vereinsamung und vollständige Beraubung dessen, was die anderen Menschen gemeinsam erfreut, machte auf ihn noch einmal einen tief schmerzlichen Eindruck, tiefer, als die frühere viel unerwartetere und im Grunde auch viel eingreifendere Heimsuchung, welche ihn zu selbständiger Beschäftigung unfähig gemacht hatte. Indessen er überwand auch diesen Schmerz und gelangte durch die Ueberwindung zu einer um so gründlicheren Heiterkeit der Seele. Denn am Ende war er ja doch durch sein Unglück zu einer in jeder Beziehung glücklicheren Lebensstellung gekommen. Er war aus untergeordneten Verhältnissen in eine höhere Lebenssphäre eingetreten. Die edelsten Menschen hatten sich ihm genähert, der früher mit Leuten verkehrt hatte, welche unter ihm standen und seine Gefühle häufig verletzten; aus einem aller Neigung widersprechenden Berufe war er in sein rechtes Fahrwasser gekommen, und die Befreiung von jeder geisttödtenden Werkthätigkeit, die unverhoffte Möglichkeit, sich der Kunst und Wissenschaft sorgenfrei hingeben zu können, erschien ihm als ein überreicher Ersatz für das Verlorene. Dabei war er aber weit entfernt, die frühere Zeit als reinen Verlust anzusehen; vielmehr hatte er in ihr eine Fülle von Menschen- und Lebenskenntniß eingesammelt, welche ihm bei allen geschichtlichen Betrachtungen

zu Gute kam; die lebhaft aufgefaßten Naturbilder unterstützten ihn in seinem geographischen Unterrichte. Auch hatte er, da er sich unter schwierigen und wechselvollen Verhältnissen immer allein und selbständig hatte durchhelfen müssen, eine Energie des Willens gewonnen, welche vor keiner Schwierigkeit zurückwich, und endlich war nach der langen Entbehrung dasjenige, was anderen jungen Männern alltäglich und selbstverständlich erscheint, wissenschaftliche Muße, für ihn ein Gnadengeschenk, dessen Besitz ihn beseligte; es war nach mühseliger Wochenarbeit gleichsam ein Festtag für ihn angebrochen, und diese dankbare Feststimmung hat ihn in seinem langen wissenschaftlichen Leben niemals verlassen.

Obgleich es aus mehrfachen Gründen für ihn eine ungewöhnliche Anstrengung war, sich auch nur den Inhalt der Vorlesungen, die er bei Böckh, Karl Ritter, v. Raumer, v. Savigny, Neander, H. Ritter, Leo, Hegel hörte, zu eigen zu machen, war es ihm doch nicht möglich, nur zu empfangen; er wußte trotz seiner knappen Mittel sich mit Hülfe von Schreibern und Vorlesern auch zu eigenen Forschungen das nöthige Material herbeizuschaffen, und zu Vieler Erstaunen vernahm man an Königs Geburtstag 1825, daß der erblindete Instrumentenmacher nach zweijährigem Universitätsstudium die Preisaufgabe der philosophischen Facultät de historia Henrici VII. gelöst habe. 1827 gewann er zum zweiten Mal den Preis mit seiner Schrift über Erasmus von Rotterdam und im folgenden Jahre promovirte er an der Berliner Universität. Als junger Doctor begann er dann Wintervorlesungen über Geschichte und Litteratur vor einem gemischten Publicum, was damals noch durchaus neu war und großen Anklang fand. Dadurch wurde auch seine Existenz gesichert, und 1830 wurde ihm von allem Guten, das ihm so reichlich gegeben ist, das Beste und Köstlichste zu Theil: er schloß eine Ehe, welche für ihn die Quelle eines ununterbrochenen Glückes wurde. Auch haben die wachsenden Bedürfnisse des in kühnem Gottvertrauen gegründeten Hausstandes ihm niemals Sorge bereitet. Denn ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Es fanden sich auch bei reichlichem Kindersegen zur rechten Stunde immer die nöthigen

Mittel; sein Unterricht wurde immer gesuchter und nicht nur für sein Haus eine genügende Quelle des Wohlstandes, sondern auch ein Segen für seine Mitbürger. Denn man kann sagen, daß die Thätigkeit, welche er über 40 Jahre lang als Lehrer in Berlin ausgeübt hat, für die Bildung der Stadt eine Epoche von folgenreicher Bedeutung geworden ist. Denn unzählige Töchter der höheren Stände haben nach dem elementaren Unterricht, bei dem man es so häufig bewenden ließ, indem man nur noch auf gewisse gesellige Fertigkeiten Werth legen zu müssen glaubte, durch ihn zuerst eine Vorstellung von Wissenschaft erhalten und sind durch ihn dahin geführt worden, durch Beschäftigung mit Geschichte und Litteratur ihrem Leben einen höheren Inhalt zu geben. Seine edle und reine Persönlichkeit war der Art, daß sie alle unverdorbenen Herzen gewinnen mußte, und wenn also auch die Beschäftigung mit den Unterrichtsgegenständen nicht selbstthätig fortgesetzt wurde, so blieb die Erinnerung an den einmal empfundenen Genuß ein Gut für das Leben, und mit dem Bilde des Lehrers haftete auch in den Herzen der Schülerinnen eine unauslöschliche Hochachtung vor geistiger Arbeit, eine richtige Auffassung für rein ideale Bestrebungen, eine Freiheit des Geistes, welche unmerklich und ohne Kampf eine Menge einseitiger Vorurtheile beseitigte, wie sie in vornehmen Kreisen leicht Wurzel schlagen.

Wer vermag den Einfluß zu ermessen, welchen der edle Mann im Stillen ausgeübt hat, einen Einfluß, den die Schülerinnen als Gattinnen und Mütter in weitern Kreisen fortgepflanzt haben; und unter den vielen dankbaren Schülerinnen, zu denen auch die Königin-Wittwe von Baiern gehört, die mit treuer Anhänglichkeit sich immer als solche bekannt hat, wird sich hoffentlich auch eine finden, welche sich berufen fühlt, die Art und Weise sowie den Einfluß seines Unterrichts darzustellen, wie es nur aus diesem Kreise heraus möglich ist.

Der neue Lebensberuf ließ für eigne Arbeiten natürlich nur wenig Zeit, und nachdem er die Freude gehabt hatte, ein Werk von solcher Bedeutung, wie sein Leben des Erasmus von Rotterdam (Hamburg, Fr. Perthes 1828) zu Stande zu bringen

und durch eigne Quellenforschung einen Maßstab für Arbeiten dieser Art zu gewinnen, wurde er nun aus einem gelehrten Forscher mehr und mehr zum praktischen Lehrer und wendete sich, wie es der Sphäre seines Unterrichts entsprechend war, vorzugsweise der neuern Geschichte zu. Auch hier war weniger die Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntniß mit neuen Thatsachen sein Augenmerk, als das Verständniß des Zusammenhangs, die Verwerthung des ethischen Gehalts, die Anwendung des Früheren auf die Gegenwart und eine geschichtsphilosophische Betrachtungsweise.

Die Hegel'sche Philosophie, welcher er auf der Universität eine stetige Theilnahme zugewendet hatte, hat er sich als System niemals angeeignet, aber als Schule eines methodischen Denkens hat sie ihm große Dienste geleistet und seinen Blick für die Beobachtung des zwischen den verschiedenen Culturepochen bestehenden Zusammenhangs und der stufenweise fortschreitenden Entwicklungsprocesse geschärft. Schon in seiner Einleitung zum Leben des Erasmus suchte er für die Entwicklung des einzelnen Menschen ein Analogon in der des Menschengeschlechts nachzuweisen, eine mit feinem Sinne durchgeführte Betrachtung, welche Wilhelm von Humboldts Theilnahme in hohem Grade erregte.

Seine späteren Schriften waren meistens kleinere, zeitgeschichtliche Aufsätze oder Flugblätter, die den Zweck hatten, bei wichtigen Ereignissen das schwankende Urtheil seiner Mitbürger zu leiten und vom eigenen Standpunkte offenes Bekenntniß abzulegen. So veröffentlichte er 1830 über die Berechtigung der Juli-Revolution zwei Broschüren. Die zweite „über die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Ausschließung des Herzogs von Bordeaux," worin er die Legitimität als ein starres und unbedingtes Princip des öffentlichen Rechts anfocht, wurde von der Censur unterdrückt; die ganze Auflage wurde eingestampft, und der Verfasser erhielt ein von Kamptz unterzeichnetes Ministerialschreiben mit einem scharfen Verweise über die Verbreitung so gemeingefährlicher und unerhörter Ansichten; ihm wurde sogar mit Entziehung der Pension u. A. gedroht. Indessen wurde die ihm angedrohte Maßregel nicht verwirklicht, obwohl er sehr frei-

müthig erklärte, daß er um keinen Preis darauf verzichte, seine Ueberzeugung kundzugeben. 1848 bekämpfte er in einer Reihe von Aufsätzen die Ausschreitungen der damaligen Volksbewegung; 1849 trat er wiederum der Reaction entgegen, von der er fürchtete, daß sie Preußen immer wieder in und von Deutschland isolire.

Denn fester als Alles stand ihm die Ueberzeugung, daß Brandenburg-Preußen auf Grund der Reformationsprincipien berufen sei, den Kern des sich vorbereitenden neuen Deutschlands zu bilden.

In diesem Sinne schrieb er 1849 seine Kyffhäusersage und bekämpfte rücksichtslos Alles, was nach seiner Ueberzeugung den preußischen Staat in Erfüllung seiner Mission hemmte, namentlich jede Verleugnung des Geistes der Reformation, und eine solche war für ihn die am Buchstaben haftende, starre Kirchlichkeit mit ihrer lieblos urtheilenden und das evangelische Volk spaltenden Intoleranz. Hoch ehrte er die Ueberlieferung und vor Allem die biblische, aber ihm galt jede Ueberlieferung für eine todte, wenn sie nicht geistig aufgenommen und im Geiste wiedergeboren wäre. Aus dieser Richtung gingen die erregten Streitschriften gegen Stahl und gegen Hengstenberg hervor.

In demselben patriotischen Sinne veröffentlichte er zur dritten Säcularfeier der Reformation als eine Frucht langjähriger Studien sein Werk: „Die Geschichte der Reformation in der Mark, Berlin 1839." In gleichem Sinne seinen „Ehrenspiegel Preußens," eine Sammlung von Gedichten, welche durch gehaltvolle Einleitungen zu einem wohlgefügten Ganzen geschichtlicher Darstellung verbunden wurden, nach dem Vorbilde der Klio, welche eine gleiche Sammlung für das Ganze der Weltgeschichte darbietet. In seinem höhern Lebensalter concentrirte sich sein Augenmerk vorzugsweise auf zwei Personen, die für ihn die größte innere Verwandtschaft hatten, Luther und Friedrich den Großen. Er beschrieb in einer Reihe von Säcularschriften die wichtigsten Schlachttage des großen Königs und entwickelte 1861 in einem besonders lichtvollen Vortrage „die herrschenden Ideen in Friedrichs des Großen Leben." Sein „Luther. Ein deutsches Heldenleben" war aber gleichsam sein litterarisches Testament,

der vollste und reifste Ausdruck seiner Auffassung der vaterländischen Geschichte, ein Werk, auf das er sich sein Leben lang im Stillen vorbereitet hat und das in jeder Zeile zeigt, daß es aus dem Geist geboren ist.

Soll denn aber nur die äußere Berufsthätigkeit, soll nur die Reihe von Schriften oder Kunstwerken, welche einer hinterläßt, den Maßstab der Würdigung abgeben und soll das, was doch einem jeden Leben erst seinen wahren Werth giebt, die Reife des inneren Menschen, die harmonische Entwickelung der angeborenen Anlagen, die Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit für das Andenken gleichgültig sein? Gewiß nicht, wenn die Ueberlebenden nicht bloß das äußere Schema eines Menschenlebens, sondern auch seinen innern Gehalt im Andenken bewahren und Andern vor Augen stellen wollen. Und wenn von irgend Jemand, so sagen wir von Schottmüller mit vollstem Recht: sein Leben war das edelste Kunstwerk, das er zu Stande gebracht hat.

Die Anfänge desselben wie verworren und unzusammenhängend, wie voll von Widersprüchen und scheinbar ganz durch äußere und unerwartete Zufälle bestimmt — dann aber so harmonisch durchgebildet! Und wie merkwürdig! In dem Momente, wo das erlöschende Licht seine Selbständigkeit zu vernichten scheint, da beginnt er, der sich bis dahin nur durch rein äußerliche Impulse hatte bestimmen lassen, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Erblindet betritt er mit sicherm Schritt die eigene Bahn; durch das Geschick, welches als sein größtes Mißgeschick beklagt wurde, ist er frei und sein eigen geworden, in seine wahre Lebenssphäre eingetreten, zu seiner wahren Entwickelung gelangt.

Aber hier besteht nicht bloß ein äußerer Zusammenhang von Ursache und Wirkung.

Schon im Alterthum dachte man sich äußere Blindheit und geistige Erleuchtung verbunden. Von dem Sänger der Phäaken sagt Homer, ihn habe die liebende Muse seiner Augen beraubt und zugleich mit der Kunst des Gesanges begnadigt.

Wenn man sich einen Demodokos, Thamyris, Homer und

ebenso Ossian blind dachte, so liegt dieser Ueberlieferung doch der Gedanke zu Grunde, daß es den edelsten Kräften, die im menschlichen Gemüthe schlummern, nur zu Gute kommen könne, wenn die bunte Außenwelt mit ihren zerstreuenden Eindrücken nicht mehr im Stande sei, die innere Sammlung der Menschenseele zu stören und sie sich selbst zu entfremden.

Die Wahrheit dieser Vorstellung bewährte sich in vorzüglichem Grade an unserem Freunde. Denn da ihm von der Erblindung an alle edelsten Genüsse zuströmten, so konnte auch er sie wie eine Musengabe, ein Gnadengeschenk, wie eine Erweckung oder Wiedergeburt betrachten. So Vieles, was uns Andern an Gemeinem, Häßlichem, Widerwärtigem im täglichen Leben entgegentritt, existirte nicht für ihn; er lebte nur mit Freunden und für Freunde, er war nur beschäftigt, das Edelste, was Menschen mittheilen können, zu geben und zu nehmen. Darum ging er so unschuldig und harmlos durch die Welt hindurch; darum glaubte er so fest an das Gute im Menschen, und war in jedem Augenblick seines Standpunktes so sicher und seiner selbst so gewiß, weil er, von aller Zerfahrenheit und Aufgeregtheit fern, immer in sich gesammelt war, sich nicht durch Einzelnes verwirren ließ, die spärlicher zufließenden Eindrücke um so gründlicher verarbeitete und die höchsten Gesichtspunkte nie aus dem Auge ließ.

Daher der wohlthuende Eindruck jedes Gesprächs mit ihm; man trat aus dem Lärmen der Stadt wie in einen Tempel ein, wo ein heiliger Frieden waltete. Daher die hohe Besonnenheit jedes von ihm ausgesprochenen Urtheils in wissenschaftlicher und menschlicher Angelegenheit.

An Gelehrsamkeit konnte und wollte er mit den Fachgelehrten nicht wetteifern, aber seine Liebe zur Erkenntniß war unermüdlich und er trug Alles, was die Specialforschung darbot, um das Wesen der Natur und der Menschen aufzuklären, sauber und behutsam wie in einen Bienenkorb ein, und so war es keine seichte Vielwisserei, die sich in ihm entwickelte, sondern eine ungemein vielseitige, aber in sich wohl zusammenhängende Geistesbildung, welche, weil sie immer von ethischen Gedanken getragen

war, den Charakter einer echten Weisheit an sich trug, wie wir sie mehr im Alterthum als in der Gegenwart zu suchen und zu finden gewohnt sind.

So erklärte es sich, wie auch Gelehrte so gerne mit ihm verkehrten, weil er in jedem Gespräche die Gesichtspunkte betonte, welche die menschlich bedeutenden waren, wie er hochbegabten Männern und Frauen bei Beurtheilung ihrer Schriften als Autorität galt, und wie ein Wilhelm von Humboldt, der in geistigem Genusse so sehr Verwöhnte, von sich und Anderen so viel Fordernde, der ihn häufig nach Tegel mit hinausnahm, um dort in ungestörtem Gespräche mit ihm zu verkehren, ihn eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit nennen konnte. (Ein Schriftsteller-Leben. Breslau. Josef Max 1855. S. 98.)

Man sah in ihm das Bild eines Weisen, in welchem alles Erfahrene und Erlernte zu einem harmonischen Ganzen glücklich zusammen gewachsen war. Je älter er wurde, um so mehr traten aus der Fülle weltgeschichtlicher Betrachtung einzelne Gegenstände hervor, welche seine Aufmerksamkeit fesselten, aber diese waren (wie namentlich die Reformationsgeschichte und die in ihrem Lichte betrachtete Entwickelung des preußisch-deutschen Staats) der Art, daß sie ihn mit allen Lebensfragen der Gegenwart in Zusammenhang erhielten und den ganzen Menschen in Anspruch nahmen. Denn das war besonders charakteristisch für ihn, daß Gemüthsleben und wissenschaftliche Arbeit bei ihm nicht gesondert war, daß er sich früh gewöhnt hatte, bei Allem, was er trieb, als ganzer Mensch betheiligt zu sein; es war nur ein Geistesleben in ihm, woran Herz und Verstand, Phantasie und Gedächtniß gleichmäßigen Antheil nahmen. Die höchsten Ziele des Strebens waren ihm auch die nächsten, weil er, was den Grundzug seines Wesens bildete, eine durchaus religiöse Natur war. Nachdem er kurze Zeit hindurch wohl die Ansicht getheilt hatte, daß es möglich sei, auf dem Wege dialektischer Gedankenverbindung den religiösen Glauben durch ein wissenschaftliches Erfassen des Absoluten zu ersetzen, kam er um so entschiedener zu der Vorstellung zurück, daß nur im Glauben das Göttliche ergriffen werden könne; der Glaube war ihm das Leben in Gott, und

mit einer Entschiedenheit, welche ohne eine Spur krankhafter Schwärmerei doch etwas der christlichen Mystik Verwandtes hatte, sah er Alles für werthlos und vergänglich an, was nicht aus Gott im Menschen sich gestaltete und die Offenbarung Gottes zum Endzwecke hatte. Daraus erklärt sich, wie er einerseits ein so tief ergriffener evangelischer Christ sein konnte, daß er als Jüngling nur mit Widerstreben die Darstellung des Erasmus unternahm und als letzte Lebensaufgabe nichts Höheres kannte, als ein „Herold Luthers" zu sein, „wenn auch mit zitternder Stimme," andererseits aber gegen jede starre Formulirung des Bekenntnisses eine tief innerliche Abneigung hatte und die kalte Verstandesoperation in Sachen des Glaubens für eine Profanation hielt; dies war das einzige Gebiet, auf dem der sonst so milde Mann heftig und vielleicht auch unbillig werden konnte. Das Leben in Gott war aber nicht nur ein Postulat seiner Lebensphilosophie, sondern sein Leben selbst, und wer das Glück hatte, ihm nahe zu stehn, der weiß, welch eine Weihe auf dem Manne lag, dem man zu jeder Zeit anspürte, daß sein der irdischen Welt erstorbenes Auge unverwandt dem Ewigen zugekehrt war, dessen Abglanz ihn verklärte.

Daher die unzerstörbare Heiterkeit seiner Seele, welche keine Sorgen trübten, obwohl Keiner mehr äußerlichen Anlaß dazu gehabt hätte; daher die freudige Dankbarkeit, welche seine Seele erfüllte, mit der er jeden Tag, den er im Kreise der Seinen verleben durfte, begann und beschloß. Er betrachtete das ganze Leben wie einen Genuß, und ließ sich weder durch Widerwärtigkeiten stören noch durch die Gewohnheit des Guten abstumpfen. Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, welcher die Freude als Grundton der Seele mit solcher Energie festzuhalten im Stande gewesen wäre. Die glückliche Harmonie, die in seinem Innern war, erweckte auch das Bedürfniß in ihm, derselben einen Ausdruck zu geben, und so entstand eine Reihe gnomischer Dichtungen, mit denen er sich gerne in einsamen Stunden beschäftigte. Er hatte keine eigentliche Dichtergabe, aber wie reines Glockenmetall, wenn es angeschlagen wird, durch seine Reinheit das Ohr zu erfreuen im Stande ist, so sind auch seine Denkverse in

Distichen ein edler Klang, der Kunde giebt von der Reinheit seiner Seele und ihrer stetigen Vereinigung mit Gott. Auf seinem letzten Krankenlager war er noch beschäftigt, seine Lebensanschauungen in Denksprüchen zusammen zu fassen, wie die folgenden am 5. Februar 1871 dictirten Distichen bezeugen:

Sein und Dasein.

Aus dem unendlichen Sein entkeimet die Seele zum Dasein,
 Dringt mit der Macht des Organs in der Erscheinungen Chor.
Herrlich ist sie im Menschen, wenn göttliche Liebe ihr Werk ist,
 Wenn sie des Ewigen Geist kündet in menschlichem Wort.
Wenn sie den Steg uns erhellt, der aus dem Finstern zum Licht führt
 Und mit des Himmels Gewalt reißet den Himmel an sich.
Endlich drängt der ermattete Leib zum Abschied vom Dasein
 Und zu dem ewigen Sein kehrt sie verewigt zurück.

Damit nehmen wir Abschied von dem Verewigten, dessen stilles und bescheidenes, aber durch und durch geistiges Leben einen ins Unendliche fortwirkenden Segen auf Erden zurückläßt. Er hat viele Seelen zu einem höheren Leben erweckt, er hat viel Liebe gespendet und empfangen, er hat Jeden, dem er seine Freundschaft geschenkt hat, dauernd beglückt und jedes Haus geweiht, in das er mit dem köstlichen Frieden, den er mitbrachte, eingetreten ist. Sein Andenken wird lange in Ehren bleiben.

XXI.

Wissenschaft, Kunst und Handwerk.

Die Uebergabe des Rectorats ist die Eröffnung eines neuen Studienjahrs. Wenig Tage noch — und die vielgetheilte Arbeit beginnt. Die Jugend zerstreut sich in das Labyrinth der Hörsäle; in jedem beginnen Reihen von Vorträgen und aller Orten fangen, wie billig, die Lehrer damit an, das besondere Fach zu umgrenzen und seine Aufgabe, seine Geschichte und seine Wichtigkeit zu erörtern. Heute sind wir Alle noch in einem Raum beisammen. Für die bei der heutigen Feier übliche Ansprache weiß ich also nichts Passenderes, als daß wir, ehe wir nach allen Seiten auseinandergehen, uns dessen erinnern, was uns zusammenhält, damit wir in vollem Bewußtsein des Gemeinsamen unsere Sonderarbeit beginnen.

Denn darauf beruht ja doch das Wesen einer deutschen Universität, daß sie ein Ganzes ist, ein bewußtes Ganze, von Gedanken beseelt, die in allen Gliedern der großen Genossenschaft, lehrenden wie lernenden, lebendig sein sollen. Sie bilden den Faden, der unsichtbar durch alle Hörsäle und Laboratorien hindurchgeht, die galvanische Kette, die uns Alle, so sehr unser Kreis sich auch erweitert, mit einander in Fühlung hält und mit einer Kraft durchströmt; sie sind das Reichsbanner, das über den Grenzpfählen der Sondergebiete weht als das frohe Zeichen einer lebendigen, unverbrüchlichen Einheit.

Die freie Forschung — das ist das Erste, das wir Alle als ein Gemeinsames anerkennen. Denn nur sich selbst überlassen,

kann die Wissenschaft nach allen Seiten ihre Wege sich bahnen; nur so kann sich zeigen, welche Ziele auf den verschiedenen Bahnen erreichbar sind; Irrthum und Wahrheit nur so völlig an das Licht treten.

Es hat aber jeder Beruf, auch der geistig freiste, etwas Zunftmäßiges an sich, und je erhabener der Beruf ist, um so mehr bedarf es eines festen Grundes, der gelegt sein muß, ehe der kühne Hochbau beginnt. Es weist ja schon der Amtsname die Universitätslehrer darauf hin, daß auch sie eine Profession haben, und wenn Niebuhrs Vater den Titel ablehnen zu müssen glaubte, so war es deshalb, weil er die Reihe von Lehrjahren nicht ordnungsmäßig durchgemacht hatte, um sich eines Namens würdig zu fühlen, welcher den Meister bezeichnet. Er setzt eine Vorbildung voraus, die Jeder sich aneignen kann, ohne ein geborener Forscher zu sein, die Gewöhnung an methodische Arbeit, die Sicherheit in Benutzung der Hülfsmittel, die den verschiedenen Fächern zu Gebote stehen, die mathematische Schule für die exacten Wissenschaften, die sichere Sprach- und Schriftkenntniß bei historisch-philologischen Studien.

Gewissenhafte Aneignung des ganzen Rüstzeugs ist die einzige Bürgschaft für gedeihlichen Fortschritt. Das ist, was Fichte ein rechtschaffenes Studium nannte, d. h. ein solches, das nicht auf Genuß ausgeht, die schwierigen Wegstellen nicht umgeht, das Trockene und Langweilige nicht verachtet und es nicht verschmäht, dasselbe zu thun, was hundert Andere neben uns leisten, um sich Alles anzueignen, was, wie wir sagen, zum Handwerk gehört. Handwerk hat einen goldenen Boden, und die unverdrossene Pflichttreue trägt ihren Lohn in sich. Sie ist die heilsame Zucht des Geistes, der beste Damm gegen den Dilettantismus, der mit Einfällen spielt und Früchte einfahren will, ohne den Boden gepflügt zu haben. Sie allein giebt methodische Sicherheit; ohne sie würden große nationale Untersuchungen, bei denen wie in einem wissenschaftlichen Atelier nach gemeinsamen Normen gearbeitet wird, mögen es Sternkarten oder Urkundensammlungen sein, gar nicht zu Stande kommen können.

Insofern haben wir Alle unsre Profession; wir müssen Alle unser Handwerk inne haben — aber wir sollen darum keine Handwerker sein und nicht in der Werkstube sitzen bleiben.

Wer in der Werkstube arbeitet, verkauft seinen Fleiß; er arbeitet auf Bestellung, ist von der Nachfrage abhängig und sieht scheel auf die Nachbarbude, wo mehr Absatz ist. Brodneid ist nach uraltem Sprichwort in der Werkstube zu Hause, und wo dem Gelehrtenberufe noch etwas von dem Eigennutze anklebt, der ein nahrhaftes Gewerbe klug ausbeutet, da ist der Standpunkt des Handwerkers nicht überwunden.

Es giebt auch Gelehrte, bei denen die Technik in dem Grade vorherrscht, daß sie nicht Mittel sondern Zweck ist. Es kommt ihnen vor Allem auf die „Mache" an, wie man jetzt zu sagen pflegt. Sie können Hervorragendes leisten und eine Menge von Schülern um sich sammeln — wir können aber doch nicht umhin, Eines und zwar das Beste an ihnen zu vermissen, die freie und volle Hingabe der Person an die Sache, die selbstvergessene und rücksichtslose Liebe zur Wahrheit.

Dazu kommt ein Anderes:

Wer vom Handwerk ist, sieht auf das Einzelne; er will in dem, was zu seinem Metier gehört, Kenner und Meister sein. Je enger also sein Gesichtskreis, um so leichter gelingt es ihm mit sich zufrieden zu sein und auf das, was Andere auf anderem Wege erzielen, vornehm hinabzusehen. Eigensinn und Rechthaberei werden wir also vorzugsweise bei solchen Gelehrten finden, welche das Zünftige in ihren Studien betonen. Es wird immer Unreife genug geben, auf welche ein schnödes Aburteilen über die Leistungen Anderer den Eindruck geistiger Kraft macht. Der Verständige erkennt in diesem Hochmuth, der so viel Unehre über unsere vaterländische Wissenschaft bringt, ein unzweideutiges Kennzeichen jenes Handwerkersinns, der vom Bewußtsein einer gewissen technischen Virtuosität aufgebläht sich auf den Richterstuhl setzt, ohne selbst ein großes und hohes Ziel sich gesetzt, geschweige denn erreicht zu haben. Sonst würde er einen Maßstab gefunden haben, bei dem der beschränkte Eigendünkel wohl hätte schwinden müssen.

Und wo ist der Uebergang aus dem Gebiet von Handwerk und Technik in die höhere Sphäre?

Je gesunder die Entwickelung ist, um so weniger wird es möglich sein, scharfe Grenzlinien zu ziehen. Es geht hier der Wissenschaft wie den Künsten, die dort das vollste Gedeihen fanden, wo ihre zarten Blüthen sich aus dem festen Kernholz des bürgerlichen Gewerbes still und ungesucht entwickelt haben.

Die Heroen der alten Kunst sind Söhne und Enkel zünftiger Werkmeister gewesen, und wir sehen, wie bei einem unverdrossenen Streben von Geschlecht zu Geschlecht nicht nur die Arbeit immer tadelloser erledigt wird, sondern auch ein selbständiges Können sich entwickelt, d. h. ein solches, das über die Erledigung der gestellten Aufgabe hinausgeht. Die Kunst beginnt, indem etwas dem inneren Leben Angehöriges im Stoffe zum Ausdruck kommt; dadurch wird das Handwerk ein Werk des Geistes; sie zwingt die todte Materie, sich zum Ausdruck dessen herzugeben, was die zartesten Regungen des menschlichen Gemüths sind.

Wie die Kunst, so hat auch die Wissenschaft mit dem Stoff zu ringen, um die Schranken zu beseitigen, mit denen die Welt unsern Geist umstellt, und die Kluft zu überwinden, welche das Sichtbare vom Unsichtbaren scheidet.

Die Beseitigung der Schranken, welche in den räumlichen Verhältnissen begründet sind, ist ein Triumph der Wissenschaft, der von allen Erfolgen am meisten in die Augen springt, und wenn man bedenkt, welche Welten uns enthüllt sind, die durch ihre Entfernung oder ihre Kleinheit sich unserm Blick entzogen hatten, wenn man den Gesichtskreis des heutigen Forschens mit den Zeiten vergleicht, da die Naturphilosophen Joniens anfingen über die Vorgänge nachzudenken, die Jeder mit eignem Auge am heimischen Strande beobachten konnte, erscheint der Abstand so unermeßlich, daß man es für etwas sehr Entbehrliches halten möchte, jene verschollenen Zeiten noch heute zu beachten.

Wir müssen aber alle Entwickelungsstufen kennen, die der menschliche Geist durchgemacht hat. Denn nur so können wir der einheitlichen Geschichte desselben bewußt werden, und wenn auch dieselben Räthsel immer wieder auftauchen, die gewonnenen

Ergebnisse immer wieder in Frage kommen — wie das Meer von derselben Strandfläche, die es eben in Besitz genommen, immer wieder matt zurücksinkt —, wir erkennen doch durch alles Ebben und Fluthen hindurch einen unaufhaltsamen Fortschritt menschlicher Erkenntniß.

Die Blüthezeiten der Kunst sind Gnadengeschenke; es sind Festzeiten der Menschheit; sie werden durch die Energie einer Reihe begabter Geschlechter herbeigeführt, aber sie sind von der menschlichen Willenskraft unabhängig, und die einzelnen Generationen sind nicht verantwortlich dafür, wenn das Höchste nicht erreicht wird.

Auch in der Geschichte der Erkenntniß giebt es mehr und minder gesegnete Perioden, aber der stetige Fortschritt kann doch mit größerer Sicherheit erzielt werden, und es ist, von großen Katastrophen abgesehen, die Schuld der Lebenden, wenn Stillstand oder Rückschritt eintritt. Um so mehr fühlt Jeder von uns, daß er auf seinem Posten wachsam und treu sein muß, um an seinem Theil die große Arbeit der Menschheit zu fördern.

Endlich muß auch aus dem Strom der Zeit gerettet werden, was in seiner Vollendung bleibend wichtig ist und durch nichts ersetzt werden kann. Es ist ein Hausbesitz der Menschheit, ein unveräußerliches Erbtheil, das gehütet und verwerthet werden muß; denn es giebt den Maßstab auch für das, was mit dem Anspruch auf dauernden Werth von der Gegenwart geboten wird. Darum ist die historische Forschung die unentbehrliche Ergänzung der Naturforschung. Sie ist das rückschauende Antlitz des Janushaupts, das Gedächtniß des Menschengeschlechts, die Bürgschaft seines unlösbaren Zusammenhangs. Sie verwaltet sein Erworbenes; sie läßt uns mit den Unsterblichen aller Jahrhunderte wandeln und reden; sie vernichtet die Zeitschranken, wie der Naturforscher uns von der Enge des Raums frei macht.

Die Beherrschung des Stoffs, welche die Wissenschaft so gut wie die Kunst erstrebt, besteht in der Ueberwindung dessen, was in der Welt, in die wir uns verpflanzt sehen, unheimlich und widerstrebend ist. Die Kunst überwindet, indem der Stoff sich der von ihr gewollten Form fügt, der Forscher, indem er in

dem Stofflichen das erkennt, was unserm Geist verwandt und unsrer Vernunft allein begreiflich ist; der Künstler giebt dem Stoff ein höheres Sein, der Forscher findet in ihm das wahre Sein. Oder ist es nicht aller Orten seine Aufgabe, in der Erscheinungen Flucht die Normen aufzufinden, die bleibenden und maßgebenden, und weicht das finstere Gebiet des Zufalls nicht überall zurück mit seinem Schatten, wohin die Fackel der Wissenschaft ihr Licht wirft? Aus unzähligen Beobachtungen entsprießt die Erkenntniß der Gesetze, nach denen die Elemente sich suchen und meiden, die Gebirge sich schichten, die Himmelskörper kreisen, Pflanzen- und Thierleben sich entwickelt; in dem Regellosesten, was es auf Erden zu geben scheint, in der Bewegung der Meereswoge wie in dem wüsten Gange des Sturms wird Regel und Gesetz nachgewiesen.

Im Menschen- und Völkerleben waltet eine Freiheit, welche sich nicht in mathematische Formeln bannen läßt. Dennoch kann auch hier der Stoff nicht unser Eigenthum werden, wenn wir ihn nicht mit unserm Denken durchdringen und ordnen; denn das Regellose bleibt auch hier uns fremd gegenüber. Reihen loser Thatsachen lassen sich nur auswendig lernen; die innere Aneignung beginnt erst, wenn in der Masse des Zufälligen ein Zusammenhang sich darstellt, dem wir denkend folgen können, eine unverbrüchliche Ordnung des Geschehens, wie man sie in der Welt des räumlichen Nebeneinanders noch heute mit dem pythagoreischen Worte „Kosmos" bezeichnet. Auch der Geschichtsforscher wird von der Betrachtung des bunten Sonderlebens in Stämmen und Städten mit innerer Nothwendigkeit auf solche Thatsachen hingeführt, welche allen Volks- und Staatsgeschichten gemeinsam sind, auf allgemein gültige Bedingungen des Gedeihens wie des Rückgangs und Verfalls der menschlichen Dinge. Das ist die ethische Seite der Geschichtsbetrachtung, welche auch in der sittlichen Welt kosmische Gesetze aufdeckt.

Und hat nicht auch der tiefe Denker, den wir leider nur auf wenig Monate den Unsrigen nennen konnten*), er, der vielleicht mehr als ein Anderer unserer Zeitgenossen die beiden großen

*) Hermann Lotze.

Gebiete der Wissenschaft umspannte, die Menschenwelt mit allen ihren Beziehungen als Mikrokosmos dargestellt?

Indessen war Niemand entfernter als er, die Erscheinungswelt und die des geistigen Lebens auseinander fallen zu lassen. Hat doch keiner unserer Philosophen alle Fortschritte mechanischer Naturerklärung sorgfältiger und anerkennender begleitet! Aber dieser Wechselverkehr zwischen uns und den Dingen um uns, dies fortschreitende Verständniß des ihnen zu Grunde liegenden Sinns war ihm undenkbar ohne eine innere Gemeinschaft; er erkannte einen lebendigen Grund alles Wirklichen, der den Mechanismus belebt und sich im menschlichen Bewußtsein durch sittliche Bestimmungen von zweifelloser Gültigkeit bezeugt. So ist er in methodisch aufsteigender Gedankenreihe aus allen Widersprüchen, in welche jede dualistische Weltanschauung verwickelt, zu einem höheren Monismus durchgedrungen, zu der Anschauung des allein seienden Wesens, dessen persönliche Lebensthätigkeit die Harmonie der Welt in jedem Momente herstellt.

Hier ist eine Weltansicht ausgesprochen, welche — so scheint es mir — allen Sphären unseres geistigen Lebens, den exacten Wissenschaften, der historischen Forschung wie den unabweisbaren Forderungen des menschlichen Gemüths gerecht werden kann.

Hier aber wollte ich nur das betonen, was mit voller Zuversicht ausgesprochen werden kann und dem Sinne unserer heutigen Versammlung in besonderem Grade entspricht, daß es nämlich keine Weltanschauung giebt, welche uns Alle so zu gegenseitiger Handreichung in unserer Arbeit, zu gegenseitiger Verständigung und geistiger Gemeinschaft anregt und verpflichtet.

Dieses Band, das er von Neuem um die vier Facultäten geschlungen hat, wollen wir also als ein theures Vermächtniß des unvergeßlichen Mannes ansehn und nach seinem Beispiel jeden Fortschritt in einem Zweige unserer Studien als einen Alle beglückenden und Alle ermuthigenden Erfolg betrachten.

Jedes neu erkannte Naturgesetz ist eine Befreiung unsres Geistes und eine Erweiterung seiner Macht über die Dinge, jedes neu eröffnete Verständniß der Menschengeschichte ist eine Vertiefung unserer Selbsterkenntniß, und wenn unsere Arbeit eine

gesegnete ist, so wird unser Geist mit jedem neuen Studienjahr nicht nur freier, reicher und mächtiger, sondern auch klarer, besonnener und weiser.

Denn unserer Arbeit Ziel ist ja nicht ein Wissen und Können im Allgemeinen, ein Erwerben von außen, sondern etwas, das in unser Bewußtsein aufgenommen wird, ein Persönliches, also ein Wissen und Können, dem ein bestimmtes Wollen folgen muß.

Zielloses Anhäufen von Lernstoff erschlafft und verwirrt. Die Arbeit des echten Forschers ist auf feste Ziele gerichtet, und deshalb entkeimt ihr nothwendig eine männliche Denkungsart, welche dem ganzen Leben Einheit giebt und eine gewisse Weihe, die über das, was von dem Gelehrten als solchem verlangt wird, hinausgeht, aber doch mit seinem Berufe unmittelbar zusammenhängt. Denn die selbstlose Liebe zur Wahrheit, die Hingabe der ganzen Person an die Forschung, deren Erfolge sich nicht voraus bestimmen lassen, die Tapferkeit und Treue in Bekämpfung aller Hindernisse — das sind sittliche Eigenschaften des Menschen und zugleich unerläßliche Voraussetzungen des echten Forscherlebens, und der Durst nach Erkenntniß ist keine einseitige Verstandesrichtung, sondern eine angeborene Gemüthslage, ein Charakterzug des ganzen Menschen.

Darum gilt auch von dem Forscher, was von dem echten Künstler gesagt worden ist: der Genius wohnt im Herzen! Er ist ein tief innerlicher Zug, der das Unsichtbare und Ueberweltliche im Sichtbaren wiederzugeben oder wiederzufinden strebt, es ist der Zug zur Wahrheit, der den geborenen Forscher vom erwachenden Bewußtsein bis zum Grabe begleitet.

Die Wahrheit ist das Höchste, zu dem wir geschaffen sind, und alle Menschenkinder sind berufen, in ihrem Lichte zu wandeln. Uns ist das Höchste auch das Nächste, und während so Viele, die den gleichen Trieb haben, nur in Feierstunden dazu kommen, den Zug nach Erkenntniß zu befriedigen, ist seine Befriedigung unsere Amtspflicht und gleichsam das tägliche Brod. Wir haben den Vorzug, daß unser Beruf sich mit dem deckt, was unsere angeborene Liebe ist; bei uns verschmilzt, was sonst ein Gegensatz zu sein pflegt: Wirksamkeit und Genuß, Arbeit und Muße;

bei uns wechselt in wohlthuender Weise die Sammlung des Geistes mit der Mittheilung des Erforschten, die Einsamkeit der Arbeitsstube mit der stärkenden Gemeinschaft gleichgesinnter Genossen und einer lernbegierigen Jugend, die uns ihr Vertrauen entgegenbringt. Welchem Beruf liegt aller Zwang, alle Nöthigung zu mechanischer Dienstleistung und der unheimliche Lärm des Tages ferner?

Indem wir dies mit dankerfülltem Herzen anerkennen, fühlen wir zugleich in vollem Maße die uns obliegende Verantwortlichkeit. Wir haben die höchsten Interessen der Menschheit zu vertreten; wir sollen durch Unterricht und Beispiel die edelsten Triebe der menschlichen Natur pflegen, von deren richtiger Entfaltung das Heil der heranreifenden Jugend wie der Gesammtheit unsres Volks abhängig ist.

Denn wenn unserm Gemeinwesen auch die größte Autonomie verliehen ist, so ist doch unsere Gelehrtenrepublik nicht wie eine Insel im Meere und die Gelehrsamkeit keine isolirte Höhe, auf der man Alles anders ansieht als unten, wo die andern Menschen wandeln. Es ist eine Menschenseele, die nach Wahrheit verlangt, und unsere berufsmäßige Beschäftigung mit Erkenntniß soll keine Scheidewand werden, welche im Denken und Empfinden ein gegenseitiges Verständniß aufhebt. Jedes aufrichtige Suchen nach Wahrheit behält seinen unvergänglichen Werth, und das unmittelbar menschliche Verhalten des Gemüths zu dem, was Kunst oder Natur darbieten, wird nicht wesentlich verändert. Oder sollte den Philologen die genaue Kenntniß von Metrum und Sprache hindern, sich an einem Chorliede des Sophokles ebenso unmittelbar zu erfreuen, wie jeder unbefangene Freund der Poesie? Und sollte der, welcher die Wandelbahnen der Gestirne zu berechnen weiß, nicht freudig einstimmen können, wenn es in der Gemeinde schallt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes! Die größten Denker auf diesem Gebiete, Keppler und Newton, haben hier keinen Gegensatz gefunden.

Lange Zeit ist das Vermächtniß des Alterthums so überwiegend gewesen, daß die Kenntniß der alten Sprachen eine Schranke bildete, welche die Nichtgelehrten fern hielt. Wurden

doch noch zur Zeit der Reformation lateinische Poeten in Deutschland gekrönt, und durch Tacitus' Germania ist man zur Empfindung für deutsches Volksthum gelangt.

Auch in der Muttersprache, dachte man lange bei uns, hätten die Gelehrten ihre eigene Mundart, so daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung dem großen Kreise der Gebildeten ungenießbar sein müßte, und auch heute fehlt es nicht an Solchen, welche geneigt sind, dort ein tieferes Studium zu vermissen, wo die Sprache klar und durchsichtig fließt. Der Unterschied zwischen exoterischen und esoterischen Schriften, wie er seit Aristoteles besteht, wird immer bleiben, und mit vollem Rechte sehen wir darin eine verkehrte Richtung, wenn man die Ergebnisse ernster Forschung durch allerlei Zuthat der Menge mundrecht machen will und den Wahn fördert, daß die Ergebnisse der fortschreitenden Wissenschaft mühelos angeeignet werden könnten.

Die Form ist ja auch in der bildenden Kunst nicht etwas von außen Zugetragenes. Gehen Sie durch unser Vasencabinet! Die unbehülflichen und unpraktischen Geräthe sind auch die unschönen; je mehr es aber gelingt, den besonderen Zweck jedes Geräths zu verwirklichen, je vollkommener und klarer derselbe erledigt wird, um so vollendeter ist die Form, und durch jede äußere Zuthat kann dieselbe nur an Schönheit einbüßen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Ausdrucke des wissenschaftlichen Gedankens. Wer nach reiflichem Sinnen die volle Herrschaft des Gedachten erlangt hat, dem bietet sich ungesucht das zutreffende Wort; die Form ist mit dem Inhalt gegeben.

Ein Zweites, was der künstlerischen Thätigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit verwandt ist, liegt darin, daß, wie der wahre Künstler den Beruf in sich fühlt, immer etwas in sich Ganzes und Einiges zu schaffen, so auch der Forscher immer darnach ringen wird, aus dem Stückwerk herauszukommen und die Gegenstände seiner Forschung in einem größeren Zusammenhange anzuschauen, wodurch es allein möglich ist, auch der ferner Stehenden Interesse zu erwecken.

Wir sehen also, was dazu dient, den Kreis der Theilnahme zu erweitern, ist etwas, was der Arbeit selbst zu Gute kommt;

es ist in doppelter Beziehung auch ein wissenschaftlicher Erfolg, ein Zeugniß von der Beherrschung des Stoffs, die dem Forscher gelungen ist, und von dem größeren Zusammenhange, zu dem er durchgedrungen ist, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß gerade an unserer Universität seit der Zeit ihrer Gründung eine Reihe der hervorragendsten Männer mit allem Ernste bestrebt gewesen sind, die Ergebnisse vieljähriger Arbeit in so klarer Form und in solchem Zusammenhange vorzulegen, daß alle Freunde wissenschaftlicher Betrachtung ihnen folgen konnten. Das ist kein Haschen nach Popularität, sondern eine heilige Pflicht des Gelehrten, daß er seinerseits Alles thue, keine Kluft bestehen zu lassen, welche die Welt der Gelehrten von den Ungelehrten scheide. Wir denken an das ernste Wort Pascals, das er im Namen des Volks den vornehm sich absondernden Forschern zurief: „Ihr sollt das Salz der Erde sein; womit salzet ihr unser Dasein?" Das Volksthum der Hellenen ging rückwärts von dem Zeitpunkte an, da die philosophisch Gebildeten sich vom Volke schieden, und alles Leben geht dem Tode zu, wenn die Kräfte, auf deren Zusammengehn und Wechselwirkung die Gesundheit des Organismus beruht, in Sonderbestrebungen auseinandergehen, wie es Alexander von Humboldt in seinem „rhodischen Genius" geschildert hat.

Der Sonderungstrieb, der des Volkes Wohlfahrt gefährdet, bedroht aber auch unsere engere Gemeinschaft. Die Studien verzweigen sich mehr und mehr; Wissenschaften, die Einer vertrat, haben sich während unsres Menschenalters in zwei und drei Lehrfächer gegliedert. Die Scheidewände werden zahlreicher, höher und undurchsichtiger. Diese wachsende Arbeitstheilung hat auch für die einzelnen Arbeitsgebiete ihre Gefahr; denn wie jedes Volksleben ein Ganzes ist, aus dem man nicht ohne Beeinträchtigung der Gesammtanschauung einzelne Seiten und einzelne Perioden herausnehmen kann, so ist es auch mit der Naturerkenntniß. Denn wenn die Sonderung so weit geht, wie es im alten Aegypten der Fall gewesen sein soll, daß für jedes Glied des menschlichen Körpers und für jede Krankheit besondere

Abtheilungen von Aerzten bestanden, so kann von einer wissenschaftlichen Medicin nicht mehr die Rede sein.

Dazu sollen nun Stunden, wie die heutige, dienen, daß wir uns auf dem Boden dessen, was uns Allen gemeinsam ist, wieder zusammenfinden, daß Jeder von Neuem sich gelobe, seines besondern Amts mit voller Treue zu warten, daß wir uns aber als Träger eines Berufs, als Diener einer Wahrheit fühlen, deren Priesterthum wir im Denken und Leben zu bezeugen haben.

Wir verbinden uns aufs Neue zu gegenseitiger Handreichung in der Förderung menschlicher Erkenntniß und zu gemeinsamem Dienste an der deutschen Jugend, nicht um Schüler zu ziehen, die unsern Richtungen folgen, sondern freie Männer, welche, von den Schwankungen der Parteiansichten unabhängig, durch die Wissenschaft geadelt, mit reifer Geisteskraft und aufrichtigem Gemüth sich dem Vaterlande widmen. Denn Alles, was wir, jung und alt, gemeinsam neu beginnen, sei zum Heil unsres reichgesegneten Vaterlandes, dem wir seine Ehren und Güter erhalten, an dessen dauernder Wohlfahrt wir an unserm Theil weiter bauen wollen!

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Alterthum und Gegenwart.

Gesammelte Reden und Vorträge

von

Ernst Curtius.

Dritter Band.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
Bessersche Buchhandlung
1889

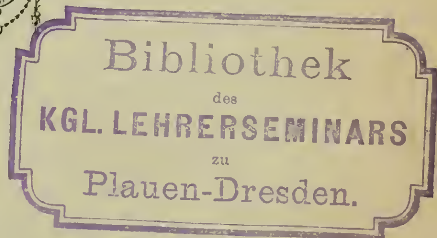
Unter drei Kaisern.

Reden und Aufsätze

von

Ernst Curtius.





Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
Besserſche Buchhandlung
1889



Vorwort.

Der besondere Titel, welcher dem dritten Bande dieser Sammlung gegeben ist, bezeichnet den in unser gemeinsames Leben tief eingreifenden Zeitpunkt, da drei Generationen unseres Herrscherhauses sich in jäher Folge ablösten. Die erste Rede giebt den Gefühlen Ausdruck, mit denen wir auf Kaiser Wilhelms I. Regierung zurückschauen, die zweite der wehmüthigen Trauer um unsern früh vollendeten Kaiser Friedrich, die dritte der hoffnungsreichen Zuversicht, mit der wir unsern jungen Kaiser begrüßten. Die vierte ist in der Akademie der Wissenschaften am Jahrestage Friedrichs II. gehalten. Die folgenden Reden sind Nachklänge von der Feier des 22. März in der Aula unserer Universität. Daran schließen sich Lebensbilder von Gelehrten und Künstlern, die dazu beigetragen haben unserer Zeit das Gepräge zu geben. Die Gedächtnißrede auf August Böckh wurde an seinem hundertjährigen Geburtstage im Auftrage der Universität gehalten; zu ihrer Ergänzung dient der Aufsatz über A. Böckh und Karl Otfried Müller, der bei Gelegenheit des 1883 veröffentlichten Briefwechsels in der Deutschen Rundschau gedruckt worden ist. Der Nachruf an Richard Lepsius wurde im Namen des Königlichen Museums geschrieben und in dem Jahrbuche der Königlich Preußischen Kunstsammlungen 1885 veröffentlicht. Der Rede „Düsseldorf und Cornelius" diente das Jubiläum der Düsseldorfer Kunstakademie im Jahre 1869 zur Veranlassung. Die Erinnerungen an Emanuel Geibel erschienen zuerst in der Beilage der Allgemeinen Zeitung (1884 August), die Lebensskizze meines Bruders

als Einleitung zu den bei S. Hirzel 1886 von E. Windisch herausgegebenen „Kleinen Schriften von Georg Curtius“. Endlich habe ich den längst vergriffenen Vortrag über Naxos aufgenommen, dessen Inhalt sich dem anschließt, was ich in den Erinnerungen an Geibel über unsere Inselfahrten erzählt habe. Im Ganzen habe ich Alles unverändert gelassen; nur in „Naxos“ ist ein Theil der geschichtlichen Nachweisungen fortgeblieben, welche durch die Arbeiten von Hopf entbehrlich schienen, und in der Rede über Athen und Eleusis habe ich Seite 94 die Fassung einiger Sätze geändert, weil der ursprüngliche Wortlaut zu dem Mißverständnisse Anlaß geben konnte, daß ich der Meinung sei, es habe noch in historischer Zeit ein unabhängiger Priesterstaat in Eleusis bestanden, während ich nur von Reminiscenzen einer längst erloschenen Autonomie sprach. Vgl. Hermes Band XX S. 9.

So bunt zusammengewürfelt äußerlich die Reden und Aufsätze erscheinen mögen, so wird man doch den inneren Zusammenhang nicht verkennen. Sie sind ein geschichtlich gewordenes Ganzes. Es sind Zeugnisse deutscher Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst, wie sie sich in voller Unabhängigkeit gestaltet hat, aber doch in den mannigfaltigsten Beziehungen zu unserm Herrscherhause und in engem Anschlusse an die Entwickelung unserer vaterländischen Angelegenheiten, von der Zeit an, da August Böckh an die neu gegründete Universität der Hauptstadt berufen wurde bis zum Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. Es sind Zeugnisse aus dem stilleren Kreise des geistigen Lebens unsres Volks, aber der Pulsschlag des öffentlichen Lebens fühlt sich immer kräftiger hindurch; sie zeigen, wie die Einigung des Vaterlandes vorgefühlt und vorbereitet, wie sie erreicht und besiegelt wurde als der köstlichste Schatz, dessen Hut uns anvertraut ist. So sind auch sie Urkunden der Zeitgeschichte, welche dem jüngern Geschlechte Zeugniß geben mögen, wie wir mit vollem Dankgefühl zu würdigen und zu verwerthen gesucht haben, was uns unter Kaiser Wilhelm I. zu erleben vergönnt worden ist.

Inhalt.

I.

Gedächtnißrede auf Kaiser Wilhelm.

22. März 1888.

Wir hatten uns angeschickt, den 22. März in diesen Räumen, wo wir so oft des Tages froh gewesen sind, in gewohnter Weise zu feiern. Gott hat es anders gewollt. Das Geburtsfest ist eine Todtenfeier geworden. Ganz Deutschland fühlt mit uns, was es heißt, ein theures Haupt vermissen, unter dem wir uns geborgen fühlten wie die Kinder im Vaterhause. Jedem ist zu Muth, als wenn er ein Eigenstes verloren, ohne das er nicht leben könne. Wenn wir uns aber heute hier vereinigen, so kann es nicht anders sein, als daß wir uns zu männlicher Fassung erheben, wie es allein dessen würdig ist, um den wir im Geiste versammelt sind. Ist er leiblich uns entzogen, soll er geistig unser sein und unser bleiben, und auch der Trauertag wird zu einer Geburtstagsfeier, indem wir Gott von Herzen danken für Alles, was uns in Kaiser Wilhelm gegeben worden ist. Anstatt der Glückwünsche aber, mit denen wir ihn von Jahr zu Jahr geleitet haben, ist es heute unsere Aufgabe dessen zu gedenken, was uns zu thun obliegt, damit der Schatz von Segen, den wir Kaiser Wilhelm verdanken, unserm Volke erhalten bleibe.

Welch ein Bild menschlichen Schicksalswechsels rollt sich vor uns auf, wenn wir auf Kaiser Wilhelms Leben zurückblicken.

Als des Knaben Bewußtsein erwachte, sah er Preußen in scheinbar hoffnungsloser Erniedrigung; als König hob er es zu Macht und Ruhm, so daß des großen Friedrich Regierung, die

man schon als eine glänzende Episode anzusehen sich gewöhnt hatte, nur als bescheidene Vorstufe erscheinen mußte.

Das durch die Freiheitskriege gerettete Deutsche Vaterland mußte er durch unerträgliche Mißverhältnisse, an deren Ueberwindung die besten Kräfte sich nutzlos aufrieben, in seiner Wohlfahrt fort und fort geschädigt sehen, bis unverhofft und rasch in voller Uebereinstimmung mit den ersten Vertretern des Gesammtvaterlandes die einzig mögliche Lösung erfolgte, die Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern.

Gedenken wir nun auch der persönlichen Erlebnisse des verklärten Herrschers, rufen wir uns in das Gedächtniß, daß es eine Zeit gegeben hat, wo er, verkannt und verläumdet, das Vaterland meiden mußte, für das er jeden Augenblick den letzten Blutstropfen herzugeben bereit war, und wie derselbe Fürst dann inniger geliebt worden ist als irgend ein Monarch der Welt, wie eine zahllose Menge tagtäglich vor seinem Fenster harrte, bis sein Antlitz sich zeigte, wie eine Sonne, an deren Strahlen man sich erfreuen wollte. Als aber die Räume verhängt waren, wo er in so harmloser Nähe seines Volks lebte, blieben die Bürger wie durch einen Zauber gebannt und schauten lautlos nach dem Kaiserhause, bis sie endlich, zu Tausenden gedrängt, bei Tage wie bei Nacht an den offenen Sarg pilgerten, um noch einmal das ehrwürdige Angesicht zu sehen.

Wahrlich, ein solcher Wechsel von Glück und Unbill, von geduldigem Ausharren und raschen Triumphen, von bitterer Verkennung und einer begeisterten Liebe, wie sie uns nur aus Märchenklängen bekannt war, ist selten durch ein Menschenleben gegangen, und doch ist Alles ein Ganzes, wie in dem Bilde eines Meisters, in welchem die Gestalten sich verworren durch einander zu drängen scheinen, bis uns der Zusammenhang des Ganzen klar wird. Ja dies Bild von Kaiser Wilhelms Leben in seiner Mannigfaltigkeit und innern Einheit wird, so lange es eine Geschichte giebt, immer einer der inhaltreichsten und erhebendsten Gegenstände menschlicher Betrachtung sein.

Unverloren waren schon die Erlebnisse der frühsten Jugend. Der Eindruck einer bescheidenen und haushälterischen Einrichtung,

die Erinnerung an das sorgenvolle Antlitz des Vaters, an die heimlichen Thränen einer unvergeßlichen Mutter haben den Kaiser durch sein langes Leben begleitet und ihn von früh an vor jeder Anwandlung von Ueberhebung bewahrt. Die Unbeständigkeit menschlicher Dinge stand ihm immer vor Augen. Wer hat je ein Wort des Selbstrühmens von ihm gehört, oder einen Blick des stolzen Selbstvertrauens an ihm wahrgenommen? Von allen Erfolgen in Krieg und Frieden gab er Gott die Ehre und den Männern, die er ihm gegeben. Demuth war das Ehrenkleid des Herrschers, der Purpur dieses Helden, dessen Thaten den Erdkreis erfüllten.

Wichtig für den Lebensgang des Kaisers war es, daß er in voller Mannesreife stand, als ihm der Gedanke nahe trat, daß er auf den Thron seiner Väter berufen sein würde.

Darum hat er sich so lange voll und ganz einem Berufe, dem Heerdienste, gewidmet und denselben von Stufe zu Stufe gewissenhaft durchgemacht. Hier ist ihm die rücksichtsloseste Pflichttreue im Großen und Kleinen zur andern Natur geworden. Hier hat er die Bedürfnisse des Soldaten, hier alle starken und schwachen Seiten unsers Heerwesens auf das Genaueste kennen gelernt, so daß er in einem der wichtigsten Theile des Staatswesens ein vollkommen Sachverständiger war, als er die Verpflichtung fühlte, seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern.

Deutlich erkannte er, was in Preußen, was in Deutschland anders werden müsse, und nimmer kann ich — denn warum sollte ich Bedenken tragen, heute vor Ihnen eigene Erinnerungen einzuflechten, die zu den theuersten meines Lebens gehören? — des 22. März 1848, heute vor vierzig Jahren, vergessen, den der Prinz von Preußen noch in Verborgenheit auf der Pfaueninsel zubrachte. Hier fühlte er sich gedrungen, im engsten Kreise der Familienglieder und Hausgenossen offen auszusprechen, daß er einer umfassenderen Betheiligung der Volksvertretung an den öffentlichen Angelegenheiten niemals entgegen getreten wäre; am Abend seines Geburtstages nahm er tieferschüttert von den Seinigen und der Heimath Abschied, um, von einem Adjutanten

begleitet, unerkannt nach Hamburg zu fahren. In England begann ein neues Leben für ihn. Niemals hat er der hochherzigen Königin die ihm bereitete Aufnahme vergessen, und lebenslang ist er dem damaligen Gesandten Herrn von Bunsen dankbar geblieben, weil er durch ihn mit den englischen Staatseinrichtungen bekannt wurde. Als die Königin von England damals von Frevlerhand eine Verletzung erhielt, war er Zeuge, wie tief gewurzelt im Lande der Parlamente das Königthum sei. Ganz London schaarte sich um den Palast, um der Fürstin seine Theilnahme zu zeigen, und als Abends im Theater von Neuem eine begeisterte Sympathie zum Ausbruch kam, flossen Thränen über seine Wangen, indem er seiner Lage und der Heimath gedachte. Die Königin bemerkte es und sagte, seine Hand leise fassend: Sie werden das auch noch erleben! Ja, ja, sagte der Kaiser, als er dies erzählte und setzte, da die Anwesenden ihn freudig anblickten, mit mildem Lächeln hinzu: Es hat nur etwas lange gedauert!

Zürnen Sie mir nicht, verehrte Zuhörer, wenn ich dieser dunkeln Tage gedenke. Denn das Bild unsers Kaisers Wilhelm, das wir unseren Kindern und Kindeskindern einprägen wollen, strahlt auf diesem Hintergrunde um so leuchtender hervor.

Ja, lange dauerte es, bis das irregeleitete Volk sich von der Lüge frei machte und sich seinem Königssohne wieder zuwandte. Als die Pommersche Ritterschaft ihren heimgekehrten Statthalter feierte, tobte draußen um das Stettiner Schloß noch gellender Widerspruch. Aber ohne Verbitterung, ohne Groll im Herzen, ohne daran zu denken, den tückischen Ränken nachspüren zu lassen, ist der edle Fürst selbstverleugnend, unbeirrt seinen Weg gegangen, hat als Mitglied der Nationalversammlung inmitten derselben seine Anerkennung der Verfassung offen ausgesprochen. Er ist den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments, dessen Mitglieder von den Fanatikern der rechten Seite als Frevler oder Thoren angesehen wurden, mit voller Unbefangenheit gefolgt und hat den Entwurf der deutschen Wehrverfassung einer eingehenden Beurtheilung unterzogen, die er, als Manuscript gedruckt, vertheilte.

So bereitete sich der schwer geprüfte Thronfolger mit stillem Ernst auf das Herrscheramt vor, das dem Einundsechzigjährigen als Regentschaft zufiel. „Was kann ich noch thun“, antwortete er auf einen Glückwunsch, „als meinem Sohn den Weg bereiten?“

Vereinfachung des Geschäftsganges war einer seiner ersten Gesichtspunkte. Wenn er daher bei Vorträgen den Eindruck hatte, als ob mit der nächstliegenden Entscheidung einer schwebenden Frage absichtlich zurückgehalten werde, um sie dem Regenten vorzubehalten, bat er sich aus, daß ohne Umschweif das Richtige gesagt werde.

In klarer Voraussicht der Entscheidungen, welche unvermeidlich dem Vaterlande bevorstanden, hielt er es für seine ernsteste Pflicht, die Wehrkraft Preußens zu voller Wirkungskraft vorzubereiten. Die Mobilmachung von 1859 offenbarte die Mängel der bestehenden Organisation, welche in dem Moment lähmend eingriff, wo auf volle Energie Alles ankam. Mit unerschütterlicher Willenskraft hat er in jahrelanger Arbeit mit dem unvergeßlichen Grafen Roon die Reorganisation der Armee durchgeführt. Aus eigenster, selbsterworbener Sachkenntniß hat er sich das Heer geschaffen, das er als König in das Feld führte, und der rasche Verlauf des Krieges von 1866, bei dem ein großer Theil der Landwehrmannschaften dem häuslichen Heerde nicht entzogen zu werden brauchte, entwaffnete endlich den Widerspruch, der sein landesväterliches Herz so schwer betrübt hatte. Jetzt mußten alle Patrioten dankbar und beschämt erkennen, daß er, die Fluth voraussehend, rechtzeitig das Schiff gebaut und das Schwert geschmiedet habe. Wieviel Blut und Thränen, wieviel Jammer und Elend ist durch die weise und entschlossene Durchführung dessen, was der Regent und König für das Heil des Staats als nothwendig erkannte, unserm Vaterlande erspart worden! Nur auf diesem Wege war es möglich, daß Preußen der Kern des Deutschen Reiches wurde.

Engpreußisch ist Kaiser Wilhelm nie gewesen. Als es sich um die zu vollendende Erziehung seines Sohnes handelte und am Hofe geltend gemacht wurde, daß dazu nur ein geborener Preuße berufen werden dürfe, hat er es durchgesetzt, daß auch

an einem freien Reichsstädter kein Anstoß genommen werde, und als ihm am ersten Weihnachtsfeste, das er nach den Stürmen von 1848 wieder friedlich mit den Seinen in den lang entbehrten Räumen seines Schlosses feiern durfte, von seinem Sohne ein Gedicht überreicht wurde mit folgendem Schluß:

Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
Und neue Bahnen winken Euren Thaten,
So habt nicht Ihr, so hat es Gott gelenkt!

Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,
Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf,
O horchet auf, es ruft die Weltgeschichte
Und Hohenzollern höret ihren Ruf —,

da sprach er es noch an demselben Abend mit der ihm eigenthümlichen Verschmelzung von liebenswürdiger Milde und männlichem Ernste offen aus, wie voll er zu würdigen wisse, was das Vaterland von seinem Hause erwarte.

Als Heerfürst hat er Preußen groß gemacht und das Reich gegründet; aber niemals ist ein siegreicher König weniger kriegerisch und kampflustig gewesen. Er hatte ein weiches Gemüth. Er schämte sich der Thränen so wenig wie die Helden Homers und bewährte der Hellenen Sprichwort: „Dem wackern Mann wird leicht das Auge feucht.“ Er mochte kein Torpedoschiff sehen, weil er sofort der engen Räume gedachte, in denen die Mannschaften untergebracht werden müssen, und im Felde trotzte er dem Kugelregen, um den Verwundeten noch dankend die Hand zu reichen.

Kaiser Wilhelm war ein geborener Herrscher, der mit gesundem Blick die Menschenwelt betrachtete, immer des Ganzen und Großen eingedenk. Darum hatte auch das Geringfügige für ihn Bedeutung. Von keiner Spazierfahrt kehrte er heim, ohne die Neubauten und den Entwickelungsgang der Stadt aufmerksam zu beobachten. Ueber jedem schönen Baum in und um Berlin wachte sein königliches Auge. Unserer Universität war er ein huldvoller Nachbar, ein entschiedener Gegner aller Pläne, nach denen die

Hauptstätten von Kunst und Wissenschaft aus dem Herzen seiner Residenz entrückt werden sollten. Er folgte dem Umbau unserer Hörsäle, und als er in einem kleineren Fenster das Licht vermißte, das er dort allabendlich zu sehen gewohnt war, erkundigte er sich, ob etwa einer der Hausdiener bei dem Umbau seine Wohnung eingebüßt habe.

Den Vorständen der öffentlichen Kunstinstitute sagte er bei seinem Regierungsantritte, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinniger Bruder gethan habe. Er nahm für sich keine Kennerschaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Theilnahme gewiß. Seinem königlichen Herzen that es wohl, daß nach blutigem Völkerkriege die Aufdeckung von Olympia das erste Friedenswerk des jungen Reiches war. Schritt für Schritt folgte er den Arbeiten und trat persönlich für ihre Vollendung ein, denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen.

Mit freudiger Genugthuung begrüßte er die Bildwerke von Pergamon im Königlichen Museum und ließ sich gern vom Königsdenkmal auf Nimrud-dagh erzählen, dessen Großartigkeit er bewunderte. Nichts Heilsames, so geringfügig es war, durfte unnütz verschoben werden, wenn es sich um öffentliches Gut handelte. Als er eines Abends davon hörte, daß nach dem Gutachten unseres Chemikers die farbigen Thonfiguren aus Tanagra in der feuchten Atmosphäre des Erdgeschosses litten, waren auf seinen Befehl am andern Morgen die Arbeiter da, um die Ueberführung in höhere Museumsräume vorzunehmen.

Mit unermüdlicher Theilnahme folgte er allen Fortschritten der Naturkunde wie der technischen Wissenschaften. Hervorragende Leistungen der Mechanik, wie z. B. die Hebung des Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberge, hörte man ihn als Augenzeugen mit eingehendem Verständniß schildern; denn es war seiner Natur unmöglich, sich mit allgemeinen Ausdrücken seines Wohlgefallens zu begnügen; alles Redensartliche war ihm unerträglich. Er mußte Allem auf den Grund gehen, bis er das Wesentliche klar erfaßt hatte.

Dazu benutzte er nach des Tages Arbeit die stillen Abendstunden, in denen er und die Kaiserin-Königin Augusta auch Männer der Wissenschaft um sich sahen und sich im kleinsten Kreise vertraulich über ihre Arbeiten und Forschungen belehren ließen, während er selbst aus seinen Erlebnissen mit voller Frische der Erinnerung die anmuthigsten Mittheilungen machte.

Den echten Fürstensinn, der Dauerndes zu schaffen liebt, bewährte er auch als Bauherr auf eigenem Grund und Boden. Ich denke an die Höhe über der Havel, deren reizende Lage er erkannt hat, und die er sich von seinem Vater schenken ließ. Als Prinz Wilhelm mit den bescheidensten Mitteln beginnend, hat er Jahr aus Jahr ein, in unermüdlicher Thätigkeit, welche seine liebste Ausspannung war, von Meistern der Kunst, Schinkel, Persius und Strack, unterstützt, den öden, von Gestrüpp bedeckten Sandhügel zu einem wiesenreichen Schloßberge umgeschaffen. Neben den Architekten war Fürst Pückler-Muskau sein Berather. Wenn dieser aber die aus dem alten Bestande am Flußufer noch übrigen Birken fällen wollte, weil sie in einen Königspark nicht paßten, widerstand ihm der Prinz von Preußen, der die Zeugen des ursprünglichen Zustandes seines Landsitzes nicht missen wollte, und so ist auch der Babelsberg ein charakteristisches, schönes und ehrwürdiges Denkmal von Kaiser Wilhelms fürstlichem Schaffen.

Mich hat mein Herz getrieben, so manches Kleine anzuführen, weil es dazu dienen mag, das menschliche Bild des Verklärten uns lebendiger und wärmer vor die Seele zu führen.

Die großen Kaiserthaten stehen ja mit leuchtender Schrift in das Gedächtniß der Jahrhunderte eingeschrieben. Wir aber, die wir die kaiserlose Zeit erlebten, wir dürfen mit unseren Gedanken nicht an den äußeren Erfolgen haften. Uns ist nicht das die Hauptsache, daß Deutschland wieder mächtig ist im Kreise der Völker, sondern daß wir gerettet sind aus einem unwürdigen Zustande, wo in kleinlichem Interessenstreite Stämme und Staaten des Vaterlandes unaufhörlich mit einander haderten und das Gift

selbstsüchtiger Sonderpolitik am Mark des Volks zehrte. Was uns aus diesem Siechthum helfen konnte, war nur eine gemeinsame Noth von außen. Aber mit dem Kriegsschrecken wäre auch die Einigung wieder vorüber gewesen, wie Alles vergänglich ist, was auf Eigennutz beruht, wenn uns Gott nicht einen König gegeben hätte, der nicht nur die Heere von Sieg zu Sieg führte, sondern auch das Haus des Friedens zu bauen wußte, um die zerrissene Heerde als ein guter Hirt um einen Herd zu vereinigen, und der in den Menschenherzen ein Feuer entzünden konnte, das heilige Feuer der Liebe, das allein im Stande ist, die spröden Erze der Selbstsucht zu schmelzen. In freier Ehrfurcht sammelten sich die Deutschen wieder um ein Haupt und lernten in ihm in neuer Begeisterung ihr Vaterland lieben.

Wir sind also durch Kaiser Wilhelm nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden. Denn nur im Guten können die Menschen wahrhaft einig sein, und in der Liebe entfalten sich alle Keime des Guten, die im Menschenherzen ruhen; sie ist im geistigen Leben wie die Sonne, von der man nicht sagen kann, daß dies oder jenes durch sie gedeihe, sondern alles Lebendige hat von ihr Licht und Wärme.

So ist durch alles Deutsche Land ein neuer Lebensodem gegangen; so ist ihm, der um Volksgunst sich nie bemüht hat, ungesucht des Volkes Liebe voll und wahr zu Theil geworden, und in dieser Liebe des Vaterlandes zu seinem Kaiser sind auch die in den fernsten Welttheilen weit zerstreuten Deutschen von Neuem wieder die Unsrigen geworden.

Diese Liebe ist das leuchtende Diadem an seiner Stirn; höheren Preis kann ein Sterblicher für ein arbeitsvolles Erdenleben nicht erringen.

Von König Salomo forderte Gott ein aufrichtiges Herz, und dem Aufrichtigen, heißt es, läßt er es gelingen. So bescheiden das Wort klingt, es ist doch das Höchste, was ein Menschenkind erreichen kann, und an Kaiser Wilhelm ist der alte Spruch zu köstlicher Wahrheit geworden. In der Aufrichtigkeit des Herzens

ruhte die Harmonie seines geistigen Lebens, wie sie uns aus dem väterlichen Antlitz entgegenleuchtete; die innere Harmonie, in der alle Gegensätze sich versöhnten und alle sittlichen Probleme, an denen ein Fürstenleben so reich ist, wie von selbst ihre Lösung fanden. Weil er nie an sich dachte, war er von launenhaften Stimmungen unabhängig, frei von jeder Anwandlung einer um die eigene Ehre besorgten Eifersucht, frei von dem Wankelmuth, der bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen schenkt. Wahr und treu hielt er zu den Männern, von denen er sich überzeugt hatte, daß sie ihm zugewiesen seien, um seine vaterländische Mission durchzuführen, und wie hat er vor allem Volk im Namen des Vaterlandes ihnen seine Dankbarkeit bezeugt! Aber auch neben dem großen Kanzler, neben seinen großen Feldherrn ist er immer sein eigen geblieben, immer der König, der vor Gott die Verantwortung trägt und nach persönlicher Ueberzeugung in Krieg und Frieden die den Gang der Geschichte bestimmenden Entscheidungen trifft.

Wie das Fürstenamt, das er als Stellvertreter seines königlichen Bruders übernommen, von Jahr zu Jahr immer größer, mannigfaltiger und verantwortungsvoller wurde, so ist mit ihm auch Kaiser Wilhelm in treuer Berufserfüllung innerlich immer erstarkt und gereift, und nach einem langen Tagewerk, auf dem der Segen eines wiedergeborenen Volkes ruht, ist er nun, bis zuletzt rastlos thätig, zu seinen Vätern heimgegangen, friedlich und kampflos, in unserm theuren evangelischen Glauben, von Gottes Wort hinübergeleitet, während Gemahlin und Tochter die erkaltende Hand mit ihren Thränen netzten.

Uns bleibt er in lebendiger Gegenwart. Wir danken Gott, daß es uns vergönnt gewesen ist, unter einem solchen Herrscher zu leben und zu wirken. Dessen können wir uns nur würdig zeigen, wenn wir Alle in seinem Sinne an seinem Lebenswerke fortarbeiten, in Gottesfurcht und Treue dem Vaterlande dienend, gewissenhaft im Kleinen wie im Großen, selbstverleugnend, opferbereit, die theuer erworbene Einheit als unser bestes Gut hütend und pflegend. In unauslöschlicher Dankbarkeit geloben wir mit der hier versammelten Jugend, auf der sein Auge so

gern ruhte, der Trägerin der Zukunft unseres Vaterlandes, sein glorreiches Andenken lebenslang in Ehren zu halten und in Freude und Leid unerschütterlich zum Hause der Hohenzollern zu stehen. Wie können wir aber diese Trauerfeier anders schließen, als indem wir Gott gemeinsam anrufen, daß er unsern Kaiser und König Friedrich wie die Kaiserin und Königin, seine Gemahlin, die Kaiserin-Königin Augusta und das ganze Haus unsers Kaisers Wilhelm erhalte, behüte und segne!

II.

Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich.

30. Juni 1888.

Es ist eine schwere Pflicht, die ich heute zu erfüllen habe, und Sie fühlen mir Alle nach, mit welchen Empfindungen ich das Wort ergreife. Auch darin sind Sie mit mir einverstanden, daß es unmöglich ist, der Erschütterung, die uns noch Alle durchbebt, in öffentlicher Rede entsprechenden Ausdruck zu geben.

Was wir durchgemacht haben, von dem Tage an, da uns plötzlich klar wurde, daß unser Königssohn, das Musterbild männlicher Kraft und Schönheit, im innersten Lebenskerne von einem tückischen Gifte bedroht sei, alle Stimmungen auf- und niedersteigender Hoffnung, die uns in ununterbrochener Spannung hielten, die Freude an der Heimkehr des lange Ersehnten, den wir auf Kaiser Wilhelm's Thron noch einmal ganz den Unsrigen nennen durften, die unvergeßlichen Momente, da er von seinem Volke jubelnd umdrängt wurde, bis wir mit steigender Angst die Kräfte schwinden und endlich das müde Haupt auf das Sterbekissen sinken sahen — das sind Erfahrungen, die Jeder von uns persönlich durchgemacht hat; das ist ein Stück unseres innersten Lebens geworden — wer vermöchte das in Worte zu fassen!

Darum erwarten Sie auch von mir, der ich unter Ihnen am meisten persönliches Leid trage, nichts kunstvoll Ausgearbeitetes. Nur Erinnerungsblätter sind es, die ich zu den vielen Kränzen auf unsers Kaisers Grab legen möchte, Blätter der Erinnerung aus fernerer Zeit. Denn wenn wir von dem Schmerzenlager

in die Jugend des Verklärten zurückblicken, wenn wir die ernste Stunde benutzen, uns das stille Reifen seiner Persönlichkeit zu vergegenwärtigen und zu gedenken, wie das Fürstenleben, das uns so vorzeitig abgerissen, so grausam zerstört scheint, ein inhaltvolles und von Gott reich gesegnetes gewesen ist, so richten wir uns, ohne sein Bild aus dem Auge zu verlieren, gegenseitig auf und handeln in seinem Sinne, der bis zum letzten Athemzuge für alles Gute dankbar war.

Ein nationaler Siegesfesttag war es, an dem Kaiser Friedrich geboren wurde, in demselben Schloß, wo er gestorben ist, aber es war eine trübe und gedrückte Zeit. Die Choleraplage lag schwer auf dem Vaterlande, und das Schloß mußte durch einen Cordon umstellt werden, um Mutter und Kind vor Gefahr zu sichern. Eine Zeitlang glaubte man noch Nachwirkungen jener Sorgenzeit in der Reizbarkeit des Kindes zu erkennen, doch waren sie spurlos verschwunden, als es in das Knabenalter eintrat, das männliche Leitung in Anspruch nimmt.

Der Erste, der auf des Prinzen Friedrich Wilhelm Bildung einen dauernden Einfluß gehabt hat, war Frédéric Godet, der auf deutschen Universitäten gebildete Professor an der Akademie seiner Vaterstadt Neuenburg, ein allen Theologen wohlbekannter Forscher auf dem Gebiet neutestamentlicher Wissenschaft. Er bewährte in vollem Maße, was uns an den evangelischen Geistlichen der französischen Schweiz so wohlthuend ist, daß sie, ohne die Unterschiede dogmatischer Auffassung in einzelnen Lehrpunkten zu betonen, den festen Kern christlicher Gotteserkenntniß klar und warm darzustellen und mit unserer gesammten Geistesbildung in ihrem unlösbaren Zusammenhange aufzufassen wissen. Unter Godet's treuer Leitung ist des Prinzen Gemüth in die für sein Leben gültige Bahn harmonischer Entwickelung gelenkt worden, und noch in später Zeit erinnere ich mich seines Worts, daß Keiner ihm so klar, wie Godet, schwierigere Erkenntnißfragen auseinander zu setzen gewußt habe.

Die Gesammterziehung leitete der General von Unruh, ein Mann, der das Vertrauen des Prinzen von Preußen in hohem Grade besaß und verdiente. In ihm stand dem jungen Prinzen

ein Muster unerschütterlicher Festigkeit des Willens und unermüdlicher Pflichttreue täglich vor Augen. Er war zugleich ein Mann von großer Tiefe des Gemüths, ein deutscher Mann im Sinne von Ernst Moritz Arndt, voll Liebe zu ernster Musik, die er mit solchem Verständniß pflegte, daß er selbst Leiter eines Gesangvereins war, und daß die Singakademie zu seinem Gedächtniß eine seiner Compositionen aufführen konnte.

Als Friedrich Wilhelm in das dreizehnte Lebensjahr eintrat, erweiterte sich der Gesichtskreis des Unterrichts. Seine Mutter, die Enkelin von Carl August, die unter Goethe's Augen aufgewachsen war, konnte sich im Sinne von Herder und Goethe keine freie Menschenbildung außer Zusammenhang mit dem classischen Alterthume denken. Sie benutzte den von ihr durch Lichtenstein, von Raumer u. A. ins Leben gerufenen, unter dem Protectorat ihres Gemahls stehenden wissenschaftlichen Verein, an dessen Vorträgen in der Singakademie sie regelmäßig Theil nahm, um mit allen Zweigen deutscher Forschung in Fühlung zu bleiben. Da fügte es sich, daß ich, damals Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium, in Folge einer Aufforderung Lichtenstein's, mit dem ich auf einem Hamburger Dampfschiffe zufällig zusammengetroffen war, im Februar 1844, als die Prinzessin von Preußen nach einem Nachfolger Godet's umschaute, über die Burg von Athen einen Vortrag hielt. Die hohe Frau glaubte hier eine Richtung zu erkennen, in welche sie die Bildung des Sohnes geleitet zu sehen wünschte. Sie wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden, und so trat ich nach dem dreizehnten Geburtstage des jungen Prinzen in das durch ein freies und persönliches Vertrauen der Eltern mir so unerwartet übertragene Amt ein.

Wenn in unsern Gymnasien für jede Classe ein Pensum von Kenntnissen festgestellt ist, das von Allen gleichmäßig aus Unterricht und Lehrbüchern zu erwerben ist, so muß es bei der Privaterziehung eines Fürstensohnes besonders darauf abgesehen sein, ihm in einer der Individualität entsprechenden Weise und Auswahl das Wichtigste des Lehrstoffs zuzuführen, und mehr als der Stoff muß die Persönlichkeit thun. So war es der ehrwürdige Veteran unserer mathematischen Lehrer, Professor

Schellbach, der den Prinzen in mathematisches Denken einführte und ihn verstehen lehrte, wie Entdeckungen in der Physik und Chemie gemacht und verwerthet werden.

So wurde Heinrich Strack, der auf Grund seines griechischen Theaters durch Christian Rauch in unsern Kreis eingeführt war, der Lehrer auf dem Gebiet der bildenden Kunst, selbst ein geborener Künstler, den man in jeder Linie, die er zeichnete, als solchen erkannte. In neuerer Staatengeschichte unterrichtete der als Direktor des Stettiner Gymnasiums verstorbene, feinsinnige Professor Heydemann den Prinzen. In der Musik war es Reichardt, der Componist des „Deutschen Vaterlandes“, der, von Unruh eingeführt, mit Erfolg thätig war. Ich erinnere mich, daß der Prinz von Preußen, nachdem er einer Prüfung beigewohnt hatte, in seiner anmuthigen Weise sagte, es sei manche Frage gestellt und beantwortet worden, die ihn in Verlegenheit gesetzt haben würde; am meisten aber habe ihn die Leistung im Gesange überrascht.

An militärischen Lehrern hatte er zwei Männer, welche die Verbindung des preußischen Offizierberufs mit der Wissenschaft ihm lebendig vor Augen führten, den Hauptmann von Natzmer, als Geographen, und den Major Gerwien für Taktik und Waffenkunde, einen Mann, in dem mathematische Gedankenschärfe mit poetischem Sinne und tiefem Gemüth in seltener Weise verbunden war.

Das Gebiet der alten Sprachen war durch die Ansprüche, welche an eine preußische Prinzenerziehung gestellt wurden, eingeengt; und obwohl ich über Athen an den Hof gekommen war, mußte ich es doch für unthunlich halten, daß neben dem Latein, das, mit dem Deutschen eng verbunden, den Kern des Unterrichts bildete, eine gründliche Erlernung des Griechischen erzielt werde. Was an Ersatz geschafft werden konnte, wurde nicht verabsäumt, und da der Prinz eine angeborene Empfänglichkeit für Poesie hatte, so wurden ihm Homer so wie die Tragiker aus Uebersetzungen nach und nach vertraut, und in der Geschichtserzählung Herodot's spiegelte sich ihm die Welt des Alterthums. Und wie viel bot ihm nicht die Hauptstadt dar, um den Blick über das

Alltägliche hinaus zu lenken und das Auge für das zu öffnen, was für alle Zeiten vorbildlich geblieben ist! Die mittäglichen Spaziergänge wurden gern nach den Museen gerichtet, wie nach den Werkstätten von Gewerbe und Kunst. Der Prinz lernte früh den Genuß empfinden, den die stillen Räume wohl geordneter Sammlungen gewähren. Er lernte sich an dem lebensvollen Gepräge griechischer Silbermünzen und italienischer Medaillen erfreuen, die Julius Friedlaender zeigte, so wie an den Mappen von Stichen und Handzeichnungen, welche Director Schorn uns öffnete. In Rauch trat ihm früh eine hohe Künstlernatur entgegen, aus dessen Händen er nach und nach die Gestalten des Friedrichdenkmals hervorgehen sah. Auf den Thiergartenwegen sprachen wir bei Meister Drake ein, um zu sehen, wie um das Fußgestell des Königdenkmals das anmuthvolle Relief sich allmählich abrundete. Cornelius entwarf im Raczynski'schen Hause seine großartigen Cartons für den Camposanto, und im Neuen Museum erhob sich unter Stüler ein Tempel der Kunst, der an Großartigkeit alles Frühere überbot, und was man heut zu Tage an Kaulbach's Gemälden aussetzen oder vermissen mag, so machen sie doch noch immer auf Alt und Jung einen Eindruck geistiger Erhebung, und man begreift, wie anregend und bildend es auf das Gemüth des Prinzen wirkte, die großen Bilder der Weltgeschichte unter den Händen des Meisters und seiner Genossen entstehen zu sehen. Das Werdende hat immer einen eigenartigen Reiz, und wenn uns der Frühling nach dem Babelsberg rief, so nahm auch hier eine ununterbrochen schaffende Thätigkeit in Bau- und Gartenanlagen, ohne verschwenderische Pracht in edlem Geschmack geleitet, des heranwachsenden Prinzen Aufmerksamkeit in Anspruch.

Außerhalb Berlin und Potsdam war es Weimar, wo der Prinz zuerst heimisch wurde. Hier wurde regelmäßig der Geburtstag der Mutter gefeiert, und was hier geschaffen worden ist, trat dem jungen Prinzen von Jahr zu Jahr lebendiger vor die Seele.

Allmählich erweiterte sich durch jährliche Ferienreisen der Gesichtskreis im Deutschen Vaterlande. Schlesien wurde besucht,

dessen Gebirgsthälern er immer eine besondere Anhänglichkeit bewahrte, und eine der liebsten Erinnerungen blieb die Einkehr bei dem edlen Prinzen Wilhelm in Fischbach, wo Prinz Waldemar eben aus Indien heimgekehrt war. Im Harze war es Graf Stolberg-Wernigerode, der vor seinem Burgthor den Prinzen empfing, ein ehrwürdiges Bild aus dem alten Reiche. Zweimal ging es an die See, und die Eindrücke, welche Friedrich Wilhelm von der Umwanderung der Kieler Bucht heimbrachte, vom Hamburger Hafen so wie von den Kirchen und Bürgerhäusern der baltischen Hansastadt, sind ihm für sein Leben werth und wichtig geblieben.

So ging vier Jahre hindurch Alles seinen gewiesenen Gang, der Winter in den bescheidenen Räumen in der Behrenstraße, der Sommer in dem lieblichen Schlößchen am Havelstrande, wo frisches Bad so wie das Durchstreifen der Wälder zu Fuß und zu Roß Leib und Seele täglich erquickten. Winter wie Sommer kam die Mutter täglich mit ihrer Arbeit herüber, an Allem Theil nehmend, und wie sie mit den Lehrern verkehrte, Jeden auf seinem Gebiete wißbegierig begleitend, ging eine wohlthuende Wirkung auf den ganzen Kreis über. Die Lehrer waren wie Freunde des Hauses.

Außer Rudolf von Zastrow, der mit dem Prinzen erzogen wurde, sammelte sich ein Kreis junger Genossen um ihn aus allen Ständen, welche an ihren Erlebnissen in Schule und Familie den Prinzen Theil nehmen ließen. Mit ihnen verkehrte auch die fürstliche Mutter und wußte die Begabteren wohl zu erkennen. Abends kam sie auch zum Thee herüber, und im engsten Kreise machten Waagen, Ranke, Wilhelm Grimm, Gustav Magnus u. A. Mittheilungen aus ihren Studien.

Im winterlichen Leben wurde das Theater ein wirksames Mittel bildender Unterhaltung; denn die fürstlichen Eltern erlaubten ihrem Sohne verhältnißmäßig früh den Theaterbesuch, und die Freude an würdiger Darstellung klassischer Werke ist dem Prinzen für das Leben geblieben. Auch im eigenen Hause wurde zur Fastnachtszeit die Bühne aufgeschlagen, und wo sonst die Palästra gymnastischer Uebungen war, galt es dann im Wett-

eifer mit den Freunden ausgewählte Stücke frisch und lebendig zur Darstellung zu bringen. Emanuel Geibel, der mit dem Maler Gurlitt und andern Künstlern in den Kreis des anspruchslosen kleinen Prinzenhofs hereingezogen war, dichtete seinen „Meister Andrea", ein für diesen Zweck rasch hingeworfenes Stück, das in der Geschichte des deutschen Lustspiels doch eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, und das unter des Dichters Leitung vor den Eltern und vor dem regierenden Könige mit bestem Erfolg zur Aufführung kam.

Innerhalb der Königlichen Familie wurden die Bande zwischen den Mitgliedern der heranwachsenden Generation sorgfältig gepflegt. Königin Elisabeth versammelte jeden Donnerstag Mittag alle Neffen und Nichten um sich, und zwischen den Havelschlössern war ein reger Verkehr. Mit dem älteren Vetter wurden Kriegsspiele in den Wäldern gehalten, bei denen Friedrich Carl zuerst seine Feldherrngabe zeigte. In besonders nahem Verhältnisse stand der Prinz zu seiner Cousine Charlotte, der an Geist und Gemüth reich begabten Tochter des Prinzen Albrecht; die Besuche bei ihr im Marmorpalais waren glückliche Stunden für den Prinzen, so wie ihr früher Heimgang nach der Vermählung mit dem Erbprinzen von Meiningen einer seiner ersten tiefen Schmerzen war. Die Blüthe aber des ungetrübten Lebensglücks war die Liebe zur Schwester, welche so anmuthig neben ihm heranwuchs und so froh, so stolz und vertrauensselig zu ihrem in voller Kraft heranwachsenden Bruder hinaufschaute. Nie sind Geschwisterherzen enger, treuer verbunden gewesen. Die Wohnräume der Prinzeß Louise unter den Linden wurden in den späteren Jahren der gemeinsame Herd, an dem sich die Geschwister mit ihrer Begleitung täglich vereinigten, ein engerer, traulicher Familienkreis im größeren.

Im siebzehnten Lebensjahre wurde das friedliche Stillleben in gewaltsamer Weise unterbrochen. Für einen heranwachsenden Fürstensohn, der seit Jahren als Thronerbe angesehen wurde, mußte es ein Schlag von niederschmetternder Wirkung sein, als er vor seinen Augen den Volksjubel über die gewährte Verfassung urplötzlich in einen blutigen Straßenkampf übergehen und die

Truppen wie nach einer Niederlage aus der Hauptstadt abziehen sah. Unverständlich dunkle Mächte walteten; Alles schien unsicher; von allen Seiten kamen Warnungen oder Drohungen und der tief erschütterte Prinz war nahe daran, sein Leben wie das eines Märtyrers anzusehen.

Es dauerte lange, bis sein Gemüth wieder erstarkte. Die Familie lebte damals, vom Hofe entfernt, in stiller Zurückgezogenheit. Alexander von Humboldt, der dem Prinzen von Jugend an stets eine besondere Theilnahme widmete, war in jener dunkeln Zeit der nächste Freund des Hauses.

Mit der Heimkehr des Vaters kehrte neue Zuversicht zurück, und der Babelsberg, zur Feier der Heimkehr von nahen und fernen Verehrern mit neuen Anlagen und Denkmälern ausgestattet, wurde wieder der friedliche Mittelpunkt eines angeregten geistigen Verkehrs, so wie der stillen Pflege unserer wissenschaftlichen Studien. Nach stürmischen Zeiten folgte eine wohlthuende Beruhigung, und im Herbste 1848 wurde die von Prediger Heim an der Friedenskirche vorbereitete Confirmation durch den Oberhofprediger Ehrenberg in der Schloßkapelle zu Charlottenburg feierlich vollzogen.

Mit dem achtzehnten Lebensjahre kam der Plan zur Reife, welchen die treue Mutter seit Jahren eifrig gepflegt hatte. Schon in Betreff ihres Neffen Friedrich Carl hatte sie Alles gethan, daß derselbe nach Abschluß der häuslichen Erziehung eine der Landesuniversitäten besuche, was bisher gegen die Tradition der Dynastie war, um dadurch für ihren Sohn einen Vorgang zu haben. Oberst Fischer, der als Militärgouverneur an die Stelle des von Krankheit erschöpften Generals von Unruh getreten war, ein Mann von hervorragender Geisteskraft und wissenschaftlichem Verdienst, der mit Moltke einen bedeutenden Antheil an der Durchforschung Kleinasiens genommen, förderte seinerseits die Ausführung des Plans mit aller Energie; mir aber wurde der Auftrag, an der mir vertrauten rheinischen Hochschule den jungen Prinzen in den Kreis der Lehrer und der akademischen Jugend einzuführen.

In stiller Entfaltung waren die Kräfte seines Geistes und Gemüths herangereift. Was ihn auszeichnete, war nicht das

Vorherrschen einzelner Gaben und Neigungen, sondern eine harmonische Gesammtbildung, eine echte Humanität. Sein geistiges Auge war nach allen Seiten offen. In klassischer Bildung war er so weit gefördert, daß er durch Tacitus in die deutsche Vorzeit eingeführt werden konnte, und das, was er aus den Alten für das Leben gewonnen hatte, war eine Gewöhnung an klare Gedankenführung und ein feiner Sinn für Abrundung des sprachlichen Ausdrucks. Er hat früh gelernt gut zu reden und gut zu schreiben, wie er empfand, einfach und warm. Denn vom Herzen kamen die geistigen Anregungen, und in der Liebe zu seinen Lehrern lernte er auch ihre Wissenschaft und Kunst achten, lieben und verstehen. Mit einem wunderbar treuen Gedächtniß prägte er sich alles Erlebte ein und blieb, ohne Unterscheidung von Rang und Stand, Jedem unwandelbar treu, mit dem er in geistige Berührung getreten war. Charakteristisch war ihm ein Zug der Großmuth. Es ist für mancherlei Unbill, die auch ihm widerfahren, keine Bitterkeit zurückgeblieben, und ich weiß, daß er einem Jugendgenossen, der, vom Märzschwindel ergriffen, einem Fürstensohne die Freundschaft kündigen zu müssen glaubte, mit freundlicher Milde nachgegangen ist, um keinen der Seinigen zu verlieren.

Als Student trat er in lauter ungewohnte Verhältnisse, aber bei seinem einfachen Sinn fand er sich leicht in Alles. Unbefangen saß er mitten zwischen seinen Altersgenossen auf den Zuhörerbänken und knüpfte nach eigenem Zuge nähere Verbindungen an. So konnte ich meine Aufgabe als erfüllt ansehen, und bewegt, aber dankerfüllt, von dem dauernden Vertrauen meines Zöglings wie seiner Eltern begleitet, schied ich aus einer Lebensgemeinschaft, der ich bis in das siebente Jahr meine Kräfte gewidmet hatte.

Wenn ich bis dahin aus Selbsterlebtem einen in sich zusammenhängenden Ueberblick zu geben versucht habe, so lassen Sie mich jetzt einzelne Momente hervorheben, welche für das Leben unseres verklärten Kaisers eine besondere Bedeutung haben.

Nach der Studienzeit machte er die praktische Kriegsschule durch und nahm auch mit seinem Vetter an Generalstabsreisen

Theil, welche sein Lehrer Gerwien leitete. In die große Welt führte Graf Moltke ihn ein, mit dem er seitdem immer nahe verbunden geblieben ist. Mit ihm hat er an den Höfen von Petersburg, London und Paris sein königliches Haus, sein Volk und Vaterland würdevoll zu vertreten gewußt, so daß von nun die Augen der Welt auf ihn gerichtet waren, ohne daß er von seiner menschlichen Einfachheit und Anspruchslosigkeit etwas verloren hätte. Mit Rührung gedenke ich noch der Stunde, da er mich in unsere alten Wohnräume kommen ließ, um mich zum Vertrauten des aus freier und tiefer Neigung geschlossenen Bundes zu machen, und mir verstohlen das Bild der Erwählten zeigte.

Im Herbst 1864 sah ich ihn als Kronprinzen in Lübeck wieder, als er, von Alsen heimkehrend, seiner jungen Gemahlin die ihm vertraut gewordene alte Hansastadt zeigen wollte, und Emanuel Geibel begrüßte ihn in den Gewölben unseres alten Rathhauses mit einem weihevollen Sängerspruch. Es war ein erfreuendes Wiedersehen. Ich fand ihn gehoben, glücklich, zum Manne erstarkt und bewährt. Zum ersten Male hatte er den vollen Ernst einer geschichtlichen Epoche persönlich durchgemacht. Selbst ohne Commando hatte er zwischen den Oberbefehlshabern eine wirksame Vermittelung übernommen und, bescheiden zurückstehend, dazu beitragen können, die endgültige Entscheidung herbeizuführen.

Zwei Jahre nachher wurde der Kronprinz auf den zweiten Kriegsschauplatz berufen. Es war ein unvermeidlicher, aber schwerer Waffengang, für Niemand schwerer als für ihn, der Alles, was deutsch ist, mit so warmer Liebe umfaßte. Mit hochherziger Selbstverleugnung, den herben Schmerz um seinen kleinen Sigismund niederkämpfend, hat er zuerst als Feldherr sein Heer geführt, und Niemand hat König und Vaterland einen größeren Dienst leisten können, als er es gethan hat, indem er durch sein rechtzeitiges Eintreten auf der Höhe von Chlum einen Krieg beendete, dessen Verlängerung ein unabsehbares Unglück für unser Vaterland geworden wäre. Sein genaues Tagebuch zeigt, wie er in diesem Feldzug fortgeschritten ist und wie er Gott dankbar war für das ihm gegönnte Mitwirken zum Siege.

Aber sein zart empfindendes Gemüth war leicht verletzt, wo Andere sich der Freude über politische Machterweiterung rückhaltlos hingeben konnten. Als er mich 1867 zu einer Fahrt durch Hannover und Hessen von Göttingen abholte, wollte er sich noch nicht fröhlich umschauen. Es war ihm noch nicht heimlich in den Landschaften, deren Bewohner, wie er sagte, nicht gerne Preußen sind.

Ein neues Stadium seiner geistigen Entwickelung war die Reise nach dem Morgenlande. Am 23. October 1868 erhielt ich ein Telegramm von der Akropolis, in dem er seine Freude darüber aussprach, an der Tempelstätte zu stehen, welche mich in seine Umgebung geführt habe. Er war durch Strack und mich in Athen so heimisch, daß er seinen Begleiter, den König Georg, zu dem Denkmale des Lysikrates führen konnte, dessen Nachbild er von Jugend auf in Glienike kannte. Das ganze, inhaltreiche Tagebuch seiner Orientreise giebt ein lebendiges Zeugniß, mit wie eingehendem Verständniß er die menschlichen Dinge aller Orten zu betrachten wußte, und welchen Werth er darauf legte, weltgeschichtliche Plätze wie Constantinopel, Jerusalem, Cairo aus eigener Anschauung zu kennen.

Als er in Krieg und Frieden zu voller Manneskraft gereift war, wartete seiner 1870 die höchste Aufgabe, die einem deutschen Fürstensohne gestellt werden konnte. Zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, hatte er als preußischer Prinz die süddeutschen Truppen zum ersten Male gegen einen gemeinsamen Feind zu führen. Bei Speyer erfolgte der Aufmarsch, wo er von Regiment zu Regiment alle Lagerplätze besuchte, um vor dem Kampfe die Bruderstämme innerlich zu einigen. Bei Weißenburg und Wörth sind die schmachvollen Zeiten des Rheinbundes glorreich gesühnt worden, und dies zu vollbringen war Niemand so berufen wie er. Als Feldherr wußte er die besten Rathgeber zu wählen und schenkte ihnen ein männlich festes Vertrauen. Energisch im Befehl, forderte er rücksichtslosen Gehorsam, unverwandt auf das Hauptziel gerichtet, ruhig inmitten der Gefahr, demüthig im Siege, nach jedem blutigen Tage den Mannschaften dankend, den Verwundeten mit Trost und Hülfe nahe. Bei Sedan

war er zur rechten Stunde auf dem Platz, wie 1866 in Chlum, und so danken wir ihm an hervorragender Stelle den Anbruch eines neuen Tages vaterländischer Geschichte.

Was er auf den Schlachtfeldern in heißer Arbeit erkämpfte, hat er in den Friedensjahren stetig zur Vollendung gebracht. Ein echter Sohn der Hohenzollern, die von der schwäbischen Alp den Keim eines deutschen Staatswesens in die Mark pflanzten, hat er die alten Volksgenossen mit fester, aber sanfter Hand in das neue große Haus eingeführt und das stolze „Vom Fels zum Meer" zu geschichtlicher Wahrheit gemacht. Wie die Frühlingssonne mit unwiderstehlicher Milde den starren Frost schmilzt und jeden spröden Widerstand unmerklich überwältigt, so hat er, sein Preußenthum nie verleugnend und alle künstlichen Mittel verschmähend, durch die unbewußte Liebenswürdigkeit seiner Person, durch die allen guten Menschen unverkennbare Lauterkeit seiner Gesinnung, was noch an unklaren Antipathien gegen preußische Art im Süden vorhanden war, glücklich überwunden. Ohne ihren heimathlichen Banden untreu zu werden, brachten ihm, wo er sich zeigte, Bayern, Franken, Schwaben und Pfälzer ihre freie Huldigung dar, und in den entlegensten Sennhütten hängt das Bild des geliebten Kronprinzen, wie eines Friedensgenius des geeinigten Vaterlandes. Wann und wo, fragen wir, ist ein blutiger Völkerkrieg so verklärt, so segensreich vollendet worden! Wann haben Vater und Sohn so neben einander für die höchsten Güter ihres Volkes selbstlos gearbeitet? Vom Vater unzertrennlich gehört der Sohn der Geschichte an, die ohne ihn unseren Nachkommen unverständlich bleiben müßte.

Auf jedem Kampfplatz bewährt, war Kaiser Friedrich, wie seine großen Ahnen, von Hause aus friedliebend, und zwar in hervorragendem Grade. Er benutzte seine Muße im In- und Auslande, um sich zu einer verständnißvollen Pflege der Künste des Friedens auszubilden. In Italien war er mit den Denkmälern nicht äußerlich bekannt, sondern innerlich vertraut, und sein Tagebuch von der spanischen Reise 1883 zeigt, wie er sich dort in die einheimische Malerschule eingelebt hat. Ja, es war die letzte Aeußerung, die mir noch von seinem Krankenlager zukam,

daß er seine Freude darüber aussprach, von einem deutschen Gelehrten ein Werk über Velazquez glücklich vollendet zu wissen.

Treu in Allem, hat er auch zu unseren Museen seine Jugendliebe bewahrt und, von König Wilhelm zu ihrem Protector ernannt, sich ihrer Angelegenheiten im Großen und Kleinen bis an sein Ende gewissenhaft angenommen.

An allen Entdeckungen auf klassischem Boden, die vom Museum ausgingen, war er persönlich warm betheiligt. Das zu einer der wichtigsten Bildungsanstalten der Hauptstadt erwachsene Gewerbemuseum war wesentlich eine Schöpfung von ihm und seiner hohen Gemahlin. Auch zu wissenschaftlichen Arbeiten gingen von ihm folgenreiche Anregungen aus. So hat er schon im Jahre 1861 darauf aufmerksam gemacht, daß für eine urkundliche Erforschung der preußischen Staatsgeschichte, namentlich für die Zeit des Großen Kurfürsten, dem er mit besonderer Verehrung anhing, noch nicht geleistet sei, was dem wohlverstandenen Staatsinteresse so wie dem heutigen Standpunkte historischer Forschung entspreche. Er beschaffte die nöthigen Mittel, und schon 1864 konnte die mit der Ausführung des großen Unternehmens betraute Commission, Droysen, Duncker und von Mörner, dem Kronprinzen den ersten Band der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten" vorlegen; ein in gedeihlichstem Fortgang begriffenes patriotisches Werk von eingreifender Bedeutung.

Für unsere Universitäten hatte er ein persönliches Interesse, wie kein preußischer König vor ihm. Er saß hier in unserer Mitte, als Bruns zum Andenken von Savigny, als Scherer zu dem von Jacob Grimm redete. Er war stolz auf das Scepter der Albertina und schickte mir, als er zum Antritt des Rectorats glückwünschte, sein Bild mit der Unterschrift: „rector rectori salutem", und wer von Ihnen gedenkt hier nicht der Heidelberger Tage, da er, seinen fürstlichen Schwager zur Seite, dem er sich in Liebe und Treue so eng verbunden, so dankbar verpflichtet fühlte, von den Segenswünschen und Hoffnungen der gesammten Jugend des großen Vaterlandes getragen, der strahlende Mittelpunkt der nationalen Feier war, der von Gott gegebene

und von allen Herzen erkorene erste Kronprinz des deutschen Reichs. So wird er auch in Ihrem Geiste, theuere Commilitonen, fortleben, so ist er in das Gedächtniß der Geschichte eingetragen.

Es war der letzte Höhenpunkt des Glücks, ehe die Sonne sich neigte.

Seit die Spuren der Krankheit sich zeigten, trat er aus dem öffentlichen Leben zurück, und wir wissen nicht, wie weit die frohe Hoffnung auf Genesung, welche er noch in seinen Briefen aus San Remo bezeugte, eine dauernde Gemüthsstimmung war; wir ahnen nicht, welche Gedanken über die Zukunft in seinem Innern Raum gewannen, und wie er ferne von seiner Heimath, deren begeisterte Anhänglichkeit ihn täglich erquickte, sich gleichzeitig auf den Antritt des Herrscheramts wie auf den Abschied vom Leben im Stillen vorbereitet hat.

Dies Geheimniß seines inneren Lebens wage ich nicht zu berühren. Nur das lassen Sie mich noch mit wehmütigem Dankgefühl aussprechen, daß er auch als Kaiser die Lehrer seiner Jugend, so bald er konnte, zu sich berief, um ihnen seine Anhänglichkeit warm und liebevoll zu bezeugen, und Eins glaube ich Ihnen, wie ein Vermächtniß, das auch der Universität gilt, als eine theuere Urkunde seines Denkens und Fühlens aus seiner Kaiserzeit, noch mittheilen zu müssen.

Als er die an dieser Stelle am 22. März gehaltene Gedächtnißrede gelesen hatte, schrieb er mir am 2. April einen eingehenden Brief, in dem er die einzelnen Abschnitte mit herzlicher Zustimmung besprach. „Besonders", heißt es darin, „hebe ich die Stelle hervor, in welcher Sie sagen, daß wir durch den heimgegangenen Kaiser nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch freier, reiner und besser geworden sind."

Wir sehen, worin Kaiser Friedrich den wahren Segen eines Fürstenlebens erkannte.

Und sollte ihm dieser Segen nicht folgen, weil er nur wenig Monate Herrscher gewesen ist? Hat er uns nicht einen köstlichen Segen hinterlassen, indem er Nord und Süd um sich vereinigte, ein köstliches Vermächtniß für uns Alle mit der heiligen Ver-

pflichtung, in seinem Sinn den Geist der Bruderliebe auf Kind und Kindeskind zu übertragen!

Aber nicht nur in fröhlichem Wirken, auch im Harren und Dulden, der allerschwersten Probe männlicher Kraft, ist Kaiser Friedrich uns vorbildlich vorangegangen, und wer von uns, meine Freunde, hat diese Prüfungsschule mit unserm geliebten Kaiser ohne eigene Läuterung durchmachen können, wer hat, an seinem Schmerzenslager stehend, noch nach irdischem Gut und Glanz ein Gelüste empfinden können! Wer hat hier nicht tiefer als je empfunden, daß wir die elendesten aller Geschöpfe wären, wenn dies sichtbare Ende der letzte Abschluß des menschlichen Daseins wäre, ein greller Mißton, mit dem eine herrlich angelegte Symphonie abreißt!

Nur eine lebendige Hoffnung, die sicherer ist als Alles, was wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, kann uns aus einem öden Fatalismus retten; nur sie kann uns trösten und erheben, wie sie des leidenden Kaisers Auge schon verklärt hat, als sein Mund verstummt war. Sie allein kann uns den Muth geben, aus der schwer lastenden Vergangenheit mit gehobenem Blick in die Zukunft zu sehen und dessen froh zu werden, daß unser junger Kaiser, von allen Reichsfürsten umgeben, so herrlich besiegelt hat, was Vater und Großvater geschaffen haben. Ihr Segen wird ihn geleiten. Gott behüte und segne unsern Kaiser und König Wilhelm, und auch die heutige Feier soll dazu dienen, daß wir in guten wie bösen Tagen immer fester und einiger zu unserm Königshause der Hohenzollern, zu Kaiser und Reich stehen. Das walte Gott!

III.

Die Bürgschaften der Zukunft.

27. Januar 1889.

Im verflossenen Jahre haben wir an dieser Stätte nur Gedächtnißfeste begangen, deren Trauerklänge noch in uns Allen forttönen. Das neue Jahr hat begonnen, und wir richten uns empor, um den Enkel und Sohn zum ersten Male zu seinem Geburtstage als unsern Kaiser und König festlich zu begrüßen. Lebendig und dankbar empfinden wir heute den Segen einer Monarchie, wie die der Hohenzollern ist, weil sie uns die Bürgschaft giebt, daß auch bei dem jähesten Wechsel menschlicher Dinge ein Bruch mit der Vergangenheit unmöglich ist, und daß wir, der Gegenwart froh, mit ungeschwächter Treue an dem festhalten können, was die Vorangegangenen uns gewesen sind.

Vergänglich ist ja nur, was nie volle Wirklichkeit gehabt hat, d. h. alles in Eitelkeit des Sinnes und Selbstsucht Unternommene. Was in aufrichtiger Hingebung für menschliches Wohl gewirkt ist, trägt unvergänglichen Samen in sich, und die Liebe, welche ihr folgt, geht als ein köstliches Erbtheil auf Kind und Kindeskinder über.

Eine bedeutungsvolle Feierstunde ist es, die uns heute vereinigt; davon sind wir Alle durchdrungen. Wir fühlen uns, mehr als je, im vollen Strom der Geschichte, in der Mitte zwischen Ende und Anfang, zwischen Alter und Jugend, zwischen Vergangenheit und Zukunft, und unser Herz verlangt dessen gewiß zu sein, was uns an der Schwelle einer neuen Zeit mit

froher Zuversicht erfüllen kann. Darum lassen Sie mich, so gut ich es kann, aus aufrichtigem Herzen von dem reden, wohin unwillkürlich unsere Gedanken gehen, von den Bürgschaften unserer Zukunft.

Der Staat ist das höchste Kunstwerk, das die Menschen mit einander zu Stande bringen können, aber zugleich ein Werk, dessen Verwirklichung unerläßlich ist, wenn der Mensch die Bestimmung erreichen soll, zu welcher er geschaffen ist. Wenn wir nun täglich die Erfahrung machen, wie schwierig es ist, daß auch nur in engsten Kreisen diejenigen, welche zu gemeinsamem Wirken berufen sind, einmüthig zusammengehen, so muß es uns immer wie ein Wunder erscheinen, wenn es gelingen soll, daß Millionen von Individuen der verschiedensten Anlagen, Gemüthsrichtungen und Bildungsstufen als ein Ganzes mit einer in allen Hauptsachen einigen Willensrichtung ein gemeinschaftliches Leben führen und zwar ein solches, das durch Reihen von Generationen hindurch geht.

Dort, wo die Verwirklichung der Staatsidee zuerst mit voller Energie als die höchste Aufgabe menschlicher Thätigkeit in Angriff genommen ist, wurde durch Beschränkung auf einen engern Kreis von nahe zusammenwohnenden und persönlich einander bekannten Landeskindern die Aufgabe erleichtert. Die ältesten, gesetzlich geordneten Staaten des Alterthums waren Städte.

Aber auch bei diesen bescheidenen Anfängen fühlte man, daß für die Dauerhaftigkeit des Gemeinwesens noch etwas Anderes nöthig sei als guter Wille und ein praktischer Verstand, der die Ordnungen ersinnt, welche nöthig sind, um nach Außen Unabhängigkeit, im Innern Rechtssicherheit zu schaffen. Bei der Unbeständigkeit menschlicher Dinge schien eine höhere Bürgschaft unentbehrlich, und die Verfassungen ergänzte der Cultus der Gottheiten, unter deren Schutz die Stadtgründung gelungen war. Ihre unausgesetzte Verehrung war ein Hauptbestandtheil der Bürgerpflichten und jede Untreue, jeder Neuerungsversuch war ein todeswürdiges Verbrechen, ein Landesverrath.

Wie wir so oft sehen, daß Einseitiges und Unhaltbares mit Zähigkeit festgehalten wird, während das Gute, das vor=

bildlich sein sollte, unberücksichtigt bleibt, so hat man das Princip der Staatsreligion aus dem Alterthum in verhängnißvoller Weise herübergenommen, so daß man bis in das Zeitalter der neueren Geschichte berechtigt und verpflichtet zu sein glaubte, Abweichung vom Staatsculte sowie Ausübung nicht-anerkannter Gottesdienste von Staatswegen zu verfolgen.

Tief begründet dagegen im Menschenherzen und vollberechtigt war das Bedürfniß, wie Haus und Herd so auch das Gemeinwesen im Ganzen an die Welt des Uebersinnlichen anzuknüpfen und als die unentbehrliche Ergänzung des eigenen Thuns den göttlichen Segen zu betrachten. Dies echt menschliche Gefühl hat das klassische Alterthum, so lange seine Völker gesund waren, tief durchdrungen, und als Luther sich nach dem Ausbruch wilder Unruhen hatte überzeugen müssen, wie schwer es zu erreichen sei, daß das Christenvolk von evangelischem Sinn erfüllt werde, sprach er seinen Schmerz in dem Seufzer aus: Wollt Gott, wir wären das mehrer Theil gute fromme Heiden!

In der modernen Culturwelt ist auf jene unverständige Verquickung von Staat und Kirche, welche die Menschengeschichte mit Greuelscenen der entsetzlichsten Art erfüllt hat, in natürlichem Rückschlage eine vollständige Losreißung erfolgt, eine fanatische Bekämpfung aller religiösen Einflüsse und Ueberlieferungen sowie der Versuch selbstgeschaffene Ideale auf den Thron der Gottheit zu setzen.

Diese Richtung hat die Zeitbildung am Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Grade beherrscht, daß der Muth eines Reformators dazu gehörte, denen, die sich für die Erleuchteten hielten, gegenüber einer andern Ueberzeugung Bahn zu brechen. 1799 gab Schleiermacher die Reden heraus, in denen er mit einer Begeisterung, die aus dem Herzen quillt, und zugleich mit der vollen Schärfe dialektischer Gedankenführung die für menschliche Cultur unentbehrliche Bedeutung der Religion vertrat, deren Namen man nicht aussprechen durfte, ohne Spott oder Mißbehagen hervorzurufen. Das war derselbe Mann, der vor vielen Anderen den Ruhm unserer Hochschule begründet hat, und an seine Geistesthat knüpfen wir um so lieber an, da er den Gegenstand seiner

Reden aus dem Rahmen des Fachstudiums heraus zu einem der wichtigsten Probleme allgemeiner Geistesbildung gemacht und in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang gebracht hat.

Wenn es wahr ist, was Schleiermacher neu ans Licht gestellt, daß Religion eine Grundkraft unseres Wesens ist, welche in jedem gesunden Menschen mit innerer Nothwendigkeit hervordringt, so darf sie nicht verabsäumt oder zurückgedrängt werden, ohne daß die harmonische Ausbildung des menschlichen Wesens beeinträchtigt wird. Sie ist ein naturwüchsiger Keim, der zur Blüthe drängt, ohne die Entfaltung der anderen Geisteskräfte zu verkümmern, das sittliche Gefühlsleben adelnd, Begeisterung weckend und aus innerem Triebe bestrebt, das Uebersinnliche, dem sie zugewandt ist, im Sinnlichen zum Ausdruck zu bringen. Darum ist sie der mütterliche Boden aller echten Kunst, die in ihren höchsten Leistungen mit der Religion eng zusammenhängt. Wie sollte diese Kraft nicht auch dem schwierigsten Geisteswerke, dem Staate, zu Gute kommen!

Freilich ist die Religion etwas durchaus Eigenartiges, ein Gebiet freister Selbstbestimmung und jeder fremdartigen Zumuthung unzugänglich. Um so wirkungsvoller aber ist, was sie freiwillig leistet, indem sie ihrer innersten Natur gemäß diejenigen Mächte bekämpft, welche jede Staatsgemeinschaft untergraben und ihre gefährlichsten Feinde sind, engherzige Selbstsucht, träge Genußliebe, Neid, Mißgunst und Parteihaß; sie schärft das Gewissen, sie besiegelt jedes Treugelöbniß, und was schon Aristoteles als Grundbedingung des Staatswohls hinstellt, die freundschaftliche Gesinnung der Bürger zu einander, wird als brüderliche Eintracht die sicherste Bürgschaft jedes menschlichen Gemeinwesens.

In der Anschauung von Gott und Unsterblichkeit sind die Völker der Geschichte am schärfsten gekennzeichnet. Darum ist die Religion, auch wo sie nicht, wie bei den Alten, in den Staat aufgeht, dazu berufen, das Gefühl der von Gott geordneten Stammverwandtschaft zu befestigen und ein verklärter Ausdruck der Nationalität zu werden. Wir wissen Alle, was Schleiermacher, der in dem tiefsten Verfall des Vaterlandes seine Wirksamkeit begann, in Wort und Schrift dafür geleistet hat, daß das

deutsche Volk sich wiederfand und, von wälschen Einflüssen befreit, auf dem Boden heimischer Sitte sich von Neuem aufbaute. Politisch große Zeiten sind bei uns immer mit religiöser Erhebung verbunden gewesen, und bei den Staaten, deren Lebensgeschichte wir von Anfang bis zum Ende überblicken, erkennen wir den Beginn des Verfalls in dem Zeitpunkt, wo der Väter Glaube ins Schwanken kam. Denn die innere Gewißheit in Betreff der übersinnlichen Welt giebt dem Menschen auch für das Leben im Staat Entschlossenheit und Heldenmuth. Das bezeugt Goethe in jenen denkwürdigen Worten, in denen er die von religiösem Glauben beseelten Epochen der Völkergeschichte als die allein glänzenden, herzerhebenden, für Mit- und Nachwelt fruchtbaren bezeichnet.

Suchen wir also nach Bürgschaften der Zukunft, nach geistigen Banden, welche das Auseinanderfallen menschlicher Gemeinschaften verhüten, so ist es gewiß ein unschätzbarer Gewinn, wenn nicht bloß bürgerliche Zucht und pflichtmäßiger Gehorsam den Staat zusammenhält, sondern Volk und Fürst sich auch vor Gott mit einander verbunden fühlen. Das ist die höhere Weihe, die wir nicht entbehren wollen; das ist das Banner, unter dem Kaiser Wilhelm I. in Krieg und Frieden seines Amts wartete, das ist die wahre geistliche Salbung eines weltlichen Gemeinwesens.

Eine andere Bürgschaft liegt in dem geistigen Zusammenhange derer, die an der Leitung der Staatsgemeinschaft und der Förderung ihrer Interessen Theil zu nehmen berufen sind.

Durch unsere Räume ziehen ununterbrochen in immer dichteren Zügen die einander folgenden Generationen der vaterländischen Jugend, und wir sind dafür verantwortlich, daß sie hier nicht nur erlernen können, was Jeder für seinen besonderen Lebensberuf braucht, sondern auch um in das Staatsleben als thätiges Mitglied einzutreten. Dieser patriotischen Aufgabe können wir nur genügen, wenn wir selbst eine Körperschaft bilden, in welcher Jeder über seinen Sonderberuf hinaus etwas in sich trägt, was ihn mit seinen Amtsgenossen verbindet. Dieses Gefühl der Einigkeit aber wird — wer von uns empfindet es nicht? —

immer mehr erschüttert. Denn während in anderen Collegien, die für das Staatswohl thätig sind, auch die Verschiedenartigsten im gemeinsamen Dienst zusammenwachsen, gehen bei uns auch die von Hause aus Geistesverwandten, je eifriger sie ihrem Amtsberufe obliegen, immer mehr auseinander, weil die Ansprüche jedes einzelnen Fachs auf volle und gesammelte Geisteskraft sich von Tag zu Tag steigern.

Hierin liegt eine ernstliche Gefahr, die Niemand verkennen kann. Denn die geistige Führung, zu welcher die Männer der Wissenschaft berufen sind, muß wesentlich erschwert werden, so wie ihre innere Gemeinschaft sich lockert, und, wie bei einer neuen Sprachverwirrung, die Einen den Andern unverständlich werden.

Dagegen giebt es nur ein Mittel, nämlich daß wir den gemeinsamen Boden wissenschaftlicher Erkenntniß nicht unter den Füßen verlieren, sondern die Wissenschaften alle ihres gemeinsamen Ursprungs bewußt bleiben, wie Geschwister, welche, weit getrennt, in verschiedenen Welttheilen und den verschiedensten Berufsarten einander fremd geworden sind, im Elternhause sich wieder eins fühlen.

Und wo ist unser Elternhaus?

Ein Alterthumsforscher, welcher griechische Geschichte schreibt, ist in seinem guten Rechte, wenn er mit den Kämpfen abschließt, in welchen die Griechen zuletzt mit gesammelter Volkskraft ihre Unabhängigkeit vertraten; denn alle späteren Regungen selbständiger Kraft sind durch äußere Verhältnisse veranlaßte Unterbrechungen politischer Abhängigkeit und von vorübergehender Bedeutung. Die zusammenhängende Geschichte ist mit Chäronea zu Ende.

Es giebt aber auch einen anderen Standpunkt der Betrachtung. Denn wer kann behaupten, daß mit der Unabhängigkeit ihrer Staaten das geschichtliche Leben der Hellenen abgeschlossen sei! Treten sie doch, nachdem in blutigem Wettringen um Vorherrschaft und Großmachtstellung die Städte in kurzer Frist ihre Kräfte erschöpft haben, erst recht in den Mittelpunkt der alten Welt! Als Platon von dem Staate sich abkehrte, der seinen

Lehrer getödtet, verlieh er seiner Vaterstadt einen Glanz, der alle Großthaten der Vorfahren überdauerte, und Söhne ferner Barbarenländer bauten den Musen Altäre im Haine der Akademie. Jetzt reiften ja erst die Früchte, welche der Boden von Hellas für die Menschheit hervorzubringen berufen war, und Aristoteles ist weit entfernt den Untergang der Bürgerstaaten zu beklagen. Er sieht darin den Anbruch eines neuen Tags, den Beginn der Weltherrschaft, zu welcher das Volk durch seine Gaben zweifellos berufen sei. Er war der Erste, der mit königlichem Auge Alles überblickte, was es geleistet hatte, aber nicht so, wie man im Hause eines Verstorbenen das Erbe inventarisirt, sondern gleich weiter bauend, des Volks geschichtlichen Beruf weiter führend. Denn er sammelte nicht nur die Urkunden von dem, was hier zuerst in allen Gattungen der Dichtkunst gereift war, sondern machte diesen Rückblick zur Grundlage einer Poetik; er brachte nicht nur alle Verfassungen, welche von der patriarchalischen Monarchie bis zur demokratischen Massenherrschaft hier zuerst, wie in einer Versuchsstation, neben und nach einander voll entwickelt waren, in eine vergleichende Uebersicht, sondern entwickelte daraus eine Staatslehre, welche bis heute das Werk ist, von dem jede wissenschaftliche Politik ausgehen muß. So arbeitete der hellenische Geist nach dem Untergang des Staats mit neuer Energie weiter, und an das, was wir im engern Sinne Volksgeschichte nennen, knüpfte sich nun ohne Unterbrechung eine neue, inhaltreiche Lebensentwickelung. Sie erfolgte freilich nicht in der Weise, wie der große Denker gehofft hatte; denn äußerlich erfolgte ein Bruch, wie er nicht schroffer gedacht werden konnte. Aber das Nachleben des Volks, die nachhaltige Kraft seines Geistes, der in Aristoteles zuerst das ganze Gebiet menschlichen Erkennens umfaßte, hat sich in dem Grade bewährt, daß wir noch heute inmitten jener geistigen Bewegung stehen, welche mit Plato und Aristoteles begonnen hat; ja, die Beziehungen unserer Wissenschaften, auch der ferner stehenden, zu Hellas vervielfältigen sich immer mehr durch neue Funde. Die Römer pilgerten einst nach Athen, um im Areopag und den Tafeln Solons die ehrwürdigen Vorbilder ihres öffentlichen

Rechts zu ehren; jetzt haben die Gesetzurkunden von Gortys ganz neue, für vergleichende Rechtswissenschaft wichtige Einblicke in altgriechisches Privatrecht eröffnet. Der denkende Theologe folgt mit unermüdeter Theilnahme den Anschauungen, welche sich in ihrem ernsten Suchen nach Wahrheit die Weisen Griechenlands über Gott und Unsterblichkeit gebildet haben, und es bleibt eine der wichtigsten Aufgaben, den Einfluß des hellenischen Gedankens auf die Entwickelung der christlichen Lehre immer schärfer zu erkennen.

Auch die Wissenschaften, in denen neuere Forschung alles Ueberlieferte am meisten überboten hat, können sich nicht von Athen lösen. Aus Euclid ist nicht mehr zu lernen, aber kein Mathematiker wird es vergessen', daß seine Wissenschaft in der attischen Akademie aus der Sphäre des praktischen Gebrauchs in die der Erkenntniß erhoben und mit ihren höchsten Aufgaben vertraut geworden ist, und wie Plato auch die Sternenkunde, die zum Gebrauch der täglichen Arbeit zu Wasser und zu Lande gepflegt worden war, geadelt hat, indem er sie in eine philosophische Weltbetrachtung hereinzog. Kenntniß der Pflanzenwelt und des Thierkörpers, Gesundheitspflege und Heilkunde — ist nicht die gesammte Naturforschung demselben Boden entsprossen, auf dem die dichtende und bildende Kunst sowie alle Geisteswissenschaften zu Hause sind?

Hier ist also das Land, zu dem wir Alle ein Heimathsgefühl haben; hier ist, so dürfen wir sagen, „der Ströme Mutterhaus", welche von hier, allmählich anschwellend, durch alle Culturvölker und alle Jahrhunderte gezogen sind. Es ist also nicht bloß ein historisches Interesse, das uns zu den Quellen führt, wie ein Philologe nach dem ersten Druck eines Autors sucht; auch nicht bloß ein Gefühl der Pietät, die wir den gründenden Heroen der Vorzeit schulden. Wir empfangen auch bei jedem Rückblick den frischen Anhauch jenes idealen Strebens, das alle Zweige des Erkennens als ein lebendiges Ganze umfaßte. Das ist das beste Mittel gegen die Gefahr einer zunehmenden Entfremdung der Gelehrten unter einander und einen unsere Einheit zerreißenden Particularismus; es ist der beste Schutz gegen jede Anwandlung

eines das fachmäßige Virtuosenthum überschätzenden Handwerkersinns. Es ist zugleich die Ueberlieferung und die Weihe unserer Universitäten, welche auf diesem gemeinsamen Boden gegründet sind; darum pflegt auch nach altem Herkommen bei gemeinsamen Feierlichkeiten ein Vertreter des klassischen Alterthums ihr Sprecher zu sein.

Aber ist es noch heute so?

Wenn ich bedenke, wie es nach der glorreichen Einigung des Vaterlandes unter allgemein freudiger Zustimmung das erste große Friedenswerk von Kaiser und Reich war, den Boden Olympias vom Schutte zu befreien, wenn ich der gespannten Theilnahme gedenke, mit welcher man den Entdeckungen unseres berühmten Landsmanns Heinrich Schliemann auf dem Boden der homerischen Vorzeit ununterbrochen gefolgt ist, und mit welchem Stolz man die Giganten von Pergamon in unsern Museen bewillkommte, wenn ich mich in befreundeten Kreisen umschaue und sehe, wie die geistig freisten und feinsinnigsten unter den Meistern der verschiedensten Fächer mit Vorliebe an der Erinnerung des klassischen Jugendunterrichts festhalten und einen Genuß darin finden, in ihren Mußestunden mit Freunden griechisch zu lesen — dann habe ich den Eindruck, daß von einer Umkehr, einem Abfalle nicht die Rede sein könne. Man schwärmt wohl nicht mehr wie in der Zeit Herders, der jede Marmorbüste, die aus dem Boden gezogen wurde, mit Thränen der Rührung umarmen wollte, aber mit ernsterem Geschichtssinn folgt man den wunderbaren Entdeckungen unserer Tage, und es ist nach meiner Ansicht unbesonnen und voreilig, bei jedem Zeichen von Kaltsinn oder bei jedem Widerspruch, welcher laut wird, gleich die Thatsache zu verkünden, mit dem, was uns früher vereinigte, sei es nun vorbei; das Jahrhundert Winckelmanns sei gewesen und die Liebe zu Homer und Sophokles, welches die Edelsten des Volks verband, im Aussterben begriffen; ja man will diese Wendung sogar als eine nothwendige und zeitgemäße darstellen.

Es ist so leicht zu lockern und zu lösen, so schwer neue Bande zu finden, welche Volksgenossen einigen, und mit jeder

Erschütterung des Altgewohnten und Gemeinsamen wird die Zukunft des Vaterlandes gefährdet.

Wenn ein Schiff leck ist, wirft man auch die werthvollste Ladung über Bord, um die Mannschaft zu retten. Ist es denn aber mit dem Volke, wie es um seinen Kaiser Wilhelm in Krieg und Frieden geistig gerüstet zusammenstand, so bestellt, daß man an seiner Bildung irre werden und ängstlich nach Reformen umschauen muß?

Zu bessern giebt es immer. Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen muß lebendiger und geschichtlicher werden, und man muß es, wie ich glaube, zu erreichen suchen, daß auf der obersten Stufe des gemeinsamen Jugendunterrichts mehr Freiheit gegeben werde. Die Schlußprüfung, welche an Jeden, weß Geistes Kind er ist, unterschiedslos und unerbittlich dieselben Forderungen stellt, legt einen Zwang auf, der leicht dahin wirkt, den beginnenden Flügelschlag des Geistes zu lähmen, und in der schönsten Zeit des Lebens die freie Liebe zur Erkenntniß dämpft. Unsere Jünglinge sollen keine Dutzendmenschen werden; sie müssen, wenn ihre besonderen Anlagen sich zu erkennen geben, auch Freiheit haben sie zu entfalten.

Das sind Probleme, die verschiedener Beurtheilung unterworfen sind. In der Hauptsache aber schwanken wir nicht, indem wir die gemeinsame Grundlage unserer wissenschaftlichen Bildung, wie wir sie aus der Zeit der Reformatoren von unsern Vätern empfangen haben, als ein theures Kleinod hüten wollen, das auch von wesentlicher Bedeutung ist, um die Fortdauer öffentlicher Wohlfahrt zu sichern.

Es kann mir nicht einfallen, klassische Bildung und Religion als Unterpfänder einer gedeihlichen Zukunft auf eine Stufe zu stellen; aber beide sind weltbewegende Kräfte, die durch nichts zu ersetzen sind. Beide sind von Völkern des Alterthums ausgegangen, die, nachdem sie äußerlich verfallen waren, ihr geistiges Eigenthum, gleichsam ihr besseres Selbst, der Menschheit als Erbe übergaben. Beide haben endlich das gemein, daß sie zu Zeiten ihr Ansehen einbüßen und für abgethan gelten. Sie gleichen aber den Flüssen Griechenlands, die, vom Gebirg herabkommend,

in eine Kluft versinken und eine Strecke unter dürrem Kalkboden verborgen hinfließen, bis sie plötzlich mit voller Kraft neugeboren hervorbrechen und üppigen Pflanzenwuchs hervorrufen.

Wie oft hat man das Christenthum wie ein abgetragenes Kleid beseitigt geglaubt und hört auch heute sagen, es sei durch das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart überwunden. Gewiß hat jede Zeit ihre besonderen wissenschaftlichen Aufgaben, und in den verschiedenen Epochen werden bald die einen, bald die andern Organe des Geistes vorwiegend ausgebildet. Die höchste unserer Aufgaben aber ist die, keines derselben verkümmern zu lassen, damit ununterbrochen eine Geisteskraft die andere ergänze und, wie an einem gesunden Körper, alle Organe harmonisch wirken, auf daß an Verstand und Gemüth, in Kopf und Herz alle Blüthen zur Entfaltung gelangen, deren Keime in uns ruhen, damit der volle und ganze Mensch fröhlich gedeihe unter dem Segen der großen Culturmächte, für die wir mit aller menschlichen Klugheit kein Surrogat zu beschaffen im Stande sind, so wenig wie für den Regen und Thau, von dem das Gedeihen unserer Bodenfrüchte abhängt. Dann wird auch zwischen Gelehrten und Ungelehrten keine Spaltung eintreten, welche die Einheit des Volks zerstört und die Zukunft unserer Staaten gefährdet.

Was ich bisher ausgesprochen — wie sehr wünschte ich, daß es in den Hauptpunkten Ihnen Allen aus der Seele gesprochen sei! Sicher bin ich dessen, wenn ich nun zum Dritten in dem gegenseitigen Verhältniß zwischen Fürst und Volk eine Bürgschaft unserer Zukunft sehe.

In der Auffassung des Königthums unterscheiden sich die Völker der Geschichte sehr deutlich von einander. Denn so reich auch die Cultur des Morgenlandes war, so hat es doch nur die despotische Form des Regiments als die gekannt, welche Stämme zu Staaten einigen und Reiche schaffen kann. Erst diesseits der Gewässer, welche uns vom östlichen Continent trennen, begegnen wir einer höheren Form der Monarchie; denn die der alten Macedonier war die erste gesetzlich geordnete, welche wir kennen. Aber auch in dem zur Entwickelung höherer Staats- und Gesell-

schaftsformen berufenen Welttheile — wie selten sind bis auf die Gegenwart die Dynastieen, in denen Thatkraft und Gerechtigkeit sich vererbten, wie selten die Namen der Herrscher, welche die sittliche Größe hatten, um den vielfachen Gefahren ihrer Ausnahmestellung zu entgehen, pflichttreue Hüter des Rechts, beharrlich ohne Eigensinn, energisch ohne Selbstsucht, leutselig ohne Schwäche, unverständigem Rath und Schmeichelreden unzugänglich! Wie blutig ist die Geschichte der Monarchieen in den gebildetsten Ländern des Westens! Wie arge Zerwürfnisse, wie unversöhnliche Gegensätze haben wir auch im deutschen Vaterlande erleben müssen, und wie peinlich war oft die Aufgabe wahrheitsliebender Männer, wenn sie Fürstentage feiern sollten!

Dies müssen wir vor Augen haben, damit wir mit recht lebendigem Dankgefühl erkennen, was unser Theil ist; denn der Mensch ist seiner Natur nach so leicht geneigt, das Gegebene als etwas Selbstverständliches anzusehen. Bei uns ist keine Kluft, kein peinliches Gegenüber zwischen Fürst und Volk, und bei keinem Geschlecht der Staatengeschichte ist die große Aufgabe der Monarchie, der Völker staatliche Ordnung zu begründen, von Anfang an klarer und ernster ins Auge gefaßt, als von den Hohenzollern. Tapfer und kriegstüchtig sind sie nie auf Waffenmacht ausgegangen, und auch vom großen Friedrich erkennen wir immer mehr, wie sehr er von Herzen ein Friedensfürst war. Sie haben den Kern des Staats den mittelalterlichen Wirren entrissen, sie haben in den Zeiten der Reformation die lebendigsten Kräfte der Nation für den werdenden Staat zu gewinnen gewußt; sie haben aus dem Elende des Kriegs, der ein Menschenalter hindurch unsern Boden zerstampfte, mit starkem Arm das Vaterland gehoben. In treuer Gemeinschaft mit seinem Fürsten hat unser Volk das schwerste Leid getragen, mit ihnen vereint, Freiheit und Vaterland wieder gewonnen, und dann ist nicht in Folge ehrgeiziger Gelüste, sondern auf Grund einer von Stufe zu Stufe folgerecht sich vollziehenden Entwickelung der Volksgeschichte unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern das lange zerrissene Vaterland vereinigt.

Die beste Bürgschaft der Zukunft liegt in dieser Entwickelung. Denn jeder Nachdenkende erkennt, daß sie nicht auf zufälligen Umständen beruht und deshalb auch von ihnen nicht abhängig ist wie andere menschliche Erfolge, so glänzend sie erscheinen mögen. Darum kann und soll auch der Geringste im Staat mitarbeiten, die sittlichen Grundfesten zu hüten, auf denen die Größe unseres Vaterlandes ruht, und jeder Einzelne fühlt sich in persönlicher Dankbarkeit dem Hause verbunden, dessen Fürsten in allen staatbildenden und staaterhaltenden Tugenden dem Volke vorangegangen sind.

Zu solchen Ahnen blickt auch der jugendliche Fürst hinauf, um den wir heute zum ersten Male festlich versammelt sind. Unter den schmerzlichsten Erfahrungen, die ein Sohn durchmachen kann, hat er unerwartet früh das schwere Amt auf seine Schulter nehmen müssen; aber er ist glücklich darin, daß er nicht neue Wege zu suchen, nicht neue Ziele aufzustellen hat. Seiner Vorfahren treuer Nachfolger kann er des göttlichen Segens und der Liebe des Volks sicher sein.

Dort, wo unser in Gott ruhender Kaiser Wilhelm die Standarten und Fahnen seiner Regimenter aufbewahrte — es war ein heiliger Raum für ihn, wo er in ernster Sammlung weilte, der Tapfern gedenkend, die für das Vaterland geblutet, und im Geist mit seinen Ahnen vereint; dort hatte er die Büste des Kurfürsten aufgestellt, der zuerst in großem Stil Herrscher war, dort den alten Fritz mit seinem Krückstock und das Reiterbild Friedrich Wilhelms III., von dessen väterlichem Segen er sich allewege begleitet fühlte, — in diesen ehrwürdigen Raum tritt nun heute um diese Stunde der Enkel ein, um die wohl bewahrten Banner aufzuheben und als neuer Kriegsherr sie unter seine Obhut, unter sein königliches Obdach zu übernehmen, mit dem stillen Gelöbniß, daß, wenn sie einmal wieder im Felde entrollt werden müssen, sie mit gleichen Ehren heimkehren sollen.

Tief erschüttert empfinden wir den Wandel der Geschlechter; theure Räume sind verödet und die Fenster verhängt, an denen unser Blick zu haften gewohnt war; aber die Liebe im Herzen

überdauert alle menschlichen Dinge, und dem Gerechten folgen seine Werke nach.

Die treue Verehrung Kaiser Wilhelms I., dem wir Alle das Beste danken, das wir zusammen erlebten, und die liebevolle Trauer um unsern unvergeßlichen Kaiser Friedrich, den Mitgründer des Reichs, verklären sich in der hoffnungsreichen Zuversicht, daß der Enkel und Sohn mit echtem Hohenzollernsinn alles Große und Gute, das seine Vorgänger ins Leben gerufen, thatkräftig pflegen und fortführen werde. Wir aber geloben heute, daß Jeder an seiner Stelle jede Bürgschaft einer gedeihlichen Zukunft mit allen Kräften befestigen und die geistige Einheit hüten werde, auf welcher das Heil des Vaterlandes ruht.

IV.

Friedrich II. und die deutsche Litteratur.

26. Januar 1888.

Große Männer der Geschichte erkennen wir daran, daß sie nicht durch einzelne Werke und Thaten, sondern durch ihre Person der Zeit das Gepräge geben, und wenn Kant zuerst von einem Zeitalter Friedrich's sprach, so dachte er nicht an Roßbach oder Leuthen, sondern an das, was außerhalb aller Berechnung eines Feldherrn und Staatsmanns liegt. Diese unbewußte Kraft des Genius tritt uns am lebendigsten vor Augen, wenn wir der vaterländischen Dichtung gedenken und der Stellung, welche der König, dessen Andenken wir heute feiern, zu ihr einnahm.

Darüber hat er sich selbst ausgesprochen, als er im November 1780 seine Gedanken über die deutsche Litteratur veröffentlichte. Es war ein Schriftchen von 80 Seiten, und man könnte der Ansicht sein, daß es angemessen sei, ihr keine besondere Bedeutung beizulegen; denn auf diesem Gebiet war der königliche Schriftsteller am wenigsten unbefangen und am wenigsten des Stoffes Herr. Die französische Poesie ruhte ja wesentlich auf Reminiscenzen des Alterthums. Wollte man also ohne Kenntniß der Originale über das Wesen der Kunst und ihre Gattungen urtheilen, so wäre das nicht viel anders, als wenn man nach gemalten Blumen oder nach ausgestopften Thieren über die Natur reden wollte. Das tiefere Verständniß, das Winckelmann und Lessing für die Antike, das Herder für die Volkspoesie eröffnet hatten, war für jene Schrift noch nicht vorhanden.

Und dennoch ist es nicht etwa unsere Pflicht, mit respectvollem Schweigen an ihr vorüberzugehen; wir sind vielmehr dem jetzigen Verwalter des Goethe-Archivs aufrichtig dankbar, daß er sie von Neuem aus der Vergessenheit gezogen und als einen der denkwürdigsten Wendepunkte unserer neueren Cultur- und Litteraturgeschichte vielseitig beleuchtet hat [1]). Denn wir thun hier einen tieferen Blick in das Innere des großen Königs, wir vernehmen den Wiederhall der Königsworte aus den litterarischen Kreisen und werden endlich in die eigenthümliche Entwickelung unserer vaterländischen Dichtkunst lebendiger eingeführt.

Die gerechte Würdigung zeitgenössischer Talente ist eine der schwierigsten Aufgaben, und es wäre die kleinlichste Schulmeisterei, wenn man den König darüber gleichsam zur Rechenschaft ziehen wollte, daß er in seinem von Kriegs- und Friedensarbeit ausgefüllten Herrscherleben diesem Gegenstande keine eingehendere und umsichtigere Untersuchung zugewendet habe. Von der Natur eines Helden ist eine gewisse Einseitigkeit unzertrennlich; er muß aller Orten auf festem Boden stehen; er ist gewohnt entschlossen zu denken wie zu handeln. Und doch ist Friedrich hier nicht ganz der eiserne Mann; doch verläugnet der König (und das giebt der Schrift einen so liebenswürdigen Charakter) sein deutsches Gemüth nicht, und so unerschütterlich er auch an der Bewunderung des gallischen Classicismus festhält, die ein Stück seiner selbst ist, und von der er nicht lassen kann ohne in sich unsicher zu werden —, so hält ihn dennoch eine Stimme des Innern zurück, die nächstliegenden Folgerungen zu ziehen. Denn er denkt nicht daran, die Deutschen bei ihren mustergültigen Nachbarn in die Schule zu schicken; er hat sein Volk zu gründlich erprobt, um ihm die Rolle von Nachtretern zuzumuthen. Eine überzeugungsfeste Ahnung sagt dem greisen Könige, daß das Volk, mit dem er seine Lebensarbeit gethan, eine andere Zukunft haben müsse, eine eigene und große, die nur durch unverschuldete Ungunst der Verhältnisse verzögert worden sei. Seine Augen waren gehalten, so daß er

---

[1]) Bernhard Suphan: Friedrich's des Gr. Schrift über die deutsche Litteratur. Berlin 1888.

die um ihn wandelnden Männer der Zukunft nicht erkannte; aber im Geiste sah er das neue Geschlecht, und nach seinem eigenen Ausdruck stand er wie Moses auf der Höhe, in das gelobte Land hinüberweisend. Wie konnte er aber der von ihm selbst verschmähten Sprache größere Ehre erweisen, als wenn er verkündete, die Nachbarn würden kommen, sie zu lernen, und sie würde bald von einem Ende Europa's bis zum andern gehört werden?

Das war ein echtes Seherwort, dessen Inhalt als etwas ganz Unvermitteltes erscheinen mußte, und doch mit warmer Ungeduld schon für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurde. Es entstammte, wie jedes Prophetenwort, nicht dem klügelnden Verstande, sondern dem Herzen. In patriotischer Bewegung ist der König hier über sich selbst hinausgegangen. Der Spott wandelt sich in Anerkennung, schonungsloser Tadel in einen Aufruf zu kräftigem, frohem Selbstgefühl. Leicht kann es kommen, sagt er, daß die Letzten die Ersten werden, und so klingt die Schrift, so absprechend und demüthigend sie begonnen, in einen Glückwunsch und Segensspruch aus, welchen der König seinem Volke mitgiebt.

Und wie wurde sie aufgenommen?

Des versöhnenden Schlusses ungeachtet war sie doch wie eine Art Ungewitter, das sich unerwartet entlud und sehr verschiedene Stimmungen hervorrief. Zufrieden konnte im Grunde Niemand sein; am ehesten die auf Shakespeare, Klopstock, Goethe ärgerlichen Gotschedianer, und ihre Zustimmung war im Grunde die schärfste Kritik. Still wehmüthig schwiegen die Poeten, welche sich zunächst zu Friedrich gehalten hatten und sich nun doch so gänzlich unbeachtet sahen. Mit männlichem Ernste traten die Männer auf, die zur Vertiefung deutscher Geistesart am meisten gethan, vor Allen Hamann. Er war von der Ungerechtigkeit des Urtheils am tiefsten verletzt; er wollte den Musendienst nicht wie einen Heerdienst disciplinirt sehen; er verwahrte sich gegen alle wälschen Vorbilder und war nur mit Mühe von einem derben Protest zurückzuhalten.

Klopstock war in seinem Hochgefühl von Allen am bittersten gekränkt. Er war auch trotz seines Dichterstolzes derjenige, der auf Ehrensold und Anerkennung besonderes Gewicht legte und

am meisten nach Fürsten ausschaute. Er erklärte Friedrich für einen Fremdling im Vaterlande, und da er sich als deutscher Barde im Besitze der Walhallaschlüssel fühlte, glaubte er dem König wegen Versäumniß heiliger Pflichten mit dem Verlust der Unsterblichkeit drohen zu müssen.

Von allen Gegenschriften war keine selbstloser, sachlicher und würdiger, als die von Justus Möser. Der Mann, der uns zu deutscher Art zurückgeführt hat, war auch vor Allen berufen für die freie Entfaltung deutscher Dichtung einzutreten und den geschmähten Götz zu vertheidigen. Im Gefühl seiner guten und unverlierbaren Sache war er ohne Bitterkeit: ja, er war unbefangen genug auch in dem Preußenkönig das deutsche Herz voll und warm anzuerkennen.

Herder, der von Friedrich's Akademie dreimal Gekrönte, hatte vielleicht am meisten Ursache sich über des Königs Schweigen zu beklagen, mit dem er in einigen Reformplänen die gleichen Wege ging — und doch schreibt er so gut und edel an Gleim: „Sie sind aus Friedrich's Zeit und ich will es auch sein und bleiben", während Lessing mit einem Anflug von Aerger davon gesprochen hatte, es werde Schmeichlern vielleicht noch gelingen, auch seine Wirksamkeit Friedrich's Regierung anzurechnen.

Am vornehmsten hat Goethe seine Stellung genommen, der von allen Zeitgenossen am schwersten Getroffene, dessen vaterländisches Schauspiel vom Throne herab beinahe wie eine knabenhafte Ungezogenheit gegeißelt worden war.

Dem geborenen Süddeutschen und Reichsstädter war am preußischen Wesen Manches nicht sympathisch, und sein hellenischer Kunstsinn hat sich mit den Helden des siebenjähriges Kriegs am Wilhelmsplatze nie recht aussöhnen können. Dem Genius des Königs aber blieb er von der Kinderstube her voll ergeben, und in Potsdam war es nur sein Aerger, daß er über den großen Menschen kleinliches Gesinde räsonniren hören mußte. Daß seines Stücks in des Königs Schrift unfreundlich gedacht sei, befremde ihn nicht. Ein toleranter Geschmack sei gerade keine Eigenschaft, die man bei einem Vielgewaltigen suche. „Lassen Sie uns darüber ruhig sein."

So schrieb Goethe im Juni 1781 an die Tochter Justus Möser's, der für den Götz so männlich eingetreten war.

Mag also des Königs Schrift ihrem Gehalte nach zu den geringfügigeren seines Nachlasses gehören; sie bleibt in der Geschichte des deutschen Geistes eines der denkwürdigsten Actenstücke, ein einzigartiges Gespräch zwischen dem Könige und den hervorragendsten Geistern unter seinen Zeit- und Volksgenossen, aber ein Gespräch ohne Gegenseitigkeit; denn für ihn sind sie nicht vorhanden, die lebendigen Zeugen seines Wahrspruchs, die Bürgen der von ihm angemeldeten Zukunft; einsam steht er mitten zwischen ihnen, wie aus tiefem Dunkel den Tag, der kommen werde, verkündend, während das Morgenroth schon hell am Himmel steht!

Friedrich war zu selbstlos, um seine Person mit der verheißenen Zukunft in Verbindung zu bringen; gern gönnt er anderen Fürsten den Ruhm sie herbeizuführen, denn in der Beziehung dachte er wie ein romanischer Fürst, daß er es für eine Prärogative des Thrones hielt, klassische Litteraturepochen zu schaffen; er glaubte an ein siècle im wälschen Sinne. Darum weist er in seiner Schrift auf Lorenzo von Medici hin, auf Leo X., auf den Hof der Este, auf Richelieu und Ludwig XIV. und sagt mit Boileau: Des Augustes feront des Virgiles!

Aber wie anders kam die Erfüllung! Einerseits in viel engerem Zusammenhang mit seiner Person, als sein bescheidener Sinn dachte, andererseits so viel unabhängiger von allen äußerlichen Umständen!

Denn die Bewegung ging nicht etwa von denen aus, welche unmittelbar unter dem Eindruck der königlichen Kriegsthaten standen, wie Gleim und Rammler, sondern in ganz anderem Maßstabe vollzog sich die Wirkung des Erlebten.

Es war der befreiende Eindruck, den das von hohen Ideen erfüllte Walten des Königs auf alle Denkenden im Volke machte, so daß ein Kant jetzt erst Muth und Zuversicht gewann, seine Gedankenwelt auszugestalten, tapfer und groß auf seinem Felde, wie Friedrich auf dem seinigen, und das stolze Gefühl, ein Deutscher zu sein, wurde jetzt erst so lebendig, daß eine vaterländische Dichtung möglich wurde.

Unwillkürlich werden wir an das erinnert, was uns Allen aus dem hellenischen Alterthum im Gedächtniß schwebt.

Wie viel Talent und Kunstfertigkeit, wie viel glückliche Pflegstätten von Kunst und Wissen waren lange vor den Tagen des Themistokles und Kimon vorhanden, aber die Sängerschulen waren auf persönliche Erlebnisse, auf örtliche Festlichkeiten, auf Ständekampf innerhalb der Gemeinden angewiesen. Eine nationale Litteratur erwuchs erst, als ein Staat vortrat und einer massenhaften Uebermacht entgegen für die höchsten Güter des Volks seine Existenz einsetzte, zu siegen oder unterzugehen entschlossen. Da keimte neues Leben; da sammelte sich um Athen eine geistige Volksgemeinde, die sich ihrer Einheit, ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt wurde. Nun ging erst Herodot im fernen Halikarnaß die Idee einer griechischen Geschichte auf; Pindar und Simonides stimmten höhere Weisen an, und der Denker- und Dichterkreis von Athen ist nicht von Staatswegen gebildet, sondern mit geschichtlicher Nothwendigkeit hat er sich um Perikles gesammelt, weil das Volksleben daselbst einen so mächtigen Inhalt gewonnen hatte, daß alles Herkömmliche ungenügend erschien und alle schlummernden Geisteskräfte sich von selbst anspannten, ihm in Gedanken, Wort und Bild den entsprechenden Ausdruck zu schaffen.

Unvergessen bleibt für alle Zeiten, was ein Karl August, ein Karl Friedrich und andere Fürsten gesegneten Andenkens gethan haben, unsere Dichter zu pflegen und sich in ihnen zu ehren; aber auch das glückseligste Ferrara vermag keinen Genius zu wecken, und der dem deutschen Geiste angeborene Unabhängigkeitssinn hat sich immer gesträubt, äußerer Gunst der Verhältnisse sein Gedeihen zu danken. Wir wissen ja unseren Jünglingen nichts Besseres zu wünschen, als daß sie, unverwöhnt und unverzogen, aus eigener Kraft sich ihren Wirkungskreis schaffen und die Achtung erringen, die ihr Leben adeln soll. So hat auch unser Volk aus hartem Ringen mit Ungunst und Hemmungen aller Art den köstlichen Gewinn davon getragen, daß es die endliche Entfaltung eines reichen Geisteslebens mit stolzem Bewußtsein sein eigen nennen kann. Das ist aber nicht nur eine Ehrensache,

sondern auch für den Werth der Geisteswerke entscheidend. Denn wie die Erdfrüchte, die in künstlicher Zucht schöner und voller reifen, als sie in Wald und Flur gedeihen, dabei leicht eine gewisse Würze des Dufts und Geschmacks einbüßen, mit der die Natur ihre Lieblingskinder ausstattet: so unterscheiden wir auch unter den geistigen Schöpfungen der Culturvölker, was in künstlicher Wärme groß gezogen ist, von dem frei und naturwüchsig Entsprossenen.

Einen Hof kann die Poesie entbehren, ein Vaterland nicht. Darum sind das die wahren Mediceer, denen es gegeben ist, die ihren kleinen Interessen nachgehenden Menschenkinder mit dem Gefühl einer höheren Gesammtheit, eines staatlichen Lebens, eines aufstrebenden Vaterlandes zu beseelen. Da liegen die schöpferischen Kräfte von Geist und Gemüth. So hat auch Friedrich, obwohl er ein französischer Autor war und seine größten Zeitgenossen verkannte, der deutschen Dichtung den Lebenshauch verliehen und in ganz anderer Weise, als er geahnt hat, sein prophetisches Wort selbst wahr gemacht.

V.

Der Beruf des Fürsten.

3. August 1882.

Fürstliche Jahrestage sind von jeher Denksteine der Geschichte, und Denkmäler königlicher Geschlechter ragen in die Anfänge aller Geschichte herein. Aber es sind nicht bloß Denkmäler von Macht und Reichthum, die von späten Nachkommen staunend umwandelt werden, nicht bloß Bauten zu Schutz und Trutz, breitgelagerte Palastterrassen und bergartig aufgeschichtete Fürstengräber, sondern auch anspruchslosere Werke, die wohlthätiger sind und denkwürdiger, weil sie das Land zum Vaterlande machen. Denn anfangs sind die Völker wie Fremde im eigenen Lande gewesen, bis sie, um leitende Geschlechter gesammelt, sich den Boden wahrhaft zu eigen machten. Wege, Dämme, Pflanzungen, städtische Ansiedelungen, Culturarbeiten aller Art dankte man den alten Landeskönigen. Man zeigte die Platanen des Agamemnon, die Brunnen des Danaos, die das durstige Argos wohnlich gemacht hatten, wie man im jüdischen Lande die Brunnenschachte der Erzväter zeigte. Zu solchen landesväterlichen Werken gehören auch die, welche nicht wie Hoch- und Tiefbauten auf einmal fertig werden, sondern wie lebendige Keime bestimmt sind in den Boden gesenkt zu werden, um allmählich Gestalt zu gewinnen und Segen zu stiften. Das sind die geistigen Pflanzungen, die Brunnen der Erkenntniß, die Pflegestätten der Wissenschaft, welche als Albertina, als Julia, als Georgia Augusta die Namen ihrer Gründer von Geschlecht

zu Geschlecht tragen, und so ist auch die Stiftung unserer Friedrich-Wilhelms-Universität, deren Andenken wir heute feiern, ein Ehrendenkmal der Hohenzollern, das in hervorragender Weise mit unserer Volksgeschichte verwachsen ist.

Denn die hohen Schulen der Wissenschaft hatten sonst einen wesentlich internationalen Charakter. So im Alterthum die von den Antoninen zur Staatsanstalt erhobene Schule von Athen, wo die Jugend des Orients und Occidents hellenische Weltbildung empfangen sollte; so im Mittelalter Paris, Bologna und Pavia, die, von der örtlichen Umgebung sehr unabhängig, aus allen Ländern und Völkern die nach höherer Erkenntniß Verlangenden versammelten. Daher bezogen sich auch die kaiserlichen Privilegien der italienischen Universitäten vorzugsweise darauf, den Ausländern die gefahrvollen Reisen zu erleichtern.

Die genannten Hochschulen waren in der Stille geworden und dann öffentlich anerkannt. Aber auch diejenigen, die von Anfang an Stiftungen waren, behielten einen universalen Charakter; sie gehörten der Christenheit an und erhielten von dem Haupte derselben ihre Bestätigung.

Am Ende des Mittelalters mußten die territorialen Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Es erschien nun als eine Ehrensache, daß jeder ansehnlichere Staat, also namentlich jedes Kurfürstenthum, seine Landesuniversität habe, und damit eröffnete sich für die einzelnen Regentenhäuser ein ungemein dankbarer Wirkungskreis selbständiger Thätigkeit. Hier konnte sich eine über das unmittelbare Bedürfniß hinausgehende, freie landesväterliche Fürsorge am kräftigsten bezeugen, und es galt für das schönste Vorrecht der Krone, solche Denkmäler zu stiften, welche nicht einzelne Acte fürstlicher Freigebigkeit waren, sondern zugleich eine Uebernahme von Verpflichtungen für den Stifter und seine Nachkommen, ein Einsetzen der Fürstenehre für die dauernde Blüthe ihrer Pflanzungen, und mit edler Eifersucht haben sie sich und ihrem Hause auch ein persönliches Verhältniß zu denselben vorbehalten.

So ist auch hier, wie auf dem Gebiete der schönen Künste, was in romanischen Ländern an fruchtbaren Keimen vorhanden

war, von Deutschland übernommen, durch deutschen Geist umgeformt und in vollem Maße volksthümlich geworden. Ueber alles Wissen und Verstehen der Gründer sind ihre Pflanzungen gesegnet worden, und aus den territorialen Stiftungen sind wieder solche Plätze geworden, wo der nationale Gedanke vorzugsweise gepflegt und das neue Reich vorbereitet worden ist.

An der ruhmwürdigen Thätigkeit deutscher Fürsten haben sich die Hohenzollern in hervorragender Weise betheiligt. Sie haben den Zusammenhang zwischen Geistesbildung und öffentlichem Leben am ernstesten aufgefaßt; sie haben auch ihren Friedenswerken den Charakter des Heldenmüthigen gegeben. Denn nicht nur neu erworbene Länder haben sie durch Gründung von Hochschulen dem Vaterlande geistig anzueignen nach blutigen Siegen für ihre erste Regentenpflicht gehalten, sondern zweimal ist auch eine Regeneration des eigenen Staats durch einen solchen Act vollzogen und besiegelt worden. Einmal als Markgraf Albrecht mit kühnem Muth das Ordensland Preußen umgestaltete und als Stifter der Albertina Zeugniß davon ablegte, mit welchem Rüstzeuge er die große Umwälzung durchkämpfe, und dann als der Staat Friedrichs II. sich aus tiefem Fall emporzurichten anfing, indem er die Einbuße an äußerer Macht durch geistige Kräfte zu ersetzen suchte. Denn es war im Jahre nach der Schlacht bei Jena, daß die Verhandlungen über die Gründung unserer Anstalt begannen. Man verschmähte es also in schlaffer Ruhe Kräfte zu sammeln; man wollte nicht den Staat wie ein leckes Schiff an einzelnen Stellen nothdürftig ausbessern, sondern durch eine frische That sich vom Druck der Gegenwart befreien, und diese That war — die Gründung einer hohen Schule. Niemals also ist kräftiger mit der Ansicht gebrochen, als wenn die höheren Studien eine Art Luxus wären, welche nach Befriedigung aller wesentlichen Bedürfnisse auf Berücksichtigung Anspruch machen könnte; nie hat sich der Staat so entschlossen zur Wissenschaft bekannt als zu einer unentbehrlichen Schwungkraft der Nation. Es war ein königlicher Entschluß, mit den edelsten Männern erwogen, besonnen organisirt und rasch ins Leben eingeführt, ein Werk, an dem alle Freunde

des Vaterlandes sich erhoben, an welchem Männer wie Scharnhorst und Schleiermacher sich als gleichberechtigte Mitarbeiter die Hand reichten, eine Epoche vaterländischer Geschichte in den bescheidensten Formen. Kein Festgeläute, keine feierlichen Aufzüge haben unsere Anstalt eingeweiht; denn sie war nicht wie andere Universitäten ein Denkmal glücklicher Machterweiterung, sondern in schwerer Zeit der muthig und still dem Boden anvertraute Keim der Wiedergeburt, die erste Rüstung gegen einen übermächtigen Feind, der erste Athemzug des freien Preußens, das erste Morgenroth eines neuen Tags der Herrlichkeit.

In der Vergegenwärtigung dieser Zeit stärken wir uns immer aufs Neue und feiern auch heute ein Fest des Dankes. Denn das ist die wohlverdiente Anerkennung des weisen und tapfern Entschlusses, dem unsere Hochschule entsprungen ist, daß wir, so lange sie besteht, des Stifters Andenken an seinem Geburtstage feiern und in festlicher Versammlung dessen laut gedenken, was vor nunmehr 73 Jahren durch Unterzeichnung der Stiftungsurkunde im stillen Gemache des Fürstenhauses geschehen ist.

Das menschliche Gemüth bedarf solcher Anlässe. Denn von Natur ist es geneigt zu vergessen, das Gegebene als etwas Selbstverständliches anzusehen und sich der Dankespflicht zu entziehen. Ja, es mag Manchem, der ferner steht, wie eine Uebertreibung vorkommen, wenn Jahr aus Jahr ein die Grabesspende dargebracht und dem fürstlichen Gründer ein Manencultus gewidmet wird, wie er den Heroen des Alterthums gespendet wurde.

Die Könige, meint man wohl, hätten es leicht, wohlthätige Stiftungen zu machen, denn alle Mittel und alle Kräfte ständen ihnen zur Verfügung; ihnen reiften die goldenen Saaten mühelos entgegen, und bei der großen Menge, welcher Glanz und Macht als höchste Ideale vorschweben, finden sich noch immer solche Vorstellungen, als wenn die Fürsten, aller Noth des Daseins enthoben, auf lichten Höhen wandelten, wie die leicht lebenden Götter Homers. Ein ernsteres Nachdenken zeigt aber leicht, wie die den gemeinen Mann blendenden Vorzüge des fürstlichen Standes durch eine Reihe von Entbehrungen auf-

gewogen werden, und an einem Königstage, wie dem heutigen, ziemt es wohl, um im Danke gegen unsere angestammten Fürsten nicht lässig zu werden, auch dessen zu gedenken, was für Lasten zum Wohl des Ganzen von ihnen übernommen, was für Opfer uns von ihnen gebracht werden.

Im Völkerleben erscheint uns das Königthum wie eine Naturnothwendigkeit, als die ursprünglichste, unersetzlichste und segensreichste aller Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Theoretisch betrachtet ist es eine Anomalie in der menschlichen Gesellschaft, und daher für die, welche nach allgemeinen Verstandesnormen über Werth und Unwerth menschlicher Dinge urtheilen, immer von Neuem ein Gegenstand der Anfechtung.

Solche Ausnahmestellungen aber, wie die eines erblichen Geschlechts an der Spitze des Gemeinwesens führen nothwendig eine Reihe von Schwierigkeiten herbei, welche denen vor Allen zur Last fallen, welche sich in der Ausnahmestellung befinden.

Freilich sieht es so aus, als ob sie hoch und frei über dem Gedränge des Menschenlebens stehen, in welchem die Andern sich durcharbeiten und Platz machen müssen. Ihnen ist das Ringen erspart, das doch nur in den selteneren Fällen zum ersehnten Ziele führt; ihnen ist der Lebensweg von Anfang an gebahnt und das höchste Loos in die Wiege mitgegeben.

Aber ist diese Mitgift nicht auch von Anfang an eine verhängnißvolle, und ist der, dessen einzig hohe und freie Stellung gepriesen wird, nicht von der Stunde der Geburt an der am meisten Gebundene und äußeren Verhältnissen bedingungslos Unterworfene?

Liegt denn nicht im Anrecht auf die Krone zugleich ein Verzicht auf so Mancherlei, das wir, wenn wir auf unser Leben zurückblicken, ungern entbehren möchten? Die Lust des frischen Wagens, die ersten Erfolge der auf sich selbst angewiesenen Kraft, der Wettkampf mit fröhlichen Genossen, welche mit uns die Palästra betreten, die wachsende Befriedigung am selbstgewählten Beruf? Freilich ist jede Vorbereitung auf einen bestimmten Lebensberuf mit einer gewissen Einseitigkeit verbunden, und man möchte den glücklich preisen, welcher in der Lage ist,

ohne Rücksicht auf äußerlich gegebene Zielpunkte sich geistig wie gemüthlich voll und frei entwickeln zu können. Aber wer erkennt nicht, wie sehr dadurch die Schwierigkeit der Aufgabe wächst! Denn, wie der Mensch von Natnr beschaffen ist, erscheint die äußere Nöthigung wie eine Wohlthat, wie ein Sporn, dessen die Meisten nicht entbehren können, um die volle Leistungsfähigkeit zu entwickeln, und wer kann es dem, der durch höhere Fügung zu einem alle Stände der Gesellschaft überragenden Amte berufen ist, dem keine bestimmte Vorbereitungszeit gegeben ist und der nicht gefragt wird, wann er sich reif fühle, um in die Arbeit einzutreten — wer kann es ihm verargen, wenn er nicht ohne Mißbehagen den Forderungen seiner Lebensaufgabe sich bewußt wird und auf die innere Befriedigung glaubt verzichten zu müssen, welche dem zu Theil wird, welcher innerhalb der engen Grenzen der erwählten Berufsthätigkeit zum Wohl des Ganzen seine Schuldigkeit thut?

Der fürstliche Beruf verlangt eine Kenntniß des menschlichen Lebens nach allen Richtungen, und doch sondert er von der Gesellschaft und erschwert die Anschauung dessen, was unter den Menschen vor sich geht. Wohl können für die Bildung des Fürsten alle Mittel herbeigeschafft werden, und der Regent kann über jeden Gegenstand die Bestunterrichteten berichten lassen, aber, je ernster er seine Aufgabe faßt, um so weniger kann er sich verhehlen, wie sehr ihm durch seine Stellung das erschwert wird, was dem Zusammenleben der Menschen am meisten Reiz und Bedeutung giebt, der frische Wechselverkehr an Geist und Gemüth, das volle und unbefangene Geben und Nehmen.

Wo ein Fürstenhaus ist, bildet sich ein engerer Kreis der Umgebung, in dem sich besondere Umgangsformen entwickeln. Man hat Unrecht, wenn man glaubt, daß die Schattenseiten des Hofwesens, die in der Staatengeschichte zum Vorschein gekommen sind, dem Fürstenhaus eigenthümlich sind. Denn in allen Verfassungsformen entstehen Sonderkreise um die leitenden Persönlichkeiten. Nachdem Perikles einen Kreis Auserwählter um sich gesammelt hatte, finden wir Kleon von Genossen seiner

Art umgeben, und je kürzer voraussichtlich die Zeit ist, welche ein Parteiführer am Ruder bleibt, um so rücksichtsloser wird die Gunst ausgebeutet, welche die Nähe des Gewaltigen gewährt.

Einem Fürsten, der die Wahrheit sucht, wird sie nicht verschleiert und entzogen werden können; darf er aber auch dessen gewiß sein, daß ihm immer die volle Wahrheit zu Ohren komme, daß ihm auch das Unliebsame, womit man anderen Sterblichen gegenüber nicht zurückhaltend zu sein pflegt, immer ehrlich und rückhaltlos mitgetheilt werde, da er doch einmal auf Vermittelung Anderer angewiesen ist?

Wer kann es also dem als Fürst Geborenen verdenken, wenn er von dem Zeitpunkte an, da er über seine Lebensstellung ernster nachzudenken im Stande ist, dieselbe als eine von Schwierigkeiten aller Art umgebene ansehen muß? Aeußerlich verwöhnt, wie ein Sonntagskind, wird er mit Ansprüchen umdrängt, denen keine Menschenkraft gewachsen ist. Er kann sich nicht vor der Welt verschließen, nicht nach Belieben Arbeit und Muße vertheilen.

Auf freier Höhe steht er da, von Allen beobachtet, und wenn ihn auch die Gesetze außer Verantwortlichkeit stellen, das Volk hört doch nicht auf, das öffentliche Wohl mit der Krone in unmittelbare Verbindung zu setzen, und der Träger derselben kann sich, je mehr er ein geborener Fürst ist, dem Gefühl der Verantwortlichkeit nie entziehen. Denken wir endlich daran, wie Frevelmuth und Wahnsinn die Häupter der Fürsten immer vorzugsweise zu ihren Zielpunkten machen, so tritt uns der Fürstenberuf bei allem Glanze, der ihn umgiebt, als ein vorzugsweise schwerer, als ein Leben voll Sorgen und Mühen, voll Entbehrungen und Gefahren entgegen.

Das hat auch der Fürst erfahren, in dessen Namen wir heute hier versammelt sind, um seines in Gott ruhenden Vaters glorreiches Andenken zu feiern, und mit welchen Empfindungen mag Kaiser Wilhelm den Urenkel in die Arme genommen haben, als er die Namen empfing, mit denen er in die Hohenzollernfolge eingereiht worden ist! Wie mögen in dieser unvergeßlichen Stunde seine Gedanken in des Kindes Zukunft vorangeeilt sein,

wie deutlich mag es ihm vor der Seele gestanden haben: Es ist kein leichtes Menschenloos, als Fürst, als Thronerbe geboren zu sein!

Und was hat uns heute in diese ernste Gedankenreihe geführt?

Das Bewußtsein daran, daß der dritte August nicht bloß ein Gedenktag sei, sondern auch ein Tag des Dankes, der um so wärmer und lebendiger ist, je klarer wir uns vergegenwärtigen, was für eine Lebensaufgabe denen gestellt ist, welche von Gott berufen sind an der Spitze eines großen Gemeinwesens zu stehen, und was wir an einem Fürstenhause haben, das Jahrhunderte hindurch in Sieg und Noth, in Leid und Glück den ihm anvertrauten Staat von Stufe zu Stufe weiter geführt hat, einem Fürstenhause, das deutlicher, als es in irgend einer anderen Staatengeschichte geschehen ist, den thatsächlichen Beweis geliefert hat, wie alle Schwierigkeiten, Mißverhältnisse und Gefahren, welche mit der Ausnahmestellung eines Geschlechts verbunden sind, von dem Segen der Erbmonarchie weit überwogen werden.

Die Hohenzollern haben sich darin als geborene Fürsten bewährt, daß sie vor der schweren Aufgabe nie zurückgewichen sind oder die Lasten von sich abzuwälzen gesucht haben; sie sind, wenn die Vorsehung rief, mit kühlem Blut eingetreten, wie der Soldat im Felde, der nicht darnach fragt, warum ihm grade der am meisten ausgesetzte Posten zugewiesen sei. Wo bürgerliche Familien von Durst nach Glanz und Genuß, von Hunger nach Macht getrieben, plötzlich an das Ziel ihres Ehrgeizes gelangten, wie die Pisistratiden in Athen oder die Mediceer, war die Krone ein Mittel der Selbstbefriedigung, wie nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron Leo X. zu Giuliano sagte: Genießen wir nun die Herrschaft, die uns Gott gegeben! Wo Macht und Glanz zu Hause sind, wird der Einzelne, der emporgestiegen ist, nicht berauscht von dem Bewußtsein seiner einzigen Stellung, und die Hohenzollernkrone ist nie ein Sonderbesitz gewesen, welcher den Träger von allen anderen Sterblichen aussonderte, sondern ein Band zwischen Fürst und Volk;

denn nichts ist so charakteristisch für unsere Regenten, als daß sie von Anfang an ihren Beruf als ein Amt, ihre Rechte als Pflichten, ihr Herrschen als ein Dienen ansahen. Ihr Fürstenthum war ihnen eine Schule der Selbstverläugnung. Auch die Tapfersten unter ihnen haben sich nie von Ehrgeiz und ungestümem Thatendrang hinreißen lassen, sondern, erhaben über die Sonderinteressen der einzelnen Stände, haben sie als gute Haushalter nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt. Im Kleinen treu erfunden, sind sie zu immer größeren Aufgaben berufen. Die Gründung unserer Friedrich-Wilhelms-Universität inmitten des zertrümmerten Reichs war eine deutsche That und eine der Stufen zum Kaiserthrone.

Der dritte August war 43 Jahre lang ein Festtag in ganz Preußen, wie der Geburtstag eines Familienhaupts im Kreise der Seinen. Schüchtern und wortkarg, war der König nur Wenigen bekannt; aber Alles fühlte sich persönlich mit ihm verbunden, und in den Wochen, in denen er von der Hauptstadt abwesend war und sein bescheidener Wagen nicht um die bestimmte Stunde die Linden entlang fuhr, empfand man einen gewissen Mangel, ein Mißbehagen. Man lächelt bei diesem Ueberrest patriarchalischer Zeit, und dennoch, wer erkennt nicht, ein wie hohes und unschätzbares Gut diese persönliche Gegenseitigkeit ist! Denn die edelste Kraft ist die Liebe; sie giebt allem Menschlichen Werth und Weihe; wo sie fehlt, ist es kalt und todt. Die Liebe bedarf aber eines persönlichen Gegenstandes.

Ein Land oder Volk lernen wir erst lieben, wenn wir in demselben Freunde gewonnen haben. Die Liebe zur Wissenschaft erwacht, wenn wir im Anschluß an einen Lehrer unserer Jugend inne werden, wie der Mensch durch das Suchen nach Wahrheit geadelt wird, und was die Religion dem Gemüthe sein kann, lehrt uns das Bild eines frommen Mannes, in dessen Nähe wir die Luft einer höheren Lebenssphäre spüren. So darf auch die Liebe zum Vaterlande, wenn sie eine lebendige Kraft sein soll, die alle Stände durchdringt, nicht auf der Gewohnheit beruhen oder auf der Erkenntniß dessen, was die staatliche Gemeinschaft für die Entwickelung des menschlichen

Wesens ist, oder auf einer gewissen Gesetzlichkeit und Ordnungsliebe, in der sich alle Verständigen begegnen. Sie bedarf eines persönlichen Mittelpunktes, damit auch auf diesem Gebiete die edelste Menschenkraft verwerthet werde, die Kraft der Liebe und Treue. Denn je bunter und bewegter das Leben ist, um so unentbehrlicher ist Eines, das keine Tagesfrage ist, das Gegenwart und Vergangenheit bindet und den Gegensätzen der Partei entrückt ist. Dadurch erwächst ein sittlicher Zusammenhang, ohne den das öffentliche Leben ein Tummelplatz der Leidenschaften ist, und des Staates Kraft beruht wesentlich auf der Tugend selbstverläugnender Hingabe. Wie in der Stunde der Gefahr jeder Waffenfähige herbeieilt, um auf des Königs Ruf sein Leben hinzugeben, so haben auch die Arbeiter am Friedenswerke, so haben auch die hervorragenden Männer, die an der Gründung der Universität mitgewirkt haben, Beyme, Schmalz, Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt — sie haben den Kranz des Ruhmes an den Stufen des Thrones niedergelegt, mit ihrer eigenen Person zurücktretend.

So thun auch wir. Wir feiern das Andenken des Fürsten, der diesen Männern sein Vertrauen schenkte, wir freuen uns, von Jahr zu Jahr bezeugen zu können, daß der kühne Entschluß auch ein weiser und glücklicher war; denn die Geschichte unserer Universität ist ein wesentliches Stück deutscher Wissenschaft. Als Universität der Hauptstadt hat sie vor den Schwesteranstalten keinerlei Vorrang; ja für Viele ist der Umzug aus früheren Stellungen mit mancherlei Opfern verbunden gewesen, und mancher Gelehrte blickt nicht ohne Sehnsucht auf die stilleren Verhältnisse anderer Pflegstätten der Wissenschaft hinüber. Andererseits aber hat sich gezeigt, daß die Universität, welche den Vorzug hat dem Kaiser und Könige gegenüber ihren Wohnsitz zu haben, durch das Zusammenfallen eines Brennpunktes des öffentlichen Lebens mit dem der Wissenschaft in ihrer eigensten Berufsthätigkeit keine Beeinträchtigung erfahren hat. Wie der Schwimmer im bewegten Wasser um so energischer die Muskeln spannt und alle Bewegungen ordnet, um das Ziel zu erreichen, so hat auch das Leben der Großstadt anregend und

spornend eingewirkt. Was die Wissenschaft dem Vaterlande sein soll, um ein gesundes Gleichgewicht des theoretischen und praktischen Lebens zu erzielen, tritt uns hier am lebendigsten vor Augen. In der entschlossenen Abwehr aller störenden Einflüsse stählt sich die Kraft geistiger Sammlung, die zum Reifen stiller Forschung nöthig ist, und mitten durch die Wogen lernen wir mit fester Hand nach den Zielen der Erkenntniß steuern. Auch unsere Jugend hat mehr und mehr gezeigt, daß sie unter den Zerstreuungen des großen Lebens ihre wissenschaftlichen Aufgaben um so kräftiger zu erfassen und in engeren Kreisen ihre gemeinsamen Arbeiten zu fördern gelernt hat.

Wenn wir also an diesem Königstage unserm Fürsten gedankt haben, der zur rechten Stunde die rechten Männer berief, um diese hohe Schule zu gründen, so danken wir Gott in Wort und Gesang für den Segen, der sie zwei Menschenalter hindurch so reichlich begleitet hat, wie es die kühnsten Erwartungen ihrer Gründer nicht hoffen konnten, und mit dem Danke verbinden wir das Gelöbniß, die königliche Stiftung, für deren Blüthe jetzt wir verantwortlich sind, in vollen Ehren zu erhalten.

Zu jedem glücklichen Wirken ist aber die erste Bedingung, daß wir keinen Augenblick vergessen, was uns gegeben ist.

Schauen wir um uns in der Welt! Wo ist ein Reich, das in so voller Entwickelung steht und solche Bürgschaften der Zukunft hat! Ein Herrscherhaus, das in vier Generationen vor uns steht, getragen von der Liebe des deutschen Volks, das für den Thron mit Gut und Blut eintritt, und unter dem Kaiserbanner die freieste Bewegung, die jeden Bürger zur Theilnahme am öffentlichen Leben ruft, jedem das Recht giebt, das Verkehrte zu rügen, das Bessere zu fordern! Gegensätze, die unvereinbar schienen, sind in einem seinem Kerne nach gesunden Volksleben versöhnt worden, und warum sollten die Probleme, die noch übrig sind, die Widersprüche und Schwierigkeiten nicht auch glücklich überwunden werden?

Wie sehr wird aber dies dadurch erleichtert, daß wir erst dann anfangen zu eifern und zu meistern, wenn wir zuvor

aufrichtig Gott gedankt haben für das Gute, das uns in so überschwänglicher Fülle zu Theil geworden ist!

In dem Geiste des tapferen Muths, der weisen Besonnenheit und des hellen Gottvertrauens, in welchem unsere Universität gegründet ist, wollen wir, die zu gemeinsamem Wirken Berufenen, die Lehrer wie die Lernenden, sie fort und fort in ihren Ehren erhalten!

Das ist unser Gelöbniß am dritten August!

VI.

Das Königthum bei den Alten.

22. März 1886.

Unter den neueren Erwerbungen unseres Museums ist ein Bild von Rembrandt, das Jedem unvergessen bleibt, der einmal aufmerksam davor gestanden hat. In geheimnißvollem Dämmerlicht sehen wir den jungen Daniel bleich und zitternd in die Kniee gesunken. Ein Engel legt ihm beruhigend die Rechte auf die Schulter, während er ihn mit der linken Hand auf die Gesichte hinweist, in denen sich Gottes Rathschlüsse offenbaren.

Die Momente höchster Erleuchtung erschienen den Alten nicht als die Frucht geistiger Anspannung, sondern als etwas, was über den Menschen kommt, dem er sich nicht entziehen kann. So empfängt auch Daniel in eigener Ohnmacht das Licht, das die Zukunft erhellt. Die Erde wogt vor ihm wie ein Meer, und aus der Tiefe steigen die Thiere empor, welche einander niederwerfen.

Aus Babel, wo man zuerst die Zeit messen lernte, stammt die von einem höheren Lichte verklärte Anschauung einer Folge von Königreichen, deren jedem Tag und Stunde gesetzt ist. Dem orientalischen Reichswesen entstammen auch die Thierbilder, die Symbole schreckender Waffenmacht, wie sie aus uralter Zeit als Wappenhalter noch heute in Gebrauch sind. Einzig in seiner Art ist aber die im Kampfe symbolischer Thiere dargestellte Folge von Weltreichen, und deshalb ist man lange gewohnt gewesen, die Geschichte des Orients an die Vision Daniels anzuknüpfen.

Wenn ich aber heute von dem Prophetenbilde ausgehe, so geschieht es in der Voraussetzung, daß es an einem Königstage nicht unpassend sei vom Königthum zu sprechen, und zwar von seiner Bedeutung in der alten Welt.

Im Morgenlande war eine Reichsmacht ohne Königthum undenkbar. Die Geschichte Aegyptens ist nichts als die Folge seiner Dynastieen, und dort, wo man die Anfänge einer Reichsmacht nachweisen zu können glaubte, wie in Medien, erzählte man, wie vor Zeiten die ganze Landschaft in offenen Flecken bewohnt gewesen sei, wie nachbarliche Streitigkeiten die Einsetzung eines Schiedsrichteramts nöthig gemacht hätten, wie man dann bei auswärtiger Gefahr den Richter zum König erhoben habe. Als solcher habe er sich von Seinesgleichen zurückgezogen, eine Leibwache um sich gesammelt, eine Burg befestigt und die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfacher Mauer umgürtet.

Auch die Israeliten zeigten sich unfähig, unter dem Richteramte ihre Grenzen zu hüten; sie bedurften eines Königs, um unter den Nationen eine würdige Stellung einzunehmen.

Bei den Skythen bestanden die verschiedenen Stufen neben einander, die der Nomaden, der Landbauer und der Königlichen. Nur die Letzteren hatten eine staatliche Bedeutung und sahen die Anderen als Untergebene an.

Diesseits des Archipelagus erscheint Alles wie umgekehrt. Hier sind nicht Burg und Herrscherwohnung Mittelpunkt des nationalen Lebens, sondern der Gemeindeplatz; hier ist es nicht die Aufrichtung des Throns, die den Anfang volksthümlicher Selbständigkeit bildet, sondern mit dem Ende der Alleinherrschaften, mit Verödung der Fürstensitze beginnt der volle Puls des nationalen Lebens zu schlagen, hebt die Geschichte der Stämme und Städte an.

Darum bricht Herodot in Bewunderung aus, wie er die Thaten der Athener meldet, als ihre Stadt durch die Alkmäoniden befreit war. „Da zeigte sich“, sagt er, „welch’ eine große Sache es um die bürgerliche Freiheit ist, da die Athener unter ihren Machthabern keinem der Nachbarn überlegen waren; als freie Bürgerschaft aber waren sie bei Weitem die Ersten

von Allen, weil sie jetzt für die eigene Sache Gut und Blut einsetzten."

Und doch ist der Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republicanischen Abendlande nicht so schroff und durchgreifend, wie er uns zu erscheinen pflegt.

Begegnen wir doch bei den Hellenen von Ort zu Ort der Ueberlieferung von Urkönigen, die des Landes Wohlthäter waren, die Gottesdienste gestiftet und den Boden entsumpft haben. An ihre Geschlechter knüpfte sich, wie im Lande Medien, der Uebergang aus lockerem Gauverbande in staatliche Einheit; sie waren die ersten Träger nationalen Ruhms.

Dies waren aber nicht nur vorübergehende Zustände patriarchalischer Vorzeit, welche bald wie Kinderschuhe abgelegt wurden; sie sind als ein wesentlicher Theil der Landesgeschichte nicht nur in alten Liedern, sondern auch in großartigen Denkmälern bezeugt. Denn neben den Häuptlingen einzelner Stämme treten uns, wie im Orient, Reichsfürsten entgegen, Könige der Könige. Ihre kyklopischen Mauern versetzten zu Anfang dieses Jahrhunderts die gebildete Welt in staunende Ueberraschung. Aber man hatte von den Burgen nur die äußere Schale, gleichsam den Rumpf eines gestrandeten Schiffes, dessen Planken noch zusammenhalten. Durch die neuesten Forschungen, deren Bedeutung über das Interesse des Archäologen weit hinausgeht, ist es gelungen, innerhalb des Mauerrings von Tiryns die ganze Einrichtung einer Fürstenburg aufzudecken; Thore, Aufgänge, Vorhallen, umsäulte Höfe, Männer- und Frauensaal, Baderäume; selbst den Wandschmuck der Festräume kann man nachweisen, wie es sonst nur noch in pompejanischen Bürgerhäusern vergönnt ist.

So tritt uns von den Königreichen der Perseiden und Pelopiden schon das ältere, als ein wesentliches Stück alter Landesgeschichte, aus dem Nebel der Sage in klarem Umriß gleichsam leibhaftig entgegen, und wir erkennen sofort, daß es nicht kleine Cantonalstaaten gewesen sind, welche uns so staunenswerthe Denkmäler hinterließen; hier müssen Reichsfürsten gehaust haben, mächtig zu Lande und zu Wasser. Wir blicken in Reihen von Jahrhunderten hinein, wo Hellas königliches Land war, von

Monarchen regiert, die mit einander Krieg geführt und Frieden geschlossen haben, ein Land, in Wohlstand und reicher Cultur blühend.

Wenn also der Dichter sagt: „Viel tapfere Helden haben vor Agamemnon gelebt, aber sie werden alle, unbeweint, namenlos von der Todesnacht gehalten, denn sie entbehren des heiligen Sängers“ — so hat dies Wort mehr Wahrheit als Horaz selbst sich bewußt war. Dem Sänger ist mit langen Namenreihen nicht gedient, und im Volksmunde haftet nicht das Bild gleichförmiger Zustände, sondern der Umschwung alter Ordnungen, der Durchbruch neuer Zeiten. So erfahren wir nur von Verbrechen und Leid, in denen Schauder erregend das Haus des Tantalos unterging; wir kennen nur den blutigrothen Sonnenuntergang eines langen Geschichtstages.

Die Entdeckungen der letzten Jahre sind also eine wesentliche Erweiterung unseres Gesichtskreises, eine reiche Ergänzung der poetischen Ueberlieferung; sie werfen ein unerwartet helles Licht auf das altkönigliche Hellas und geben uns über das Verhältniß der beiden Meerseiten zu einander viel zu denken.

Denn Mykenä mit seinem ehrwürdigen Löwenwappen, seinem die Heerstraßen beherrschenden Festungssystem, dem Ringe von Fürstengräbern, welche die Burg umlagern, der in den Mauerring so zweckmäßig eingebaute, wohl gegliederte Palast von Tiryns — das sind Werke, die ihren einzelnen Bestandtheilen nach im Orient vorgebildet, bis jetzt nirgends in gleicher Vollendung aufgefunden sind.

Wir empfangen also unwillkürlich den Eindruck, als hätten die Ansiedler von jenseits auf europäischem Boden, wo ihnen ein beschränkterer Schauplatz angewiesen war, eine höhere Culturstufe erreicht. In Asien ist das Königthum maß- und ziellos. Die Achämeniden betrachteten es als ihre Aufgabe, die Perserherrschaft mit dem Himmelsgewölbe zu begrenzen, und Xerxes beruft sich beim Zuge nach Westen auf seiner Ahnen Vorgang, welche seit Kyros niemals Ruhe gehalten hätten. Das sind die Königreiche Daniels, die reißenden Thieren gleich über einander herfallen.

Wie aber die Hellenen von Anfang an die Herrschaft als Landeskönigthum auffaßten, davon zeugt das Bild des Minos, das uns an der Schwelle des Abendlandes entgegentritt, des Genossen des Zeus, des gerechten Zucht und Ordnung schaffenden Inselkönigs, der in jedem zehnten Jahre neue Weihe empfängt. Ueberall begegnen wir der Ueberlieferung eines landesväterlichen Fürstenthums. So zeigten die Trözenier am Musentempel den Platz, wo König Pittheus die Bürger in der Kunst der Rede unterwiesen haben sollte, wie König David bei seinem Volke der Stifter heiliger Musik war. Dem strengen Herrscheramt ist eine ethische Wärme eingehaucht, und die Kunst ist nicht nur beflissen, ihm Burgen und Gräber zu bauen oder Waffen zu schmieden, sondern auch die Leier geht von Hand zu Hand, um die Tugenden weiser Herrscher zu preisen, unter denen „die Völker blühen in Wohlstand".

Wenn das heroische Zeitalter seine wichtigste Institution mit dem Morgenlande gemein hatte, mit dem es zur See durch seine Herrschergeschlechter zusammenhing, so beginnt das geschichtliche Zeitalter mit dem Vortreten nordländischer Stämme, welche in abgeschlossenen Bergcantonen als Genossenschaften freier und gleichberechtigter Wehrmänner ihre Verfassung ausgebildet haben.

Aber die Dorier sind es ja nicht, welche die Geschichte machen, sondern sie folgen den Herakliden, welche sich als Erbfürsten von Tiryns geltend machen und in Agamemnons Herrschaftsbezirken neue Königthümer stiften. Es bleiben im dorischen Vororte die alten Insignien, der alte Hofstaat mit den Erbämtern der Herolde, Mundköche und Weinmischer. Es bildete sich aber zwischen den Fürsten und ihren, im eroberten Lande angesiedelten, Gefolgschaften ein Gegensatz, der durch Gesetzgebung geregelt wurde, und trotz wiederholter Versuche der Herzöge, einen neuen Atridenthron herzustellen, geht der Schwerpunkt mehr und mehr in die Gemeinde über, und Gemeindebeamte, welche jährlich wechseln, werden die Regenten des Staats. Aber auch das schattenhafte Doppelkönigthum der Lakedämonier blieb der unentbehrlichste Bestandtheil der Verfassung, die Bürgschaft der Landes-

einheit wie des Segens der Götter; es blieb der Ehrenschmuck des Bürgerstaats und hatte eine internationale Bedeutung.

„Selig ist Lakedämon", singt Pindar, „hochbeglückt Thessalien; denn hier wie dort herrscht ein Geschlecht, des Herakles Stamm." Wo die Bürgerschaften sich spröde abschlossen, verfolgten die Fürstengeschlechter weiter reichende Gesichtspunkte. Das zeigt sich am deutlichsten in Jonien, dessen politischer Zusammenhang darauf beruhte, daß alle Bundesstädte aus attischem Königsstamm ihre Oberhäupter hatten.

Im Allgemeinen aber ist dies der Gang der Dinge, daß wir auf Inseln und Festland das Königthum erlöschen sehen, weil es in engen Cantonalverhältnissen, wo Alles sich täglich berührte, einem Geschlechte schwer fallen mußte, seine Sonderstellung zu behaupten. Schneller oder allmählicher vollzog sich daher aller Orten der Uebergang in diejenige Staatsform, wo Gericht und Verwaltung in den Händen der Bürgerschaft liegt; nirgends aber ist der Uebergang feiner abgestuft als in Athen.

Hier erzählte man, um jede Vorstellung einer gewaltsamen Katastrophe zu löschen, daß einem Kodros, der sich für die Stadt geopfert, im Amte zu folgen Keiner sich würdig geachtet habe. Dennoch folgten dreizehn Erbkönige, und der Unterschied bestand wohl nur darin, daß die Person des Scepterträgers nicht allein und unbedingt schaltete, sondern gebunden an die Geschlechtsgenossen, die Beisitzer in Rath und Gericht. Dann wurde durch Eifersucht der Stammgenossen die Erneuerung der Königswürde im zehnten Jahre, wie sie in Kreta und Sparta üblich war, zu einem Wechsel der Person, und nachdem sich im Kronrecht einer Familie das monarchische Princip Jahrhunderte lang erhalten hatte, wurde endlich, um dem Ehrgeiz der anderen Geschlechter Raum zu schaffen, die Fülle des Königsamts unter drei Regenten getheilt, denen sechs Beisitzer gegeben wurden, und dies Collegium einem jährlichen Wechsel unterzogen.

Auch jetzt blieb die Würde, um den Zusammenhang mit den Göttern zu wahren. Ein Jahreskönig blieb als Hüter des gottesdienstlichen Herkommens, und zum Andenken an die Vorzeit theilte hier auch die Hausfrau Namen und Ehrenzeichen der Würde.

Mit solcher Treue wurde in dem bewegtesten Gemeindeleben am Königthum festgehalten. Nirgends wurde es mit stürmischer Hast aus dem Hausrath des Bürgerstaats ausgekehrt, sondern als etwas in seiner Art Unentbehrliches und Unersetzliches, als ein heiliges Kleinod des Staats gehütet. Mit Stolz konnte der Athener sagen: bei uns waren immer Könige, und zum Verkehr mit den Göttern glaubte man auch in den italischen Freistaaten des Königs nicht entbehren zu können. Unverrückt blieb in Rom die Regia neben dem Stadtherde, wo der König einst als Hausvater für die Gemeinde gewacht und gebetet hatte. Des Opferkönigs Amt blieb ein patricisches, lebenslängliches, den Ehegatten gemeinsames; er blieb mit dem Stadtherde verbunden und an jedem Morgen trat die Vestalin in des Königs Wohnung mit den Worten: Wachst du König? Wache! So haben sich gerade in den angesehensten Staaten des Alterthums durch allen Wechsel menschlicher Dinge, durch alle Stürme des Parteikampfs die friedlichen Erinnerungen des Königthums erhalten, welche wie Harfentöne aus einer harmlosen Vorzeit freundlich herüberklingen.

Waren es aber nur Erinnerungen? Mir ist es immer besonders denkwürdig erschienen, daß königliche Geschlechter sich nicht nur so lange lebenskräftig erhalten, sondern auch immer neue Bedeutung erlangt haben.

Welche Fülle angeborener Kraft lebte z. B. in dem Königsgeschlechte von Korinth, das, nachdem es zu Hause die reichste Entfaltung von politischer Klugheit, von Kunst und Industrie hervorgerufen hatte, aus der Heimath vertrieben, in fernem Ausland den wichtigsten Einfluß erlangte. Korinthische Bakchiaden finden wir in Makedonien als ein angesehenes Fürstengeschlecht, und ihre Ankunft an der Küste Etruriens ist eine Epoche geworden für italische Culturgeschichte und die Anfänge Roms.

In Philipp und Alexander ist die Heldenkraft der Herakliden wieder aufgelebt, und wie hat sich in Athen der königliche Stamm bewährt!

Denn nachdem daselbst mit dem Erbrechte der Medontiden das monarchische Prinzip erloschen war und der Ständekampf

begonnen hatte, da war es ein Nachkomme des Herrschergeschlechts, der mit dem freien, über den Parteien schwebenden Blick eines königlichen Auges die Schäden erkannte und das Heilmittel fand. Und wenn es auch Solon nicht vergönnt war, das durch ihn gerettete Gemeinwesen in friedlicher Entwickelung gedeihen zu sehen, so beugten sich doch vor seinem Geiste auch die Machthaber, welche der neu erwachte Parteikampf an die Spitze brachte. Peisistratos selbst war königlichen Stammes, und wenn er der beste aller Tyrannen von Griechenland genannt zu werden verdient, so beruht es darauf, daß er im Anschluß an die alte Tradition das hausväterliche Regiment der Könige (wie es Aristoteles empfohlen hat) zu erneuern suchte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in seiner Zeit jene merkwürdige Stiftung gemacht ist, das gemeinsame Heiligthum von Kodros, Neleus und Basile, ein Ehrenmal des Königthums im Herzen der Stadt Athen, wo der Segen desselben, in einem dämonischen Wesen personificirt und dankbar verehrt wurde.

Nach Herstellung der Republik wurde die rettende Kraft des Königthums im Areopag erhalten, der in schwierigen Zeiten mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde und durch ein unbedingtes Veto staatsgefährliche Beschlüsse der Volksversammlung aufheben konnte.

Der Sturz des Areopags war die Vollendung der Volksherrschaft, welche in Segen bestand, so lange Athen einzelnen hervorragenden Bürgern folgte. Ihre glänzendste Zeit war aber die, da sie nur dem Namen nach bestand. In Wahrheit herrschte ein Mann, und diese Monarchie des Genius stellte Perikles ohne Staatsstreich her, indem er das jährlich übertragene Vertrauensamt des Feldhauptmanns zur Leitung der Gemeinde in Krieg und Frieden verwerthete.

Wie verhielten sich nun, fragen wir weiter, die Hellenen zu dem Königthum des Auslandes?

Die Länder am Archipelagus liegen so dicht zusammen, daß sie gar nicht von einander lassen konnten. Delphi suchte von Anfang an zwischen den Continenten zu vermitteln, und wer weiß nicht, wie angelegentlich Kroisos um die Gunst der

hellenischen Götter und Städte warb? Mit den Persern schien jede Verständigung, jede friedliche Berührung unmöglich. Aber was geschah?

Als die Geschichte der Hellenen zeigte, daß es nicht nur die Königreiche seien, welche nach der Vision Daniels mit eifersüchtiger Herrschbegierde einander auflauern und den Erdboden mit Blut erfüllen, — da erkannte man bald, daß der Großkönig drüben nicht außer Rechnung gelassen werden könne, und unmittelbar nachdem Athen sich frei gemacht, unmittelbar nach jenen Thaten, in denen Herodot die zauberhafte Macht hellenischer Bürgerfreiheit bewundert, finden wir Gesandte von Athen bei Artaphernes, welche Bundeshülfe suchen und bereit sind, Erde und Wasser als Zeichen der Unterwürfigkeit zu geben. Denn der Großkönig unterstützte nur Vasallen.

Diese Demüthigung blieb dem neugeborenen Freistaat erspart, aber kaum hatte der Krieg begonnen, in dessen Beschreibung Thukydides uns die lehrreichste aller Urkunden über den Wechsel menschlicher Dinge hinterlassen hat, so beginnt eine Reihe von Verhandlungen, in denen sich immer bestimmter das Bewußtsein kundgiebt, daß die Entscheidung der griechischen Stadtfehde weder in Sparta noch in Athen, sondern in Susa erfolgen werde.

Der erste Gesandte, der, um Potidaia zu retten, auf Anstiften Korinths von Sparta hinübergeschickt war, wurde in Athen als Landesverräther hingerichtet, aber die Verhandlungen gingen fort, und fünf Jahre später wird Artaphernes nach Sparta geschickt, um sich über die wiederholten, einander widersprechenden Botschaften der Lakedämonier Klarheit zu verschaffen. Auch ihn ergreifen die Athener, schicken ihn aber, von ihren Gesandten begleitet, feierlich heim, um das von ihren Gegnern Angesponnene geschickter durchzuführen. Sie werden aber von einem ihrer Mitbürger überflügelt. Denn als lakedämonischer Diplomat bringt Alkibiades den ersten persisch-griechischen Subsidienvertrag zu Stande. Die letzte Katastrophe bereitete sich aber in den Gemächern der Großkönigin Parysatis vor. Denn durch die Erhebung ihres Sohnes Kyros zum Statthalter von Kleinasien

war die Niederlage von Athen entschieden, und die zu Boden geworfene Stadt wurde nur dadurch wieder aufgerichtet, daß Konon mit einer persischen Flotte seine Vaterstadt befreite und mit phönizischem Seevolk die Mauern des Themistokles wieder aufbaute. Im Antalkidasfrieden lassen sich die Spartaner vom Großkönige die Vollmachten ausstellen, kraft deren sie ihre Politik in Hellas durchführen. Auch Epameinondas mußte schließlich anerkennen, daß nur durch den Großkönig ein dauerhaftes Staatenverhältniß in Hellas zu Stande kommen könne, und die Thebaner machten zu ihren Gunsten geltend, daß sie ja an den Freiheitskämpfen keinen Antheil genommen hätten.

So haben die Kämpfe um die Hegemonie den Persern, den zu Wasser und zu Lande besiegten, die entscheidende Obmacht in die Hände geliefert, und der äußere Verlauf der griechischen Geschichte wurde ein glänzender Triumph des Königthums.

Herodot erlebte den Umschlag der attischen Politik nach Perikles, und es ist ergreifend zu sehen, wie ihn beim Rückblick auf die Zeitgeschichte der schmerzliche Eindruck übermannt. „Unter Darius, Xerxes und Artaxerxes", sagt er, „ist über Hellas mehr Unheil gekommen, als in zwanzig Menschenaltern zuvor." Die glorreichen Jahrzehnte verschwanden ihm und in trüber Verstimmung ließ er das in froher Begeisterung begonnene Werk liegen.

Herodot, als persischer Reichsangehöriger geboren, hat bei aller Sympathie für die Freiheitskriege den angestammten Respect vor dem Achämenidenthrone nie verläugnet. Wir finden bei ihm keine Spur von Chauvinismus, wie wir jetzt das Zerrbild des Nationalgefühls zu nennen pflegen. Jeder Zug von Weisheit und Großmuth wird unbefangen anerkannt, und auch Aischylos der Marathonkämpfer schildert ohne eine Beimischung von Hohn oder Haß warm und würdevoll den Zusammenhang der Achämeniden unter einander und mit ihrem Volk.

Der kleinen Griechenwelt lag das Perserreich als nächstes Ausland gegenüber, und deshalb fand man es ganz in der Ordnung, daß landesflüchtige Hellenen dorthin ihre Schritte lenkten. Man dachte also nicht daran, König Demaratos von Sparta und den Athener

Dikaios, die in Xerxes' Gefolge herüber kamen, als Verräther anzusehen, ebenso wenig, wie man es dem verbannten Themistokles zur Schande rechnete, daß er königlicher Würdenträger wurde. Es bestand eine merkwürdige Naivität in der Auffassung des nachbarlichen Verhältnisses. Den Persern, welche seit den Tagen des Kyros eine wesentlich andere Meinung von ihren Nachbarn gewonnen hatten, war jede hellenische Kraft willkommen, und für die Griechen behielt das Reich des Großkönigs immer etwas Imponirendes durch die unerschöpfliche Fülle der Hülfsmittel, die Stetigkeit der Verhältnisse und den Glanz des Hofes.

Es zog die Griechen nach dem, was sie zu Hause nicht hatten, und es waren die begabtesten Köpfe, welche einen spröden Republikanismus am leichtesten überwanden und auswärtige Fürstenhöfe aufsuchten, wo sie neue Anregung fanden und reichlicheren Dank ernteten. Welch ein Sängerkreis sammelte sich um Hieron von Syrakus, und während Athen elend zu Grunde ging, waren Zeuxis und Timotheos, Choirilos, Agathon und Euripides am Musenhofe des Archelaos, von fürstlicher Gunst gefesselt. Auch für das Volk hatten die fernen Reichsfürsten einen zauberhaften Reiz und regten die Phantasie zu Dichtungen und Kunstwerken an, welche keine höfischen Huldigungen waren.

Auf einem in seinen einfachen Zügen tief ergreifenden Bilde sehen wir Kroisos, den ersten Großfürsten des Morgenlandes, dessen Glanz herüberstrahlte, mit seinem Scepter feierlich thronend, auf einem Scheiterhaufen, mit ausgestreckter Rechten den Göttern einen Weiheguß spendend, während die Flammen durch den Holzstoß züngeln. Er will sein Reich nicht überleben; wohlgemuth aber stellt er den Göttern anheim, was sie über ihn beschließen.

Ein anderes Bild zeigt den König Dareios, wie er die Räthe seiner Krone versammelt, um den Zug gegen Westen zu beschließen. Oben steht die zitternde Hellas, und der untere Streifen zeigt, wie gerechtfertigt ihre Angst sei, denn da sieht man vor dem königlichen Schatzmeister die tributpflichtigen Provinzen auf den Knieen.

Endlich das großartigste Werk antiker Geschichtsmalerei, das pompejanische Mosaik, wo sich zwei Könige im Moment einer weltgeschichtlichen Entscheidung begegnen. Alexander, zu Roß vorstürmend, ist nur wenig Schritte vom Großkönige entfernt; da wirft sich Oxathres in die Mitte und wird von Alexanders Lanze durchbohrt. Selbstvergessen streckt Dareios von seinem Wagen die Arme nach dem für ihn sterbenden Bruder aus, während ein andrer Getreuer ihm das Roß bringt, das ihn aus dem Getümmel tragen soll.

Kein Hofkünstler war im Stande, das Königthum in Glück und Unglück würdevoller darzustellen, als die griechische Kunst aus innerem Antriebe gethan, und es bleibt ein ehrenvolles Zeugniß hochherziger Geschichtsbetrachtung, daß Ausländer und Gegner so dargestellt werden, ein neuer Beweis, daß zwischen dem Königthum des Morgenlandes und der hellenischen Welt ein grundsätzlicher Widerspruch nicht bestand.

Und wie wirkten nun die Erfahrungen des öffentlichen Lebens auf die Denker im Volk, auf das wissenschaftliche Bewußtsein der Geschichtschreibung und Philosophie?

Von dem blutigen Staatenkriege um die Hegemonie lag nur ein zweifelloser Erfolg vor, die gründliche Auflösung des Gemeinsinns, der die erste Voraussetzung freier Bürgerstaaten ist. Man hörte in Athen keine Athener mehr, sondern nur Oligarchen und Demokraten, und die Leidenschaft der Partei hatte nicht nur das sittliche Bewußtsein zerrüttet, sondern auch das Urtheil so verdüstert, daß das Verständniß der eigenen Vorzeit den besten Köpfen verloren ging. Das Bergwerksgesetz des Themistokles, das den Sieg von Salamis möglich machte, wurde als der Anfang einer verderblichen Einseitigkeit angesehen, und die Schuld des Unheils bis auf das Haupt Solons zurückgewälzt. Im Widerspruch mit Allem, worauf Athen stolz sein konnte, schwärmte man für den verderblichsten Feind der Stadt, den Sohn der Parysatis. In ihm sah Xenophon, der Thukydides' Werk fortsetzte, das Ideal eines Herrschers verwirklicht, dem er seine Person rücksichtslos zur Verfügung stellte. Hellenischer Patriotismus war in einen unbedingten Royalismus übergegangen,

und als das strahlende Bild des jungen Kyros, das wie der Morgenstern einer glücklichen Zukunft hoffnungsvoll begrüßt wurde, plötzlich, einem Meteore gleich, erloschen war, wandten sich die verlangenden Blicke nach Norden, und im Gegensatz zu Demosthenes, dem letzten Helden der Republik, der noch einmal Athen sich selbst zurückgab, vertrat Isokrates die Ansicht, daß die Zeiten des Lokalpatriotismus vorüber seien; aus engen Kreisen müsse hellenische Bildung in die Welt hinausgetragen werden. Das könne nur durch einen königlichen Mann geschehen, und nachdem man lange nach dem richtigen Könige ausgeschaut hatte, der das Programm des neuen Kosmopolitismus durchführen könne, erschien die Erhebung des makedonischen Hofes endlich als die Erfüllung der Zeiten. Isokrates' Schüler, Theopompos, wurde durch Philipp zum Historiker „da einen Mann seinesgleichen noch niemals die Erde getragen habe", und schrieb griechische Geschichte als Zeitgeschichte Philipps.

Während der Blick des Historikers von dem gefesselt wurde, was die Gegenwart bewegte, richtete sich das Auge der Philosophen auf das Gesammtresultat der hellenischen Geschichte, welche alle Formen des Gemeinwesens zuerst durchgebildet hatte. Jetzt erst war eine Wissenschaft der Politik möglich; sie folgte unmittelbar den Thatsachen der Geschichte, so unmittelbar, daß das Urtheil kein unbefangenes sein konnte.

Das Antlitz des edelsten Volks war durch die Leidenschaften der Parteiung so verzerrt, die Verkehrtheiten eines entarteten Republikanismus lagen so klar vor Augen, daß die heimathliche Verfassungsgeschichte unter dem Eindruck tiefer Verstimmung angesehen wurde; man stand nicht frei und hoch genug, um einen Perikles von den nachfolgenden Demagogen zu unterscheiden.

Wie nach einem Rausche sich der Genuß in Widerwillen und Beschämung umsetzt, so blickte man in die Vergangenheit zurück, und die Geschichte der hellenischen Freistaaten fiel unter den Gesichtspunkt einer pathologischen Betrachtung.

Auch für Aristoteles war die Demokratie eine entartete Verfassung; aber er stand hoch über dem Standpunkt fanatischer

Oligarchen und wußte einen Solon voll zu würdigen. Auch er war weit entfernt, wie die Isokrateer, in einer Person das Heil zu suchen, und die Monarchie als ein Universalmittel aufzustellen.

Doch verweilt er mit Vorliebe bei den Formen des Königthums, deren jede ihren geschichtlichen Boden haben müsse, dem Königthum der Heroenzeit, dem Königthum als erblichem Feldherrnamte, dem Wahlkönigthum und dem angestammten hausväterlichen Herrscheramte, das nicht auf Söldnerschaaren ruhe, sondern in Erinnerung an empfangene Wohlthaten willige Anerkennung finde.

Wir haben die alten Zeiten im Fluge durchmustert. Wir sahen, wie ein uraltes Königshaus in großem Stil bei den Hellenen lange Zeit bestanden hat, wie die geschichtlichen Staaten im Königthum wurzelten, wie man in den Republiken seine Traditionen festzuhalten, seine Vorzüge zu ersetzen suchte und wie lange königliche Geschlechter in Segen geblieben sind; wir sahen, wie das ausländische Großkönigthum mit Ehrerbietung angesehen wurde und durch die Hellenen thatsächlich zur Oberhoheit in Hellas gelangt ist, bis ihre Historiker endlich die Monarchie als die allein heilbringende Verfassung offen verkündeten und ihre Philosophen zum ersten Mal eine wissenschaftliche Theorie des Königthums aufstellten.

Aristoteles führte uns in den Kreis der Gedanken, welche uns heute hier vereinen. Er kommt mit seinem Bilde des wahren Herrschers, der sich selbst Gesetz ist und nur des Volkes Wohl im Auge hat, nahe an das, was uns das Königthum ist. Eins aber kennt er nicht, der große Denker, was dem wahren Herrscheramte die Weihe giebt, das heiligste Band zwischen Fürst und Volk, das Band der Liebe.

Der erste hellenistische Großkönig lenkte von dem Ideal, das seinem Lehrer vorschwebte, rasch und unaufhaltsam in die Bahnen des Orients ein, dessen Reiche einander zermalmten wie reißende Thiere, und es schien, als ob das blutige Ringen um die Weltherrschaft niemals aufhören sollte.

Inzwischen hat sich still und unscheinbar der Keim einer neuen sittlichen Ordnung entwickelt; ein neues Weltalter hat begonnen, auf das der Prophet hinweist mit dem Friedenskönig, der nach den Thieren des Schreckens kommt und dessen Reich kein Ende hat. Kämpfen und Blutvergießen hat nicht aufgehört, aber durch das Getümmel des Irdischen geht der Athemzug einer höheren Welt. Es giebt andere Ziele als die der Herrschsucht, einen andern Maßstab des Ruhms als den des kriegerischen Erfolges. Was allem Thun der Menschen allein wahren Werth verleiht, die Aufrichtigkeit des Gemüths und die Kraft selbstverläugnender Liebe, hat auch dem Königthum eine neue Weihe gegeben, und so können wir uns von dem Rückblick auf das rastlose Ringen der Alten nach richtiger Staatsleitung um so freudiger zu dem erheben, was wir vor dem Alterthum voraushaben.

Denn wenn schon beim Uebertritt auf europäischen Boden eine höhere Entwickelung des Königthums begonnen hat, so ist die sittliche Aufgabe desselben, wie wir mit Stolz sagen dürfen, von keinem Herrschergeschlecht, das die Geschichte kennt, höher gefaßt und großartiger durchgeführt als von unseren Hohenzollern. Nirgends sind Fürst und Volk durch festere Bande verknüpft, nirgends die Gegensätze zwischen Herrschaft und Gesetz, Gehorsam und Freiheit, Monarchie und Bürgerstaat glücklicher überwunden. Heute aber bringen wir einem Könige unsere Huldigung dar, der an Waffenruhm seine glorreichen Ahnen überstrahlt, aber in keinem Kriege seinen Ruhm im Auge hatte, sondern nur die Hut des Vaterlandes und die Einigung seiner Stämme zu einem Reiche des Friedens.

In ihm ist die durch die Zeiten wandelnde Idee des Königthums, der das Verlangen der Menschen zu Grunde liegt, das Wohl des Ganzen an einem Herzen ruhen zu wissen und den Staat, dem sie angehören, in einer Person lieben zu dürfen — auf die seltenste Weise zum Ausdruck gekommen. Denn seine Regierung hat wie eine Sonne mit milder Kraft die Herzen erwärmt und eine persönliche Liebe entzündet, welche die Menschen veredelt und uns Deutsche unter einem Landesvater zum Brudervolk verschmolzen hat.

Wir preisen unser Loos, daß es uns vergönnt worden ist, in diesem Licht zu wandeln. Einmüthig danken wir Gott, daß er bis auf den heutigen Tag unsern geliebten Kaiser und König, und uns in ihm, so reich gesegnet hat. Wir geloben ihm, Jeder an der ihm angewiesenen Stelle, in Ehrfurcht und Treue sein großes Friedenswerk zu fördern. Wir begleiten ihn in sein neunzigstes Lebensjahr mit den heißesten Segenswünschen unserer dankerfüllten Herzen.

VII.

Die Griechen als Meister der Colonisation.

22. März 1883.

Die Geschichte der klassischen Völker ist eine Weltgeschichte im Kleinen, so inhaltreich und übersichtlich, daß wir auch für die Aufgaben unserer Zeit immer Neues lernen, je eifriger wir nachforschen, wie es den Alten gelungen ist, die von der Natur dargebotenen Vortheile zu verwerthen und die Gefahren zu vermeiden. Denn die natürlichen Gaben können alle zum Segen wie zum Unsegen werden.

Was bewundern wir mehr im Archipelagus als die gegenseitige Durchdringung von Meer und Land und schon an der Riviera rufen wir entzückt: Das ist ein griechisches Gestade! Themistokles beklagte, daß seine Vaterstadt nicht ganz im Meer auf vorspringender Halbinsel angelegt sei, und suchte diesen Nachtheil nach Möglichkeit wieder gut zu machen; aber schon in Platons Gesetzen — welch ein Widerspruch! — wird der Satz aufgestellt, daß eine Stadt, welche in Ehrbarkeit und guter Sitte sich selbst treu bleiben wolle, mindestens zwei Meilen vom Strande entfernt sein müsse, und die philosophischen Staatslehrer waren einstimmig, die Meeresnähe als eine verhängnißvolle Mitgift, als die Ursache der Entartung des Volks und seines sittlichen Verfalls anzusehen. Die Einseitigkeit dieser moralisirenden Betrachtung hat schon Aristoteles gerügt, und wir sind Alle mit ihm der Ueberzeugung, daß, wo menschliches Leben sich voll und reich gestaltet, mit den Keimen, welche Blüthe

und Frucht treiben, unvermeidlich auch die Ursachen des Vergehens sich entwickeln. Der Geschichtsforscher aber hat das Recht und die Pflicht, vor Allem das Werden ins Auge zu fassen, die mit der Arbeit wachsende Energie des gesunden Volksgeistes in Erledigung großer Culturaufgaben, und ihr folgen wir nirgends mit höherer Bewunderung, als wenn wir sehen, wie die Hellenen mit zäher Ausdauer alle Schrecken des Meers überwinden, seine wüsten Flächen in Straßen des täglichen Verkehrs umwandeln, alle Hafenplätze ringsum aufspüren und durch ihre Besiedelung die Nachbarvölker in den Kreis einer höheren Lebensordnung einführen, die Mängel ihrer Heimath ergänzen, ihre Hülfsquellen mehren, ihren Gesichtskreis stetig erweitern, und während langer Friedenszeiten kühnen Unternehmungssinn in Uebung halten.

Die Durchführung dieser Arbeit ist die größte Leistung der Hellenen, die den Glanz der glorreichsten Siegestage erbleichen läßt. Denn bei ihnen war ja die Colonisation nicht etwas Gelegentliches, das hie und da unter besonderen Verhältnissen zu Stande kam, sondern ein wesentliches Stück ihres Lebens, Jahrhunderte lang in allen Formen durchgebildet, und darum ist es noch heute eine der anziehendsten Aufgaben, den Hellenen als den Vorbildern und Meistern der Colonisation durch die verschiedenen Stadien ihrer nationalen Arbeit zu folgen.

Das Ostbecken des Mittelmeers ist die natürliche Schule überseeischer Colonisation; denn nirgends ist das hüben und drüben so nahe bei einander. Alle Gestadeländer sind seewärts offen und einladend, landeinwärts aber geschlossen und verriegelt, so daß die vorspringenden Halbinseln mit ihren Gegengestaden enger zusammenhängen, als mit den Continenten, deren Ausläufer sie sind.

Darum aber glaube man nicht, daß den Hellenen ihre Erfolge mühelos in den Schoß gefallen seien. Sie haben saure Lehrjahre durchgemacht und die Meeresnähe lange Zeit wie einen Fluch empfunden. Das mußte sie ihnen sein, so lange fremde Völker das Meer beherrschten, phönikische Kaperschiffe urplötzlich im Morgennebel auftauchten, die Eingeborenen mit

buntem Tand an den Strand lockten, die Söhne und Töchter des Landes in unerreichbare Ferne fortschleppten. Auch in größerer Zahl wurden sie fortgeführt, um fremder Colonialpolitik als Material zu dienen, bis sie allmählich ihren Feinden das Handwerk ablernten, eigene Schiffe zimmerten und sich schaarenweise zusammenthaten, um in steten Beutezügen die erlittene Unbill an den älteren Seevölkern zu rächen. Als „Kinder des Meers" tauchen sie im 14. Jahrhundert v. Chr. an den Nilmündungen auf und machen die Pharaonen in ihren Säulenpalästen erzittern; die Namen des tyrrhenischen und des ionischen Meers sind noch heute Denkmäler von der Betheiligung griechischer Volksstämme an der ältesten Culturgeschichte europäischer Küstenländer.

Das war keine Colonisation, sondern ein wüstes Hin- und Herziehen von Stämmen, welche früher auf dem Meere heimisch waren als im eignen Lande, unstät wie die Welle, die an keinem Strande haftet. Erst allmählich bilden sich engere Kreise mit festerem Zusammenhange, Insel- und Küstensäume mit heiligen Mittelpunkten, wie es die Insel Delos war, und im elften Jahrhundert ziehen aus allen Häfen der griechischen Halbinsel die dichten Züge von Insel zu Insel nach dem asiatischen Festlande hinüber. Das sind keine Freibeuter mehr, keine in fremde Volksmassen sich verlierende Schaaren von Abenteurern, sondern politisch entwickelte Stämme, die auf uraltem Boden griechischer Nationalität eine neue Heimath suchten und sich die besten Lagen auswählten, um Städte zu gründen, die nun nicht mehr wie die mutterländischen sich ängstlich vom Strande fern hielten, sondern keck an die See vorgeschoben, auf Seefahrt und Seeherrschaft berechnet, auch nicht von einzelnen Stämmen ausgehend, sondern unter Betheiligung aller Hauptzweige der Nation, der Aeolier, Dorier, Jonier, Stadt an Stadt gereiht, ein neues Griechenland Angesichts des alten.

Welch ein Fortschritt im Vergleich mit jenen Beutezügen, in denen griechische Schaaren, wie die Wikinger der ägäischen See, zuerst in der Geschichte auftauchen! Aber auch diese Gründungen sind noch Ergebnisse großer Volksbewegungen, welche,

vom nordischen Alpenlande ausgehend, die ganze Halbinsel durchwogten und erst in dem Doppelgriechenland diesseits und jenseits des Meers zur Ruhe kommen. Es waren Colonien ohne Mutterstädte; sie gehören noch dem griechischen Mittelalter an, wo in gährender Unruhe die Völkerschaften feste Wohnplätze suchten.

Mit dem neunten Jahrhundert ist Hellas äußerlich fertig, der Schauplatz hellenischer Geschichte naturgemäß abgegrenzt. Diese Grenzen waren aber nicht im Stande, die Schranken zu bilden, innerhalb derer sich die anwachsende Volkskraft zurückhielt. Jetzt treten einzelne Städte hervor, welche ihren Beruf darin erkennen, die Schranken zu durchbrechen, den Ueberschuß an jungem Volk auswärts zu leiten und durch eine große Rhederei die Auswanderungshäfen ihrer Umlande zu werden. Das war der Anfang städtischer Colonisation; dafür ist das achte Jahrhundert das epochemachende.

Milet war die erste Königin der Meere; dann Chalkis am stillen Fahrwasser von Euboia. Von Chalkis erhielt Korinth den Anstoß. Denn in Hellas wurde ja Alles ein Gegenstand des Wettkampfs, und bald gab es keinen günstig gelegenen Ort, von wo nicht aus enger Bucht die Seestraßen in das Weite gebahnt wurden. Was man draußen suchte, waren sehr reale Gegenstände. Denn die Städte waren diesseits und jenseits so dicht an einander gereiht, daß sie bei rasch anwachsender Volksmenge außer Stande waren, sich auf eigenem Grund und Boden die nöthigen Hülfsquellen zu verschaffen. Man suchte und fand sie in den Gegenden, die von der Heimath am verschiedensten waren, in den breiten Stromthälern südrussischer Steppen wie im Delta des Nillandes. Hier fand sich unerschöpflicher Vorrath an Korn, an Fischen, an Holz, Metall und allem für den Schiffbau nöthigen Material. Die Colonien wurden überseeische Vorstädte der Mutterstadt, für den täglichen Bedarf unentbehrlich.

Aber das Bedürfniß war nicht der einzige Antrieb; der Gottesdienst gab die Weihe. Als Apollodiener sind die Hellenen ihrer geistigen Ueberlegenheit sich bewußt geworden und damit auch der Verpflichtung, den heilbringenden Dienst auszubreiten.

Die Errichtung eines Apolloaltars war das Erste, wodurch der fremde Strand an Hellas geknüpft wurde. Jede Stadtgründung war eine Mission.

Darum galten in Delphi die Männer, welche das Wasser der Arethusa tranken, d. h. die Bürger von Chalkis, für die Besten aller Hellenen, weil sie am kühnsten Propaganda machten am Strande von Thrakien wie am Aetnafuß und am campanischen Golf.

Die Colonisationsarbeit, die das achte und siebente Jahrhundert ausfüllte, war eine Heldenzeit der Hellenen, eine ununterbrochene Reihe von Feldzügen, in denen sie die Gluth tropischer Sonne wie des Nordens Winterkälte ertragen und die wildesten Völker bändigen lernten. Es war die Zeit, wo sie aus der Enge ihrer Heimathskreise heraus Natur und Menschenwelt überblicken lernten. Die Dichter des achten Jahrhunderts priesen die stolzen Wogen des Borysthenes, und in den Hafenplätzen Joniens gediehen die ersten Keime vergleichender Länder- und Völkerkunde, der Naturforschung und Philosophie.

Es war aber die Ausbreitung des Volks, auch wenn sie sich bis an die Mündungen der Rhone und des Guadalquivir erstreckte, keine Lockerung des Volksganzen und keine Auflösung der natürlichen Gemeinschaft, sondern die Hellenen wurden sich jetzt erst klar über ihren angeborenen Besitz; sie lernten sich fühlen als ein gottbegnadigtes Geschlecht, körperlich wie geistig zur Herrschaft berufen. Es war eine Verklärung und Vergeistigung ihres Heimathsgefühls, indem es nicht mehr an der Scholle klebte. Weit getrennte Städte fühlten sich als Kinder eines Hauses, weil sie vom Stadtherde der Mutterstadt ihr Feuer empfangen hatten, weil sie an denselben Tagen denselben Gottheiten opferten, dieselben Gesetze und bürgerlichen Ordnungen hatten, weil sie ihren Kindern die schönen Sagen von Iphigeneia und der irrenden Io erzählten, weil sie Alle einen Homer hatten. In der Colonisation ist der Heldenmuth erwachsen, kraft dessen die Phokäer sich jenseits des Meers eine neue Heimath suchten und Themistokles den Spartanern mit dem Abzug der Flotte nach Italien drohte, wo aus freien Athenern ein neues Athen erstehen würde.

Das ist das Gesamtresultat der Colonisation für die Geschichte des griechischen Volks. Sie wurde aber in einzelnen Staaten auf besondere Weise als ein Zweig politischer Kunst ausgebildet.

Zunächst in Korinth.

Die Korinther, am schmalen Gebirgsrande angesiedelt, waren von Anfang an mehr draußen als daheim zu Hause, und schon in den Zeiten, da die Geschlechter überall das Stadtregiment führten, gab es hier, und nur hier, eine Aristokratie, deren Grundbesitz Werfte und Seeschiffe waren, die von fernen Küsten das Rohmaterial einführten und in einheimischen Fabriken verwertheten. Die eigene Unzulänglichkeit wurde die Quelle von Macht und Reichthum; denn das Stadtgebiet wurde auf die jenseitige Terrafirma, die üppige Achelooslandschaft, ausgedehnt, und außerhalb des Golfs ging es von Insel zu Insel weiter; feste Plätze wurden in zweckmäßigen Entfernungen angelegt, Land- und Seestraßen gebahnt, hemmende Landzungen durchstochen; Kriegsschiffe sicherten den Handelsverkehr, und so gestaltete sich von der kleinen Winkelstadt in der Tiefe des Golfs ein Reichsgebiet, das sich über drei Breitengrade nach Norden erstreckte und seine Handelsverbindungen bis an den Alpenfuß ausdehnte.

Korinth war das antike Venedig. Durch alle Stadien seines Verfassungslebens war die Politik des Staats wesentlich Colonialpolitik. Während der Geschlechterherrschaft dienten die überseeischen Plätze, um die Elemente der Gährung zu entfernen; die Tyrannen errichteten Secundogenituren in den bestgelegenen Küstenorten und die Republik förderte dieselbe Seepolitik im Geiste kaufmännischer Speculation. Aus den bäuerlichen Umlanden sammelte sich das wanderlustige Volk, wenn eine neue Gründung angesagt wurde; die Pflanzbürger bildeten Handelsgesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten Commissare ausschickten, die mit einem caravanenartigen Gefolge in das Binnenland zogen, um im Interesse der Gesellschaft korinthische Manufacturen gegen die Rohstoffe umzutauschen, welche die Eingeborenen auf den Markt brachten.

Auch die in der Heimath Zurückbleibenden konnten sich an überseeischen Gründungen betheiligen, indem sie Geldbeiträge einzahlten. So wurde auch das kleine Capital herangezogen und die Colonisation wie ein Aktiengeschäft behandelt; so nahm auch die ländliche Bevölkerung an den wichtigsten Unternehmungen des Staats mittelbaren Antheil. Das weite Handelsgebiet der Kaufmannstadt wurde durch Münzeinheit zusammengehalten, und kluge Schonung der Pflanzstädte mit festem Zusammenhang nach Möglichkeit vereinigt. Die Politik war ihrem Wesen nach eine Friedenspolitik. Aber das Meer läßt sich nicht sperren wie ein Gebirgscanton. Drangen fremde Mächte in den Insel- und Küstenbezirk der Seestadt ein, so mußte sie sich mit voller Energie zur Wehr setzen, der Löwin gleich, der man die Jungen raubt — und dieser Einbruch erfolgte von Athen.

Athen war kein Staat, dem die Seemacht etwas Unentbehrliches war, wie Korinth. Athen konnte als Landstadt bestehen, und was in Korinth sich von selbst machte, war in Athen ein neuer, schöpferischer Gedanke hervorragender Staatsmänner und das Ergebniß ganz besonderer Verhältnisse. Als aber Athen aus seinen engeren Kreisen heraustrat und seemächtig wurde, waren nach zwei Jahrhunderten rastloser Colonisationsthätigkeit alle wohlgelegenen Küsten dicht besetzt. Es kam also darauf an, andere Ansprüche als die der Mutterstadt geltend zu machen, um weitzerstreute Küstenorte zu einem Ganzen zu vereinigen. Das war der nationale Gedanke, den die kleine Bürgergemeinde am Ilisos aufnahm; es war die heilige Pflicht der Abwehr gegen das Vordringen der Barbaren, die nur gelingen konnte, wenn die vereinzelt wehrlosen Städte den einzigen zur Führung berufenen Staat als Vorort anerkannten.

Nachdem die Gewaltpolitik des Themistokles aufgegeben war, kam durch Aristeides und Kimon eine ganz neue Art von Colonialverband zu Stande. An Stelle der Blutsverwandtschaft trat ein geistiges Band, auf freiem Anschluß beruhend, eine aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzte Bundesgenossenschaft, die sich um den Tempel des Apollon einigte; an Stelle einer

auf Geldwirthschaft gegründeten Kaufmannspolitik eine nationale Aufgabe ersten Rangs, die Freiheit des griechischen Mannes, die Sicherheit hellenischer Cultur den ländergierigen Barbaren gegenüber. Es war das verklärte Bild eines Colonialreichs, in welchem dem anerkannt ersten Staate die mutterstädtischen Rechte als Ehrengabe freiwillig übertragen wurden.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß dieser ideale Zustand nicht lange ungetrübt dauern konnte. Die Verhältnisse waren so zart und schwierig, daß sie nur von der Hand eines überlegenen Staatsmanns glücklich behandelt werden konnten. Nur ein Mann wie Perikles war im Stande, milde Schonung mit unerbittlicher Strenge richtig zu verbinden. Er verfolgte auch zuerst den großen Gedanken, die Wahl-Mutterstadt so mit Kunst und Weisheit auszustatten, daß sie gleichsam die Sonne wurde, um welche sich wie nach einem Naturgesetze die Insel- und Küstengemeinden ordneten. Er sorgte dafür, daß mehr und mehr Landgebiet, entweder solches, das nach Kriegsrecht eingezogen oder durch besondere Verträge erworben war, in Ackerloose getheilt, zur Ansiedelung attischer Colonisten benutzt wurde. Dadurch wurde Athen nachträglich eine wirkliche Mutterstadt der Inseln. Diese Neubürger gingen aber nicht in die ältere Bevölkerung auf, sondern sie blieben Bürger von Athen. Die Hauptstadt wurde so vor Uebervölkerung beschützt; Mitglieder der untersten Vermögensklassen wurden Grundbesitzer und ihre Ansiedelungen die festesten Stützpunkte attischer Seemacht; es waren überseeische Gaue von Attica.

Als Vorort zur See konnte Athen auch die westlichen Golfe und Meere nicht außer Acht lassen. Korinth, der einzige gefährliche Nebenbuhler, mußte in Schach gehalten werden. Seine abtrünnigen Colonieen wurden in Bundesgenossenschaft aufgenommen und am Ausgange des Golfs von Lepanto erwuchs in dem mit Messeniern bevölkerten Naupaktos Korinth gegenüber ein attischer Waffenplatz.

In Großgriechenland hatte sich das Hellenenthum auf eigenthümlichem Wege entwickelt. Weise Gesetzgeber hatten hier aus den bürgerlichen Satzungen der einzelnen Staaten des Mutter-

landes das Beste vereinigt, um solche Verfassungen herzustellen, in denen jede hellenische Bevölkerung ihre Befriedigung finden konnte. Das war ein ungemein wichtiger Fortschritt griechischer Kultur, wie er nur in den Colonieen zu Stande kommen konnte. Hier knüpfte Perikles an. Alt-Sybaris wurde als Thurioi erneuert; eine attische Pflanzstadt, aber eine gesammtgriechische Bürgerschaft; Arkader, Eleer, Böotier, Athener wohnten hier nach den Gesetzen des Charondas zusammen, die erste nationale Stadt der Hellenen, gebaut von Hippodamos, der zuerst nach einem wohl durchdachten und künstlerischen Plane hellenische Großstädte anzulegen gelehrt hatte. In gleichem Sinne wurde Amphipolis am Strymon mit Griechen verschiedener Herkunft bevölkert. Es war der einzige Weg, um Griechenland aus der verhängnißvollen, aufreibenden Spannung innerer Gegensätze zu befreien, sie über die Enge der Cantonalpolitik zu erheben und an ein brüderliches Zusammenleben in gemeinsamen Staatsordnungen zu gewöhnen.

Bei Athen war die Colonisation kein natürlicher Prozeß wie in Korinth; ursprünglich ohne eigene Colonieen, hat es dann in Folge seiner staatlichen Entwickelung die Erbschaft der andern Seemächte angetreten, alle Erfahrungen älterer Zeit sich zu eigen gemacht und so das hellenische Colonialwesen nach seiner sozialen und politischen Seite zu der höchsten Vollendung geführt, in der es für alle folgenden Zeiten maßgebend und vorbildlich geworden ist.

Naupaktos war schon eine strategische Colonie; es war wesentlich Waffenplatz und Angriffspunkt.

In diesem Sinn folgte Theben, als es in eine vorörtliche Stellung eintrat, indem der dem Perikles geistverwandte Epameinondas die versprengten Messenier in ihrer alten Heimath sammelte und den bäuerlichen Cantonen Südarkadiens einen städtischen Mittelpunkt gab. Durch Messene und Megalopolis wurde Sparta in eine Art von Belagerungszustand versetzt, wie einst Korinth durch Naupaktos; und durch ihre mit allem Aufwand von Kunst befestigten Pflanzstädte herrschten die Thebaner in der dorischen Halbinsel.

In Theben lernte Philippos, des Amyntas Sohn, die Ueberlegenheit hellenischer Politik und die auf ihr beruhende Siegeskraft kennen und für seine Dynastie verwerthen.

Mit der Gründung von Philippi im thrakischen Bergwerksdistrikt trat Makedonien in die Bahn hellenischer Colonisation ein; es war der Erstling jener Reihe von Städten, deren Bau den folgenden Jahrhunderten ihr Gepräge gab. Denn die ganze weltgeschichtliche Entwickelung, die wir Hellenismus nennen, beruht ja wesentlich auf der bis an den Indus reichenden Kette neuer Städte. Sie waren die Pfosten, auf denen der makedonische Reichsbau ruhen sollte. Der Bau zerfiel, aber die Städte blieben, wo griechisch redende Bürgerschaften nach griechischen Gemeindeordnungen beisammen lebten. Es waren Colonieen ohne Mutterstädte. Wenn aber eine Mutterstadt gesucht wurde, der man nach altem Herkommen huldigen und an die das gemeinsame Heimathsgefühl sich anschließen konnte, so war es nur Athen, wohin der Blick sich richtete, die Stadt, welcher Perikles die Weihe gegeben hatte, die ihr als reichster Segen gefolgt ist. Durch die Liebe zu Athen wollten jetzt Fürsten und Völker sich als hellenisch gebildet legitimiren, und wir können behaupten, daß keinerlei vorörtlichen Rechte allseitiger und dauerhafter anerkannt worden sind als die dieser geistigen Metropolis. Sie war der heilige Herd in dem großen Hause, das alle hellenisch Gebildeten wie eine Völkerfamilie umschloß. —

So erkennen wir, rückwärts schauend, von der Zeit an, da Griechenland fremden Seevölkern als Material für ihre Colonisation diente, eine zusammenhängende Entwickelung, die für die Gesamtgeschichte der Mittelmeervölker maßgebend geworden ist, ja Alles, was für die Geschichte der Menschheit im Alterthum geleistet worden ist, steht mit den Colonieen der Griechen in unmittelbarem Zusammenhang. Sie haben die Erfindungen des Morgenlandes, vor Allem Schrift und Maß, zu einem Gemeingut der Völker gemacht. Sie haben, was sie überkommen und was sie neu geschaffen, als fruchtbaren Samen an allen Küsten ausgestreut und zwar in doppelter Weise. Zuerst in zerstreuten Niederlassungen von abenteuernden Schaaren, die

den Binnenvölkern auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Sie haben also den ausgestreuten Samen nicht in eigenem Gehege aufziehen können. So war es in Mittel- und Norditalien, wo sie, von der etruskischen Volksmasse überwältigt, ihre Selbständigkeit frühzeitig einbüßten, und kaum können wir hie und da die Stätten nachweisen, wo sie gesessen haben. Verloren aber war die Aussaat nicht. Von den Etruskern gesammelt, wurde der Ertrag landeinwärts getragen. Das tarquinische Rom war voll von griechischer Kunst, und nach griechischem Staatsrecht wurde die Stadt der Quiriten Vorort von Latium. Aus den Felsgrüften Mittelitaliens, wo keine Griechenstadt vorhanden war, taucht in tausendfachen Bildern griechisches Leben an das Tageslicht hervor, und die Poesie hellenischer Seefahrtslegenden webt um die ganz entfremdeten Völker noch ein zartes Band uralter Blutsverwandtschaft, die in sporadischen Ansiedelungen wurzelt.

Ungleich deutlicher ist der überseeische Einfluß in der zweiten Form; dort, wo unter günstigern Verhältnissen den Hellenen vergönnt war die Keime des nationalen Lebens in selbständigen Gemeinwesen zur Entwickelung zu bringen, wo griechisches Stadtleben sich eigenartig und so üppig entfaltete, daß die Großgriechen mitleidig auf die Städte des Mutterlandes hinüberblickten. Ausnahmsweise haben diese Colonieftädte eine bewundernswürdige Dauerhaftigkeit bewährt, wie z. B. Chersonnesos in der Krim, das sich bis tief in das Mittelalter hinein erhielt, wie die Mumie einer Griechenstadt. In der Regel war das Leben glänzend, aber kurz. Die inwohnende Lebenskraft bewährte sich aber darin, daß sie, wenn sie mit großen Reichsbildungen in Conflict kamen, auch in der Niederlage die Sieger blieben, wie die Purpurmuschel sterbend den Saft giebt, mit dem die Großen der Erde ihr Triumphkleid färbten. Als Tarent gefallen, wandelte Rom sich um, schloß sich an griechische Münze, an griechische Gemeindeordnungen und Gottesdienste an; im großgriechischen Coloniallande bereitete Rom sich vor, die Weltherrschaft zu übernehmen. Nachdem durch griechische Colonisation auch das Morgenland eine gleichartige Cultur erhalten hatte,

konnte der römische Kaiser den ersten Weltcensus halten, und die Sprache der Hellenen war in dem Grade Weltsprache geworden, daß in ihr allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werden und damit ein neuer Welttag anbrechen konnte.

So knüpfen sich an die Colonieen der Griechen alle weltgeschichtlichen Thatsachen an, welche das Alterthum erfüllen und über dasselbe hinaus tief in unser Leben hineinreichen. —

Wie von einer hohen Warte haben wir das Hin- und Herwogen der Stämme und Völker am Mittelmeer überschaut, und einer solchen Betrachtung werden Sie, wie ich hoffe, nicht widerstrebend heute gefolgt sein. Denn wie der Bürger an festlichen Tagen sein Handwerksgeräth ablegt, die enge Werkstube verläßt und sich in freier Natur umschauend seiner Muße freut, so ziemt es auch einer deutschen Universität, wenn sie im Feierkleide sich versammelt, ohne den Boden ernster Wissenschaft zu verlassen, sich in freierem Umblick zu vergegenwärtigen, was durch treuen Fleiß im Kleinen allmählich an Anschauungen gewonnen ist, die den Zusammenhang der menschlichen Dinge umfassen und darum Allen nahe liegen, welche nach Wahrheit und Erkenntniß streben.

Kaiser Wilhelm's Geburtsfest ist ein Tag, an dem wir Alle nur von einem Gefühle beseelt sind, daß wir unser deutsches Vaterland, das wir ihm verdanken, das glorreich gegründete, in Eintracht mehr und mehr sich befestigen, immer kräftiger gedeihen und erstarken sehen wollen.

Nächst den Griechen hat kein Volk der Erde das, was es an Kraft besitzt, so zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht, wie die Deutschen. Nach allen Richtungen haben sie den Ocean, der unser Mittelmeer ist, überschritten; in allen überseeischen Continenten haben sie die Wälder gelichtet, den Boden urbar gemacht, den Samen ausgestreut. Vaterlandslos, wie sie waren, haben sie sich unter fremdem Volk verloren und bei dem Ausbau fremder Staaten als tüchtigste Werkmeister gearbeitet.

Seit Kaiser Wilhelm ist es anders geworden. Seit er das Reichsbanner entfaltet hat, verläugnen die Überseeischen ihr Vaterland nicht mehr; sie fühlen sich stolz als Deutsche, sie reichen uns

über den Ocean brüderlich die Hand, sie theilen mit uns Freude und Leid.

Aber noch immer sind sie, wie die Hellenen an den etruskischen Küsten, Colonisten der Diaspora, kraftvolle Zweige vom Baum geschnitten, auf fremden Stamm gepfropft, um seine Krone zu füllen, Bausteine fremdländischer Staatengründungen, und wir fühlen Alle, wie schwierig es für uns ist das nachzuholen, was in günstigen Zeiten zu erreichen uns versagt war.

Wenn es uns aber gelingen wird — und an Kaiser Wilhelm's Geburtstag haben wir hohen Muth und starke Hoffnung —, daß der Ueberschuß deutscher Volkskraft in überseeischen Ansiedelungen beisammen bleibt und selbständig wirkt, dann sollen die Griechen in der rastlosen Energie, in dem festen Zusammenhange, den sie unterhielten und in der unauslöschlichen Heimathstreue uns ein Vorbild sein, wenn wir auch keinem Volke wünschen können, daß die Colonieen eine solche Rolle bei ihm spielen wie bei den Hellenen.

Bei ihnen ist ein übergroßer Theil des Volkslebens in Colonialgeschichte aufgegangen und darum von auswärtigen Verwickelungen abhängig gewesen. Darum sind alle größeren Volkskriege, der troische, der lelantische, der persische und der peloponnesische, Colonialkriege gewesen und die Politik der hervorragendsten Städte war wesentlich Handels- und Colonialpolitik, weil sie, wie heute die englische Mutterinsel, ohne die Pflanzstädte gar nicht bestehen konnten. Das innere Gebirgsland war nur wie ein Magazin, in welchem sich, von städtischem Leben entlegen, unverbrauchte Naturkraft erhielt, wie noch heute das dortige Volksleben darauf beruht, daß aus dem Hochlande die begabteren Leute in die Küstenstädte zuwandern, das Volksleben erfrischen und dann selbst wieder in das Seevolk aufgehen.

Wer kann verkennen, daß die hellenische Volksentwickelung keine normale war, daß die excentrische Richtung des Volkslebens überwucherte und daß die Unzulänglichkeit des eigenen Bodens eine dauernde Unruhe hervorgerufen hat, wie sie ähnlich bei den Phöniziern stattgefunden hatte, und eine weite Zerstreuung der besten Volkskräfte, die für die Nachwelt ein Segen war, für das Volk selbst ein Keim des Untergangs! Haben wird doch

oft den Eindruck, als wenn es mehr für Andere als für sich selbst gelebt und gearbeitet hätte!

Unser Volk in seinem großen binnenländischen Vaterland bildet den vollkommensten Gegensatz zu hellenischer Landbildung mit ihren Vortheilen und Gefahren. Uns ist es nicht so leicht geworden, wie den glücklicher gestalteten Nachbarländern an Seefahrt, Welthandel und der damit verbundenen Blüthe einheimischer Gewerbe Theil zu nehmen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Zerrissenheit des Vaterlandes und die sich überall kreuzenden Sonderinteressen der Einzelstaaten.

In der heutigen Feierstunde erkennen wir von Neuem dankbar und freudig an, daß Alles anders geworden ist; wir danken Gott, daß unter dem Scepter des Reichsgründers in einem neuen Friedensjahre die deutschen Stämme und Staaten mehr und mehr in einander wachsen und in friedlichem Wetteifer die Fülle ihrer Kraft entwickeln konnten, wir danken unserm Kaiser und Herrn, daß er mit selbstloser Hingebung und festem Muth seines hohen Amts wartet. Wir erflehen von Gott, daß unserm theuern Kaiser auch im neuen Lebensjahre die rüstige Kraft erhalten bleibe, und wir geloben für uns und für die deutsche Jugend, die um uns versammelt ist, daß Jeder von uns an seiner Stelle die volle Kraft einsetzen wird, das kaiserliche Werk und damit die Wohlfahrt des Vaterlandes zu fördern.

VIII.

Athen und Eleusis.

22. März 1884.

Ueberschreitet man die Höhen, welche Athen im Westen begrenzen, so öffnet sich, wie man den Paß hinabsteigt, ein landschaftliches Bild, dessen Eindruck Niemand vergißt, der den Weg einmal gemacht hat. Es ist eine weite Fruchtebene, im Norden die steile Wand des Kithäron, im Westen die zackigen Hörner von Megara, südwärts das Meer, durch die steilen Felsufer von Salamis ringförmig eingefaßt. Das blaue Meer liegt wie ein Bergsee zu unseren Füßen, und wenn Athen mit der unruhigen Mannigfaltigkeit seiner Höhengruppen, seinen in das Weite führenden Seestraßen hinter uns versunken ist, haben wir hier eine in sich abgeschlossene Küstenebene vor uns, eine Landschaft von großartiger Einfachheit und feierlicher Ruhe, ohne sichtbare Verbindung mit der Außenwelt.

In Attica hat jeder Hügel, jedes Thal seine Sage und Geschichte, die Ebene von Eleusis in hervorragender Weise, und da gerade jetzt unter allgemeiner Spannung aller Freunde des Alterthums auch hier die vorzeitlichen Denkmäler wieder an das Licht treten, sei es mir vergönnt, in dieser festlichen Stunde von Athen und Eleusis zu reden.

Eleusis ist der einzige Theil des attischen Landes, der nie ganz in Athen aufgegangen ist, und diese Selbständigkeit beruht auf einer inhaltreichen Sondergeschichte. Welche Bewegungen, fragen wir, haben denn die stille Bucht in das geschichtliche Leben hereingezogen?

Von der See kamen thrakische Stämme, die den Dienst des Poseidon mitbrachten, zu Lande peloponnesische Einwanderer, Ueberreste der ältesten Landesbevölkerung, deren Wohnsitze von den Doriern besetzt wurden. Die Masse fügte sich den Ordnungen und den Gottesdiensten der Eroberer; die edlen Geschlechter suchten sich von Messenien aus eine neue Heimath und brachten den Dienst der Erdmutter Demeter, den sie mit dem von Kreta her weit verzweigten Pelasgervolk theilten, nach dem attischen Ufer. Heimathlos, kummervoll, wie eine dienstsuchende Magd tritt sie hier auf, aber sie offenbart ihre segenspendende Macht, sie wird die herrschende Göttin; von ihrer Ankunft erhält das Land den heiligen Namen „Eleusis", und die Herolde, welche den Advent der großen Göttin verkünden, werden aus dem Geschlechte des Eumolpos gewählt, zum Zeichen, daß die neuen Ansiedler mit dem thrakischen Stamm sich verschmolzen haben.

Die beiden Nachbarebenen treten nun mit ihren besonderen Gottesdiensten ebenbürtig einander gegenüber; nirgends zeigt sich ein zäherer Widerstand gegen die Einigung der attischen Landschaft unter den Burgherren von Athen, und erst nach blutiger Fehde kommt es zu einem dauerhaften Frieden, nicht durch willenlose Unterwerfung des schwächeren Nachbarn, sondern durch Vereinbarung und Vertrag. Der Oelbaum der Athena wird als Wahrzeichen und Mittelpunkt des ganzen Landes auch von Eleusis anerkannt; aber es bleibt von allen attischen Gauorten neben Athen die einzige Stadt und wahrt sich die selbständige Verwaltung seiner Gottesdienste. Diese behalten aber aus der Zeit der Unterdrückung den Charakter des Heimlichen und Abgeschlossenen in der Form von Mysterien, an denen nur diejenigen Theil nehmen dürfen, welche in die engere Gemeinde feierlich aufgenommen und eingeweiht sind.

Diese Verschwisterung der zwei Ebenen, welche in die Zeit der Könige hinaufreicht, ist eine der wichtigsten Thatsachen attischer Culturgeschichte. Das Haus der eleusinischen Göttin wurde als das Mutterhaus anerkannt, von dem der ganze Segen des Ackerbaues ausgegangen sei; ein Filial von Eleusis, das Eleusinion, wurde hart unter den Felsen der Akropolis angelegt. Eine

heilige Bahn, von Stadt zu Stadt gezogen, war das Band der Einheit und die feierlichsten Prozessionen verschmolzen sie zu einem unlösbaren Ganzen. Die Behörden Athens übernahmen die Bürgschaft, daß Jahr aus Jahr ein zum Heile des Staats die eleusinischen Feste in voller Ordnung ausgeführt wurden, und neben der Burggöttin sind nun die „zwei Gottheiten", wie sie genannt wurden, d. h. Demeter und Kora, die ehrwürdigsten und zugleich vertrautesten Gestalten des attischen Volksglaubens.

Vor ihrem Angesichte in der heiligen Bucht wurde die Schlacht von Salamis geschlagen und am Vorabende glaubte man in der menschenleeren Landschaft den Staubwirbel des eleusinischen Festes zu sehen und die Musik der Fackelzüge zu vernehmen, wodurch die Gottheiten von Eleusis sich an dem nationalen Kampfe wunderbar bethätigten.

Darum erhob sich auch aus dem Perserbrande ein neues Eleusis in glänzender Gestalt, und die ersten Baumeister des Perikles fanden hier Aufgaben von ganz besonderem Interesse. Denn es galt hier nicht für das Bild einer Gottheit das würdigste Obdach herzustellen, oder allgemeinen Staats- und Reichsfesten einen prachtvollen Schauplatz zu bereiten, sondern für die Festgenossenschaft der Eingeweihten einen Versammlungsraum herzurichten, ein eigentliches Gemeindehaus, monumental und groß, aber heimlich und geschlossen, einen überdeckten, von oben erhellten, zu andächtigem Schauen und Hören wohl eingerichteten Bau.

Man konnte sich kein Athen ohne Eleusis denken, und die Wanderfeste herüber und hinüber gehörten zu den wesentlichen Lebensbedürfnissen der Athener. Darum konnte Alkibiades auf der Höhe seines Feldherrnglücks nichts Glänzenderes ausführen, als daß er die durch den dekeleischen Krieg unterbrochenen Festzüge nach Eleusis erneuerte.

So innig aber auch diese Verschmelzung war, die Beziehungen zur alten Heimath der pelasgischen Demeter waren nicht erloschen. Als daher die Messenier gegen Sparta im Aufstande waren, kamen die Eleusinier ihnen gegen dieselben Dorier, vor denen ihre Väter geflüchtet waren, mit Kriegsvolk zu Hülfe, und

als Epameinondas die Spartaner in ihre Landesgrenzen zurückwies, wurden an den Waldbergen um Ithome, wo die Muttergemeinde von Eleusis vor Menschengedenken gesessen hatte, die dort erloschenen und längst verschollenen Gottesdienste nach eleusinischem Muster durch einen Athener von Neuem eingerichtet.

So hat sich das, was für die Geschichte attischer Bildung so charakteristisch ist, daß nämlich die verschiedensten, aus den Umlanden zugetragenen Keime geistigen Lebens in Attica eine besonders glückliche, fruchtbringende und mustergültige Entwickelung gewonnen haben, an den eleusinischen Diensten in hervorragender Weise bewährt.

Jeder Aufschwung des städtischen Wohlstandes ist Eleusis zu Gute gekommen. Davon zeugen die Bauten der lykurgischen Finanzverwaltung, denen die Prachtbauten römischer Philhellenen folgten. Denn was Rom an Athen fesselte, war nicht am wenigsten Eleusis. Während nämlich die eigentlichen Staatsgötter mit den Staaten, die unter ihrem Schutze gestanden, an Ansehen verloren hatten, waren die Geheimdienste in steigender Geltung, und wer für sein Seelenheil etwas Besonderes thun wollte, suchte vor Allem die Weihen von Eleusis zu erlangen. Durch Eleusis wurde Attica ein heiliger Boden, das Ziel andächtiger Pilgerfahrten von den Enden der Erde. Unter römischer Herrschaft wurden alle conservativen Elemente im hellenischen Volksleben besonders gepflegt, und so ragte Eleusis unter den Trümmern der alten Welt als eines der letzten Bollwerke des Heidenthums hervor. Als solches wurde es von den christlichen Missionaren ausgekundschaftet, von den fanatisirten Gothenschaaren berannt, und der letzte Heldenkampf um den Glauben der Väter galt den Zinnen von Eleusis.

Soweit der äußere Ueberblick einer mehr als tausendjährigen Geschichte, in welche nun neues Licht zu fallen beginnt. In diesen Jahren hat sich der geheimnißvolle Boden geöffnet; die Steinsitze im Innern des heiligen Versammlungshauses liegen wieder frei, auf denen einst an den inneren Wänden entlang die andächtige Menge den Wunderzeichen zuschaute und den Hymnen lauschte. In zahlreichen Bruchstücken kommen die Baurechnungen

zu Tage, aus denen eine Reihe bekannter Namen der demosthenischen Zeit uns vertraut entgegentritt; und während wir sonst über Alles, was Eleusis betrifft, auf die allgemeinsten und unklarsten Andeutungen angewiesen waren, blicken wir jetzt in den ganzen Hausrath des Mysterientempels hinein und erfahren mit einer Genauigkeit, welche die peinlichsten Mitglieder einer Oberrechenkammer befriedigen würde, was ein Nagel am Neubau gekostet hat. Einer der merkwürdigsten Rechnungsposten ist aber der Betrag, welcher für die Einweihung von fünf Handwerkern gezahlt werden mußte, damit sie befugt waren, innerhalb des heiligen Hauses zu arbeiten.

Was die inneren Verhältnisse der Eleusinier betrifft, so war in geschichtlicher Zeit ihr Heiligthum ein attisches Staatsinstitut, und die Behörden von Athen waren für die Verwaltung desselben verantwortlich. Aber die Ueberreste alter Selbständigkeit sind nicht verschwunden. Man hat nach langen Kämpfen offenbar in schonender Weise und auf Grund gegenseitiger Verständigung die Nachbarstadt in den athenischen Staat eingeordnet, und wie man ausnahmsweise für Eleusis die Bezeichnung „Stadt" neben Athen bestehen ließ, so sind auch den alten Geschlechtern, welche einst unabhängig in Eleusis walteten, dem Geschlecht der Herolde (Keryfes) und der Eumolpiden, gewisse Würden und Rechte als ein unantastbarer Besitz gelassen worden. Die Mitglieder dieser Geschlechter waren Bürger von Athen wie alle Anderen, aber sie blieben mit dem Heiligthum verbunden; sie bildeten einen priesterlichen Adel, dessen Rechte man beschränkte, aber nicht aufhob. So wählte man in den Verwaltungsrath der Mysterien zwei Athener aus dem ganzen Volke, aber die beiden anderen Stellen blieben den Geschlechtern vorbehalten. Die Auslegung des heiligen Rechts blieb den Eumolpiden, das Amt des Fackelträgers und gewisse Priesterthümer den Herolden als Privilegium vorbehalten. Nur durch Mitglieder dieser Familien konnte die Aufnahme in die Mysterien erfolgen, und wenn die beiden Geschlechter gemeinsame Beschlüsse fassen, durch welche Wohlthäter des Heiligthums geehrt werden, so dürfen wir darin noch einen Nachklang der vorgeschichtlichen Zeiten erkennen,

in denen sie gemeinsam und allein das Heiligthum verwaltet haben; es sind schattenhafte Ueberreste eines priesterlichen Geschlechterstaats.

Und doch war der alte Priesterstaat keine wesenlose Form, keine Mumie ohne alles Leben. Eleusis bewahrte seine Bedeutung als Sitz väterlicher Tradition und ehrwürdiger Erinnerungen. Der rastlosen Neuerungssucht Athens gegenüber erhielt sich hier das uralt Gegebene, das ungeschriebene Herkommen. Das hohe Ansehen des Heiligthums ging auf seine Vertreter über und gab ihnen gelegentlich eine maßgebende Bedeutung auch für das öffentliche Leben. So vermochte der heilige Herold Kleokritos durch seine Person die zu blutigem Kampf einander gegenüberstehenden Bürgerparteien auf Munichia zu versöhnen, und ein eleusinischer Priester war es, der allein sich weigerte, den vom Volksjubel umschwärmten Alkibiades aus dem Bannfluche zu lösen. Man begreift nun auch, wie die dreißig Tyrannen auf den Gedanken kamen, nach Verlust von Athen Eleusis zu einer Burg der Reaction zu machen.

Die Priesterschaft hatte auch eine gewisse nationale Bedeutung; denn sie stand mit Delphi und anderen geistlichen Instituten in Zusammenhang. Sie hielt alle Barbaren von der Schwelle des Heiligthums fern und von den Volksgenossen diejenigen, welche durch Abfall von väterlicher Ueberlieferung anstößig waren. Sie übte also eine Art Censur und hatte eine Macht über die Gewissen. Sie theilte auch Göttersprüche mit, wie uns die Inschriften lehren.

Der Hierophant, dessen die Gemeinde nur beim Fackelglanze nächtlicher Feier ansichtig wurde, war der Sphäre des bürgerlichen Lebens am meisten entrückt. Er war in dem Grade gottesdienstliche Person, daß er bei Antritt des Amts seinen bürgerlichen Namen verlor. Die Meereswelle, heißt es, spülte ihn weg. Das Bad war also ein sacramentaler Act, aus dem der zum Tempeldienst Berufene wie ein neuer Mensch hervorging; das Erste war vergessen.

Auch die Aufnahme in die Gemeinde der Eingeweihten war eine Art Neugeburt. Wir haben eine Reihe amtlicher Protokolle

mit Angabe der Personen, welche bei der Feier als Zeugen anwesend waren.

Was dem Gemüthe des Einzelnen Eleusis gegeben habe, auch davon zeugen die Denksteine, die aus dem Schutt hervorgehen, die Grabschriften voll Dank und trostreicher Zuversicht:

> Herrlich ist, was wir von den Seligen haben, der Tod sei
> Uns kein Uebel, es sei Sterben dem Menschen Gewinn!

Gott hat dem Menschen die Ewigkeit in das Herz gelegt, und keinem Volke der Erde ist die Zukunft der Menschenseele etwas Gleichgültiges gewesen, am wenigsten einem geistig so aufgeweckten und so lebendig empfindenden Volke, wie die Griechen waren.

Diese Gedanken erfüllten sie, da sie in patriarchalischen Zuständen als ackerbauende Pelasger den Boden von Hellas urbar machten, und das Samenkorn, das in der Tiefe modert, um neu zu keimen, wurde ihnen das heilige Symbol für die des Leibes Verwesung überdauernde, einem neuen Leben entgegenreifende Menschenseele.

Unter dem seßhaften Bauernvolke traten jüngere Stämme, wandernde, abenteuernde Krieger- und Seefahrerstämme vor. Die bewegte Gegenwart forderte den ganzen Menschen, das Jenseitige erblaßte; Leben ist das höchste Gut. „Lieber ein Knecht sein auf Erden, als ein König im Schattenreich!"

War es nun nicht eine denkwürdige Fügung, daß gerade in Attica, wo das geschichtliche Leben am vollsten pulsirte, die altpelasgische Religion eine Stätte fand, wo sie sich neu entfaltete, neben der lärmenden Weltstadt das stille Seitenthal mit seinen heiligen Weihen?

Das war keine Spaltung, kein Gegensatz wie zwischen Secten, deren eine die andere verketzert, sondern eine wohlthuende Ergänzung, dem Bedürfniß derer entgegenkommend, die in der mehr und mehr verweltlichten Staatsreligion sich unbefriedigt fühlten. Anstatt des äußerlichen Dienstes handelte es sich hier um Erbauung des Gemüths, um trostreiche Beruhigung, um etwas Selbsterlebtes. Eleusis war eine Schule der Frömmigkeit, wie

kein Staatscultus es sein konnte, und der wohlthuende Eindruck einer vor der Welt verschlossenen Gemeinschaft erquickte die heilsbedürftigen Gemüther.

Es war aber nicht nur ein stiller Rückzugsort für die, welche an dem hochgespannten Leben der Hauptstadt nicht theilnehmen wollten oder konnten, sondern selbst ein Quell voll geistigen Lebens, wo die genialsten Dichter der Nation Erhebung und Begeisterung fanden. Auch die Muse des Lustspiels wird zu erhabenem Schwung fortgerissen, wenn sie die Nachtfeier in Eleusis schildert, und der Eleusinier Aischylos hat nicht nur die priesterlichen Prachtgewänder, die er als Knabe angestaunt, für seine Bühne verwerthet, sondern in vollem Verständniß seiner Poesie hat ihm Aristophanes beim Beginn eines dramatischen Wettkampfes das Gebet in den Mund gelegt:

Göttin Demeter, die Du meinen Geist genährt,
Gieb, daß ich Deiner heiligen Weihen würdig sei!

Pindar wie Sophokles preisen den unschätzbaren Segen der Eleusinien, und wie bei den Dichtern überall ein höherer Ton anklingt, wenn von ihnen die Rede ist, so ist es auch in der bildenden Kunst, namentlich in der Malerei; denn zu plastischer Gestaltung war der Mysterienglaube weniger geeignet, da es hier auf Ausdruck von Stimmungen und tiefsinnigen Gedanken ankam.

So malte Polygnotos zwischen lauter wesenlosen Schattenbildern zwei Eingeweihte in voller Persönlichkeit, froh und lebensgewiß über den Acheron fahrend. Der Demeterkreis war bilderärmer als der der anderen Olympier; es haben aber die Darstellungen etwas Innerliches, was unser Gemüth anspricht, und über manche Abschiedsscene der Tochter und über ihre Wiederkehr, wie sie leuchtend aus der Tiefe emporsteigt, ist eine religiöse Stimmung ausgebreitet, welche von dem Geiste hellenischer Plastik und polytheistischer Mythendarstellung sehr verschieden ist.

Wächst nicht unsere Bewunderung vor dem, was das Ländchen Attica an geschichtlichem Leben hervorgebracht hat, wenn wir die Zwillingsstädte in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander

betrachten, wenn dicht neben Athen ein zweiter Brennpunkt idealer Interessen vorhanden war, ein Gemeinwesen, aus vorzeitlichem Stamm so urkräftig erwachsen, daß er durch alle Strömungen der Zeit ein Jahrtausend hindurch sich treu blieb, bei allen Verkehrtheiten, welche anklebten, doch eine geistige Macht ohne Gleichen, von den Ersten des Volks wie von der Menge anerkannt und von allen geistlichen Instituten Griechenlands das dauerhafteste!

Eleusis war eine Welt für sich, von den wechselvollen Ereignissen der attischen Geschichte unberührt.

Um so merkwürdiger ist, daß es, wie neuere Entdeckungen gelehrt haben, einmal in die Politik des Tages hereingezogen ist, und zwar in der Zeit, wo jeder auftauchende Zug attischer Geschichte uns besonders willkommen ist, in den Tagen perikleischer Staatsverwaltung. Ihr Programm war es, Athen so auszustatten, daß es von allen gebildeten Hellenen als geistige Hauptstadt anerkannt werde. Dazu sollte auch Eleusis mitwirken.

Um diesem Vorhaben ein nationales Gepräge zu geben, mußte von Delphi die Anregung ausgehen.

Ein delphisches Orakel kommt nach Athen. Es mahnt daran, daß alte Verpflichtungen gegen Eleusis, das Mutterheiligthum, von wo Triptolemos die Segnungen des Landbaues verbreitet habe, in Versäumniß gerathen seien.

Die älteste Form der Huldigung war die Abgabe des Kornzehnten, durch den bei jeder Ernte von Neuem anerkannt wurde, von wem der Segen stamme. Rath und Bürgerschaft beschließen also auf Grund der delphischen Mahnung die Erneuerung des alten Herkommens, und zwar in der mildesten Form; denn die Abgabe sollte nichts als ein symbolischer Ausdruck frommer Dankbarkeit und religiöser Zusammengehörigkeit sein, also von je hundert Scheffeln Gerste nur ein Sechstelscheffel, vom Weizen ein Zwölftel. Diese Abgabe soll in den Gauen von Attica durch die Ortsvorsteher erhoben, aus den Bundesstädten eingesandt werden; innerhalb fünf Tagen muß bei Strafe von 1000 Drachmen den Ueberbringern der Zehnte abgenommen werden. Endlich

werden alle Hellenen aufgefordert, sich freiwillig an dieser Huldigung für Demeter zu betheiligen.

Ferner wird angeordnet, daß in Eleusis Kornmagazine angelegt werden sollen, und daß der Ertrag des Zehnten eine zwiefache Verwendung finde, erstens zu Opfern und zweitens zur Herstellung von Weihgeschenken im Eleusinion von Athen. Die Aufträge dazu sollen von der Bürgerschaft von Athen im Einverständniß mit dem heiligen Rath von Eleusis erfolgen und jedes der Standbilder die Unterschrift tragen: „Die Hellenen weihen dies als Fruchtzehnten der Göttin."

Werde dies Alles — so schließt das Decret — ordnungsmäßig ausgeführt, so werde reicher Segen auf den Feldern der Athener ruhen.

Ein Zusatzparagraph, von dem berühmten Lampon beantragt und von der Bürgerschaft angenommen, ordnet die Herstellung von Steinurkunden an, deren eine glücklich in unsere Hände gelangt ist, die Einfügung eines Schaltmonats für die Einbringung des ersten Zehnten, ferner die scharfe Umgrenzung des Eleusinion und seiner Umgebung, endlich wird eine Novelle in Betreff des Olivenzehnten in Aussicht gestellt.

Wir sind noch nicht im Stande, die merkwürdige Urkunde nach allen Seiten und in allen Einzelheiten sicher zu beurtheilen; es ist ein Actenstück, welches uns in die inhaltreichste Zeit attischer Geschichte einen Einblick öffnet, aber auch neue Räthsel aufgiebt.

Als Volksführer in die Höhe gekommen, hatte Perikles mit Mitteln demagogischer Politik die conservative Partei, die ihm entgegenstand, gesprengt. Er konnte jetzt, was er wollte; kein Zweiter stand neben ihm.

Jetzt lenkt er ein (so glaube ich den Zusammenhang der Thatsachen auffassen zu dürfen) und beginnt ein neues Programm zu verwirklichen. Durch die Theuerung des Jahres 445/4 veranlaßt, erläßt er bei Gelegenheit einer ägyptischen Kornspende das berühmte Bürgergesetz, um die übervölkerte Stadt von einer Masse halbbürtiger Einwohner zu befreien; der Kern der alten Familien soll wieder lauterer hervortreten. Vielleicht benutzte er

dieselbe Theuerung, um auf den vernachlässigten Dienst der Demeter hinzuweisen, der Vertreterin alter Religiosität. Delphi und die Priesterschaft von Eleusis mußten ihm helfen. Perikles gehörte ja selbst dem alten Geschlechte der Buzygen an, dessen Stammherr zuerst den Pflug bespannt haben sollte. Seiner aristokratischen Familientradition entsprach es durchaus, ehrwürdige Gebräuche der Vorzeit zu erneuern; für seine politischen Ziele aber war ihm jedes Mittel willkommen, das in wirksamer Weise dazu diente, das Ländchen Attica mit Euboia, den Inseln und den jenseitigen Küsten innig zu verschmelzen. Der Demeterdienst war ein neutraler Boden, weil er kein eigentlicher Staatscultus war; er war überall volksthümlich, in Attica aus peloponnesischem Keim erwachsen. Hier hoffte man über den Kreis der Bündner hinaus Sympathie zu gewinnen und die spröden Stammgegensätze zu mildern. Hatte man doch damals unter Leitung desselben Lampon, der zu dem Volksbeschlusse das Amendement gestellt hat, in Unteritalien eine Stadt gegründet, wo unter dem Banner von Athen die verschiedensten Stämme des griechischen Volks sich zu einer Bürgergemeinde harmonisch einigen sollten.

Mit diesen Bestrebungen steht auch unser Volksbeschluß in unverkennbarem Zusammenhange. Hebung der Stadt Athen als einer Mutterstadt des Kornbaues, der Grundlage aller höheren Gesittung, Verschmelzung des attischen Küstenreichs zu einem in religiöser Form geweihten Ganzen und Heranziehung der anderen Hellenen zu einer friedlichen, in würdigen Kunstwerken sich bezeugenden Gemeinschaft — das waren die Gesichtspunkte des großen Staatsmanns; dazu sollte auch die Macht verwerthet werden, welche Athen durch Eleusis über die Gemüther der Menschen hatte. Der eleusinische Stein ist eine der wichtigsten Urkunden zur Kenntniß perikleischer Reichspolitik und den von Athen ausgehenden panhellenischen Bestrebungen um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr.

Was werden wir noch aus dem Boden der heiligen Stadt empfangen? Wir harren mit gespannter Erwartung. Denn was aus Athen kommt, das sind keine trockenen Blätter für das Herbarium des Gelehrten, sondern frische Zweige und

Blüthen, die uns Alle erfreuen, Zeugnisse eines vielseitig angeregten geistigen Lebens voll hoher, idealer Ziele. Es berührt uns Alles menschlich so nahe wie eine Kunde aus der eigenen Heimath.

Darum schien mir auch das, was schon jetzt aus dem sich entschleiernden Eleusis zu Tage getreten ist, nicht unwürdig zu sein, um an dem heutigen Tage davon zu reden.

Denn dies ist der Tag, an dem wir die Garben aus unseren Feldern tragen, um sie am Throne niederzulegen, wie einen Zehnten unserer Ernte, auch für uns ein Symbol heiliger Verpflichtung; zum Zeugniß, daß wir auch in diesem Jahre nicht vergeblich gearbeitet haben; zum Ausdruck unseres Dankes, daß wir unter der gottgesegneten Herrschaft unseres Kaisers, von seiner milden Fürsorge getragen, mit voller Freude unseres hohen Berufs warten konnten, die menschliche Erkenntniß nach allen Seiten zu fördern und die deutsche Jugend heranzubilden in der Liebe zur Wahrheit, in selbstverläugnender Arbeitsamkeit und in der Treue zu Kaiser und Reich. Je deutlicher wir erkennen, welche Mittel der unerschöpfliche Geist eines Perikles aufbot, um die Stämme seines Volks friedlich zu einigen, ohne sein Ziel zu erreichen — um so tiefer empfinden wir, was uns geworden ist, um so fester ist Jeder von uns entschlossen, an seiner Stelle Alles zu thun, um das, was mit Gottes Hülfe errungen ist, in Kraft und Ehren zu erhalten.

Die Gründung des Reichs ist auch eine Epoche der Wissenschaft. Zu keiner Zeit sind so viel Quellen geschichtlicher Kunde eröffnet, die unseren Blick erweitern und unsere Kenntniß der menschlichen Dinge bereichern, wie unter der Regierung unseres Kaisers, und Keiner empfindet es dankbarer als er selbst, daß sein Name nicht bloß als der eines sieghaften Kriegsherrn in die Bücher der Geschichte eingezeichnet ist, sondern auch als der eines echten Friedensfürsten, unter dem die deutsche Wissenschaft mit dem Muth und der Zuversicht, welche der Besitz eines neu gewonnenen Vaterlandes einflößt, in der Geschichte des Geistes wie in Erkenntniß der Naturgesetze rastlos und erfolgreich nach allen Richtungen fortschreitet. Darum steht auch der Rückblick auf

das ferne Alterthum in unmittelbarem Zusammenhange mit dem, was uns heute bewegt, es stimmt zu dem Accord, der durch unsere Herzen klingt, es ist der Dank gegen Gott für alle Segnungen, die Kaiser Wilhelms Regierung uns gebracht hat, die freudige Huldigung, die wir dem Vater des Vaterlandes darbringen und das Gelübde, welches Alle, die unserer Universität als Lehrende und Lernende angehören, in dieser Feierstunde erneuern, in treuer Pflichterfüllung das zu leisten, was das Vaterland von uns erwartet.

IX.

Der Zehnte.

22. März 1885.

Durch die Geschichte des Alterthums geht eine doppelte Bewegung. Einerseits führt uns die Fülle neu entdeckter Urkunden und Denkmäler immer tiefer in das Einzelleben der Städte und Stämme; andrerseits steigert sich von Tag zu Tage das Bedürfniß, die alte Welt in ihrem Zusammenhange zu begreifen, und zu erkennen, was ein Volk dem andern gewesen ist. Diese Betrachtung ist um so lohnender, wenn sich nachweisen läßt, was die alten Völker an gemeinsamen Grundanschauungen hatten, und wie dies Gemeingut bei den verschiedenen Völkern eine nationale Ausbildung erhalten hat.

Lassen Sie mich den Versuch machen, dies an einem Punkte nachzuweisen.

Was den Menschen von den unteren Stufen der Schöpfung am deutlichsten unterscheidet, ist seine Beziehung zur unsichtbaren Welt, ein Gefühl der Abhängigkeit von überirdischen Mächten und das Bedürfniß, sein Verhältniß zu ihnen zu regeln.

Am merkwürdigsten tritt dies darin hervor, daß er sich auch den irdischen Dingen gegenüber nicht durchaus unabhängig und selbständig fühlt. Das Korn des Ackers, den er im Schweiß seines Angesichts pflügt, die Baumfrüchte, die er gezogen, der Wein, den er gekeltert, das besterworbene Eigenthum, betrachtet er doch nicht als etwas, worüber er rücksichtslos und nach Willkür verfügen kann, sondern als etwas Uebergebenes, ihm Anvertrautes und Abgabepflichtiges.

Dies Abheben eines für die Gottheit bestimmten Theils wurde überall als eine bindende Verpflichtung angesehen, und wer ihr in Einfalt des Herzens nachkam, galt unter allem Volk für einen rechtschaffenen und frommen Mann. Das Orakel des Apollo bezeichnete Klearchos von Methydrion als einen ihm besonders wohlgefälligen Mann, weil er in stiller Zurückgezogenheit sein Gütchen bestellte und von jedem Ertrage die Erstlinge weihte.

Aber auch mitten im Kriegslager wagte von den achäischen Helden Keiner aus dem Becher zu trinken, ehe dem hochgewaltigen Kronion der erste Guß gespendet war.

Das war keine Priestersatzung, sondern ein altes Herkommen, im Volke wurzelnd, von Kreta, dem Ursitze hellenischer Sitte durch den Archipelagus verbreitet, die Trankspende bei feierlicher Stille am Beginn des Männermals.

Die Hellenen sind uns das geistig vertrauteste Volk des Alterthums. Was wir bei dem arkadischen Bauer und den achäischen Helden als Volkssitte kennen, war der einfachste Ausdruck eines gottesfürchtigen Sinnes, der vor dem Genuß der irdischen Gabe des Gebers gedenkt, eine Cultushandlung ohne Altar und Bild, eine Bethätigung religiöser Empfindung, die aller Mythologie vorausgeht, dem allgewaltigen Weltherrscher gewidmet, dem Achilleus spendet, zum Himmel aufschauend.

Solche Abgabe von Speise und Trank war bei allen Völkern eine der ältesten religiösen Darbringungen.

Es blieb aber nicht bei so einfacher Form. Die Zahl, die Alles regelnde, kam auch zwischen Mensch und Gottheit zur Anwendung. Gott rechnet nicht mit den Menschen, aber die Priester rechnen, und sie mußten rechnen, wenn ein Gottesdienst eingerichtet wurde, dem ein Theil des Volks sein Leben widmen sollte.

Wo nun der Gott des Himmels nicht in ahnungsvollem Gefühl ergriffen wird, wie der pelasgische Zeus, zu dem Achilleus aufblickt, sondern der persönlich bezeugte ist, der Wohlthäter, Führer, Gesetzgeber und König der von ihm ausgewählten Volksgemeinde, da wird, was dem Gefühl und der Sitte überlassen

war, gesetzlich geregelt. Die Erstlinge der Tenne, der Kelter und des Gartens werden als Pflichtgaben von den Israeliten gefordert; die Leistungen sind Gegenleistungen für empfangene Gnadenbeweise.

So wird für die in Aegypten gerettete Erstgeburt der Erstgeborene geweiht; er vertritt das Geschlecht, eben so wie die Erstlinge der Frucht den ganzen Ertrag des Jahres vertreten.

Um dies Verhältniß des Theils zum Ganzen näher zu bestimmen, wurde die Zahl benutzt, mit welcher sich, wie nach einer gemeinsamen Uebereinkunft, die Vorstellung einer aus gleichen Theilen bestehenden Einheit verbunden hat.

Zehn war der Ausdruck des in sich Abgerundeten und Vollständigen; der zehnte Theil vertritt das Ganze, und die Abgabe des Zehnten mahnt den Besitzer, daß er nicht in Wahrheit Eigenthümer sei, sondern nur das Nutzungsrecht an Grund und Boden habe.

Wo Staat und Gottesdienst so verschmolzen sind, wie beim Volke Israel, erscheint der Zehnte als uralte Form der Unterwürfigkeit. So huldigt Abraham dem Könige von Salem, und Jacob gelobt in Bethel: „So der Ewige mich behütet, soll er mein Gott sein, und ich will ihm den Zehnten geben von Allem, was er mir giebt.“

Es ist der symbolische Ausdruck eines unlösbaren Zusammenhangs, einer Hörigkeit, in welche ein ganzes Volk zu dem Gott seiner Väter tritt.

Was uralte Volkssitte war, die Abgabe der Erstlinge, ist nun in ein Rechtsinstitut, der freie Dank in eine vorschriftsmäßige Leistung umgewandelt, und das dem Maßstab des Gefühls Ueberlassene wird nach dem Decimalsystem geregelt. Die ethische Weihe dieser Satzungen beruht aber darauf, daß der Einzelne nicht mit pharisäischem Dünkel sich ein Verdienst daraus macht, wenn er mit übertriebener Peinlichkeit auch das geringste Kraut verzehntet, andererseits die Abgabe nicht wie eine Steuerlast trägt, sondern dem Gebote folgt: Heilige deinen Zehnten fröhlich!

Aehnliche Ordnungen finden wir in den Priesterstaaten Kleinasiens, wo die Ortsgottheit oberster Landesherr war, wie Jehova im heiligen Lande, und die Landleute, in offenen Gauen um das Heiligthum angesiedelt, als Zinsbauern der Gottheit den Boden ackerten.

Ein solcher Gauverein war das älteste Ephesos, und als Xenophon sich der ephesischen Göttin dankbar erweisen wollte, kaufte er von dem Gelde, das sie ihm aufbewahrt hatte, bei seinem Landsitze ein Grundstück, und weihte es ihr, so daß sie Grundbesitzerin wurde, während er als ihr Pächter den Boden bestellte und ihr von Wiese, Feld und Garten, von Jagd und Fischfang den Zehnten zahlte.

So tief diese Beziehungen zur Gottheit, wie wir sie bei Israeliten und Hellenen finden, in das menschliche Leben eingreifen, so entziehen sie sich doch dem Gedächtniß der Geschichte, weil nur das Außerordentliche sich der Erinnerung einprägt. Wenn man aber die jährliche Ernte durch Abgabe der Erstlinge heiligte, wie viel mehr den Erfolg gefahrvoller Unternehmungen, den Gewinn blutiger Kämpfe, wo die Gewaltthätigkeit einer religiösen Sühnung bedürftig schien und der göttliche Beistand dankbare Anerkennung verlangte!

Um 1100 vor Chr. schreibt Tiglat-Pilesar, wie unsere Keilschriftkenner lesen: „Ich nahm die Stadt Murath, ihre Götter, ihre Habe. Die Stadt verbrannte ich; sechzig Erzwerke weihte ich Raman dem großen Herrn, der mich lieb hat. Fünf und zwanzig Götterbilder, die Beute meiner Hand, stellte ich auf zu Ehren des Tempels der Baltis, der Gemalin Assurs, meines Herrn, des Anu, des Raman, der Istar.“ „Nach Unterwerfung der Feinde Assurs habe ich die verfallenen Tempel des Landes wieder hergestellt, die Lämmer der erbeuteten Heerden dem Gotte Assur dargebracht.“

In assyrischen Urkunden des siebenten Jahrhunderts wird der Cedern gedacht, die, in Feindesland gefällt, für den Tempel des Reichsgottes verwandt werden sollen.

Wie verbreitet im ganzen Orient der Beutezehnte gewesen ist, zeigt am deutlichsten Herodots Bericht von der Plünderung

des lydischen Königspalastes. Denn als die Schätze in wüster Hast hinausgeschleppt wurden, ermahnt Kroisos den Perserkönig, an allen Thoren der Hofburg Wachen aufstellen zu lassen, weil es unerläßlich sei, die Beute vor der Zerstreuung dem Reichsgotte zu zehnten. Diese Verpflichtung wird also unter Bekennern der verschiedensten Religionen wie ein völkerrechtlicher Grundsatz anerkannt.

In das Abendland ist der Zehnte wohl vorzugsweise durch die Phönizier eingeführt worden. Darum knüpft auch die italische Sage den Zehnten an den Cultus des tyrischen Herkules, und phönizischer Auffassung entspricht es auch, daß die Verheißung großen Reichthums an die pflichtmäßige Abgabe des Zehnten geknüpft wird.

Je tiefer wir in die Anfänge der Staatengeschichte hineinblicken, um so mehr lernen wir es wie ein Entwickelungsgesetz kennen, daß die politischen Ordnungen sich religiösen Satzungen angeschlossen haben. Um gemeinsame Heiligthümer gesammelt, zu ihrem Schutz verbunden, sind die Stämme zu Nationen geworden, und wie in unsern Städten des Mittelalters die Parochieen als älteste Gliederungen der Bürgerschaft gedient haben, so sind auch in der alten Welt Landesverwaltung und Finanzordnung religiösen Institutionen nachgebildet worden.

Die Ansprüche der weltlichen Herrscher werden nach denen der Gottheit bemessen. Darum sagt Samuel den Kindern Israel: „Der König, den ihr haben wollt, wird euch zu Ackerleuten machen, die sein Feld bauen, und wird von euch den Zehnten fordern."

Wir finden den Zehnten als Kronrecht in allen Monarchieen des Morgenlandes als das Kennzeichen satrapischer Verwaltung. Wenn in hellenischen Republiken Tyrannen auftreten, nehmen sie den Erntezehnten in Anspruch. Er ist das Recht des Eroberers.

Als die Athener das aufständische Mytilene unterworfen hatten, theilten sie das Gebiet in 3000 Ackerloose, sonderten 300 den Göttern aus und gaben das Uebrige an attische Bürger, welche nun von den alten Besitzern den Pachtzins einzogen.

Ebenso betrachteten sich die Römer im eroberten Lande als die alleinigen und unbedingten Herrn an Grund und Boden; sie beschränkten aber ihr Herrenrecht eben so wie die göttlichen Landesherrn des Orients, und ließen gegen Abgabe des Zehnten die Eingeborenen auf den ererbten Grundstücken wohnen.

Auch in seiner religiösen Form ist der Zehnte für dies Völkerleben von weitreichender Bedeutung gewesen. Er wurde an auserwählten Plätzen niedergelegt, an heiligen Stätten, wo man der Gottheit näher zu sein glaubte, wo die Vorräthe gesammelt und verwerthet wurden, um das gottesdienstliche Personal zu erhalten und die Festlichkeiten zu bestreiten. Die Feste wurden Volksfeste, welche der Stolz und die Freude des Landes waren. So wurde Jerusalem ein Wallfahrtsort, wo die Landeskinder sich sammelten, dem Aufrufe folgend: Seid fröhlich vor Gott eurem Herrn!

In entsprechender Weise wurden überall aus den Zehntniederlagen festliche Mittelpunkte von Volk und Land, religiöse Metropolen. Delos wurde die Königin der Kykladen, Dodona und Delphi zu Brennpunkten der Volksgeschichte. Denn wenn sich hier auch keine Reiche bildeten, wie um Jerusalem, so entwickelte sich doch das Nationalgefühl; Wege wurden gebahnt, friedlicher Verkehr entspann sich zu Land und Wasser.

Aus fernem Norden kommen die Hyperboreer und bringen den Zehnten erst nach Dodona, dann nach Delphi. Wo wüster Seeraub geherrscht hatte, knüpfen sich gastfreundliche Beziehungen zwischen den gegenüberliegenden Küsten, und ein geistiges Heimathsgefühl hält weit getrennte Volksgenossen zusammen.

Kamen doch von jenseits der Herkulessäulen die Erstlingsspenden nach der phönizischen Küste, und in der Flotte Karthagos waren eigene Schiffe dazu bestimmt, den Zehnten Jahr aus Jahr ein nach dem Mutterheiligthum von Tyros zu bringen.

Aber auch stammfremde Völker gelobten den Zehnten, wenn sie, besonderer Hülfe bedürftig, den Schutz eines weltberühmten Heiligthums suchten. Hier war keine Tradition; daher die Unsicherheit, wie weit der Begriff des Zehnten sich erstrecke, und die Unruhe des Gewissens bei Ausführung des Gelübdes.

Als Veji fiel, mußten die römischen Krieger eidlich angeben, was jeder Einzelne davon getragen, damit dem delphischen Gotte sein volles Recht werde. Ja, nach wiederholten Sitzungen der Pontifices wurden außer der Beute auch Stadt und Landschaft als zehntpflichtig anerkannt. Den italischen Tyrrhenern aber zürnte der Gott, weil sie vom Zehnten das Beste, nämlich die Menschen, vergessen hätten.

Im Morgenlande sind, wie die Herrscher, so auch die Götter Despoten. Sie fordern Blut; sie verlangen von den Eltern die Kinder, von der Gemeinde die Blüthe der Jugend. Wer am Leben verschont wird, bleibt der Gottheit verfallen. Er muß sein Leben einsetzen für die Ehre der Gottheit, um in fernen Weltgegenden ihr einen Dienst zu gründen.

Wenn der Menschenzehnte als Ersatz blutiger Opfer besonders von den Phöniziern eingeführt war, so begreifen wir die Verbreitung desselben am ganzen Mittelmeer. Selbst mitten im Binnenlande ist die Aussendung „heiliger Lenze" die herkömmliche Form geworden, in welcher Bergvölker sich von einem Thal zum anderen ausbreiten, wie die Geschichte der Sabiner lehrt.

Nirgends aber ist der morgenländische Brauch, wie von den Heerden und Früchten des Landes, so auch von der männlichen Jugend den Zehnten auszusondern, in einer für die Volksentwickelung fruchtbareren und veredelteren Form durchgeführt worden, als bei den Hellenen.

Der Gott von Delphi sendet die Magneten aus Thessalien nach Kreta und nach Kleinasien, wo sie als Knechte Apollos leben, mit der Verpflichtung den Reisenden gastliche Aufnahme zu gewähren, für Plato ein Vorbild seines Idealstaats, weil sie den Gott selbst — und ihn allein — zum Gesetzgeber hatten.

Daran schloß sich der amphiktyonische Brauch, ganze Stämme, die dem Gotte feindliche Nachbarn gewesen waren, ihm zehntpflichtig zu machen, wie es durch die Dorier, als Vorkämpfer des Gottes, mit den Dryopern geschah.

Dies blieb auch in historischer Zeit die religiöse Form für die Bestrafung besiegter Staaten; so wurden nach Abwehr der

Perser diejenigen Hellenen, welche es mit dem Landesfeinde gehalten hatten, dem Gotte von Delphi gezehntet.

Ist es doch einer der Charakterzüge der Hellenen, daß sie Allem, was den zarteren Sinn verletzen oder das Gewissen beschweren konnte, einen versöhnenden Ausdruck zu geben wußten; das ist der Zug des Euphemismus, der durch Sprache, Gottesdienst, Kunst und öffentliches Leben hindurch geht. So liebte man auch den Erfolg der Waffen gegen Stammgenossen so einzukleiden, wie es die Eleer mit ihren Nachbarn, den Lepreaten, machten, indem dieselben dem olympischen Zeus gezehntet wurden.

So benutzten die Athener den nach Eleusis zu entrichtenden Kornzehnten als ein Mittel friedlicher Verschmelzung der mit Zwang zusammengehaltenen Reichsgenossen. Die Pietät gegen eine segensreiche Gottheit sollte dem Rechte des Stärkern als mildernde Ergänzung dienen.

Wie die Früchte des Landes erst dann mit gutem Gewissen genossen werden können, wenn durch Abhub des Zehnten der Dankesschuld genügt ist, so bedürfen auch die Erträge, welche ein mächtiger Vorort von seinen schoßpflichtigen Bündnern einzieht, einer solchen zur Beruhigung der Gemüther dienenden Heiligung.

Der Zehnte wurzelt im Glauben an eine Gottheit, welcher ungetheilt Alles gehört, was der Mensch sein Eigenthum nennt, die anstatt des Ganzen, das sie fordern kann, sich mit einem Bruchtheil begnügt. Diese Idee der Gottherrschaft bricht auch bei den Hellenen durch alle künstlichen Systeme des Polytheismus als das Ursprüngliche, wahrhaft Menschliche, als der Kern des religiösen Bewußtseins hindurch; am deutlichsten in Delphi, wo im Namen des Zeus Apollon — und Keiner neben ihm — das gesammte Menschenleben ordnet, und diese Theokratie war nach dem Urtheil der Weisesten die höchste Entwickelungsstufe des volksthümlichen Gottesdienstes.

Aber aller Orten, in jeder Gemeinde ist es eine Gottheit, von deren Walten das Heil des Gemeinwesens unbedingt abhängig ist. So ist, nachdem der bildlose Zeusdienst seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, das unvertilgbare Bedürfniß des

Menschenherzens nach einem Gott zu seinem Recht gekommen. So ist die Tochter des Zeus das unsichtbare Haupt des Staats der Athener. Ihr verdankt er jeden Erfolg; ihr wird deshalb von jedem Gewinn, welcher der Staatskasse zufällt, von der Kriegsbeute, von dem Lösegeld der Gefangenen, von den Kaperprisen, von den eingezahlten Geldstrafen, von den für die Staatskasse verkauften Gütern Verurtheilter der Zehnte abgetragen.

Wie die Hellenen nichts aus dem Morgenlande überkommen haben, dem sie nicht ihr eigenes Gepräge gaben, so ist es auch mit dem Zehnten.

Was im Volke Israel Ausdruck des persönlichen Verhältnisses zur Gottheit war, ist bei einem so politischen Volk, wie die Hellenen waren, zur Gemeindesache geworden; der Staat ist an Stelle der Individuen getreten, und dort, wo die staatbildende Kraft sich am reichsten entfaltete, ist auch der Zehnte am vollkommensten in das Staatswesen aufgenommen.

Der durch den Zehnten gefüllte Schatz der Athena ist die Grundlage, auf welcher die Stadt Athen eine Großmacht in Hellas geworden ist. Der Staat ehrt die Gottheit durch die mit seiner Größe wachsende Pracht der Feste; er huldigt ihr als der Herrin von Stadt und Land, er schützt sie auf seiner Burg, er verzinst ihr alle Anleihen bis zur Rückgabe des Capitals — aber der Gläubiger hat keinen eigenen Willen; denn die Göttin wurde für so patriotisch angesehen, daß man ihrer Zustimmung gewiß war, wenn es eine Ausgabe zu Ehren und Frommen der Stadt galt. Man wußte, daß sie den Goldmantel von ihrer Schulter nahm, wenn der Staat gerettet werden sollte. Die weitläufige Abrechnung aber zwischen den Behörden der Stadt und ihrer Schutzgöttin war darum keine leere Spielerei mit religiösen Formen; sie erhielt die väterliche Ueberlieferung im Bewußtsein der Bürgerschaft, sie diente wesentlich zur Verschärfung der Controle in der Staatshaltung einer Demokratie, und zu einer heilsamen Scheidung der für den täglichen Bedarf flüssigen Gelder von den für äußerste Fälle aufzubewahrenden Beständen.

Kein Volk der alten Welt hat es nach den Israeliten mit dem Zehnten so ernst genommen wie die Hellenen, obwohl bei

ihnen keine gesetzliche Nöthigung vorhanden war und kein Priesterstand darüber wachte.

Darum ist der Zehnte ein Maßstab für die vielseitige rastlose Betriebsamkeit des Volks zu Wasser und zu Lande. Das Charakteristische für die Hellenen liegt aber darin, daß sie vom Landbau und Bergbau, von Fischerei und Seefahrt wie von der Beute nicht bloß den Schoß entrichten wollten, wie man einen ungeduldigen Gläubiger durch prompte Baarzahlung abfindet. Sie schleppten auch nicht, wie es Assyrer und Römer thaten, erbeutete Kunstwerke in den Tempeln zusammen; sie verwandelten vielmehr den Zehnten in Werke ihrer eigenen Hand, welche Zeugniß geben sollten, was sie mit den edelsten der ihnen von der Gottheit verliehenen Kräfte zu Ehren derselben leisten könnten.

So wurden die Spenden zu Denkmälern und die Tempel zu Archiven der Geschichte.

Spürte man z. B. den Fortschritten hellenischer Seefahrt nach, so fand man eine der wichtigsten Urkunden im Heiligthum der samischen Hera, den ehernen Mischkrug, sechs Talente an Werth. Es war der Zehnte vom Reingewinn der ersten Fahrt, welche ein griechisches Handelsschiff in den Ocean hinausgeführt hatte.

Erst waren es Geräthe, die man als Ehrenschmuck der Tempel aufstellte, Schalen, Krüge, Dreifüße, Musterproben einheimischer Technik, oder Bilder der den Göttern heiligen Thiere; dann bildete man die Götter selbst in ihren alterthümlichen Formen. Später durchbrach man die Schranken der Ueberlieferung, um Eigenes, Neues zu geben. Der Geist der Erfindung wurde lebendig, namentlich bei dem Zehnten der Siegesbeute, den man am wenigsten schuldig bleiben wollte. Denn die Annahme des Siegesdanks von Seiten der Gottheit war eine öffentliche Anerkennung des Siegers. Man begnügte sich nicht erbeutete Waffen und Schiffe darzubringen. Man bildete die Gottheiten in dramatischen Gruppen und machte ihre Thaten zu Vorbildern der eigenen. Man stellte die siegreiche Gemeinde dar in den Personen ihrer Landesheroen. Figurenreichere Darstellungen wurden als Gemälde oder Gewebe dargebracht; Pro-

zessionen, welchen göttliche Erhörung gefolgt war, heroische Scenen, wie die Freiertödtung auf Ithaka, ein Vorbild für die Niederlage der Perser, die ja auch in fremde Wohnstätten eingedrungen waren.

So verwerthete der Hellene die Legenden der Vorzeit, so zahlte er den Dank in Werken sinnreicher Erfindung. Alles betheiligte sich nach Maßgabe seiner Mittel. Kleinere Gemeinden weihten einen Ackerstier von Erz, zum Dank daß sie nach Abwehr der Barbaren wieder freien Boden pflügen konnten, während sich in Athen das Goldelfenbeinbild der Athena Parthenos aus dem Zehnten von Marathon erhob.

So verbreitet von Volk zu Volk, so mannigfaltig in seiner Erscheinung, so fruchtbar in seiner Wirkung ist der Trieb des Menschen, für das Gute, das er im Leben hat, nicht nur im Herzen und mit den Lippen dankbar zu sein, sondern auch etwas zu leisten, als thatsächliche Anerkennung, daß er sich nicht als unbedingt freien und selbständigen Eigenthümer der irdischen Güter ansehe, indem er vor der Benutzung einen Theil abhebt für den unsichtbaren Lehnsherrn, dem von Rechtswegen Alles gehört.

Es ist ein Gefühl sittlicher Gebundenheit, das wir mit der freisten Selbstthätigkeit vereinigt sehen. Denn, was den Kindern Israel zugerufen wurde: „Heilige deinen Zehnten fröhlich“, dem haben die Hellenen am vollsten entsprochen; bei ihnen ist die Zehntpflicht zum Antrieb des freudigsten Wetteifers in den edelsten Erzeugnissen geistiger Kraft geworden, und der Eifer ihr zu genügen ist wie ein Frühlingshauch durch die griechische Welt gegangen, der den Boden von Hellas mit Blüthen der Kunst bedeckt hat. Der ursprüngliche Sinn der Zehntpflicht mag verdunkelt und vergessen sein; die Sitte selbst würde eine solche Verbreitung und Bedeutung nie erlangt haben, wenn ihr Keim nicht tief im Menschenherzen läge.

Wenn wir so in der Geschichte der Völker das Wesen des Menschen erkennen, so vereinigen sich hier die Interessen Aller, deren Leben der Forschung gewidmet ist. Denn auch die, welche den Gesetzen der Natur nachspüren, bleiben doch nicht dort stehen,

wo in der geschaffenen Welt das Bewußtsein aufgeht für das Ueberirdische und das Auge sich auf das Ewige richtet. Denn das ist auch ein Naturgesetz, daß der Mensch nicht, dem erdgeborenen Riesen gleich, aus dem Erdboden seine Siegeskraft zieht, sondern, weil er nicht der Erde angehört, seine beste Kraft erst dann voll entfaltet, wenn er zum Unsichtbaren sich erhebt und sich zu dankbarer Verehrung der Gottheit verpflichtet fühlt.

Dann ist der Gegenstand, dem wir unsere Betrachtung zuwandten, auch dieser Feierstunde nicht unwürdig, in der wir um unsern Kaiser und König vereinigt sind, um Gott zu danken für seine gnädige Bewahrung und ihm für das neue Lebensjahr Heil und Segen zu erflehen. Alle Stätten, wo Kunst und Wissenschaft gepflegt werden, wollen heute Zeugniß ablegen, daß sie unter dem Schirm und Schutz ihres Kaisers in frischer Lebenskraft stehen und ihr Gedeihen nur in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Wohl des Vaterlandes suchen. Ihm also, dem geliebten Landesherrn, dem Gründer des Reichs, dem Vater des Vaterlandes, ihm geben wir die Ehre von Allem, was uns in seinem Namen und seinem Auftrag gelingt. Ihm weihen wir dankbar die Erstlinge der Ernte, ihm spenden wir das Beste, was wir geben können, ihm zahlen wir unsern Zehnten fröhlich!

X.

August Böckh.

24. November 1885.

Von den Männern, deren Marmorbüsten die Wände unserer Aula schmücken, ist Keiner mehr berechtigt, daß sein Geburtstag nach hundert Jahren als ein Festtag der Universität gefeiert werde, als August Böckh.

Einer ihrer ersten Lehrer, bei ihrer Organisation wesentlich betheiligt, hat er einen der wichtigsten Zweige des akademischen Unterrichts 56 Jahre als ein Meister seiner Wissenschaft mit mustergültiger Pflichttreue und unvergleichlichem Erfolg vertreten, der Leiter beider Pflanzschulen, in denen unsere Jünglinge zu Pflegern und Lehrern der Philologie ausgebildet werden. Von 1811—1843 hat er dem Verzeichnisse unserer Vorlesungen durch sein Vorwort wissenschaftlichen Werth gegeben; von 1812 bis 1862 hat er als Professor der Beredsamkeit unseren Festversammlungen die Weihe verliehen. Ein auserwählter Vertrauensmann seiner Amtsgenossen, hat er sechs Mal das Decanat seiner Facultät, fünf Mal das Rectorat verwaltet — in der That, ist unsere Universität ein Bau aus lebendigen Steinen, so ist August Böckh ein Grund- und Eckstein derselben, ein Stück ihrer Geschichte, die ohne ihn nicht zu denken ist.

So gebührt ihm schon nach äußerlichem Maßstabe in hervorragender Weise die Huldigung, zu der wir hier versammelt sind. Wie viel mehr erkennen wir dies, wenn wir uns seinen Lebensgang und den Inhalt seiner Wirksamkeit vergegenwärtigen!

Böckhs Familie, der alten Reichsstadt Nördlingen entsprossen, war reich an geistig angeregten Persönlichkeiten, von denen einzelne gegen Ende des vorigen Jahrhunderts weitere Wirkungskreise aufsuchten.

Der Vater unseres Böckh trat in badischen Staatsdienst und starb als Secretär des Hofraths in Karlsruhe, als August vier Jahre alt war. Der Knabe fand auf dem dortigen Lyceum eine sehr glückliche Ausbildung seiner vielseitigen Anlagen (1791—1802). Außer den klassischen Sprachen trieb er auch das Arabische, machte botanische Excursionen und zeichnete sich unter einem besonders anregenden Lehrer in der Mathematik aus.

Den Sinn für praktische Geschäftsführung, der ihm eigen war und der sich in seinem älteren Bruder, dem badischen Finanzminister, glänzend bewährt hat, können wir als eine Mitgift aus dem Elternhause ansehen, das er 1803 verließ, um in Halle Theologie zu studiren.

Hier hatte Fr. August Wolf den unklaren Begriff der humaniora, die als Nebenfach der theologischen Studien angesehen wurden, zur Alterthumswissenschaft ausgestaltet, und Böckh ging mit rascher Entschlossenheit in das neue Lager über.

Merkwürdig aber ist, daß er sich dem großen Philologen, unter dessen Fahne er trat, nicht so nahe anschloß wie einem jüngeren Manne, welcher ihm, da er sich in die Weisheit Platos zu vertiefen suchte, zur rechten Zeit als der ersehnte Hierophant entgegentrat. Das war Schleiermacher.

Durch die zündende Berührung mit Plato und mit Schleiermacher, in dem er dieselbe dialektische Kunst, dieselbe durch weise Besonnenheit geregelte Phantasie wieder fand, hat Böckh zum guten Theil seine dauernde Geistesrichtung erhalten, und was er jener Zeit tiefster Anregung verdankt, bezeugt die erste von ihm veröffentlichte deutsche Abhandlung, eine Anzeige der Uebersetzung des Philosophen, wo er seinem jugendlich warmen Herzen in den Worten Luft macht: „Sagen wir es rund heraus! Noch Niemand hat Plato so verstanden und Andere so verstehen gelehrt, wie Schleiermacher!"

Damals war er, nachdem er in Halle durch kritische Arbeiten über Plato seine philologische Reife bezeugt, und den Winter nach der Schlacht bei Jena in Berlin als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen zugebracht hatte, in die Heimath zurückgekehrt, um sich October 1807 an der Heidelberger Universität zu habilitiren.

Hier empfing ihn ein Kreis hervorragender Männer, Fr. Creuzer, Daub, Neander, Marheineke, de Wette, Thibaut. Neben den Fachgelehrten ein Kreis von Romantikern, Clemens Brentano, Achim von Arnim, Görres, deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor beitrat. Bei dem angeborenen Zug zur Poesie, der ihn bis in späte Jahre getrieben hat, den tieferen und zarteren Bewegungen seines Gemüths rhythmischen Ausdruck zu geben, hat er nie ein engherziger Alterthumsforscher sein können, und hat auch Nicht-Philologen, wie seinem Freunde Fr. von Raumer, gegenüber, energisch dagegen protestirt, hellenisch und modern, klassisch und romantisch als unvereinbare Gegensätze aufzufassen. Darum seine harmlose Freude an einem Kreise, wo in voller Freiheit der Geist sprühte, während er gleichzeitig in emsiger Forschung den Gesetzen nachspürte, welche die Dichtung der Alten regelten. Zunächst den Gesetzen des Dramas.

So erschien schon 1808 sein Buch über die Meister der Tragödie, worin er die bei erneuter Aufführung eingetretenen Aenderungen in den Texten des Aeschylos, Sophokles und Euripides, die Tradition der Kunst in den Dichterfamilien, die Reihenfolge der Bühnenstücke, die Beziehungen auf Zeitereignisse, die Zusammensetzung des Chors beleuchtete. Es war eine mannigfaltige Reihe von Betrachtungen voll neuer Gesichtspunkte und Ergebnisse, ein Muster der höheren Kritik, die das Echte und Unechte, das Frühere und Spätere zu scheiden sucht.

Die Methode war von Plato übertragen, an dem Böckh zum Philologen geworden ist, und wer seine Tragiker rühmte, dem sagte er mit edler Bescheidenheit: „Das habe ich von Schleiermacher gelernt."

Inzwischen hatte sich der junge Professor als akademischer Lehrer und Seminardirector bewährt und stand schon in der

Vorderreihe der Gelehrten Deutschlands, als in der preußischen Königsstadt die Universität gegründet wurde und Wilhelm von Humboldt auf hoher Warte die Umschau hielt unter den Männern der Wissenschaft, deren Persönlichkeit für das Gedeihen der neuen Stiftung eine Bürgschaft sein konnte.

Ihm lag die würdige Vertretung der klassischen Philologie ganz besonders am Herzen, und am 11. September 1810 wurde durch die Hand des edlen Nicolovius der Ruf nach Heidelberg ausgefertigt.

Böckh antwortete am 17., er werde kommen, aus Liebe zu dem frischen und kräftigen Geiste der neuen Gründung!

Wohl hing sein Herz mit warmer Heimathsliebe am badischen Lande. Noch in späteren Jahren nannte er die Heidelberger Zeit, wo ihm so reiche Anregung und so rasche Anerkennung zu Theil geworden, seine goldbekränzte Jugendzeit — und doch konnte er nicht schwanken.

Dem Stammlande der Hohenzollern entsprossen, folgte er mit raschem Entschlusse dem Rufe dieses Fürstenhauses, weil er an die vaterländische Mission ihres Staates glaubte, obwohl er ihn nur in seiner tiefsten Demüthigung kennen gelernt hatte.

Und wie fand er die Verhältnisse, nachdem er Ostern 1811 sein Amt angetreten hatte? Im folgenden Jahre lag die Hauptstadt voll französischer Truppen, deren Führer sich als die Herren geberdeten und bei den vaterländischen Feierlichkeiten in dieser Aula von Amtswegen anwesend zu sein verlangten.

Aber auch in den dunkelsten Tagen hat Böckh sich nie nach der heiteren Behaglichkeit des Neckarthals zurückgesehnt. Er war stolz darauf, daß die junge Universität ihre Feuerprobe so herrlich bestand. Er wünschte ihr Glück zur Verödung der Hörsäle, als einer fausta infrequentia; gleich Niebuhr begeisterte er die Jugend mit neu belebten Flammenworten des Demosthenes und erkannte in der Vereinigung des kriegerischen Muths mit gelehrter Bildung, in der „Germania litteris pariter et armis parata" das Ideal verwirklicht, das ihn nach Preußen gelockt hatte.

Ich konnte mir nicht versagen, der außerordentlichen Thatsachen zu gedenken, unter denen Böckh mit dem Staate, dem er

nun sein Leben gewidmet, mit seiner Hauptstadt und ihrer Hochschule so rasch verwachsen ist; ich kann aber nicht daran denken, den äußern Verlauf seines Lebens von Stufe zu Stufe zu begleiten.

An dieser Stelle kann es nur meine Aufgabe sein, den innern Gehalt desselben im Umriß darzulegen, um uns in's Gedächtniß zu rufen, wie er unter seinen Zeitgenossen und mit ihnen gewirkt hat. Denn darum kehren wir ja so gern in jene Zeit zurück, da Böckh der Unsrige wurde, weil uns in ihrer geistigen Bewegung ein großer Zusammenhang unverkennbar entgegentritt.

Bis dahin war das Wirken unserer Gelehrten ein in sich abgeschlossenes, nach innen gewandtes. Jetzt traten Leben und Wissenschaft in näheren Zusammenhang, und die neue Zeit, die dem Vaterlande tagte, wurde dadurch vorbereitet, daß die Vergangenheit eine ganz andere Stellung zur Gegenwart einnahm. Mit der Liebe zur deutschen Vorzeit, die in der Romantik ihren Ausdruck fand, erwachte die Lust zum Sammeln von Urkunden und Denkmälern. Man wurde sich des Grundes bewußt, in welchem Kunst und Sitte wurzeln, man lernte das Recht begreifen, wie es sich aus dem Volksgeist entwickelt; es war mit einem Wort der geschichtliche Sinn, der neu erwachte, der die Morgendämmerung der eignen Volksgeschichte durchdrang. Alle Epochen der Menschengeschichte wurden lebendiger, tiefer, umfassender erforscht, und so hat sich bei voller Freiheit individueller Entwickelung doch im Zusammenhang mit dem, was Savigny und Jacob Grimm, was Schleiermacher und Niebuhr uns gewesen sind, auch Böckhs Lebenswerk vollzogen.

Natürlich wurden nicht überall in gleicher Weise neue Wissenschaften gegründet wie die deutsche Philologie und die Rechtsgeschichte. Für das klassische Alterthum hatte Heyne die historischen Probleme gestellt und Winckelmann einen Theil geschichtlich durchgearbeitet, während Fr. August Wolf, einem genialen Baumeister gleich, den Grundriß einer Alterthumswissenschaft entworfen hatte. Aber es war ein Programm der Zukunft, ein Rahmen, dem der Inhalt fehlte. Was jene Männer im Geiste

schauten, ist über ihr Verstehen durch Böckh ausgeführt; was aber dem geschichtlichen Sinne, der sich wie ein befruchtender Strom über die Felder der Wissenschaft ergoß, besonders eigen war, nämlich das Erfassen des Volksthums als des mütterlichen Bodens aller geschichtlichen Bildungen, und zweitens das Zusammenfassen der einzelnen Thatsachen einer Volksgeschichte zu einem Gesammtbilde — das ist erst durch Böckh für das klassische Alterthum zu klarem Bewußtsein gebracht und in bewunderungswürdigem Umfange ausgeführt worden.

Wie sehr ihm von Anfang an das hellenische Alterthum in seiner Totalität vor Augen stand, zeigte sich darin, daß er schon in Heidelberg ein Werk entwarf, das unter dem Namen Hellen das Leben der Griechen in allen Erscheinungsformen darstellen sollte.

Zu diesem Ziele führten zwei Wege, einmal die Durchdringung des hellenischen Geistes in den höchsten Leistungen seines denkenden und dichtenden Vermögens, andererseits die Anschauung des praktischen Lebens, wie es die Alten in Gesetz und Sitte ausgebildet haben.

In ersterer Beziehung war Plato, der Jugendliebe Böckhs, nichts verwandter als der Dichtergeist Pindars. Beide hatten zur väterlichen Religion eine entsprechende Stellung; in Beiden erkannte er, was ihm eine charakteristische Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes war, die Verbindung des erhabensten Schwunges einer kühnen Phantasie mit klarer Besonnenheit und folgerichtiger Gedankenführung. Bei keinem Lyriker war die ideale Geistessphäre mit dem ganzen Volksleben gleich eng verwachsen — und so wurde Pindar die erste große Aufgabe von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit.

Die Lyrik der Griechen war eine verschleierte Welt, deren Verständniß schon das Alterthum verloren hatte. Nach Vorgang späterer Grammatiker hatte man die lyrischen Strophen ganz äußerlich betrachtet und sich mit einer armseligen Silbenzählung begnügt, bis Gottfried Hermann die wissenschaftliche Forschung begann. Philosophische Sätze, namentlich das Causalitätsprincip, wurden angewendet, um das metrische Wechselverhältniß der

Silben zu erklären. Böckhs historischer Sinn, aller Abstraction und Uebertragung moderner Schulbegriffe abhold, zog die verschollenen Lehren der alten Musiker wieder hervor und zeigte, wie in Tanz und Musik durch Verbindung verschiedenartiger Zeittheile, als Einheit im Wechsel der Rhythmus entstehe. Diese Theorie, wie das Verständniß eines Naturgesetzes in der Stille gereift, wurde auf die Dichterwerke angewendet. Pindar war wegen der Wiederholung seiner Strophen besonders geeignet, um an ihm die Theorie zu erproben.

Der Text des Dichters lag in wüster Unordnung, willkürlich gegliedert; Böckhs Scharfsinn gelang es, die untrüglichen Kennzeichen des Versschlusses bei Pindar nachzuweisen. Die Wortbrüche am Ende der Verse, die mit Recht Anstoß erregt hatten, fielen weg, und bei consequenter Durchführung der einfachsten Grundsätze gelang es, in dem scheinbaren Gewirr von Längen und Kürzen eine klare und zweckmäßige Ordnung herzustellen.

Das war eine der schönsten philologischen Entdeckungen, ohne Vermehrung des Quellenmaterials durch methodisches Denken gefunden; es war die Grundlage einer wissenschaftlichen Metrik, und während bis dahin nur kleinere Strophen, wie die sapphische und alkäische, in ihrer künstlerischen Einheit verstanden wurden, konnten jetzt die größten Strophen Pindars als ein bis in die einzelnen Silbengruppen wohl organisirtes Ganze erkannt und empfunden werden.

Mit der Anwendung der Theorie des Rhythmus auf Pindar war natürlich die kritische Untersuchung des Textes wie das Sammeln und Sichten der Handschriften verbunden. Daran schloß sich die umfassende Bearbeitung des ganzen Nachlasses. 1811 wurde die schon in Heidelberg vorbereitete Ausgabe begonnen; durch den Krieg unterbrochen, wurde sie 1821 vollendet, nachdem Dissen die Hälfte des Commentars übernommen hatte.

So ist Pindar erst in seiner äußeren Form, dann in seinem ganzen künstlerischen Charakter durch Böckh für uns neu geboren. Wo man Schwulst oder ein wüstes Spiel der Phantasie zu sehen glaubte, ist Besonnenheit und wohldurchdachter Zusammenhang nachgewiesen, und der erfindungsreiche Tiefsinn des Dichters, der

das wiederkehrende Siegesthema mit immer neuen Gedanken historischen und ethischen Inhalts auszustatten wußte, ist von Neuem an das Licht getreten. Der Schatten eines der größten Meister aller Zeiten hat wieder Gestalt und Sprache gewonnen.

Diese Wiedergeburt Pindars war eine Epoche für das Verständniß lyrischer Kunst. Was hier an wissenschaftlichen Fragen zur Erörterung kam, zeigt die von Böckh eingehend besprochene Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Dissen. Denn so sehr auch Böckh die Vereinbarkeit des lyrischen Schwungs mit verständiger Gedankenfolge betonte, bestritt er doch die Ansicht, daß ein gedachter Begriff als solcher, sei es in einem Bildwerk oder in einer Ode, zum Ausdruck komme; er müsse versenkt sein in eine künstlerische Idee, die dem Urheber des Kunstwerks vorschwebe.

Wenn Böckh einen Theil seines Werks einem Freunde abgab, so lag der Grund darin, daß er schon seit 1813 ein anderes Arbeitsfeld betreten hatte. Von den sonnigen Höhen pindarischer Siegesfreude und platonischer Speculation war er zu den realen Verhältnissen des antiken Lebens herabgestiegen, deren wissenschaftliche Behandlung man dem Fache der „Alterthümer“ zuzuweisen gewohnt war. Es war ein Aggregat zusammengetragener Notizen. Böckh hat es zu einer Wissenschaft gemacht, indem er die Idee des Staats in die Mitte stellte, des aus dem Volk hervorgewachsenen. Denn mit voller Energie trat er auch hier aller Willkür moderner Anschauungen entgegen, welche den Staat auf einem Vertrage beruhen ließen, als wenn die Elemente desselben vom Winde zusammengeweht wären.

Eine Darstellung des gesammten Staatslebens der Hellenen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, war sein Ideal. Er beschränkte sich auf die Stadt, in der sich das Hellenische am vollkommensten ausgeprägt, und auf das am meisten vernachlässigte Gebiet des antiken Lebens, das wirthschaftliche. Und so erschien 1817 ein Werk, an dessen Möglichkeit man nicht gedacht hatte, als es fertig vorlag: Die Staatshaushaltung der Athener.

Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Alterthums in neuem Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen

Regsamkeit von Handel und Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Höhe des Arbeitslohns, des Zinsfußes, der Hauswerthe, der Waarenpreise lernte man wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzverwaltung der Stadt mit ihren Jahreseinkünften und Ausgaben.

Wo der Mensch mit dem Gelde zu thun hat, treten alle Schwächen seiner Natur zu Tage, und nirgends deutlicher als in den Freistaaten des Alterthums. Mit großherziger Unbefangenheit zeigt Böckh, wie bei der Kleinheit aller Verhältnisse und kunstlosen Einfachheit einzelne Einrichtungen doch auf das Feinste durchgebildet waren. Nirgends ist ein edlerer Aufwand öffentlicher Gelder gemacht, nirgends Leichtsinn und Unredlichkeit größer gewesen. Das ganze Unwesen ochlokratischer Geldwirthschaft ist hier klar geworden, aber auch die Weisheit der solonischen Vermögensklassen, das Institut der öffentlichen Leistungen oder Liturgieen, die Verfassung des attischen Seebundes.

Welch eine reiche Welt menschlicher Einrichtungen ist hier zum ersten Male enthüllt worden, und den Werken von Niebuhr und Savigny, die hier gleichzeitig reiften, reiht sich als epochemachendes Geschichtswerk die Staatshaushaltung der Athener ebenbürtig an.

In näherem oder fernerem Zusammenhang standen die Abhandlungen über die laurischen Bergwerke, über die attische Oberrechenkammer der Logisten und Euthynen, über die Dionysosfeste in Athen, die Zeitverhältnisse der Rede des Demosthenes gegen Meidias, — lauter Schriften von eingreifender Bedeutung, die der Staatshaushaltung unmittelbar vorangingen oder folgten.

Ganz äußerlichen Anlaß hatte seine Schrift über die Hierodulen. Es wurde nämlich im Jahre 1818 nach Hirts Entwurf im weißen Saale ein Maskenball aufgeführt, bei welchem die Damen des Hofs als Tempeldienerinnen auftraten. Diese Rolle wurde als eine nicht anständige bezeichnet! Böckh vertheidigte in einer Abhandlung über antikes Tempelpersonal seinen Amtsgenossen gegen hämische Angriffe.

Inzwischen hatten die Forschungen über attisches Finanzwesen das Bedürfniß neuer Hülfsquellen angeregt, und da seit

Beginn des Jahrhunderts die Zahl der Reisenden sich mehrte, welche Stein- und Erzschriften auf griechischem Boden fanden, so war eine Sammlung derselben zur Ergänzung des litterarischen Nachlasses der Alten die zeitgemäßeste Aufgabe. Wer sollte sie in die Hand nehmen?

Bis dahin waren alle Aufgaben dieser Art bei uns von Einzelnen gestellt und nach Kräften durchgeführt. Es war also eine Epoche im Leben der deutschen Wissenschaft, daß die preußische Akademie nach Böckhs Eintritt ein Werk zum Nutzen der Wissenschaft und zu Ehren des Vaterlandes unternahm, das von einem Einzelnen nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Der Stein von Rosette hatte allgemeines Aufsehen erregt; Niebuhr glühte vor Feuereifer und entwarf den Plan eines Urkundenbuchs für die Geschichte des ganzen Alterthums. Böckh vertrat eine weise Beschränkung. Sein Entwurf zur Herstellung eines griechischen Inschriftthesaurus, wofür, auf vier Jahre vertheilt, 6000 Thaler als Staatszuschuß beantragt wurden, ging am 25. April 1815 an das Ministerium; am 12. Mai wurde er genehmigt.

Niebuhr, Buttmann, Schleiermacher, Immanuel Bekker bildeten mit Böckh, welchem die Redaction übertragen wurde, die leitende Commission. Bekker wurde sofort nach London und Paris geschickt, um die dortigen Urkunden abzuschreiben. In Athen wurde mit Consul Gropius angeknüpft. Die Europäer, die in Griechenland heimisch geworden, Major Leake in Joannina, William Gell, Clarke, Bröndstedt, Payne-Knight wurden zur Theilnahme herangezogen. Zum ersten Male trat die Berliner Akademie in einen Weltverkehr, und Böckhs Studirzimmer wurde das erste Archiv hellenischer Urschriften aller Zeiten und Länder.

Nachdem er schon 1821 die erste Papyrusurkunde mit griechischer Cursivschrift herausgegeben hatte, begann er 1824 die Ausgabe des Inschriftenwerks, mit dem eine neue Aera der klassischen Alterthumskunde begonnen hat.

Durch die Inschriften sind wir in eine ganz neue Art von Verkehr mit den Alten getreten. Nicht nur, daß sie über die wichtigsten Seiten des öffentlichen Lebens, über welche kein Autor

Veranlassung hatte, ausführlich zu berichten, als gleichzeitige Urkunden helles Licht verbreiten; wir stehen durch sie der alten Welt unmittelbarer, lebendiger, persönlicher gegenüber.

In antiken Autographen können wir ein Jahrtausend hindurch die Geschichte der Schrift verfolgen, in deren Form und Stil sich der Charakter der Zeiten und Landschaften spiegelt. Es sind Zeugnisse von Volksgebräuchen, von denen eine andere Ueberlieferung nicht vorhanden ist, Zeugnisse von Mundarten, die in der Litteratur nicht vertreten sind. Eine Wissenschaft von den griechischen Dialekten wurde jetzt erst möglich, so daß der Begründer derselben seine bahnbrechenden Arbeiten als eine Frucht von Böckhs Inschriftenwerk bezeichnen konnte.

Böckh selbst war am wenigsten geneigt, die Epigraphik als eine besondere Disciplin zu betrachten, aber sie hat ihre eigene Technik, und er hat ohne namhafte Vorgänger in der kritischen und exegetischen Behandlung der Urkunden und ihrer Verwerthung für alle Zweige des antiken Lebens den Weg gezeigt.

Er konnte selbst nicht ahnen, welchen Erfolg das von ihm Begonnene haben würde; denn es war ja, als wenn die großen Entdeckungen auf den Gründer und Meister der Epigraphik gewartet hätten. Ueberschauen wir jetzt, was sich an die erste Lieferung seines Werks angeschlossen hat, so müssen wir freudig anerkennen, daß jener im Vertrauen auf Böckh gefaßte Beschluß der Akademie für die historisch-philologische Wissenschaft eines der segensreichsten Ereignisse gewesen ist, und daß das nationale Werk, durch das Rescript vom 12. Mai 1815, also unmittelbar vor der Schlacht bei Waterloo, in's Leben gerufen, ein unvergängliches Ehrendenkmal der Krone Preußens sein wird.

Die Freude am Gelingen blieb nicht ungestört. Von Gottfried Hermann wurden gegen die Behandlung der Inschriften mancherlei zum Theil nicht unbegründete Einwendungen erhoben. Es waren Aeußerungen eines Widerspruchs, dem ein tiefer gehender Gegensatz zu Grunde lag. Man glaubte in Böckhs großartiger Auffassung der Philologie einen gefährlichen Abweg von der hergebrachten Methode zu erkennen; man witterte sogar eine Art Verschwörung gegen die Autorität des großen Hellenisten in Leipzig.

Es war in der That ein Gegensatz vorhanden, der ausgetragen werden mußte, wenn auch kein solcher, der zu persönlicher Befehdung nöthigte. Es waren zwei Richtungen, von denen keine die andere ausschloß. Böckh war keine grammatische Untersuchung zu scharf und eingehend, aber das Hauptgewicht sollte nicht auf das Einzelne und Kleine gelegt werden, oder — besser gesagt — es gab für ihn nichts Einzelnes, das ohne das Allgemeine begriffen werden konnte. Was den Alten gegenwärtig war, wenn sie ihre Kunstwerke anschauten oder anhörten, müssen wir uns durch die Wissenschaft aneignen. Je weiter der Ueberblick, um so besser werde das Verständniß des Einzelnen gelingen. Unthunlich aber sei es, das zur Erklärung der Alten an sachlichen Kenntnissen Erforderliche für die betreffende Textstelle herbeischaffen zu wollen.

Ein abgesagter Feind aller Notizengelehrsamkeit und Vielwisserei, legte er den Schwerpunkt der Philologie in das Erkennen, das immer ein Ganzes als Gegenstand voraussetzt; das Erkennen des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewußtseins ist ihm die Aufgabe des Philologen. Er unterscheidet den formalen Theil, die Theorie des Verstehens oder philologische Kunst, und den materiellen, welcher die allgemeine Anschauung der Antike und alle einzelnen Seiten des antiken Lebens umfaßt. Das war es, was er in seinem „Hellen“ darzustellen beabsichtigt hatte, und was er dann in seinen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie vortrug, sein wissenschaftliches System, das Programm seiner Lebensarbeit, mit dessen fortschreitender Ausführung in seinem Sinn wir heute unausgesetzt beschäftigt sind.

In der Trockenheit und Mühseligkeit epigraphischer Studien erquickte ihn die eindringende Beschäftigung mit Sophokles' Antigone, deren Zeitverhältnisse er 1824 in lichtvoller Weise darlegte.

Bald darauf war es seine Abhandlung über Philochoros, welche uns über die Behandlung attischer Landesgeschichte im Alterthum neue Belehrung gab. Historische Untersuchungen von weiterem Gesichtskreise knüpften sich an neue Inschriftfunde, welche jetzt aus Athen durch Ludwig Roß in tadellosen Abschriften

eingesandt wurden, so daß Böckh endlich mit dem klassischen Boden in directem und ununterbrochenem Zusammenhange stand.

Eine Rechnungsurkunde über das apollinische Heiligthum zu Delos veranlaßte ihn, die Geschichte der heiligen Insel von den Urzeiten an, da sie der Mittelpunkt des ionischen Volkslebens auf beiden Meerseiten war, bis zur religiösen und politischen Verschmelzung mit Athen in großem Zusammenhang darzustellen.

Ein Jahr später — 1835 — schickte Herr von Prokesch die Inschriften ein, die er mit glücklichem Blick auf einem Kalkfelsen von Santorin entdeckt hatte, über den alle Wanderer, ohne sie zu sehen, hinweggeschritten waren. 1836 erschien die Abhandlung über die Inschriften von Thera, in welcher an diese flüchtig eingeritzten Pilgernamen eine Untersuchung über die Wohnsitze der Minyer angeknüpft wurde, welche in die Zeit der Phönizier hinaufging und für seine Anschauung der griechischen Vorzeit von besonderer Wichtigkeit ist.

Damals wurde er auch auf einem anderen Wege in die älteste Culturgeschichte der Mittelmeervölker hineingeführt. Er war nämlich mit einer neuen Ausgabe der Staatshaushaltung beschäftigt, als er bei emsigem Abwägen der alten Geldstücke in unserem Münzcabinet die Entdeckung machte, daß dort, wo von Stadt zu Stadt die bunteste Verschiedenheit zu herrschen schien, ein ungeahnter Zusammenhang sich nachweisen lasse.

Rastlos forschend ging er den Maß- und Gewichtsbestimmungen im Alterthume nach, bis er endlich bei den Erfindungen der Priesterschaft in Babylon anlangte, welche durch die Phönizier über die Küsten des Mittelmeers ausgebreitet worden sind.

Nach vielem Hin- und Herreden über Abend- und Morgenland war endlich eine exacte Methode gefunden, den Völkerverkehr nachzuweisen in Handel, Industrie und Gottesdienst. Die assyrische Mylitta wurde als kosmisches Naturwesen in Aphrodite Urania erkannt, und vom Euphrat bis zum Tiber enthüllte sich eine untrennbar verbundene Culturwelt.

Durch die vergleichende Maß- und Gewichtslehre, welche Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen 1838 begründet hat, ist unser Wissen vom Alterthum in ein neues Entwicklungs-

stadium eingetreten. Neben dem großen Resultat für alte Culturgeschichte sind darin über die verschiedenen Münzfuße, die Wandlungen des Geldverkehrs, die Bürgerschatzungen die lehrreichsten Forschungen eingeflochten, und wie früher Solons Timokratie, so ist hier des Servius Tullius Census zuerst klar gemacht.

Als er zur Staatshaushaltung zurückkehrte, begegnete ihm ein neuer Aufenthalt. Bei den Bauten im Piräus kamen Steine zu Tage, auf denen die Behörden des Arsenals das bei ihrem Amtsantritte vorgefundene Material hatten aufzeichnen lassen. Das war für Böckh das köstlichste Geschenk, die willkommenste Bereicherung seiner Anschauung athenischer Staatswirthschaft.

Nach dem weiten Umblick über antike Weltgeschichte versenkte er sich nun in die Verzeichnisse eines städtischen Zeughauses. Anderthalb Jahr lebte er auf den Werften von Athen. Die Namen der Schiffe, die Theile und Geräthe derselben, die Oertlichkeiten und Behörden, der ganze Mikrokosmos der städtischen Marine wurde ihm vertraut, und wie Alles, was er geistig umfaßte, lebendig in sich zusammenhing, so erfreute er sich nun mit erhöhtem Genusse an dem herrlichen Chorliede, wo neben dem Oelbaume der Athena „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene Ruder, das von den Nereiden begleitete“ gepriesen wird. Das dürre Inventar eines städtischen Magazins wurde ihm so zu einem lebendigen Commentar des Sophokles.

Zu diesem Dichter sollte er noch in ein besonderes, praktisches Verhältniß treten, als der kunstliebende König unter Ludwick Tiecks Leitung die Lebenskraft der attischen Tragödie zu erproben beschloß und Felix Mendelssohn beauftragte, die Antigone mit Musik auszustatten. Natürlich wurde der beste Kenner antiker Rhythmik und Dramaturgie vielfach zur Mitwirkung herangezogen. Er verständigte sich mit dem befreundeten Componisten und bearbeitete für ihn einzelne Chorlieder. Am 28. October 1841 feierte Antigone ihre Wiederbelebung. Im folgenden Jahre gab Böckh eine metrische Uebersetzung der Antigone heraus, ein allen Gebildeten verständliches Zeugniß seiner Auffassung antiker Poesie, herber als die geläufigeren Uebertragungen, aber ganz erfüllt von der Hoheit sophokleischer Dichtung.

Inzwischen reifte der zweite Band der griechischen Inschriften zur Vollendung, ein Riesenband, der das Netz der Urkundensammlung über den Westen von Hellas, die Colonialländer im Norden, den Archipelagus und die asiatischen Küsten ausspannte, ein Band, von welchem einzelne Theile, wie die Einleitung zu den pontischen Ländern und die parische Marmorchronik, gelehrte Werke von selbständiger Bedeutung waren.

Außerdem fuhr Böckh fort, einzelne Steininschriften von besonderer Wichtigkeit, die aus dem Schutt hervorgezogen wurden, in besonderen Abhandlungen ungesäumt zu verwerthen. So die neuen Finanzurkunden von Athen, die Stiftungsurkunde von Brea, welche auf die Colonisation der perikleischen Zeit neues Licht warf, das erste Denkmal des Hermias, des dem Kreise des Aristoteles angehörigen Dynasten von Atarneus und Assos, die Inschriften von Gerasa, welche die dunklen Zeiten des Uebergangs aus dem Heidenthum in den christlichen Gottesdienst erhellten. Das waren Gelegenheitsarbeiten, welche zeigen, mit wie jugendlichem Eifer Böckh, auch nachdem er das sechzigste Jahr überschritten, jede neue Kunde alter Zeit aufnahm, ohne seine großen Arbeiten aufzugeben.

So wurde auch die seit fünfzehn Jahren begehrte neue Auflage der Staatshaushaltung, zu welcher das attische Seewesen als besonderer Band hinzugetreten war, 1851 glücklich vollendet.

Seine schöpferische Thätigkeit blieb solchen Problemen zugewendet, welche durch rechnende Methode zu lösen waren. Denn die Macht der Zahl im Geistesleben der Alten, das unermüdliche Streben derselben, nach dem Wandel der Gestirne Menschenleben und Natur in Einklang zu bringen, — das hatte ihn schon als Jüngling mit magischer Kraft angezogen, und so ging er jetzt den am weitesten zurückgreifenden Zahlenreihen der alten Völkergeschichte, den ägyptischen, prüfend nach und fand in den Dynastieen des Manethos, die seit Entzifferung der Hieroglyphen neue Bedeutung erlangt hatten, als maßgebende Himmelserscheinung den Frühaufgang des hellsten Fixsterns, der die jährliche Nilfluth ankündigte; er zeigte, wie nach Sirius- oder Sothis-

perioden die conventionelle Geschichte des Nillandes geregelt sei, und dies Ergebniß ist unerschüttert geblieben.

Die Ansichten der griechischen Philosophen vom Weltgebäude, mit denen seine selbständigen Studien begonnen hatten, von Neuem durchzuprüfen, veranlaßte ihn eine Schrift, welche bei Plato den Keim des copernicanischen Systems nachzuweisen suchte. Darum richtete er an den eng befreundeten Verfasser des Kosmos seine Schrift über das kosmische System Platos, um bei ihm von Neuem die Erde als unbewegtes Centrum ihres Planetenhimmels mit siegreichen Gründen zu erweisen.

Von den Welttheorieen der Philosophen führten neue Inschriftfunde zur praktischen Astronomie attischer Jahresrechnung. Schatzurkunden des Parthenon enthielten tageweise berechnete Zinszahlungen. Der durch Rhangabé ermittelte Zinsfuß bestätigte sich durch Böckhs arithmetische Combinationen, und so wurde es zuerst möglich, das in Athen geltende Mondjahr sicher zu erkennen und die Gemeinjahre von den Schaltjahren zu unterscheiden. Die ganze Organisation des Schaltcyklus, seine im Laufe der Geschichte wechselnde Form, die Fehler desselben und ihre Verbesserungen in Theorie und Praxis konnten dargelegt werden, und so erwuchs aus verwitterten und zerstreuten Marmorfragmenten sein Buch von den Mondcyklen, eine durchgreifende Fortbildung der von Ideler begründeten Wissenschaft vom Kalender der Alten, und die eingeflochtenen Untersuchungen, namentlich über die nach der Siegesfeier bestimmten Kalendertage attischer Siege waren für die alte Geschichte von eingreifender Bedeutung.

Diesen Forschungen, denen die gleichzeitigen Arbeiten anderer Gelehrten über das altrömische und das ägyptische Jahr ein erhöhtes Interesse gaben, blieb er treu und suchte in einem noch größeren, völkergeschichtlichen Zusammenhang nachzuweisen, wie die Alten nach Himmelsbeobachtungen erst empirisch, dann mit wissenschaftlicher Kunst die Jahreszeiten bestimmt, die bürgerlichen Geschäfte geregelt und zur Ausgleichung von Mond- und Sonnenjahr immer neue Schaltkreise erfunden haben.

Zu diesem Zwecke begann er, 76 Jahre alt, von Neuem die Auf- und Niedergänge der Sternbilder für Reihen von Jahr-

hunderten und die verschiedensten Erdräume zu berechnen, erst in einsamer Arbeit, dann in Gemeinschaft mit dem jetzigen Director unserer Sternwarte, der ihn mit den Hilfsmitteln astronomischer Technik unterstützte, und so erschien 1863 sein Werk „über den vierjährigen Sonnenkreis der Alten, vorzüglich den Eudoxischen", sein abschließendes Werk über einen inhaltreichen Entwickelungsgang menschlichen Denkens und Erfindens, das Werk, mit dem auch das Sonnenjahr von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit seinen lichtspendenden Gang vollendet hat.

Bedenken wir, wie viel in dieser chronologischen Uebersicht unberührt bleiben mußte, denken wir an die Reden, die er als Vertreter der Universität und der Akademie jährlich gehalten hat, alle gedankenreich und in würdigster Form die Stätten der Wissenschaft mit dem öffentlichen Leben verbindend, an die zahlreichen Proömien unserer Vorlesungen, unter denen keines ist, das nicht in der Litteratur seine Stelle hat, — so stehen wir in der That staunend einem solchen Mann und einem solchen der Wissenschaft geweihten Menschenleben gegenüber.

Böckh hat nicht wie Jakob Grimm ein wüstes Feld urbar gemacht und eine neue Wissenschaft geschaffen. Mit voller Ehrerbietung schloß er sich den Männern an, welche die Philologie im großen Stile historischer Wissenschaft gegründet haben, vor Allen an Joseph Scaliger. Er hat uns aber die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhang an das Licht gebracht, daß wir wohl von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen.

Diese war aber nicht, wie die erste Renaissance, ein Riß in die natürliche Entwickelung, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern sie war mit der Wiedergeburt des eignen Volks eng verwachsen; keine schwärmerische Ueberschätzung der Vergangenheit, denn er fühlte tief und lebendig, welche Heilsquellen unsere Zeit vor der Heidenwelt voraus habe, keine ästhetische Genußsucht, sondern eine männliche Erhebung von Geist und Gemüth, eine

lebensvolle Vergegenwärtigung des für alle Zeit Denkwürdigen und Gültigen, was das Alterthum hervorgebracht hat, getragen von einer philosophischen Weltanschauung und erwärmt von einer echt menschlichen Liebe, wie sie Niebuhr und Böckh für Athen hatten.

Als Forscher ist Böckh auf den dunkelsten Gebieten seinen Weg so sicher gegangen, wie kein Anderer vor ihm und neben ihm. In Bezug auf Zahl und Maß arbeitete er mit solcher Umsicht, daß auch Mathematiker die Zuverlässigkeit seiner Rechnungen bewunderten, und trotz der überraschenden Fülle neuer Funde auf dem Gebiete der attischen Alterthümer wird seine Staatshaushaltung der Athener nach 68 Jahren zum dritten Male aufgelegt, ohne daß wesentliche Aenderungen erforderlich sind.

So waren auch alle Abhandlungen jede in sich fertig und reif, so daß für eine Nachlese an Material und neuen Gesichtspunkten wenig Gelegenheit übrig blieb.

Die Sauberkeit seiner Geistesarbeit bezeugte sich äußerlich darin, daß in seinen Manuskripten nichts durchstrichen war. Nach langer Erwägung erfolgte die schriftliche Fassung rasch und sicher.

Bei der unabsehlichen Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er nach und nach in seine Hand genommen, gehen doch in anmuthiger Weise durch Böckhs gelehrte Arbeiten gewisse Lieblingsideen hindurch, die sein Gemüth von Jugend an beschäftigen und auch den Gelegenheitsschriften einen inneren Zusammenhang geben: die ordnende Zahl im Wechsel der irdischen Dinge, der maßgebende Rhythmus, die in der Dichterstrophe wie in Zeit- und Weltordnung das Einzelne zum Ganzen bindende Harmonie. Auch der Liebe zu Plato, die seinem Geiste die erste Weihe gegeben hat, ist er bis an's Ende treu geblieben.

Er kannte nicht den Ehrgeiz, Schulhaupt sein zu wollen, aber Alle, die neben und nach ihm im Alterthum forschten, sind seine Schüler; auch auf Gebieten, die er nur gelegentlich berührte, wie das der bildenden Kunst, galt sein Urtheil als maßgebend, so daß in dem Streit über die Wandmalerei der Alten der große französische Philologe Letronne einen seiner berühmten Briefe an ihn richtete, seine Autorität auch hier anerkennend.

Nur, wo es die Sache forderte, trat er polemisch auf, ohne persönliche Bitterkeit, und dem großen Gelehrten, welcher ihm am schärfsten entgegengetreten ist, Gottfried Hermann, den er seinen durch ununterbrochene Befehdung vertrauten Freund nannte, hat er auf der Philologenversammlung in Jena mit aufrichtiger Wärme die Hand gereicht.

Freundliche Milde war ein Grundzug seines Wesens. Wir finden ihn schmerzlich ergriffen, fast untröstlich, als er seinen Freund Dissen durch eine Recension wider Willen verletzt hatte. Seinen treuen Mitarbeiter Ludwig Roß durch einen Zweifel an der unbedingten Richtigkeit seiner Abschriften zu kränken, war ihm so peinlich, daß er die Fehler, welche sein Scharfsinn entdeckte, lieber dem unbekannten Steinmetzen zuschob. Seinem astronomischen Mitforscher dankte er, daß durch seine Unterstützung ihm neue Flügel gewachsen wären, und die volle Liebenswürdigkeit seiner Natur hat er an Otfried Müller bewährt, den er an der Schwelle der Wissenschaft freudig begrüßte, in dessen Gaben er eine Ergänzung der eigenen Kraft sah, und den er mit väterlicher Liebe bis an das frühe Grab begleitet hat.

Was seiner Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge gab, das war die schlichte Anspruchslosigkeit seines Wesens. Es war ihm unmöglich, seinem geschriebenen oder gesprochenen Wort eine auf Wirkung berechnete Form zu geben oder in seinem Auftreten ein Selbstgefühl zur Schau zu tragen. Wer den einfach bürgerlichen Mann gehen sah, ahnte in ihm nicht den berühmten Gelehrten, der einen Alexander von Humboldt unter seinen Zuhörern sah, den von unserm Herrscherhause hoch Geehrten, den König der Wissenschaft, den in der gebildeten Welt widerspruchslos anerkannten Meister auf einem Forschungsgebiete von so hervorragender Wichtigkeit.

Denn, was Böckh uns gelehrt hat, war nicht bestimmt, auf Fachgenossen beschränkt, Eigenthum der Gelehrtenwelt zu bleiben. Die griechische Menschheit konnte uns nicht so viel tiefer und weiter erschlossen werden, ohne daß wir die Menschheit überhaupt, also auch uns selbst, besser verstehen lernten.

Wir sind Alle reicher geworden durch Böckh, und wenn wir bedenken, wie er sich in der schwersten Zeit frei und freudig zu Preußen bekannt hat, wie er an hervorragender Stelle thätig gewesen ist, der hauptstädtischen Hochschule einen ehrenvollen Namen zu schaffen, als einer der Heroen, die an ihrer Wiege standen; wenn wir bedenken, wie seine Wissenschaft von hier aus den Gymnasial-Unterricht mit frischen Lebensströmen befruchtet hat und so in das deutsche Volk übergegangen ist, dann ist das heutige Fest ein Tag erhebender Freude, und wir sind Alle voll Dank gegen Gott, der das Lebenswerk dieses Mannes so reich gesegnet hat.

Was Böckh der Wissenschaft gewesen ist, beruht auf seinem willensstarken Charakter, seiner von einer eisernen Gesundheit getragenen Arbeitsamkeit, einer Kraft innerer Sammlung, die keine Unruhe des Tags zu stören vermochte, und einer unvergleichlichen Begabung des Geistes. Denn eine solche Verbindung des feinsten Kunstsinns und philosophisch-mathematischer Denkkraft mit dem umfassenden Blick des Historikers, eines eindringenden Spürsinns mit kühner Combination kann man nur als eine wissenschaftliche Genialität bezeichnen, wie sie selten einem Sterblichen zu Theil wird.

Seine beste Mitgift war der angeborene Takt für Wahrheit, die er ahnend erkannte, aber nie als solche vortrug, bis er sie durch eine festgeschlossene Kette wohlgeprüfter Beweise gesichert hatte.

So ist er uns noch heute das unübertroffene Vorbild besonnener Forschung, und täglich im Geiste gegenwärtig bei unseren Arbeiten, so daß wir uns an ihm stärken und vor ihm erröthen müßten, wenn wir von der Bahn gewissenhaften Strebens nach Wahrheit abweichen wollten.

Man bewundert die Macht hochgebietender Staatsmänner und Feldherrn, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken; aber nicht minder bewunderungswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äußerliche Mittel in einsamer Forschung eine von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten

Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Begeisterung zu empfangen.

Wir erkennen es dankbar, daß ein so reich gesegnetes Leben von Anfang bis zu Ende in die Jahrbücher unserer Hochschule eingetragen ist, und schließen die Gedächtnißfeier unseres großen Forschers mit dem erhöhten Bewußtsein von der Würde unseres Berufs und mit dem Gelöbniß, in treuer Erinnerung an ihn und seiner würdig unseres Amts zu warten.

XI.

August Böckh und Karl Otfried Müller.[1]

Der Briefwechsel zwischen August Böckh und Karl Otfried Müller, dessen Veröffentlichung wir den Hinterbliebenen der beiden Gelehrten verdanken, ist nicht nur für Philologen und Historiker ein reicher Schatz, sondern ein Stück deutscher Culturgeschichte, ein Buch von allgemeinem Interesse. Denn die Erkenntniß des classischen Alterthums ist ja kein abgelegenes Feld, an dessen Bearbeitung nur Fachmänner Antheil nehmen können, wie etwa das Gebiet der höheren Mathematik, sondern für uns Alle die gemeinsame Grundlage der Bildung, welche auch von denen nicht verläugnet und vergessen wird, welche die beim Studium der Classiker entwickelten Geisteskräfte entweder dem praktischen Leben oder ganz andern Gebieten der Forschung zuwenden. Griechenland und Rom bleiben immer eine Heimath für uns, der wir nicht fremd werden wollen, und darum ist der neu geöffnete Einblick in die geistige Thätigkeit zweier Männer, welche wesentlich dazu beigetragen haben, den Alterthumsstudien die Richtung zu geben, in welcher sie sich heute bewegen, ein wahrer Gewinn für die Geschichte deutscher Wissenschaft, wenn auch viele einzelne Probleme, welche in dem Briefwechsel berührt werden, ein fachmännisches Interesse voraussetzen. Es ist in der That ein Briefwechsel einzig in seiner Art, dem auch nicht leicht ein ähnlicher folgen wird. Denn bei dem unermeßlichen

---

[1]) Briefwechsel zwischen A. Böckh und K. Otfried Müller. Leipzig, 1883. Teubner.

Aufschwung, den der äußere Menschenverkehr genommen hat, ist der innerliche Verkehr, wie er uns in diesem Buch entgegen tritt, mehr und mehr in Abnahme gekommen. Auch in der Wissenschaft kommt es immer häufiger vor, daß jeder Einzelne seinen Faden ruhig fortspinnt, ohne sich um die Andern zu kümmern, die an demselben Webstuhl arbeiten. In der Unruhe der Gegenwart hat man am wenigsten Zeit zu dem, was doch mit Recht als höchster Lebensgenuß angesehen wurde, einem ungestörten Austausch der Gedanken mit befreundeten Männern. Auch ist ja nur in seltenen Fällen die wissenschaftliche Arbeit in dem Grade des Lebens wichtigste Aufgabe, daß ihr sich alles Andere unterordnet. Am seltensten wird es aber noch vorkommen, daß der Gedankenaustausch getrennter Freunde ein Menschenalter hindurch fortgesetzt und in ununterbrochener Folge zu Papier gebracht wird, wie es hier geschehen ist, und daß der schriftliche Austausch auf beiden Seiten als ein so wesentliches Stück des Lebens angesehen wurde, daß jeder Correspondent die Briefe des Freundes sorgfältig aufbewahrt.

Die Briefpausen werden nur durch persönliche Begegnungen veranlaßt. Denn auch das ist das Kennzeichen einer im Verschwinden begriffenen Zeit, daß die Gelehrten, wenn sie die Reise von Berlin nach Göttingen antraten, dies vorzugsweise in der Absicht unternahmen, sich bequemer und gründlicher über gemeinsame Studien unterhalten zu können. Je größer allmälich der Kreis von Menschen geworden ist, mit denen man in Verkehr steht, um so oberflächlicher und flüchtiger werden die persönlichen Beziehungen. Die Ansprüche, die der Freund an den Freund macht, werden herabgestimmt; man gewöhnt sich, weniger zu verlangen und weniger zu geben, und in der Ueberfülle von Anregungen aller Art wird das Leben einsamer und ärmer. Wie wenig Menschen giebt es, die stark genug sind an Geist und Gemüth, um dem abstumpfenden Eindruck der Zerstreuung Widerstand zu leisten und an dem festzuhalten, was dem Zusammenleben allein wahren Werth und dauernde Befriedigung giebt!

Solche Gedanken erweckt dies Buch, das Denkmal einer vollen Gemeinsamkeit aller Interessen, die mit unerschütterter

Treue von beiden Seiten festgehalten ist, bis des Jüngeren Tod frühzeitig diesem Freundschaftsbunde ein Ziel setzt.

Böckh hatte 1811 seine Vorlesungen in Berlin eröffnet und stand mit seiner Wissenschaft noch ziemlich einsam da. Freilich war das, was er wollte, nicht etwas durchaus Neues. Heyne war ihm vorausgegangen; aber dieser hatte ja nur die Themata gestellt, ohne sie durchzuarbeiten; und Fr. August Wolf hatte zum Aufbau der Alterthumswissenschaft einen großartigen Plan entworfen, aber die Ausführung Anderen überlassen. Böckh war der Erste, der Ernst damit machte, die classische Philologie als eine historische Wissenschaft vom Leben der alten Völker auszubauen. Nun kam es darauf an, daß in der Jugend der Funke zünde, und je ferner es ihm selbst lag, anders als durch den Inhalt dessen, was er gab, wirken zu wollen, um so mehr war die Zukunft seiner Lehrthätigkeit davon abhängig, daß ihm ein volles Verständniß entgegengebracht wurde.

Da stellte sich, als er im vierten Jahre seiner Berliner Professur Encyklopädie der Philologie und Pindar las, unter seinen Zuhörern ein Jüngling ein, dem er eine so lebendige Auffassung seiner Vorträge anspürte, wie keinem Andern, und der in den Uebungen des Seminars sofort sich bereit und fähig zeigte, in des Lehrers Arbeit selbstthätig einzutreten. Pindar führte den jungen Müller auf die Insel Aigina, welche so viele Söhne hervorgebracht hat, die pindarischer Siegeshymnen würdig waren. Das Büchlein über Aigina, mit dem Müller 1817 in Berlin promovirte, war, so unscheinbar es aussah, der Anfang einer neuen Betrachtung und Bearbeitung griechischer Geschichte. Denn wenn sie sich bis dahin mehr an den äußeren Verlauf der Begebenheiten gehalten hatte, richtete sich jetzt der Blick auf die in den einzelnen Stämmen und Gemeinden hervorquellende Fülle des geschichtlichen Lebens. Dadurch kam man auf eine ganz andere Weise mitten in das Leben des Alterthums hinein. Es war, so zu sagen, eine physiologische Betrachtung der alten Staaten, wozu schon Aristoteles in seiner Geschichte der hellenischen Staatsgemeinschaften den Grund gelegt hatte. Böckh schrieb selbst eine Recension der Aeginetica in den „Heidel-

berger Jahrbüchern" (neu abgedruckt in den „Kleinen Schriften" Band VII), welche Müller auf die ehrenvollste Weise in den Kreis der Gelehrten einführte; er blieb mit ihm in engstem Zusammenhange, als derselbe in Breslau Gymnasiallehrer wurde und daselbst seine geschichtliche Forschung auf die Landschaft Böotien lenkte. Kein Vater kann einen geliebten Sohn in allen Angelegenheiten treuer berathen, als es Böckh mit seinem Schüler that. Nachdem er vergeblich versucht hatte, ihm als einem Adjuncten bei der Akademie, oder als Repetenten an der Universität eine seinen wissenschaftlichen Arbeiten förderliche Stellung zu verschaffen, gelang es ihm zu seiner größten Freude unverhofft, ihn durch Heeren als Nachfolger Welckers nach Göttingen zu bringen.

Glücklicher konnte sich Müllers Leben nicht gestalten. Aber es fehlte nicht an Schwierigkeiten. Nach der guten Tradition der Georgia Augusta wurde die alte Kunst als unentbehrlicher Theil der philologischen Wissenschaft angesehen. „Auf alte Kunstgeschichte giebt man hier viel," schreibt Heeren an Böckh. Der junge Doctor empfand die größten Bedenken, darauf sich einzülassen. Böckh aber kannte seine geistige Elasticität und seine Arbeitskraft; hatte er doch schon in seiner Erstlingsschrift gezeigt, wie er neben den schriftlichen Quellen die Anschauung der classischen Länder und ihrer Denkmäler anzuerkennen und zu verwerthen wisse. Böckh schreibt: „Sie müssen sich dazu verstehen, Archäologie zu lesen," und es ist charakteristisch für jene Zeit, in welcher sich die Archäologie der Kunst noch nicht als akademische Disciplin organisirt hatte, daß ein verhältnißmäßig kurzer Aufenthalt in Dresden als eine genügende Vorbereitung angesehen werden konnte, um als Lehrer der alten Kunstgeschichte auftreten zu können. Böckh wollte auch von einer zu erbittenden längeren Frist nichts wissen und setzte es durch, daß Müller schon im Spätherbst 1819 seine Vorlesungen in Göttingen begann, wo er von Böckh warm empfohlen, an Heeren und Dissen nahen Anschluß fand und ein ganz der Wissenschaft geweihtes Leben begann.

Sein „Orchomenos" brachte er schon fast vollendet aus Breslau mit. Es war das Erste, was er, von seinem Meister

entfernt, zu Stande gebracht hatte. Um so lebhafter war der schriftliche Austausch darüber, und dabei sehen wir recht, wie verschieden von einander die beiden Männer waren. In dieser Verschiedenartigkeit liegt ein besonderer Reiz des Briefwechsels, und der fast schwärmerische Zug, den Böckh zu seinem jungen Freunde empfand, beruhte gewiß zu einem guten Theile darauf, daß er in ihm eine Ergänzung dessen empfand, was er selbst besaß. Böckh war eine mathematisch angelegte Natur. Er hatte eine innerliche Scheu vor allen Gebieten, auf denen man nicht mit unbedingt sicherer Methode zum Ziele gelangen konnte. Darum vermied er den schlüpfrigen Boden der Mythologie und Sagenforschung, so sehr ihm auch diese Forschung für vollberechtigt und unentbehrlich galt. Er war mit Müllers Ansichten von dem geschichtlichen Kern der Volkssagen vollkommen einverstanden; aber selbst den Kern herauszuschälen, dazu fühlte er keinen Beruf. Um so lieber folgte er seinem jungen Freunde und zwar, wie er schreibt, „mit Bewunderung", wenn ihm auch das Ueberwiegen des Mythischen im Verhältniß zum Geschichtlich-Politischen nicht recht ist. Auch der lebhafte Widerspruch, welchen Müller den ägyptisirenden Theorieen alter und neuer Zeit entgegensetzt, hat seine volle Sympathie, obwohl er ausdrücklich erklärt, daß die abgewiesene Ansicht noch nicht widerlegt sei, und sich selbst in einer sehr merkwürdigen Stelle seines Briefes vom 31. März 1820 dahin erklärt, daß ihm die ägyptische Herkunft des über Rhodos eingeführten Athenadienstes wahrscheinlich sei; dadurch giebt er zu erkennen, daß er auch in der Religionsgeschichte einen großen Zusammenhang zwischen den Küstenländern des Mittelmeeres annehme, wie er ihn auf dem Gebiete, wo man messend und wägend vorgehen kann, d. h. in der Metrologie, so siegreich nachgewiesen hat. So nahm Böckh an Müllers Forschungen über die Vorzeit der Hellenen lebhaften Antheil; auch benutzt er sie unmittelbar für seinen Pindar, dessen Verständniß ohne Specialgeschichte von Hellas unmöglich ist; diese aber setzt Kenntniß der alten Geschlechter, ihrer Stammregister und Heroenculte voraus. Darum finden sich in der Erklärung Pindars so viel Bezüge auf Müllers „Orchomenos".

An die Seite uralter Sagen treten nun in unverhoffter Weise die auf dem Boden Griechenlands erhaltenen Denkmäler der Vorzeit. Aus dem Peloponnes kommt die Kunde, daß in Amyklai ein unterirdischer Gewölbbau gefunden sei, der Müllers Ansichten über das homerische Zeitalter bestätigte, und die phrygische Inschrift vom Midasgrabe eröffnete einen ganz neuen Ausblick in die Vorzeit der Hellenen. Attische Inschriften führten ihn zu dem Heiligthum der Burggöttin von Athen, und es war etwas Neues in der Geschichte der Wissenschaft, wenn er die Zeichnungen Stuarts und die Bruchstücke einer Bauurkunde mit der schriftlichen Ueberlieferung in seiner Forschung so zu verbinden wußte, daß der ganze Gottesdienst mit den dazu gehörigen Priesterthümern und Gebräuchen, der Kern des religiösen und politischen Lebens von Athen, reconstruirt wurde.

Es war die Zeit, wo die großen Entdeckungen begannen. „Wieviel wird noch an den Tag kommen", schreibt Müller am 21. Juni 1821, „wenn jene Länder zugänglicher werden!" Man stand mit Griechenland durch junge Griechen in Verbindung; der treffliche Asopios (später Professor des Griechischen in Corfu und dann in Athen) stand Böckh wie Müller nahe. Man schwärmte für eine Ausgrabung von Olympia. Das Land selbst aber lag noch wie auf einem andern Planeten, und während Oberst Leake seine reichhaltigen Tagebücher über Athen bearbeitete, entwarf der Göttinger Professor auf seiner Studirstube mit den kargen, ihm zugänglichen Hilfsmitteln für die Hallesche „Encyklopädie der Wissenschaften" eine ausführliche Topographie von Athen. Es war ein kühnes Unternehmen, das dem jungen Forscher große Mühe machte. Böckh schalt ihn aus, daß er „für eine so verruchte Anstalt, wie eine Encyklopädie" sich so abarbeite; aber die Arbeit hatte doch reichen Erfolg; es war der unentbehrliche Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung der Stadtgeschichte von Athen und nöthigte zu einer immer umfassenderen Denkmälerforschung.

Die kühnste That, zu der sich damals ein deutscher Philologe aufschwingen konnte, war ein halbjähriger Urlaub nach London und Paris. Im Frühjahr 1822 trat Müller zuerst

den Alterthümern von Athen im britischen Museum gegenüber. Die ganze Reise verlief so, daß man kaum sagen konnte, ob er mehr für seine Zwecke reise oder für die seines Lehrers und Freundes. Wie glücklich fühlte er sich, seinem Meister endlich einmal wesentliche Dienste leisten und seinen Wünschen zuvorkommen zu können! Wenn er schon als Student mit wahrer Ehrfurcht von den großartigen Vorarbeiten zur Begründung einer Sammlung aller griechischen Inschriften Kenntniß genommen hatte, so war er jetzt unermüdlich, das Material herbeischaffen zu helfen. Wir sehen in das Werden des großen Thesaurus hinein und erhalten die merkwürdigste Belehrung darüber, wie auch bei Böckh das Verständniß der Schriftdenkmäler allmälich fortschreitet. Böckh aber staunt über die Fülle von Mittheilungen und Zusendungen, die er namentlich aus London erhält, und kein Gelehrter hat sich durch aufopfernde und erfolgreiche Förderung eines großen akademischen Werks die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der preußischen Akademie der Wissenschaften besser verdient als Müller.

Er hatte damals selbst den Plan, ein besonderes Werk über griechische Kunstwerke mit Inschriften (artis opera inscripta) herauszugeben, um dadurch für die Geschichte der Kunst einen sicheren Anhalt zu gewinnen. Aber nach seiner Heimkehr nehmen ihn wieder Geschichtswerke größerer Art in Anspruch. Der Stamm der Dorier ist es, den er jetzt in seiner gesammten Eigenthümlichkeit darstellen will. Er galt jetzt mit Recht für den vorzüglichsten Kenner hellenischer Geschichte, und es erging im Einverständniß mit Süvern 1823 durch Raumer die vertrauliche Anfrage an ihn, ob er für das Fach der Geschichte des Alterthums einem Rufe an die Berliner Universität folgen wolle. Müller lehnte ab. Er fühlte, daß er eine solche Stellung, wie er sie in Göttingen habe, nicht leicht anderswo wieder finden könne, und bald fesselte ihn der Bund mit der Tochter des großen Rechtsgelehrten Hugo noch fester an die Georgia Augusta.

Bis 1824 enthält der Briefwechsel nichts als einen harmlosen Austausch zwischen zwei Freunden, die nur ihre gemeinsamen Interessen im Auge haben und sich sonst um die ganze

Welt nicht kümmern. Nun wird die Zeit bewegter. Scharfe Gegensätze treten hervor, und die Briefe öffnen uns einen Einblick in die für die Geschichte der Wissenschaft in Deutschland denkwürdigen Bewegungen jener Jahre.

Die „Dorier" brachten viel ganz Neues, und die Zuversichtlichkeit der Darstellung reizte zum Widerspruch. Auch der rasche und glänzende Erfolg des jungen Gelehrten erregte, wie die Welt einmal ist, hie und da Mißstimmung. Aber nicht dem Einzelnen galten diese Angriffe, die nun von verschiedener Seite laut wurden. Schlosser begann unwirsch und polternd den Kampf gegen die „Berliner Schule", und den Heidelberger Jahrbüchern folgte die Litteraturzeitung von Jena mit einem anonymen Artikel voll Bitterkeit gegen die „Dorier". Die Freunde schlossen sich um so enger zusammen, und ihren gemeinsamen Bestrebungen, die in sehr unterhaltender Weise zur Sprache kommen, gelingt es, die Person des anonymen Kritikers an das Licht zu ziehen. Nun giebt Müller seine „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" heraus, um seine Grundsätze der Sagenbehandlung im Zusammenhange vorzulegen, und veröffentlicht darin zugleich eine geharnischte Antikritik gegen seine Widersacher. Böckh ist so entzückt von dem Buch, daß er sagt, er könne selbst Lust verspüren, über Mythologie zu schreiben. Bald wird der Kampf allgemeiner und ernsthafter. Während Müller sich in ägyptische Forschungen zurückzieht und die Alterthümer von Delphi topographisch verfolgt, erscheint, gleichzeitig mit den „Prolegomenen", 1825 das erste Heft des großen Werks über griechische Inschriften, das Böckh im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgab. Jetzt wird Leipzig das feindliche Hauptquartier, und Gottfried Hermann tritt als Parteihaupt auf, um der „modernen Alterthumsforschung" gegenüber als griechischer Grammatiker alter Schule den Beweis zu führen, daß Böckh seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Der Brief, in dem er ihm seine Polemik ankündigt, ist mitgetheilt.

Nun spaltet sich die Gelehrtenwelt immer schroffer in zwei Heerlager. In der „Hallischen Litteraturzeitung" tritt Meier entschlossen auf Böckhs Seite; er und sein Freund Schömann

bewährten sich im Ausbau der griechischen Alterthümer nach den von Böckh aufgestellten Gesichtspunkten als vorzügliche Kenner. Gleichzeitig bildete sich unter Niebuhrs Auspicien in Bonn ein neues Centrum für historische Alterthumskunde; und obwohl man bei Niebuhr ein Schwanken wahrzunehmen glaubte, indem er für Heinrich in Bonn, den Parteigänger Hermanns, Sympathie zeigen sollte (man sieht, wie gereizt die Stimmungen waren!), so trat er doch allen Anmaßungen der damaligen Leipziger Philologie entschieden entgegen, nahm Böckhs polemische Arbeiten, wenn auch mit Milderung des gereizten Tons, die Böckh selbst durchaus billigte, in das „Rheinische Museum" auf und warb auch um Müllers Theilnahme, dessen Schrift „über den Ursprung der Makedonier" ihm im höchsten Grade willkommen war. Sonst stand auch er, als ein durchaus athenisch gesinnter Philologe, zu Müllers Auffassung in einem gewissen Gegensatze. Aber wie sehr dieser selbst es empfand, daß seine „Geschichten hellenischer Stämme und Städte", von denen Orchomenos und die Dorier erschienen waren, einer wesentlichen Ergänzung bedurften, zeigt der merkwürdige Brief (S. 199), wo er seine Absicht ausspricht, eine „politische Bildungsgeschichte Athens von den Perserkriegen bis zum peloponnesischen" als Schluß seiner 'Hellenika' zu schreiben. Endlich blicken wir auch noch in die Anfänge der „Berliner Jahrbücher" hinein, denen Böckh sich nicht entziehen wollte, obwohl er Müllers Abneigung gegen die der historischen Forschung gefährliche Richtung Hegelscher Philosophie zu theilen schien. Er wollte das hauptstädtische Organ nicht unter gegnerischen Einfluß gerathen lassen, behielt sich aber bei seiner Theilnahme volle Freiheit vor.

Wenn auch das gemeinsame Arbeitsfeld der Freunde unerwartet zu einem Kriegstheater geworden war, so arbeitete doch Jeder unverdrossen weiter; Böckh mit stetiger Kraft an dem Inschriftenwerke, für das er jetzt mit seiner ganzen Person eintreten mußte, während Müller mit unglaublicher Elasticität des Geistes auf ganz entlegenen Gebieten thätig war. Im Winter 1825 stockt die Correspondenz. Böckh stutzt und weiß nicht, wie das zugeht.

Auf einmal löst sich das Räthsel. Die Akademie der Wissenschaften hatte nämlich eine Geschichte der Etrusker für den Leibniztag 1826 als Preisaufgabe gestellt. Buttmann zeigte Böckh das soeben eingegangene Manuscript, welches ihm eine sehr bedeutende Arbeit zu sein scheine. Böckh erkennt sofort Müllers Hand, der das große Werk ganz in der Stille zu Stande gebracht hatte. Der Meister spürte darin den „frischen, allem Edeln und Guten offen zugewandten Sinn" seines Freundes, aber zugleich eine Ruhe und Besonnenheit, welche den zum Mann gereiften Forscher zeigte. Was derselbe geleistet hat, erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß das mit so unvollständigen Hülfsmitteln gearbeitete Werk noch im Jahre 1877, in der Hauptsache unverändert, wieder herausgegeben worden ist.

Müller machte dann durch seine Untersuchungen über Phidias' Leben und Werke, zu denen ihn der Aufenthalt in London angeregt hatte, den Anfang einer kritischen Künstlergeschichte, deren große Schwierigkeit darauf beruht, daß auch in der Blüthezeit der Kunst die großen Meister der Plastik noch immer als Leute des Handwerks betrachtet wurden und im öffentlichen Leben keine angesehene Stellung hatten. Böckh, der an diesen Arbeiten lebhaften Antheil nahm, wunderte sich, daß man von einem Praxiteles nicht genau erfahren könne, woher er stamme, und machte bei Gelegenheit dieser archäologischen Untersuchungen seinem Freunde die merkwürdige Mittheilung, daß Hirt sich nicht entschließen könne, die Giebelstatuen vom Parthenon als Werke des Phidias anzuerkennen. Ja, auf Böckh selbst scheinen diese Bedenken Eindruck gemacht zu haben.

Als nun der Druck der „Etrusker" beginnt, kommt gerade die zweite Auflage von Niebuhrs „Römischer Geschichte" heraus, und bei der Leidenschaftlichkeit, mit der hier die wissenschaftlichen Controversen behandelt werden, gesteht Müller, daß es ihm nicht leicht werde, Stellung zu Niebuhr zu gewinnen. Sonst wurden die Zeiten wieder ruhiger, und von Leipzig aus wurde unter den Vertretern der „neuen Alterthumsforschung" nur Welcker unabläßig verfolgt, dessen ganze Methode zu der von Hermann allerdings im schroffsten Gegensatze stand. Müller sagt aber von ihm

mit vollem Rechte, daß der Eindruck von Unklarheit und willkürlicher Gedankenfolge, welchen er mache, viel mehr auf der Darstellungsweise beruhe als auf dem Inhalte seiner Werke, dessen Gediegenheit er vollkommen zu würdigen weiß. Viel schwieriger ist seine Stellung zu Lobeck, dessen Gelehrsamkeit er bewundert, dessen Ansicht von griechischer Mythologie ihm aber sowohl wie Böckh vollständig widerstrebt. Ihn verletzt die Einseitigkeit und Nüchternheit der Auffassung, welche uralte Religionsgebräuche aus Carnevalaufzügen erkläre. Lobecks Untersuchungen seien im Einzelnen ungemein lehrreich, im Ganzen aber resultatlos; doch sei es gut, wenn Ansichten dieser Art auf die Spitze getrieben würden, um zu erkennen, wie es innerer Anschauungen bedürfe und gewisser an dem eigenen Geiste gemachter Erfahrungen, um in die Masse der überlieferten Nachrichten Licht und Zusammenhang bringen zu können (S. 272).

Indem Müller sich selbst vom mythologischen Gebiet zurückzieht, wendet er sich mit jener Regsamkeit des Geistes und der unersättlichen Wißbegierde, die wir in diesem Briefwechsel mit neuer Bewunderung erkennen, ganz anderen Studien zu. Jakob Grimms große Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachgeschichte und Wilhelm von Humboldts Forschungen üben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Er hält jetzt mit großem Eifer Vorträge über vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen und kommt so auf diesem Wege von Neuem zu seinem historischen Gesichtspunkte zurück. Dabei tritt nun Athen, das er in seinen jugendlichen Werken gewissermaßen umgangen und vernachlässigt hatte, mehr in den Vordergrund. Auf Grund sprachlicher Forschung will er nun die Einheit des athenischen Geisteslebens in Gemeinde und Haus, in Kunst und Wissenschaft, in Rede und Poesie zur Darstellung bringen. Davon schreibt er im Sommer 1828 seinem Freunde, als dieser gerade den ersten Theil seines Inschriftenwerks vollendet hatte, das unvergängliche Denkmal einer vieljährigen treuen Studiengemeinschaft, in welche wir erst durch die vorliegenden Briefe rechten Einblick gewinnen.

Um diese Zeit war Niebuhr vier Tage in Göttingen und, wie Müller fast überrascht schreibt, trotz seines Grolls gegen den

Heynianismus milde, ruhig und liebenswürdig, obgleich er damals über die historische oder mythische Persönlichkeit des Königs Sardanapalos mit ihm in Streit begriffen war.

Für Böckh wie für Müller war es eine Art Lebensbedürfniß, neben großen, zusammenhängenden Werken, die langsam reiften, immer besondere Untersuchungen zu führen, bei denen sich die Forschung auf einzelne Probleme concentrirt. Es begreift sich, daß die letzteren im Briefwechsel mehr hervortreten, da es sich um Lösung einzelner Räthsel handelt. So haben wir nur wenig Kunde von einem der Hauptwerke Müllers, dem „Handbuche der Archäologie der Kunst", wo eine in voller Entwickelung begriffene Wissenschaft nach allen Richtungen organisirt, zu einem systematischen Abschluß gebracht wird, ein Werk, von dem man kaum gedacht hatte, daß es geschrieben werden könnte, als es schon fertig vorlag.

Gleichzeitig führte er seine attischen Specialstudien weiter, indem er Leakes Topographie von Athen, durch seine wichtigen Nachträge vermehrt, in Deutschland einführte, und dann fesselten ihn die wunderbaren Entdeckungen in Etrurien, die gleich nach Abschluß seiner Etrusker gemacht wurden, die Auffindung einer Fülle bemalter Thongefäße griechischer Technik in den Todtengrüften Mittelitaliens. Das war ein Räthsel der alten Culturgeschichte, das alle Forscher in Aufregung setzte. Böckh nahm eifrig an diesen Fragen Theil und berichtete über die Ausstellung der aus Etrurien stammenden Vasensammlung und die Eröffnung des Museums, wodurch Berlin nun auch in die Reihe der Städte eintrat, wo griechische Kunstwerke studirt werden konnten.

Böckh ruhte damals von der gewaltigen Arbeit, die er auf die Inschriften des zweiten Bandes des Thesaurus, namentlich auf die große Marmorchronik von Paros verwendet hatte. Er erholte sich von der trockenen Arbeit an Sophokles' „Antigone", und er erfreute sich herzlich an dem jetzt vollendet vorliegenden „Handbuche der Archäologie der Kunst", über dessen Entstehung Müller so wenig Worte gemacht hatte. „Die Fülle des Materials, die glückliche Auffassung und Verknüpfung" erkannte er lebhaft an, und während er damals in Berlin sich zurückzog und

auch aus dem Kreise der griechischen Gesellschaft austrat, hielt er mit seinen Göttinger Freunden die Gemeinschaft in alter Weise fest. Um so schmerzlicher war es ihm, daß sein ältester Freund, Dissen, dessen „Pindar“ gleichzeitig mit der „Archäologie“ erschienen war, durch seine Recension desselben sich hatte verletzt fühlen können, und wir sehen gern, wie ernst es Böckh damit nahm, bis es Müller gelungen war, alle Schatten zu zerstreuen.

Mit wahren Keulenschlägen fiel dagegen Hermann über Dissens „Pindar“ her, und der alte Kampf der Parteien, welcher unter der Asche geglüht hatte, bricht wieder in hellen Flammen aus, um so mehr, da nun (1832) auch Müllers „Eumeniden“ fertig wurden, eine Ausgabe der Tragödie, in welcher außer Text und metrischer Uebersetzung eine Reihe der wichtigsten Fragen über Composition und Aufführung der attischen Tragödien, über die zu Grunde liegenden ethischen Ideen, über Gottesdienste und Rechtsalterthümer Athens in eingreifenden Untersuchungen behandelt wird.

Müller hatte die Gegner gereizt, indem er von vornherein gegen absprechende Urtheile derselben Protest eingelegt hatte, und in der That wurde das neue Werk als eine wahre Ausgeburt „der modernen Philologie“ behandelt. „Die ganze Rotte regt sich wieder“, schreibt Böckh, der mit gutem Gewissen sagen konnte, daß nicht von ihm, sondern von Hermanns Seite Alles ausgegangen sei, einen Gegensatz von Schulen und Parteien herbeizuführen. Gegen die Eumeniden wurde Fritsche ins Feld vorgeschickt, was Böckh durch ein Citat aus Molières „Inpromptu de Versailles“ parodirt (S. 331).

Gerne wenden wir uns von diesen unerquicklichen Fehden, in denen auch große Gelehrte dahin kamen, es besonders darauf anzulegen, daß sie dem Gegner einige grobe Schnitzer in Grammatik oder Metrik nachweisen, zu den positiven Fortschritten der Wissenschaft, welche in den Briefen uns entgegentreten.

Im Jahre 1832 schickt Müller dem Freunde die „Denkmäler der alten Kunst“, die er mit Oesterlei zusammen heraus-

gab, ein Werk von hoher Bedeutung für das Studium der Antike, vorzüglich in Anlage und Ausführung. Bald darauf wurde er durch Böckh veranlaßt, zu Ternites Wandgemälden von Pompeji den Text zu schreiben, und um dieselbe Zeit begann er seine Studien über das alte Antiocheia, indem er die Kunst unter den Nachfolgern Alexanders zum ersten Male als besonderes Forschungsgebiet in Angriff nahm.

Man sieht, wie er in immer weiteren Kreisen mit den Denkmälern in Berührung kam, und für dies steigende Verlangen nach anschaulicher Denkmäler- und Landeskunde war es ein großes Glück, daß Griechenland nun endlich anfing, auch den Deutschen zugänglich zu werden. Epochemachend war Forchhammers Brief aus Athen, der Müller zuerst in unmittelbare Beziehung mit dem Boden von Athen brachte. Dann trat Ludwig Roß auf, und eine Fülle neuer Urkundenfunde strömte unsern Gelehrten zu. Müller versenkte sich in die Inschrift von der Wiederherstellung der Stadtmauer von Athen, während die wieder aufgefundenen Inventare des attischen Seezeughauses, ein „Ungeheuer von Inschrift", wie Böckh sie nennt, als Nachtrag seiner Staatshaushaltung der Athener verarbeitet wurde. Eine Menge von Specialuntersuchungen schloß sich zu gemeinsamer Berathung an diese umfangreichen Actenstücke an.

Das genügt aber nicht, die Forscherlust zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich für Böckh wieder ein ganz neues Feld erschlossen. Er war nämlich ganz von ungefähr auf das altsicilische Geldwesen gerathen und merkte bald zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sich dasselbe gar nicht besonders behandeln lasse. Er kam auf das äginetische, das euböische, das babylonische Maß- und Gewichtsystem, und so entwickelte sich unter seiner Hand eine Kette, welche von Mesopotamien her die Culturländer der alten Welt umspannte, ein mit mathematischer Sicherheit nachweisbares Band, das mit alten Gottesdiensten in Zusammenhang stand. Das war ein Böckhs eigenthümlichen Gaben und Neigungen durchaus angemessenes Forschungsgebiet, das zugleich für den brieflichen Verkehr unerschöpflichen Stoff darbot.

Nachdem der ruhige Austausch wissenschaftlicher Gedanken und Entwürfe zwei Decennien lang nur durch litterarische Stürme unterbrochen war, traten 1837 die Ereignisse ein, welche auch den ruheseligsten Professor der Georgia Augusta in den politischen Kampf hineinziehen mußten. Müller trat entschlossen auf die Seite der Sieben und schilderte den Tag von Witzenhausen, wohin den Scheidenden das festliche Ehrengeleit gegeben wurde, als den schönsten Tag seines Lebens. Jetzt kommen zuerst Briefe vor, wo erst auf der dritten Seite die litterarischen Angelegenheiten beginnen. Böckh und mit ihm Alexander von Humboldt nehmen den persönlichsten Antheil und auch hier sind die Freunde eines Sinnes.

Mittlerweile reifte der Plan von Müllers classischer Reise. Bei Böckh war die Gedankenarbeit so vorherrschend, daß das Anschauungsbedürfniß zurücktrat, und wenn man ihm von einer griechischen Reise sprach, pflegte er wohl scherzend zu sagen, er wisse schon so, wie es dort aussähe. Anders war es bei Müller. Er hatte bereits im Eingange seiner Doctordissertation sich in Gedanken auf den Fuß des Lykabettos gestellt, um von dort das Inselmeer zu überschauen, dessen Geschichte er schreiben wollte. Er hatte selbst aufs Eifrigste Karten und Pläne gezeichnet, um sich die Ansiedelungen der Alten bis ins Einzelne deutlich zu machen. Ihm mußte es für die Vollendung seiner Arbeiten ein unabweisliches Bedürfniß sein, die Stätten der alten Niederlassungen mit eignen Augen kennen zu lernen, um zu sehen, wie die Oertlichkeit auf die Bildung der Menschen eingewirkt habe, und wie sie sich in derselben eingerichtet haben.

Nachdem er im Juni 1839 dem Freunde anzeigen konnte, daß er über seine „Metrologie“ die Anzeige gemacht, daß er die Ausgabe des „Festus“ vollendet habe und ebenso seine Untersuchungen über die Alterthümer von Antiocheia, trat er die verhängnißvolle Reise nach Italien und Griechenland an. Das Letzte ist das Bruchstück eines Briefes aus München.

Ein so reicher und in sich zusammenhängender Briefwechsel zwischen zwei Männern, welche als Lehrer der akademischen Jugend wie als Forscher auf einem für allgemeine Bildung so

wichtigen Gebiete der Wissenschaft ihre Zeitgenossen überragten, Beide von einer schöpferischen Kraft seltenster Art, dabei rückhaltlos offen gegen einander und an ununterbrochenen Austausch über alle wissenschaftlichen Angelegenheiten wie an ein Lebensbedürfniß gewöhnt — ein solcher Briefwechsel liefert, wie die gegebenen Andeutungen zeigen, für die Kenntniß der Männer selbst wie ihrer Zeit ein unschätzbares Material. Die treue Pietät des Jüngeren, die väterliche Liebe des Aeltern ist niemals getrübt worden, von den Briefen an, die Müller als collega quintus am Maria Magdalena-Gymnasium in Breslau empfängt, bis zum Antritt der letzten Reise; Schritt für Schritt sehen wir aus dem Schüler den Freund, den selbständigen Mitforscher, den auch seinerseits anregenden, ergänzenden, des Meisters Thätigkeit wesentlich fördernden Genossen werden. Wir sehen Beide in engerer und weiterer Verbindung mit Welcker, Dissen, Buttmann, Hirt, Niebuhr, Meier, Schömann eine neue Alterthumswissenschaft ausbauen, die mit einer fast beispiellosen Energie rasch gefördert wird, nicht ohne bitteren Widerspruch von Seiten derer, welche die neue Bahn für einen Abweg erklären, auf dem die echte Philologie zu Grunde gehen müsse, deren Führer als Virtuosen in einer enger begrenzten Praxis wohl berechtigt und befähigt waren, Einzelnes zu meistern und zu bessern, aber außer Stande, den glorreichen Aufbau der classischen Philologie als einer geschichtlichen Wissenschaft zu hemmen.

Ein solcher Briefwechsel ist wie der Durchschnitt eines bewohnten Hauses, welcher die Ansicht der Frontseite ergänzt. Wir sehen die Männer in ihrer Studirstube arbeiten, wir sehen die Werke werden, die für alle Fachgenossen diesseits und jenseits des Oceans zum unentbehrlichen Hausbesitze gehören. Gerade bei Böckh, dessen Bücher in so seltenem Grade fertig waren, als sie gedruckt wurden, der mit so classischer Objectivität dem Publicum gegenübersteht, der auch in seinen Reden so zurückhaltend ist, erhalten wir über seine innere Persönlichkeit die werthvollsten Aufschlüsse. Wir lernen sein Herz kennen in der zärtlichen Liebe zu seinen Freunden, namentlich Dissen, seinen anmuthigen Humor,

wenn er z. B. im zweiten Bande der „Dorier" den Schwung zu spüren meinte, welchen die glückliche Liebe dem Verfasser einflößte; wenn er dankt für die „Druckfehler, aber besonders dafür, daß es keine sind", indem er die vermeintlichen Fehler genau rechtfertigt. Man erkennt bei solchen Gelegenheiten, welch ein Meister er auch im Kleinen und wie durchdacht Alles war, was er that. Er war, wie er selbst sagt, ein „Gelehrter ohne Collectaneen"; darum haben alle seine Erörterungen den Charakter der Frische und Unmittelbarkeit. Dabei geht durch alle Kleinigkeiten ein großer Zug. Denn wie er jeden Vers Pindars im Zusammenhange des ganzen Gedichts auffaßte, so stand ihm auch in geschichtlicher Forschung nichts einzeln da und bei den trocknen Inventarurkunden des Arsenals von Athen traten ihm die Chöre des Sophokles vor die Seele. Der Schöpfer der griechischen Epigraphik hatte selbst an eine Sammlung der Inschriften ursprünglich gar nicht gedacht; er wollte sie nur als Quellen zur Bearbeitung der inneren Staatsverhältnisse und der „übrigen Dinge bei den Griechen" benutzen. Der Stoff sei aber so „groß geworden, daß er selbst Zweck werden mußte". Wir werden dabei an einen andern hervorragenden Mann derselben Zeit und derselben Hochschule erinnert, an Karl Ritter, welcher seine geographischen Studien nur zur Vorbereitung auf geschichtliche Forschungen eröffnete.

Müller war Böckh gegenüber in der Wissenschaft, so zu sagen, ein Particularist. Seinen poetischen Sinn fesselte das Concrete, Individuelle. Er zog die Stämme und Städte als die eigentlichen, lebendigen Träger von Sage und Geschichte hervor und brachte dadurch ganz neues Leben in die historische Forschung, wie ja auch die deutsche Geschichte auf diesem Wege neues Leben gewonnen hat. In lebhafter Sympathie wurde er gewissermaßen selbst Minyer und Dorier und suchte von dem gemeinsamen Volksbesitze seinen Stämmen möglichst viel zuzueignen. Darin liegt der Reiz, aber auch die Schwäche seiner jugendlichen Geschichtswerke, deren Eindruck man viel zu sehr hat vorherrschen lassen. Von der Zeit der „Etrusker" an sind seine Arbeiten ganz anderer Art. Aus den Briefen sehen wir, wie

er in stetiger Gemeinschaft mit dem älteren Freunde, mit immer reiferem Urtheile, mit immer freierem Umblick und besonnener Klarheit das Ganze des hellenischen Geisteslebens umfaßt, und wir dürfen nie vergessen, daß er, ehe er im Vollbesitze der Anschauungen, die er von Jugend an erstrebt hatte, die Geschichte des Volks der Hellenen zu schreiben beginnen konnte, ein Mann von 43 Jahren, seine Ruhestätte auf attischem Boden fand.

Man muß sich diese Thatsache ins Gedächtniß rufen, weil man sich kaum denken kann, daß innerhalb einer so kurz bemessenen Lebensfrist so viel geleistet worden ist. Wie aber jeder Tag und jede Nacht benutzt worden ist, das lernen wir aus diesem Buche, und doch ist so Vieles von dem, was er geleistet hat — ich erinnere nur an seine griechische Litteraturgeschichte — in diesen Briefen kaum erwähnt.

Von Natur glänzend und reich begabt, hat er mit größter Gewissenhaftigkeit unablässig an sich fortgearbeitet. Er hat in seltener Weise mit einer leichten Fassungsgabe, die sich rasch in alles hineinfand, und einer lebhaften Einbildungskraft einen eisernen Fleiß verbunden und eine ausdauernde Geduld; er ist von seinen subjectiven Neigungen und der Liebhaberei für einzelne Erscheinungen des antiken Lebens an der Hand und nach dem Vorbild seines Freundes immermehr zu einer umfassenden Anschauung des gesammten Alterthums vorgedrungen, indem er, wie es Wenigen gelungen ist, Sprache, Geschichte und Kunst in klarem Bilde umfaßte. Im Vollbesitz einer reichen Gelehrsamkeit, hat er sich von einem gesättigten Gelehrtendünkel vollkommen frei gehalten, immer lernbegierig, immer vorwärtsstrebend, und die Vorzüge seines jugendlichen Geistes zeigen sich auch in den Werken, wo die einen massenhaften Stoff sicher beherrschende und organisirende Kraft des männlichen Geistes am meisten zur Geltung kommt, wie in seiner „Archäologie der Kunst“. So trocken formulirt die einzelnen Paragraphen erscheinen, in jedem ist Geist und Leben und eine aus dem Innern stammende Auffassung, überall ein Streben nach lichtvoller Klarheit, das auch da, wo das letzte Resultat noch nicht gefunden, unaufhaltsam vorwärts drängt.

Die Jahrzehnte, welche unser Briefwechsel umfaßt, werden in der Geschichte menschlicher Forschung nicht vergessen werden; die Eröffnung des Verständnisses von Pindar, dem eigenartigsten und unnachahmlichsten unter den großen Dichtern Griechenlands, die Erkenntniß der tragischen Kunst in Athen und des griechischen Versbaues, die Neubelebung hellenischer Volksgeschichte, der Aufbau einer auf Grund umfassender Urkundensammlung gegründeten Kenntniß des antiken Staatswesens, die Organisation einer Geschichte und Theorie der classischen Kunst, die Gründung historischer Sprachforschung und einer die alte Welt umfassenden Metrologie — das sind lauter Thatsachen der durch diesen Briefwechsel erhellten Jahrzehnte und lauter Denkmäler deutschen Ruhms, die dafür entschädigten, was Deutschland nach außen hin an Ruhm und Ansehen zu erwerben außer Stande war. Was und wie damals von den Besten des Volks gearbeitet wurde, lernen wir aus diesen Briefen.

An Schatten fehlt es auch hier nicht. Von widerwärtigen Zügen der Rechthaberei und Streitsucht mißgünstiger Verdächtigung und leidenschaftlicher Anfeindung ist das Gelehrtenleben nie frei geblieben, und wir beklagen dies am meisten, wenn auf beiden Seiten so hervorragende Männer stehen. Aber wir erkennen, daß auch diese Leidenschaft mit dem tiefen Ernste zusammenhängt, mit dem Jeder für das eintrat, was er als Wahrheit erkannte, und mit einer ritterlichen Entschlossenheit, seine Person für die Sache einzusetzen. Auch das Uebermaß von Arbeit mögen wir beklagen, wenn wir immer das Seufzen nach Ruhe von Geschäften aus dem Munde solcher Männer vernehmen, die doch in der That auf den Genuß freier Muße den vollsten Anspruch gehabt hätten. Um so erquicklicher ist aber der Eindruck, den wir aus den Briefen gewinnen, daß die unablässige Forschung beider Männer niemals eine äußere Berufspflicht ist, welche lästig werden kann, sondern eine nie versiegende Quelle geistiger Erfrischung, ein Bedürfniß des Lebens, wie das leibliche Athemholen, und der unerschöpfliche Gegenstand eines ununterbrochenen, freundschaftlichen Austausches.

Wenn uns beim Lesen der Briefe oft zu Muthe ist, als wenn sie vor Menschenaltern geschrieben wären, so zeigen sie uns, wie rasch wir leben. Veraltet sind sie nicht. Denn die Arbeitskraft und die Arbeitslust der beiden Männer, ihre Hingabe an die Wissenschaft, ihre treue Gemeinsamkeit in Mühe und Genuß, im Suchen und Finden, im Leben und Streben werden, so Gott will, für alle Zeit ein Vorbild und ein Sporn für die nachfolgenden Geschlechter sein.

XII.

Richard Lepsius.

1885.

In Richard Lepsius haben wir einen Mann verloren, der in hervorragender Weise mit der Geschichte unseres Museums verwachsen ist. Denn er war nicht nur Ordner und Pfleger, sondern wesentlich der Schöpfer seiner Abtheilung, welche er zu einer der inhaltreichsten Sammlungen ihrer Art gemacht hat; auch war er der Erste, welcher die Entwickelung unserer Sammlungen von den Zufälligkeiten gelegentlicher Erwerbung unabhängig zu machen suchte, indem er das Museum mit selbständigen Entdeckungsreisen nach den Ländern der alten Denkmäler in Verbindung brachte.

Der Trieb der Denkmälerforschung lag ihm im Blute. Vom Vater lernte er die Bauwerke seiner Vaterstadt Naumburg geschichtlich betrachten, und nachdem er in Schulpforta die Liebe zum klassischen Alterthum eingesogen hatte, die niemals in ihm erkaltet ist, wurde er als Zuhörer der Männer, welche damals die Meister der Geschichte und Sprachforschung auf unseren Hochschulen waren, namentlich Otfried Müller, Böckh und Bopp, seines Gelehrtenberufs sich bewußt. Es zeigte sich aber die ihm angeborene wissenschaftliche Genialität darin, daß er die jüngsten Erwerbungen der Forschung nicht nur lebendig sich aneignete und jedem neuen Licht der Erkenntniß mit jugendlicher Begeisterung nachging, sondern die neuen Methoden auch sofort zu verwerthen suchte, um solche Aufgaben, die noch nicht in Angriff

genommen waren, in richtiger Fassung ihrer Lösung näher zu bringen.

Namentlich war es die neue Epoche der Sprachforschung, welche wohl von wenig jungen Männern so persönlich erfaßt und durchlebt worden ist, wie von Lepsius. Er versuchte aus der Sprachvergleichung auch für klassische Völkerkunde Aufschlüsse zu gewinnen und gab schon 1833, 22 Jahre alt, in seiner Dissertation über die Eugubinischen Tafeln eine Probe, wie er die von Bopp gewiesene Methode zur Aufhellung der Vorzeit Italiens selbständig anzuwenden wußte.

Auf diesem Gebiete sprachlich-geschichtlicher Forschung war ein Ueberblick des aus alten Zeiten erhaltenen Materials von Schriftdenkmälern unerläßlich. Darum finden wir Lepsius schon 1834 in Paris, wo er mit Emile Burnouf in Verbindung trat; er vertiefte sich dort in die schriftlichen Vermächtnisse der morgenländischen Völker, und aus dem vergleichenden Studium derselben erwuchs die an geistvollen und neuen Gedanken reiche Abhandlung über die Paläographie als Hilfsmittel der Sprachforschung, welcher im folgenden Jahre von der französischen Akademie der prix Volney zuerkannt wurde.

Indem er unter den Schätzen der Pariser Sammlungen dem genealogischen Zusammenhange der Schriftformen des Alterthums nachspürte, wurde er auch zu den hieroglyphischen Denkmälern geleitet, auf welche vor zehn Jahren durch Champollion das erste Licht richtiger Erkenntniß gefallen war. Aegyptologe wurde Lepsius aber erst auf dem Boden Italiens und zwar unter Einwirkung ganz besonderer, persönlicher Verhältnisse.

Bunsen war damals die Seele des archäologischen Instituts zu Rom. Er war ein Mann von hohen Gesichtspunkten und wünschte den Studienkreis der Deutschen in Italien über das klassische Alterthum hinaus ausgedehnt zu sehen. Das Kapitol sollte eine Warte der Wissenschaft werden, von welcher die alten Völker am Mittelmeer, als einer Kulturwelt angehörig, überblickt werden sollten. In Lepsius war der rechte Mann gefunden, um diese Erweiterung des Gesichtskreises anzubahnen. Der junge Mann folgte freudig dem Rufe, der seiner Liebe zum klassischen

Alterthum ebenso wohl entsprach, wie dem selbständig gewählten Gange seiner Studien, und ihn zugleich mit den vaterländischen Instituten für wissenschaftliche Arbeit in Verbindung setzte. Von der preußischen Akademie der Wissenschaften unterstützt, besuchte er die ägyptischen Sammlungen in Turin und Pisa, trat dann als Sekretär des römischen Instituts ein und veröffentlichte in den Annalen desselben den Brief an Rosellini, die erste maßgebende Schrift eines deutschen Gelehrten auf dem wenig bebauten Gebiete ägyptischer Alterthumskunde. Er trat darin für Champollion, dem noch immer eigensinniger Widerspruch begegnete, mit voller Entschiedenheit ein, vereinfachte aber zugleich und klärte auf Grund der in Paris gemachten Sprach- und Schriftstudien das System seines großen Vorgängers. Es war ein wichtiger und nicht wieder in Frage gestellter Fortschritt der Wissenschaft und zugleich die endgültige Entscheidung für Lepsius' Lebensaufgabe. Er nahm jetzt die Arbeit Champollions auf, der im März 1832 gestorben war, also ein Jahr vor Lepsius' Promotion.

Nachdem er seine Stellung am archäologischen Institute aufgegeben hatte, bürgerte er sich (1838—40) in England und seine Museen ein. Er stand nun im Vollbesitz dessen, was in Europa zur Kenntniß des ägyptischen Alterthums zu finden war, und da die weltgeschichtliche Bedeutung desselben von den verschiedensten Standpunkten neu hervorgehoben wurde, konnte nichts zeitgemäßer sein, als jetzt im Nilthale selbst eine neue umfassende Untersuchung der Denkmäler in's Werk zu setzen, deren geschichtlichen Charakter man vor Entzifferung der Hieroglyphen gänzlich unfähig gewesen war zu bestimmen.

Bis dahin waren Unternehmungen solcher Art den seemächtigen Nationen vorbehalten geblieben, und deutsche Kräfte hatten sich nur gelegentlich daran betheiligen dürfen. Es ist das unvergeßliche Verdienst von Bunsen und Alexander von Humboldt, daß sie den Plan einer von Lepsius zu führenden preußischen Expedition befürworteten, auf welchen ein so warmer Freund der Wissenschaft, wie König Friedrich Wilhelm IV. war, mit vollem Verständniß und persönlicher Theilnahme freudig einging.

Zum ersten Male wurde nun ein deutscher Gelehrter mit königlicher Freigebigkeit ausgerüstet, um den Boden alter Völkergeschichte gründlich zu durchforschen, und man darf behaupten, daß niemals eine wissenschaftliche Expedition so zur rechten Zeit in Angriff genommen, so gewissenhaft vorbereitet, so sachkundig geleitet, so glücklich ausgeführt und so fruchtbar an sicheren und mannigfaltigen Resultaten gewesen ist, wie die preußische Expedition nach Aegypten, Aethiopien und der Sinaihalbinsel.

Es war ferner eine glückliche Fügung, daß während der dreijährigen Reise auf Befehl des Königs unter Leitung des Herrn von Olfers im Neuen Museum der Hauptstadt die Räume vorbereitet wurden, welche bestimmt waren, den alten Bestand des ägyptischen Kabinets mit den durch Lepsius in Aussicht stehenden neuen Erwerbungen aufzunehmen. Denn es war von Anfang an die Absicht gewesen, zur Bereicherung der öffentlichen Sammlungen eine Auswahl charakteristischer Denkmäler aus dem Nillande heimzuführen.

Es handelte sich aber nicht um eine bloße Vermehrung des Vorhandenen. Schon von Kairo aus schickte Lepsius in einem Briefe vom 11. Juli 1845 dem Generaldirektor den Plan ein, nach welchem er die Einrichtung des Museums durchgeführt zu sehen wünsche. Es sollte kein Magazin sein, in welchem sehenswerthe Gegenstände übersichtlich untergebracht werden, sondern ein nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten künstlerisch angelegtes und ausgestattetes Ganze, ein historisches Museum, wie es nur für Aegypten möglich war, wo man jetzt durch eine Zeit von mehr als drei Jahrtausenden alle Königsdenkmäler sicher datiren konnte. Das alte Reich konnte jetzt zum ersten Male durch eine Reihe großartiger und in sich vollständiger Originalwerke veranschaulicht werden, ebenso die Glanzzeit des neuen Reichs und die noch ganz unbekannte Gattung äthiopischer Kunst- und Schriftdenkmäler.

Der Mittelsaal sollte nach Analogie ägyptischer Tempelräume angelegt und ausgestattet werden, Wandbilder von der Natur des Landes in Verbindung mit den Werken der Menschen eine Anschauung geben.

Dem entsprechend, wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, den Besucher eines ägyptischen Museums geistig nach Aegypten zu versetzen, ihm einen Begriff von dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zu geben und durch Fernhaltung alles Fremdartigen ein harmonisches Gesammtbild von der in sich abgeschlossenen und eigenartigen Cultur des Nillandes vor Augen zu stellen.

So ist das ägyptische Museum selbst, wie es durch Lepsius neu ausgestattet und nach seinen Ideen eingerichtet worden ist, ein bleibendes Denkmal der ruhmreichen Entdeckungsreise und ein künstlerischer Ausdruck davon, wie der Leiter derselben das neu enthüllte Land der Pharaonen seinen Mitbürgern vergegenwärtigen wollte.

Es war in der That ein seltenes Lebensglück, das Richard Lepsius zu Theil geworden ist, daß er mit jugendlicher Kraft, von treuen Freunden begleitet, zu Ehren des Vaterlandes eine solche Unternehmung durchführen und soviel neues Material selbst herbeischaffen konnte, um sein Leben hindurch davon aus dem Vollen arbeiten zu können. Wurde doch das ältere Reich der Pharaonen durch ihn so gut wie neu entdeckt und das Gedächtniß der Menschengeschichte um Reihen von Jahrhunderten erweitert.

Nun begannen neben dem großen Prachtwerke, den „Denkmälern aus Aegypten und Aethiopien", das auch ein bleibendes Denkmal der Nilexpedition genannt werden kann, die langjährigen Arbeiten, in denen das unermeßliche Material gesichtet und verwerthet wurde.

Sie waren im Wesentlichen dreierlei Art. Erstens die „Chronologie der Aegypter".

Eine umfassende kritische Untersuchung über die Grundlage ägyptischer Zeitrechnung war die unerläßliche Vorbedingung eines neuen Aufbaus der Geschichte. Lepsius hat sich derselben im großartigsten Maßstabe unterzogen, indem er der Geschichte aller andern Völker und Reiche des Alterthums gegenüber die der Aegypter in ihrer Eigenthümlichkeit darstellte. Es handelte sich um Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung sowie um die schwierigsten Probleme der Quellenkritik, die neuerdings durch Bunsen

und Böckh in ganz entgegengesetztem Sinne behandelt worden waren; und wenn es auch nicht gelang, die echt geschichtliche Ueberlieferung bei Manethos von der nach astronomischen Cyklen konstruirten nach einer sicheren Methode genau zu scheiden, so hat Lepsius doch dadurch, daß er zuerst die in so viel reicherer Folge vorhandenen Denkmäler zum festen Ausgangspunkte machte, ein sicheres Gebäude ägyptischer Reichsgeschichte zweifellos begründet.

Seine Chronologie konnte er 1849 als vollendetes Werk mit tiefempfundenem Danke dem Manne darbringen, der ihn einst vom Kapitol in diese Bahn gerufen hatte und mit dem er treu verbunden blieb, wenn auch gerade die chronologischen Forschungen zu Resultaten geführt hatten, welche denen in Bunsens gleichzeitig erschienenem Werke über Aegypten in wesentlichen Punkten widersprachen.

Das zweite große Werk, das aus der Reise hervorging, war das Königsbuch, das Schlußergebniß zwanzigjähriger Arbeit, die er gleichsam als Archivar des Pharaonenreichs geleistet hatte; denn Lepsius' Haus war in der That das Archiv des ägyptischen Reichs. Dort war ja neben den Funden der dreijährigen, vorzugsweise von geschichtlichen Gesichtspunkten geleiteten Reise Alles, was die Museen und Privatsammlungen Europas an Königsdenkmälern enthielten, bis auf die kleinsten Scarabäen, die ihn in vielen hundert Abdrücken umgaben, zum ersten Male vollständig vereinigt. Es schien jetzt an der Zeit, einen vorläufigen Abschluß zu machen, um die Summe dessen, was von dem geschichtlichsten der Völker, wie Lepsius seine Aegypter zu nennen liebte, gewußt wird, auf übersichtlichen Tafeln zusammenzustellen, die Namen der Könige des alten wie des neuen Reichs und ihrer Familien in hieroglyphischen Texten mit allen vorkommenden Varianten. Das war das allmählich unter unermüdlichem Sammelfleiß reifende Urkundenbuch des ältesten Reichs der Welt; 1858 war Lepsius so weit, daß er sein Königsbuch dem Könige widmen durfte, an dessen Namen für alle Zeit die Expedition nach Aegypten mit allem Guten, das sie gebracht hat, geknüpft ist.

Außer diesen beiden großen Werken, außer den wiederholten Bearbeitungen des Todtenbuchs, durch welche er uns einen tiefen Einblick in die Vorstellungen der Aegypter vom Schicksale der Menschenseele nach dem Tode eröffnet hat, und außer den Reisebriefen (1852), welche in anmuthiger Form die äußeren Vorgänge der großen Reise darstellen, hat Lepsius seine ägyptischen Studien in den Abhandlungen der Akademie und in Aufsätzen der ägyptischen Zeitschrift niedergelegt. Es ist eine große Reihe gehaltvoller Monographieen über die Geschichte einzelner Dynastieen, über die Götterkreise Aegyptens, über die in Inschriften vorkommenden Metalle, über einzelne Denkmäler u. s. w. Auf einer zweiten Reise gelang es Lepsius, ein neues Denkmal von hervorragender Wichtigkeit, ein Seitenstück zum Stein von Rosette, in dem dreisprachigen Dekret von Kanopos zu entdecken.

Lepsius war kein einseitiger Aegyptolog. Er spürte den Fäden nach, welche die Cultur des Nilthales mit dem Auslande verbinden, wie seine Abhandlung über den Ursprung der dorischen Säule zeigt. An der glänzenden Entwickelung der andern morgenländischen Studien nahm er den eifrigsten Antheil und griff in die assyrischen Forschungen durch seine Behandlung der Eponymen-Listen selbstthätig ein. Die Metrologie war eines seiner Lieblingsfächer, und seine Jünglingsstudien über das Schriftwesen der alten Völker und den Stammbaum der Alphabete erhielten eine neue Verwerthung, als er von England aus, und zwar auch diesmal unter Einwirkung Bunsens, aufgefordert wurde, für die Verbreitung der Bibel unter schriftlose Völker ein allgemeines, überall ausreichendes Alphabet in Vorschlag zu bringen. Lepsius war für diese Aufgabe wohl unter allen Gelehrten der theoretisch wie praktisch am meisten Vorbereitete. Er hatte schon für seine eigenen Zwecke Rath schaffen müssen, als er die Nubiersprache aufzeichnete. Er konnte der vorberathenden Commission ein fertiges Schriftsystem vorlegen, und daraus ist das standard alphabet hervorgegangen, in dem die Missionare jetzt die Sprache der Wilden aufschreiben und die heilige Schrift den Heidenvölkern darbieten.

So kam Lepsius immer wieder zu dem Studium zurück, von dem er als Jüngling ausgegangen war.

Feiner Sprachsinn war eigentlich die ursprünglichste und hervorragendste Stärke des reichbegabten Mannes und der tiefste Zug seines Geistes, während er zum Historiker mehr durch äußere Verhältnisse geworden ist. Auf Erforschung des menschlichen Sprachbaus in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit kam er immer wie auf ein Lieblingsthema zurück, und so wie in Oberägypten die Monumente aufhörten, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wendete er sich mit voller Energie den linguistischen Studien zu. Die lebenden Sudansprachen, die noch nicht erforschten und grammatikalisch dargestellten, waren für ihn auch Urkunden, welche entziffert werden mußten. Er entdeckte in der nubischen Sprache eine von der ägyptischen völlig abweichende; sie führte ihn zu einem tief in das Innere des Continents hineinragenden Sprachgebiete. Halbe Tage saß er in der Nilbarke unverrückt dem Eingeborenen gegenüber, um ihm die Laute und Wörter seiner im eigenen Lande verachteten Sprache abzulauschen, und wenn er einmal unter Freunden auf seine Reise zu sprechen kam, erzählte er am liebsten von den Methoden, die er angewendet habe, um sich mit den ungebildeten Leuten über die verschiedenen Pronomina und anderes grammatisch zu verständigen. Er übersetzte das Markus-Evangelium, um einen zusammenhängenden Text zu gewinnen.

In strengem Pflichtgefühl stellte er diese Studien seiner Hauptaufgabe nach, arbeitete aber unablässig daran weiter und benutzte jede Gelegenheit, seine Sammlungen zu vervollständigen. Auf seinen Ferienreisen pflegte er diese Papiere mit sich zu nehmen, um sich wochenlang in diese Forschung zu vertiefen, und nachdem die Hauptaufgaben alle glücklich erledigt waren, erschien endlich in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre zur Ueberraschung der gelehrten Welt, in aller Stille langsam gereift, die nubische Grammatik; ein Werk, das allein im Stande gewesen wäre, den Ruhm eines Forschers zu begründen, und das er selbst nicht anstand, für sein reifstes und eigenstes Werk zu halten. Vieles von seinen linguistischen Arbeiten ist Manuscript geblieben und harrt der Verwerthung durch geistverwandte Fachgenossen. Das Wichtigste hat er zum Glück noch selbst ausgestalten und

abrunden können. Es ist keine Greisenarbeit, sondern ein kühner Eroberungszug; der erste Versuch in die Völker- und Sprachenwelt von Afrika vorzudringen und ein vollkommen wüstes Gebiet urbar zu machen. Ist die Grammatik ein Werk langer Jahre, so ist die Einleitung in letzter Zeit geschrieben. Auch sie bezieht sich zunächst auf die Völker und Sprachen Afrikas, enthält aber viele weitreichende Ideen zur allgemeinen Sprachgeschichte, und hat deshalb als das letzte litterarische Vermächtniß des großen Sprachforschers eine besondere Bedeutung.

Ein halbes Jahrhundert geistiger Arbeit, auf das wir mit dankbarer Bewunderung hinblicken, liegt abgeschlossen vor uns, ein Leben, reicher an äußeren Begebenheiten, unruhiger, wechselvoller als ein Gelehrtenleben zu sein pflegt, und doch von Anfang bis zu Ende ein Leben ernster Sammlung, in voller Spannung unausgesetzt den höchsten Zielen menschlicher Erkenntniß zugewendet.

Von Jugend an voll rastloser Wißbegierde, war er seines Forscherberufs so gewiß, daß er vor keinem Problem zurückwich, und wie er, durch die Gunst der Verhältnisse überall gefördert, von Erfolg zu Erfolg fortschritt, steigerte sich in ihm die angeborene Zuversicht des Gelingens, die ihn bei allen Arbeiten begleitete und die, weil sie die nie versiegende Quelle des rüstigsten Muthes war, zu dem Erfolge selbst wesentlich beitrug.

Dies männliche Selbstvertrauen, das in Lepsius' ganzer Persönlichkeit ausgeprägt war, ist niemals Ueberhebung gewesen. Es hat ihn nie zu vorschnellen Urtheilen verleitet oder gar zur Geringschätzung fremder Leistungen. Mit selbstverläugnendem Fleiße hat er sich den mühseligsten Arbeiten unterzogen, immer von Neuem seine Ergebnisse nachprüfend. Seine Stärke aber lag darin, daß er auch das Kleine immer von hohen Gesichtspunkten ansah und vom Einzelnen sich zu Gesammtanschauungen erhob, die er als persönliche Ueberzeugung mit voller Wärme vertrat. In allen Untersuchungen strebte er zu festen Resultaten vorzudringen; darum waren sie so fruchtbar, auch wenn die Ergebnisse einzeln anfechtbar waren. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares niederzuschreiben. Alles war überlegt, im Ausdruck knapp; die Gedanken folgerichtig und fest gefügt.

Wenig Gelehrten ist es vergönnt gewesen, so viel wüstes Land urbar zu machen, so viel unbetretene Pfade zu bahnen, so viel neues Material an das Licht zu ziehen. Darum konnten seine Verdienste um die Förderung menschlicher Erkenntniß nicht dem Maßstabe subjectiver Werthschätzung unterliegen; seine Arbeiten können im Großen und Ganzen nur als Grundlage verwendet, aber nicht in Frage gestellt werden.

Nach dem Vorbilde unserer größten Philologen hat er Geschichte und Sprachkunde umfaßt. Doch war sein großes und mitunter alle Kräfte anspannendes Tagewerk zugleich ein wohl umgrenztes, welches seinem Leben Einheit und innern Zusammenhang gab. Darum ging er bei vollem Antheil an allen Fortschritten in Wissenschaft und Kunst durch die Gelehrtenwelt mit sicherem Schritt seinen gewiesenen Weg nach festen Zielen, ohne durch Schwanken oder auf Abwegen Zeit und Kraft zu vergeuden; ein in seltenem Grade selbständiger, von Andern unabhängiger, auf manchen Gebieten selbst einsamer Forscher und doch mit den Besten der Zeitgenossen im In- und Auslande in Freundschaft verbunden.

Er hatte früh eine gewisse weltbürgerliche Stellung ohne dem Vaterlande fremd zu werden. Er hatte das Glück, zwei Königen Preußens persönlich nahe zu stehen und wußte es vor Allem hoch zu schätzen, daß es ihm vergönnt war, das preußische Banner im fernen Welttheile zu entfalten und eine neue Aera für Wissenschaft und Kunst im Vaterlande einweihen zu dürfen.

Lepsius hatte neben den Eigenschaften, welche den Forscher ausmachen, einen praktischen Sinn, ein Talent für Organisation. So verständig wie er seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit einrichtete, so daß sie bei allem Wechsel doch wie ein Werk aus einem Gusse anzusehen ist, so hat er sich auch als Leiter der Expedition, als Ordner seines Museums bewährt. Die meisterhafte Korrektheit seiner Textausgaben beruht darauf, daß er die richtige Technik zuerst in größter Ausdehnung einführte. Die von ihm dem Museum überwiesene Sammlung von Papierabdrücken bildet einen wichtigen Schatz wohlgeordneter Urkunden.

Die Herstellung unserer hieroglyphischen Typen, welche jetzt auch im Auslande benutzt werden, ist sein Werk.

Es war ihm ein Bedürfniß, neben der stillen Forscherarbeit eine nach außen gerichtete Wirksamkeit zu haben; darum baute er so gerne nach eigenen Plänen, und verwaltete das Amt des Oberbibliothekars bis zuletzt mit großem Eifer; der Wechsel der Beschäftigung hat dazu beigetragen, seine geistige Rüstigkeit so lange zu erhalten.

Einem langen Lebenstage voll Sonnenglanz folgte ein Abend, von düsterem Gewölk umhangen. Mit hohem Muthe hat er getragen, was über ihn verhängt wurde, und während die Glieder den Dienst versagten, hat sein Geist in vollkommen ungeschwächter Spannkraft fortgearbeitet. Er hatte noch die Freude, ein Lieblingswerk, an dem er selbst wiederholt gearbeitet, das Todtenbuch der Aegypter, nach dem ältesten Texte bearbeitet, von Herrn Naville in Genf, einem seiner vertrautesten Schüler, in Bild und Schrift als Manuscript vollkommen vollendet zu wissen. Es wurde nun ihm selbst, wie einst den alten Aegyptern, gleichsam ein Abschiedsgruß aus der Welt des Sichtbaren und eine Mitgift für die letzte Fahrt.

Auf dem Sterbelager vollendete er auch die Schrift über die Längenmaße der Alten, nachdem er eine Streitschrift zurückgezogen hatte, um nicht, wie er sich ausdrückte, in Disharmonie aus dem Leben zu scheiden.

Einem ritterlichen Helden gleich ist er in voller Waffenrüstung gefallen, mit der Welt fertig, ruhig, in glaubensvoller Zuversicht.

Unser Museum hält sein Andenken in Ehren, denn es ist stolz darauf, daß es einen Mann, dessen Name so in die Bücher der Geschichte eingetragen ist, neunundzwanzig Jahre hindurch unter seine Beamten zählen durfte.

XIII.

Düsseldorf und Cornelius.

23. Juni 1869.

Jedes Fest ist ein Höhenpunkt, von dem man rückwärts und vorwärts schaut, und darum feiern wir Jubiläen, damit wir aus dem Gedränge der Gegenwart auf eine freie Höhe hinaustreten, wo ein weiterer Gesichtskreis sich aufthut, wo man sich zwischen vorangegangenen und nachfolgenden Geschlechtern inmitten bedeutender Entwicklungen fühlt. Denn je idealer unsere Aufgaben sind, um so mehr gehen sie über Zeit und Ort hinaus, je höher ihre Ziele, um so weiter reichen sie auch in die Vergangenheit zurück und ruhen auf ehrwürdigen Ueberlieferungen. Wie reich aber sind sie gerade für eine Akademie der Künste, und welche Fülle inhaltreicher Gedanken strömt uns entgegen, wenn wir diesen Ueberlieferungen nachgehen!

Sie führen uns nach Athen. Nahe vor dem Westthore der alten Stadt breitet sich die Niederung aus, welche mit ihren Baumgängen den Bürger erquickte, wenn er von dem trockenen Stadtboden herunter kam. Hier grünte, von den Bächen des Kephisos bewässert, der Hain des Akademos unter dem Schutze der Göttin Athena, mit den Altären der Musen und des Eros; hier waren Ringplätze der Jugend und Rastorte der Männer, welche sich unter weitschattigen Platanen am Gespräche erfreuten. Das ist die Urakademie, wo Platon seine Freunde um sich sammelte und dem Platze eine unsterbliche Weihe gab, so daß man an keiner andern Stelle in rechter Weise philosophiren zu können glaubte. Darum pilgerten die Römer, als sie Griechen werden

wollten, dahin wie nach einem gelobten Lande; darum ließ Kaiser Hadrian in seinem Prachtgarten bei Tibur die attische Akademie nachbilden; darum entstanden in Florenz, als es ein neues Athen werden sollte, erst eine platonische, dann eine Kunstakademie, und wenn wir diesem Brauche bis heute folgen, so bekennen wir dadurch, daß wir die Kunst nicht als ein abgeschlossenes Fach ansehen, in welchem Einer Meister sein könne, ohne um andere Geistesrichtungen sich zu kümmern, sondern daß sie mit der Erkenntniß der Wahrheit, welche in der attischen Akademie zuerst als ein großes Ganze aufgefaßt worden ist, unauflöslich zusammenhänge, und daß es ohne sie unmöglich sei, Werke zu schaffen, die den edelsten Bestrebungen des Volks zu bleibendem Ausdruck dienen.

Diesen Zusammenhang zwischen Kunst und Erkenntniß haben die Alten in einer Weise durchgeführt, welche schwer nachzuahmen ist. Bei ihnen war die Theorie keine lahme Schulweisheit, welche mit ihren Paragraphen den Werken der Kunst nachhinkt. Plato war selbst ein Künstler ersten Ranges und Phidias ein philosophischer Kopf. Die großen Baumeister gaben selbst Rechenschaft von ihren Werken, und Vitruv schildert die Verbindung des schaffenden Talents mit theoretischer Wissenschaft als das höchste Künstlerglück. Wo Akademieen sind, da gehen Wissenschaft und Kunst, welche nur in den Zeiten der Barbarei getrennt worden sind, Hand in Hand; da wird den Musen geopfert und dem Eros, dem Gotte des schöpferischen Triebes, welcher den Menschen anspornt, das Unendliche, das er ahnend erfaßt hat, im Endlichen zur Erscheinung zu bringen.

Die Wissenschaft aber, die der Kunst unentbehrlich ist, ist keine bloß theoretische, sondern auch eine geschichtliche; denn es besteht in der menschlichen Cultur ein Zusammenhang der Art, daß die einzelnen Völker nicht nach eigener Willkür anfangen und eine Kunst eigener Erfindung beliebig aus sich entwickeln können, sondern ein Volk empfängt von dem andern und wirkt wiederum auf das andere, und dieser Zusammenhang wird nicht ungestraft zerrissen oder mißachtet. So haben die Hellenen von den älteren Kunstvölkern Vorbilder und Erfindungen überkommen,

das Ueberkommene aber unter so günstigen Verhältnissen ausgebildet, daß etwas wesentlich Neues und für alle Zeit Vorbildliches daraus entstanden ist. Und das führt uns auf das Zweite, das schon im Namen einer Akademie enthalten ist, daß wir nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern auch Alterthum und Gegenwart in unzertrennlicher Verbindung festhalten.

Ist es denn aber (das scheint an einem akademischen Feste eine sehr naheliegende Frage zu sein), ist es mit dieser Verbindung ein wirklicher Ernst, will man dem Alterthume einen maßgebenden Einfluß auf unsere vaterländische Kunst noch heutzutage einräumen, und worauf sollen sich die Ansprüche des Griechenthums, worauf soll die gesetzgebende Bedeutung des fernen Ländchens, die so Vielen räthselhaft oder anstößig ist, sich gründen?

Da müssen wir denn für's Erste anerkennen, daß das Wesen der Kunst, wie wir sie lieben und ehren, dort zuerst zu Tage getreten ist; denn die anderen Völker, selbst die nächst verwandten Römer, hatten keine Ahnung davon. Sie hielten die Kunst für einen Luxus, und diejenigen, welche ihre Thätigkeit darauf richteten, diesen Luxus herbei zu schaffen, für Leute eines untergeordneten Lebensberufs, weil sie nicht dem Unentbehrlichen und allein wahrhaft Wichtigen, d. h. dem Staate, ihre Kräfte widmeten. Glaubt doch selbst ein Mann wie Cicero sich bei seinen Mitbürgern gewissermaßen entschuldigen zu müssen, wenn er einige Kenntniß von Künstlern und Kunstwerken verräth; er habe sie bei der Untersuchung gegen Verres gelegentlich gewonnen, ohne sie zu suchen.

Aehnlich haben alle Barbaren alter wie neuer Zeit geurtheilt, und diejenigen unter ihnen, welche es mit der Kunst recht wohl zu meinen glaubten, nannten sie etwa einen heiteren Schmuck und gönnten ihr unter den Beiwerken des geselligen Lebens ein bescheidenes Plätzchen. Die Hellenen haben zuerst gezeigt, wie sich der Kunsttrieb mit einer von allen Zufälligkeiten der Mode unabhängigen Naturnothwendigkeit geltend macht, die schönste Gottesgabe eines Volks, dem er keine Ruhe läßt; in allen Stoffen muß es die Bewegung des Innern zum Ausdruck

bringen, im geistigsten aller Stoffe, dem Worte, und dann auch in dem allerfernsten und fremdesten. Denn es fühlt sich beengt von den Massen, welche formlos den Menschen umstarren. Das kalte Gestein muß sich hergeben, um die wärmsten Empfindungen des Menschenherzens auszudrücken, und das spröde Erz wird aus den Tiefen geholt, um sich in die vorgezeichnete Gestalt zu schmiegen und in Form schlanker Standbilder die Märkte der Städte zu umringen. Wie wären die dazu nöthigen Kraftanstrengungen und Erfindungen Jahrhunderte lang mit unermüdlicher Energie gemacht worden, wenn es sich um ein Streben handelte, welches von der Laune Einzelner abhängig gewesen wäre! Es war ein geschichtlicher Beruf, welchem das Volk sich nicht entziehen konnte, und wie das ganze Volk von einer höheren Gewalt getrieben wurde, alles Stoffliche heranzuziehen und dem Geiste dienstbar zu machen, so ist auch das einzelne Kunstwerk nicht das Produkt eines willkürlichen Vorsatzes, wie er ausreicht, um bei erforderlicher Geschicklichkeit eine technische Leistung auszuführen, sondern es bedarf außer der künstlerischen Anlage im Allgemeinen für die Geburt jedes einzelnen Kunstwerks einer Seelenerregung, die nicht vom Willen des Künstlers ausgeht, einer tiefinnerlichen Bewegung, die nur in einem bestimmten Werke ihren beruhigenden Abschluß findet, eines göttlichen Zwanges, wie die Alten es ausdrückten, und dieser Zwang ist die Wirkung des Eros, dessen geheimnißvolles Wirken in der attischen Akademie zuerst erkannt worden ist, die unwiderstehliche Liebe zum Göttlichen, welche dem Menschenherzen eingepflanzt ist.

Darum ist auch die Kunst eine Pflanze, welche auf keinem Boden menschlicher Geschichte zu fehlen pflegt, aber sehr selten gelangt sie zu voller Entfaltung. Am vollständigsten ist dies auf dem Boden der hellenischen Geschichte geschehen, und deshalb lernen wir dort nicht nur das innere Wesen der Kunst kennen, sondern auch ihre Gliederung und Verzweigung, die ganze Hausordnung und den Haushalt eines voll entwickelten Kunstlebens. Dort hat man zuerst die bildenden Künste, deren Werke im Raume ruhend vor unseren Augen stehen, von den musischen unterschieden, welche in der Weise schaffen, daß ihre Werke

jedesmal von Neuem hervorgebracht werden müssen. Beide Gattungen hat man gleichmäßig zu pflegen gewußt, so daß von den schönen Künsten jede ihre eigenen Bahnen und Stilgesetze gefunden hat, jede ein gesunder und voll entwickelter Zweig an dem mächtigen Baume, der nur auf diesem Boden sich so normal entwickelt hat, daß man hier seine Naturgeschichte lernen kann.

Dies Gedeihen hängt damit zusammen, daß das Volk wie kein anderes für die Kunst angelegt war, und dafür kenne ich kaum ein beredteres Zeugniß als dies, daß so wenig von ihr die Rede war. Denn wie merkwürdig ist es doch, daß von den Prachtwerken Athens, deren Trümmer den Gegenstand einer reichen Litteratur bilden, bei den zahlreichen Historikern, Rednern und Dichtern, vor deren Augen sie entstanden sind, fast mit keiner Silbe Erwähnung geschieht! Das kommt daher, daß die bildende Kunst so zum Leben gehörte und etwas so Selbstverständliches war, wie die Natur, in deren Umgebung die Menschen aufwuchsen. Darum hat sie sich so unbewußt, so reich und organisch entwickelt; darum ist sie der vollkommene Ausdruck des nationalen Lebens geworden. Darauf beruht aber auch die über den Kreis der Nationalität hinausgehende Gültigkeit, welche wir als Klassizität bezeichnen, um damit auszudrücken, daß die Aufgaben der Kunst so richtig erkannt und so vollkommen gelöst sind, wie es nicht besser gemacht werden kann.

Das sind die drei Gesichtspunkte, von denen aus wir die vorbildliche Bedeutung der griechischen Kunst begreifen; ihre Anerkennung soll uns aber nicht unfrei machen, die Norm des Klassischen soll nicht mit dem Joche eines Regelzwanges auf uns lasten, sondern uns nur vor Irrthum bewahren und uns in einer würdigen Auffassung der Kunst befestigen. Denn durch die Griechen ist sie als das erkannt und zu dem gemacht, was sie sein soll, kein Gegenstand des Luxus, der dem Wohlhabenden zu Gute kommt, sondern ein Volksgut, die Blüthe des Volkslebens, der vollste Ausdruck der nationalen Gemüthsart, die Offenbarung des Göttlichen in dem von der Uebermacht desselben ergriffenen Menschen und zugleich das Zeugniß der größten Thatkraft, welcher ein Menschenkind fähig ist. Wenn nun auch

die Künstler nach Maßgabe ihrer besonderen Richtungen in sehr verschiedenem Grade von den Alten zu lernen haben, Alle, auch die Maler, obwohl für sie kein Meisterwerk des Alterthums erhalten ist, werden in dem Verständnisse ihres Lebensberufs wachsen und im Streben nach den höchsten Zielen erstarken, wenn sie an Homer und Aeschylos, oder vor den Marmorhallen des Parthenon, oder in den bescheidenen Straßen von Pompeji dessen inne werden, was den Hellenen die Kunst war; und diesen Zusammenhang aufrecht zu erhalten, ist eine Verpflichtung jeder Akademie, welche ihres Namens würdig sein will.

Das sind die hellenischen Ueberlieferungen, welche unwillkürlich anklingen, wenn das Fest einer Akademie gefeiert wird.

Indessen sind unsere Akademieen nicht unmittelbar aus attischem Boden herüber verpflanzt; sie sind Kinder einer Zeit, da die Italiener mit liebenswürdigem Enthusiasmus das Alterthum zu erneuern suchten. Von Florenz sind diese Stiftungen über die Alpen gekommen und über Frankreich in die anderen Staaten übergegangen, deren Fürsten das Beispiel Ludwigs XIV. nachahmten; so auch die Familien, welche in diesen Landen geherrscht haben.

Hier war aber schon früher und unabhängig von solchen Einflüssen, namentlich unter Herzog Wilhelm IV., für höhere Bildung Sorge getragen; um 1560 galt der Jülichsche Hof für einen Sitz der Wissenschaften und Künste, so daß junge Fürstensöhne, denen man eine freiere Geistesbildung gönnen wollte, hierher geschickt wurden. Nach dem Aussterben des herzoglichen Mannesstammes ließ sich die Pfalzgraf-Neuburgsche Linie dieselben Interessen angelegen sein. Johann Wilhelm, der mit einer Mediceerin vermählt war, machte die Düsseldorfer Gallerie zu einer der bedeutendsten Deutschlands, er gründete eine Sammlung plastischer Abgüsse, er berief Künstler und Gelehrte. Karl Theodor verband mit der Gemäldesammlung eine Kunstakademie und Bibliothek, so daß die verschiedenen Häuser, die sich hier gefolgt sind, durch die Kunstpflege, wie durch ein gemeinsames Band, vereinigt wurden, und Düsseldorf verdankt dieser Regententradition, daß es frühzeitig zu einer Stätte idealer Interessen

eingeweiht worden ist. Freilich waren die akademischen Stiftungen des vorigen Jahrhunderts keine Anlagen in deutschem Sinne, und vom Hellenischen war nichts als ein leerer Namensklang übrig. Es waren Stiftungen in französischem Geschmacke; die Künstler bildeten eine Staffage des Hofes, an welcher fürstliche Eitelkeit ihr Gefallen hatte, und es schien mehr auf die Namenreihen der auswärtigen, wirklichen und Ehrenmitglieder im fürstlichen Hof- und Staatskalender, als auf namhafte Leistungen anzukommen. Solche Anstalten konnten im Volke nicht Wurzel fassen, und auch die düsseldorfer Akademie verfiel in den Tagen der Fremdherrschaft, ohne daß dem Lande ein bleibender Vortheil erwachsen wäre.

Da kam nach den unseligen Schwankungen, welche zwei Jahrhunderte lang die Ausbildung eines festen Rechtszustandes verhindert hatten, das Haus Hohenzollern in den Vollbesitz der widernatürlich zerrissenen Lande. Es erkannte eine heilige Pflicht darin, von den Keimen des Guten, welche in den Boden des edlen Rheinlandes gesenkt worden waren, keinen verkommen zu lassen; man suchte jeder Stadt in Beziehung auf Verwaltung, Rechtspflege und Landesschutz wie auf Handel und Industrie die ihrer Lage und Geschichte entsprechende Bedeutung zu sichern; man sah auch die idealen Interessen als Staatsinteressen an, und wie für die Wissenschaften Bonn, so sollte Düsseldorf für die schönen Künste der Mittelpunkt in den Rheinlanden werden.

An beiden Orten wurde Altes erneuert, aber in wie ganz anderem Geiste! An Einrichtungen von provinziellem Charakter, nach höfischem Zuschnitte und im Rococcostile war nicht zu denken. Ein neues Volksbewußtsein war in den Freiheitskriegen erwacht; alles Veraltete, alles Welke und Wälsche wurde beseitigt, wie dürres Laub vom frischen Morgenwinde abgeschüttelt wird; denn ein neuer Tag deutscher Geschichte war angebrochen, und wie in der Wissenschaft, so hatte man auch in der Kunst neue Aufgaben, neue Ziele.

Wie alle großen Zeiten, so war auch diese vorbereitet; es waren Propheten vorausgegangen, welche den Umschwung ansagten, unter ihnen vor allen Anderen Asmus Carstens, der dem

akademischen Herkommen gegenüber das Wesen echter Kunst wieder an das Licht brachte, an die Vorbilder des Alterthums anknüpfend, aber zugleich urdeutsch. Durch ihn erwuchs in Rom eine deutsche Kunstschule, in die Cornelius eintrat, der mit seinen Freunden die Wände des Bartholdischen Hauses ausmalte. Das war der bescheidene Anfang einer neuen Kunstperiode, in welcher sich allmählich eine Gestalt als die des Meisters emporhob.

So wurde Cornelius von Niebuhr erkannt, welcher damals auf dem Capitole seinen Sitz hatte und der Wissenschaft neue Bahnen öffnete. Bei ihm zog die Regierung über die deutsche Künstlerwelt in Rom Erkundigungen ein, als sie die Neugründung der düsseldorfer Akademie in das Auge faßte, und am 5. Junius 1819 schrieb Niebuhr den denkwürdigen Brief, in welchem er Cornelius' Genius mit sicheren Zügen schildert, ohne im Mindesten daran zu zweifeln, daß der noch junge Mann der deutschen Kunst während der nächsten Jahrzehnte das Gepräge seines Geistes aufdrücken werde.

Peter Cornelius war in seltener Weise zum Haupte der Akademie berufen; seine Familie verknüpft die alte und die neue Zeit, die kurpfälzische und die königlich preußische Kunstschule; mit den Ideen der neuen Zeit verband er die Pietät für das heimathliche Institut.

Aber um so entschlossener war er, mit der Tradition zu brechen. Er sagt selbst in einem Schreiben vom 20. November 1822: „In einer Akademie geboren und aufgewachsen hatte ich Gelegenheit, das Unzulängliche und das verkehrte Treiben kennen und hassen zu lernen. Der brennende Durst nach der lebendigen Quelle der Kunst ließ mir keine Ruhe, und Gott gab mir Kraft, mitten in einem mir verhaßten Treiben unter den ungünstigsten Verhältnissen unablässig darnach zu suchen. Ein freundliches Geschick führte mich früh nach Italien. Hier erkannte ich schnell, was ich geahnt hatte, den tiefen Zusammenhang der Kunst mit Allem, was das Menschenleben bedeutend macht. Von da an wußte ich, was ich für's Leben zu thun hatte und habe es bis dahin nicht vergessen." „Ich halte es", sagt er an einer anderen Stelle, „für meine Pflicht zu erklären, daß ich das gewöhnliche

Akademie-Dirigiren für Leeres-Stroh-Dreschen halte. Akademieen sollen keine Anstalten sein, wo mittelmäßige Kräfte angelernt werden, etwas leidlich Fehlerfreies zu Stande zu bringen, sie sollen nicht Krücken liefern, mittelst derer auch Lahme nothdürftig gehen können, sondern Orte, wo dem Begabten Gelegenheit geboten ist, seine Flügel zu erproben."

Mit solchen Ansichten von Kunst und Kunstlehre kam Cornelius in die Heimath, um das theoretisch Erkannte daselbst ins Werk zu setzen; und der Erfolg war, daß Düsseldorf durch ihn der Herd eines neuen Kunstlebens wurde. Nach kaum zwei Jahren stand eine Gruppe von Jüngern um ihn, welche sich an großen Werken betheiligen konnte. Ein neuer Eifer erwachte im Rheinlande; in Coblenz, Bonn, Heldorf wurden monumentale Malereien begonnen, die ersten Arbeiten dieser Art in Preußen, und wenn nun auch die Ausführung der wichtigsten Arbeiten nicht dem preußischen Staate zu Gute kam, weil Cornelius' Berufung im September 1819 zu spät erfolgt war, als daß die mit dem Kronprinzen von Bayern eingegangenen Verpflichtungen gelöst werden konnten: so werden wir jetzt wohl so weit gekommen sein, daß wir diesen Conflikt nicht als ein Unglück ansehen; wir freuen uns vielmehr, daß die königliche Regierung bei Cornelius' Berufung ein damals ungemein seltenes Beispiel freisinniger Behandlung von Kunst und Künstlern gab, und daß Düsseldorf von Anfang an keine rheinländische und keine preußische, sondern eine deutsche Malerschule gewesen ist.

Die deutsche Kunst war durch Berührung mit dem klassischen Boden in neuer Jugendkraft erstanden, und nicht auf dem Wege gelehrter Reflexion, sondern durch unmittelbares Verständniß des ewig Gültigen war man zu den hellenischen Traditionen zurückgekehrt. Wie in der attischen Akademie, hatte man wieder den Musen und dem Eros geopfert, d. h. im Kreise wetteifernder Freunde hatten sich die ersten Funken des neuen Kunstlebens entzündet, und das künstlerische Schaffen war mit allem Großen, was eine Menschenbrust bewegen kann, wieder in Verbindung gesetzt. Es wurden, schrieb Cornelius aus jener römischen Zeit, die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Es war ein Verein

von Talenten und Charakteren, welcher von Allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes darbot, sich getragen fühlte. Die Bibel und Dante, Homer und Sophokles waren die Fundstätten edler Begeisterung, und das Prinzip persönlicher Einwirkung, sei es des Freundes auf den Freund oder des Meisters auf den Jünger, wurde an Stelle eines veralteten Formalismus die Seele der neubelebten Kunstakademie.

Als nun nach wenig Jahren Cornelius ganz nach München ging, mußte sich Jeder sagen, daß ein so persönliches Wirken durch keinen Andern fortgesetzt werden könne, und es mußte der rasche Abbruch wie ein unersetzlicher Schaden erscheinen. Indessen war auch eine Nachfolge möglich, durch welche Vortheile gewonnen wurden, die nicht vorhanden sein konnten, so lange Cornelius' übermächtige Persönlichkeit an der Spitze stand, und so wenig mir es hier zusteht, über die Geschichte der Akademie und die dabei maßgebenden Persönlichkeiten urtheilen zu wollen, glaube ich doch soviel sagen zu dürfen, daß die neue Leitung sich der früheren als eine für die Blüthe der Akademie förderliche Ergänzung anschloß. Cornelius hatte eine herbe Entschiedenheit, wie sie Männern eigen zu sein pflegt, welche neue Bahnen öffnen; er wollte nach antiker Weise mit geringen Mitteln Großes leisten; was er schuf, sollte durch bedeutenden Inhalt wirken, seine Kunst ernst und keusch sein; daher eine gewisse Vernachlässigung der Technik, eine Geringschätzung alles dessen, was nicht in dem hohen Stile seiner Kunst gedacht und gezeichnet war. Aber es können doch nicht alle Vögel zu Adlern gezogen werden und nicht alle Bäume zu Cedern. Wie Dichtkunst und Musik in den verschiedensten Weisen sich versuchen, um den Menschen aus dem Treiben der Geschäfte in eine höhere Welt zu erheben, so muß die bildende Kunst jeder auch der edelsten Einseitigkeit entsagen, wenn sie ihren Beruf erfüllen will. Dahin drängt auch der Unabhängigkeitssinn des deutschen Volks, welcher keinem noch so großen Namen unbedingt huldigt und jeder monotonen Schultradition abhold ist. Die glückliche Vielseitigkeit, durch welche Düsseldorfs Malerschule die Herzen des Volks gewonnen hat, die fruchtbare Thätigkeit, deren Erzeugnisse, wie die Weisen unserer

Dichter und Musiker, die Deutschen auch jenseits des Oceans erfreuen, das ganze freie, mannigfaltige Gedeihen, dessen wir uns heute dankbar freuen, beruht es nicht vorzugsweise darauf, daß dem grundlegenden Meister Männer folgten, welche in seltener Weise befähigt waren, Talente der verschiedensten Art mit milder Hand zu pflegen und Jeden seiner Natur gemäß zu leiten? Und wenn auch Anfangs die Tradition gänzlich zerrissen schien, so war doch in der That kein Bruch vorhanden. Der Anfang war gegeben, so daß nach Cornelius in den Schlendrian einer alten Akademie nicht wieder zurückgesunken werden konnte, und seit er mit seinen Jüngern die monumentale Malerei in Deutschland begründet hatte, wirkte die Münchner Schule, nachdem sie mit den reichsten Mitteln diese Richtung verfolgt hatte, auch wieder segensreich auf die Düsseldorfer zurück. Schadow, dessen Ehrengedächtniß wir morgen feiern, hat Cornelius' Einfluß als einen fortdauernd maßgebenden anerkannt, und Bendemann begrüßte ihn 1860 im Namen der Künstlerschaft feierlich, als den, „zu welchem Alle als zu ihrem Haupte hinaufblicken!"

Das ist der Rückblick von der Höhe, auf welche uns die Feier des Tages getragen hat, der Rückblick auf die allen Akademieen gemeinsamen Ueberlieferungen, und auf die besonderen dieser Kunstschule. Ergiebt sich daraus aber nicht auch, was wir von der kommenden Zeit erwarten, und was wir von ihr dem Vaterlande versprechen dürfen?

Auch hier gilt es an der Ueberlieferung festzuhalten und den Grundsätzen treu zu bleiben, von denen wir erkannt haben, daß sie für alle Zeit gültig sind. Denn so wenig wir anders denken können als nach den Gesetzen, welche Aristoteles in seiner Logik entwickelt hat, eben so wenig kann die Kunst gedeihen nach anderen Grundsätzen als nach denen, auf welchen die Größe der Antike beruht. Das „Schöne zum Guten" — das war der Inhalt eines hellenischen Gebets, und darauf beruht für alle Zeit die sittliche Würde der Kunst, daß man die Ideen des Schönen und des Guten nicht auseinander reißt. Diese sittliche Gebundenheit ist aber keine Fessel für den Künstler, der mehr als alle anderen Sterblichen der vollsten Freiheit bedarf, sondern

sie ist die wahre Freiheit; denn sie behütet ihn vor jedem unwürdigen Abhängigkeitsverhältnisse, sie läßt die Kunst nicht wieder zu einer Dienerin des Luxus werden, welche mit angelernter Fertigkeit die Sinne reizt, der Mode schmeichelt und zu gedankenlosem Zeitvertreibe sich mißbrauchen läßt; sie treibt den Künstler immer von Neuem an, selbstthätig zu denken, mit der ganzen Bildung des Volks im Zusammenhange zu bleiben und den tiefsten Richtungen, welche in demselben lebendig sind, entsprechenden Ausdruck zu geben. Darin zeigt sich die wahre Weihe der Kunst, daß sie zu allen Zeiten mit den sittlichen Ansprüchen, welche die Künstler an sich gestellt haben, gestiegen und gesunken ist. Denn was den Meistern aller Jahrhunderte, einem Phidias und Polygnotos, einem Rafael und Michel Angelo, einem Carstens und Cornelius gemeinsam ist, liegt darin, daß sie alle groß von ihrer Kunst gedacht haben, und wenn die heutige Kunst dieser Ueberlieferung folgt, wird sie auch jetzt ihrem Berufe am vollkommensten entsprechen.

Es ist aber ihr Beruf nicht der Art, daß ihr, wie einer Magd, heute dieses und morgen jenes aufgetragen wird; ihr Amt ist im Wesentlichen immer dasselbe, ebenso wie das Menschengeschlecht, auf welches sie wirken soll.

Wir stehen so gut wie die Menschen des Alterthums durch die Natur und durch unsere Verhältnisse inmitten einer Menge streitender Gegensätze, welche uns unaufhörlich beschäftigen und beunruhigen, das Altgewohnte und das Neue, das Nahe und Ferne, Mensch und Natur, Geist und Stoff, Zeit und Ewigkeit. Durch den Gedanken werden wir dieser Gegensätze und der aus ihnen entspringenden Mißtöne nicht mächtig, aber die Kunst überwindet sie mit der Thatkraft, die nur ihr gegeben ist. Sie belebt den spröden Stoff mit Gedanken des Menschen; sie nähert uns die Natur, so daß wir unseren Athem in ihr spüren; sie greift ins volle Menschenleben, um den vorüberrauschenden Augenblick, die zufällige Gruppe zu einem Ausdruck dessen zu machen, was dem Zusammensein der Menschen ewigen Werth giebt; sie stellt das natürliche Sein, von aller Verkümmerung frei, wie es Gott gedacht hat, in seiner Wahrheit uns vor Augen; in ihren

Werken finden Menschenherzen noch nach Jahrhunderten das, was sie bewegt, lebendiger und unmittelbarer ausgesprochen, als das Wort es vermag. So überwindet sie Zeit und Raum, so schwebt sie versöhnend über den Gegensätzen und gewährt uns mitten im Lebenskampfe eine Stätte der Ruhe; wo Alles von Eigennutz und Absichtlichkeit erfüllt ist, pflegt sie ihres Amts; mit liebenswürdiger Absichtslosigkeit; sie thut nur, was sie nicht lassen kann; sie bildet und malt, wie der Baum grünt, und doch hat sie die höchsten Ziele, welchen sie mit ganzer Hingebung dient. Sie zeigt uns, wie Menschen eigentlich wirken sollen, d. h. frei aus sich heraus, in harmonischer Anspannung aller Kräfte und in einer ihrem Wesen durchaus entsprechenden Thätigkeit, in der sie allein wahre Befriedigung finden und ohne Beengung ihr persönliches Wesen entfalten können. Zu solchem Wirken sind wir Alle berufen, und dadurch, daß die Kunst uns dies ideale Wirken vor Augen stellt, tröstet und erquickt sie alle mit dem Leben Ringenden, und darauf beruht ihr versöhnendes Amt, dadurch ist sie die Freude des Menschengeschlechts.

Will aber der Künstler eine solche Macht ausüben, so muß er selbst in friedlicher Höhe über den Gegensätzen stehen, denn nur aus einem in sich einigen und über die höchsten Angelegenheiten des Menschen klaren Bewußtsein kann etwas Lebenskräftiges und dauernd Wirksames hervorgehen. Diese geistige Freiheit ist es, welche den Werken der Kunst den Stempel der Vollendung giebt, und das, was namentlich der Antike den mächtigen Zauber verleiht, ist die durch keinen Zweifel getrübte Klarheit der Seele, welche sich im Marmor spiegelt. Es kann aber diese Gewißheit des Künstlergeistes nicht die eines einsamen Denkers sein; er kann mit seiner Weltanschauung nicht allein stehen, sondern er muß sich mit den besten seiner Zeitgenossen im Einklange, er muß sich von seinem Volke getragen fühlen. Darum ist auch seine Aufgabe, alle Stände zu verbinden, alle Richtungen zu versöhnen und auch die Glaubensunterschiede so weit auszugleichen, daß sie keine feindselige Zerklüftung des natürlich Zusammengehörigen und von Gott Zusammengeordneten verursachen. Vor des Künstlers Auge ist das Volk ein Ganzes,

geschaffen und berufen einig zu sein, gleich zu empfinden und über Göttliches und Menschliches im Herzensgrunde übereinzustimmen. Diese Einheit ist die Voraussetzung jeder nationalen Kunst; ihr ärgster Feind also der Hader, der Giftwurm, welcher am Lebensbaume der Nation nagt, dessen zarteste Blüthe die Kunst ist. Darum übt sie auch hier ihr Versöhnungsamt, nicht indem sie die Menschen gleichgültig macht — denn wie könnte sie, deren ganze Wirksamkeit auf den idealen Interessen des Volks ruht, das höchste unter diesen abstumpfen wollen? — sondern indem sie nach Cornelius' Vorbilde dasjenige vor Allem dem Volke vor Augen stellt, was allen Christen gleich heilig und bedeutend ist.

So geht der soziale und der religiöse Beruf der Kunst in den nationalen über.

Der nationale Gesichtspunkt kann aber nirgends näher liegen, als bei der heutigen Feier. Denn wenig Gebiete des deutschen Vaterlandes haben unter dem Verfalle des Reichs deutscher Nation schwerer gelitten und allen Jammer des Kleinstaatenthums gründlicher durchgekostet, als diese, durch Lage und Fruchtbarkeit, wie durch die Tüchtigkeit ihrer Einwohner vor vielen anderen zu Wohlstand und geistiger Blüthe berufenen Lande. Sie haben alles Elend von Grenzlandschaften schlecht organisirter Reiche erdulden müssen. Macht- und schutzlos haben sie feindliche Ueberfälle, Durchmärsche, Brandschatzungen über sich ergehen lassen; sie haben ihre Kunstschätze fortführen sehen müssen, damit sie nicht bequeme Feindesbeute würden; sie haben auch den schwersten Schaden erfahren, welcher aus unsicherer Grenzlage für die Sittlichkeit eines Volks entsteht, indem sich immer Menschen finden, welche der dargebotenen Versuchung nicht widerstehen, wenn sie zu selbstsüchtigen Zwecken oder aus unlauterem Fanatismus ausländische Einflüsse benutzen können. Und dann im Innern, welche Zerrissenheit und Unsicherheit! Von einem Regentenhause an das andere übergehend, waren die Länder an eine Reihe kleiner Höfe vertheilt, von den daselbst gerade herrschenden Richtungen willenlos abhängig, und wenn ein unverhältnißmäßiger Luxus die fürstlichen Kassen erschöpft hatte, wurden Land und Leute wohl an einen Nachbarhof verpfändet.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schien sich aus den drei Fürstenthümern und den Grafschaften Mark und Ravensberg ein kräftigerer Staat bilden zu wollen, aber schon 1609 begann mit Erlöschen des Mannsstammes jener Erbfolgekrieg, welcher fast das Jahrhundert zu Ende dauerte und eine neue Zertheilung herbeiführte. 1727 erneuerte sich der Erbfolgestreit unter Einmischung des Auslandes, welches es wagen durfte, Friedrich dem Großen einen Theil des Landes anzubieten. Dann wurde das Land unter fremden Fürsten ein Vasallenstaat des benachbarten Kaiserreichs, um dessen Grenzen gegen Deutschland zu sichern.

So sind diese Lande ein Schauplatz unaufhörlicher Unruhe und von äußerlichen Zufälligkeiten immer abhängig gewesen. Bei gefährlichster Lage kein Halt im Innern, kein Schutz gegen Außen, keine Sicherheit der materiellen wie der geistigen Güter. Wenn also die Freiheitskriege einem deutschen Lande leiblichen wie geistigen Segen gebracht haben, so ist es dieses Land, und wohin wir blicken, überall begegnen uns die herzerfreuenden Zeugnisse dieses Segens, der Blüthe von Handel und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft! Auch dies ist eine solche Pflanzung, deren fünfzigjährigen Segensstand wir heute feiern, eine Saat, welche auch aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, die erste vaterländische Stätte der auf römischem Boden wiedergeborenen deutschen Kunst.

Die Akademie ist ein Denkmal, wie Preußen das neu gewonnene Land dem großen Vaterlande einzugliedern gewußt hat, aber kein Denkmal von Stein oder Erz, sondern ein lebendiges, wachsendes, welches in seinem Wachsen zugleich von dem des Vaterlandes Zeugniß geben wird, denn jeder Fortschritt desselben an Macht und Wohlstand wird in der Kunst seinen Ausdruck finden. Ohne sie kann unser Volk nicht sein, und nur der Lästerer darf sagen, daß es jetzt zu sehr mit Aufgaben des praktischen Lebens beschäftigt sei, als wenn eine solche Einseitigkeit ohne schwere Beschädigung der Gesundheit des Volks möglich wäre. Jeder Aufschwung, jede gesteigerte Energie des öffentlichen Lebens muß der Kunst zu Gute kommen, wenn sie keine

fremde Zierpflanze ist, sondern ein Stück vom Leben des Volks, und nachdem unser preußischer Staat mit seinen Waffen so lange die Grenzen gesichert und den Frieden gehütet hat, unter dessen Schutz die deutsche Kunst kräftig erwachsen ist, wird er auch, je mehr er zum deutschen Staate auswächst, der durch patriotische Pflichten gebotenen Selbstbeschränkung entsagen dürfen und eine würdige Pflege der vaterländischen Kunst immer mehr als eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben ansehen.

Das sind aber Gott sei Dank! jetzt keine träumerischen Vorstellungen mehr, und wenn deutsche Männer zu einer öffentlichen Feier zusammenkommen, so gilt es nicht mehr wie sonst in vorüberrauschenden Festklängen des Vaterlandes zu gedenken, wie eines poetischen Traumbildes oder einer in Wolken thronenden Göttin, welcher man nur mit frommen Wünschen nahen kann. Jetzt, da der Neubau begonnen, hat vielmehr Jeder, der den Ernst der Zeit fühlt, sich zu fragen, was das Vaterland in dieser entscheidenden Entwickelungszeit von ihm erwarte. Denn die durchgreifenden Entscheidungen erfolgen nicht im Kanonendonner der Schlachtfelder, sondern durch die unscheinbare Thätigkeit eines selbstverleugnenden Gemeinsinns, durch Ueberwindung aller Bitterkeit, durch Ausgleichung schroffer Gegensätze, durch treue Hingabe an das gemeinsame Werk und vaterländische Ziel.

In dieser patriotischen Thätigkeit wird auch die Akademie nicht zurückbleiben. Das Vaterland blickt heute auf sie. Sie hat dem deutschen Namen in allen Welttheilen Bahn gemacht, und jedes Bild, in welchem deutsche Gemüthsart sich spiegelt und deutsche Tüchtigkeit sich bezeugt, ist ein Träger vaterländischer Ehre. Je einiger das deutsche Land, um so freudiger wird auch sie ihr Haupt erheben, und bei der vollen Säkularfeier wird das geeinigte Vaterland dankbar anerkennen, mit wie treuer Hand an dieser Stätte seine heiligsten Güter gepflegt worden sind.

XIV.

Erinnerungen an Emanuel Geibel.

1884.

Die Freundschaft zwischen Emanuel und mir war ein Erbtheil unserer Väter. Johannes Geibel, 1798 als junger Mann zum Pastor der reformirten Gemeinde nach Lübeck berufen, war in schweren Zeiten mit seiner neuen Heimath verwachsen, in den Schreckenstagen von 1806 und in den folgenden sechs Jahren eines unheimlichen Drucks der Fremdherrschaft. Als im Frühling 1813 die beiden Schwesterstädte sich erhoben, kehrte mein Vater, der am kaiserlichen Gerichtshofe in Hamburg angestellt war, sofort in die Vaterstadt zurück, um in den Rath wieder einzutreten, und Geibel war es, der auf dem Markte von Lübeck die von den Frauen heimlich gestickten Fahnen weihte, mit denen die Freiwilligen in das Feld zogen. Zwei Monate darauf kamen die Franzosen zurück. Beide Männer wurden nun als Verräther geächtet und mußten im schwedischen Hauptquartiere Zuflucht suchen.

Unsere Väter waren aber nicht bloß durch äußerliche Erlebnisse verbunden. Sie hatten beide in gleicher Hoffnung standhaft ausgeharrt, und sie fühlten beide, daß es sich nicht um die Herstellung eines bürgerlichen Gemeinwesens handle, sondern um die Erhebung eines Volks, dessen Unabhängigkeit und Wohlfahrt auf neuer Grundlage aufgebaut werden müsse. Zu dem, was schwach und schlaff im deutschen Volke geworden war, gehörte auch das religiöse Leben. Durch große Erlebnisse war man aus schläfrigen Zuständen aufgerüttelt, und auch hier standen unsere

Väter treu zusammen. Denn der reformirte Pastor war nichts weniger als ein Sectirer, der dogmatische Streitpunkte zu betonen liebte; mit tiefer Empfindung faßte er den Kern des Christenthums auf und erstrebte auch in seinem Amte nichts mehr als eine evangelische Gemeinde nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit herzustellen. Mit hinreißender Wärme wußte er seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben; sein Auge leuchtete, seine ganze Gestalt war verklärt. Man konnte ihn anderen Rednern nicht als Vorbild aufstellen, wenn er oft unter Thränengüssen auf der Kanzel redete, aber der Eindruck einer ganz und voll von dem Inhalt seiner Worte erfüllten Persönlichkeit war außerordentlich, und er trug seine Ueberzeugung in einer liebenswürdigen und herzgewinnenden Weise vor, so daß kein Widerspruch, kein Spott laut werden konnte. Er hat großen Segen gestiftet und ein neues Leben in der alten Hansestadt angeregt. Mein Vater gehörte zu den lebendig Ergriffenen, und er konnte seine amtliche Stellung benutzen, um seinem Freunde fest zur Seite zu stehen, wenn pedantische Beschränktheit ihn etwa in seiner anregenden Wirksamkeit hemmen wollte.

Um Emanuel Geibel zu verstehen, muß man die geistige Atmosphäre kennen, in der er aufgewachsen ist. Es war eine frische Lebensluft ohne alle Einseitigkeit und Enge; es war ein freier Zug des Geistes, der in dem Elternhause lebte, genährt von dem Inhalt einer großen, persönlich mitdurchkämpften Zeit, deren herrliche Siege auf einer nationalen und religiösen Erhebung beruhten, die gar nicht von einander zu trennen waren. Der Vater Geibels war selbst eine tief poetische Natur und zugleich ein Mann, der durch selbständiges Forschen seinen Standpunkt gewonnen hatte, der den geistigen Bewegungen im In- und Auslande folgte, der, von Schleiermacher lebhaft angeregt, mit Fr. Heinrich Jakobi in Eutin vertraulichen Verkehr pflegte. So lernte Emanuel im väterlichen Pfarrhause die Religion als etwas kennen, ohne welches ein gesund und voll entwickeltes Menschenleben, eine wahre Bildung gar nicht zu denken sei, und der Irrwahn, der später mit seinem Gifte in das deutsche Volk eingedrungen ist, als wenn der religiöse Glaube nur auf einem unter-

geordneten Standpunkte geistiger Entwicklung seine Berechtigung hätte, ist unserm Dichter immer fremd und unverständlich gewesen.

Von dem Schildkrötenrücken, auf dem das alte Lübeck steht, senken sich die Straßen einerseits zur Trave, andererseits zur Wakenitz hinunter. Zu den ersteren gehört die Fischstraße. Ihr oberes Ende überragt der Riesenbau der Marienkirche, unten öffnet sie sich nach dem Hafen, dessen Schiffe in dichter Reihe unmittelbar vor den Häusern liegen; jenseits erheben sich die hohen Ulmengänge des Walls, der den Hafen traulich abschließt. Unten in der Fischstraße lag das Pastoratshaus, oberhalb das unsrige. Wir waren also nicht bloß Söhne von Freunden, sondern auch Nachbarkinder und mit einander vertraut, so lange wir denken konnten. Emanuel war ein Jahr jünger als ich. Ich erinnere mich seiner noch deutlich, wie er in der kleinen Kirche vor dem Holstenthore, die den Reformirten bis zum Jahre 1826 als Gemeindehaus diente, wenn die ganze Kirche und auch der Predigerstuhl überfüllt war, auf der Kanzeltreppe stand und über das Geländer derselben gelehnt, mit seinen blauen Augen in die Gemeinde hinabschaute. Er war von stämmigem Gliederbau, derb und unternehmend. Bei unseren Jugendspielen im Schwartauer Gehölz war er der geborene Räuberhauptmann, und seine sonore Stimme klang Allen bekannt durch den Wald.

Vertrauter wurden wir erst in den letzten Jahren des Schulbesuchs mit einander. Er trat einem Vereine bei, in welchem wir Vorträge hielten und tapfer disputirten. Es war die gute Tradition unseres Lübecker Gymnasiums, daß keine schablonenartige Vielseitigkeit, die den Geist dämpft, erzielt wurde. Man schonte und pflegte das individuelle Leben, und es fehlte uns nicht an freier Muße. Die Liebe zur Poesie verband uns; die geistvolle Art, mit welcher Professor Ackermann uns als Secundaner in die Lectüre der römischen Elegiker einführte und lateinische Verse machen ließ, hatte auf uns beide einen erweckenden Einfluß. Wir lasen uns zusammen in Goethe ein und schwärmten für Uhlands deutsche Volksweisen. Mit wahrer Freude gedenke ich noch der Abendstunden, in denen wir aus den engen Straßen unserer „hochgegiebelten Vaterstadt“ hinaus auf die dichtbelaubten

Wälle gingen, uns des Anblicks der alten Kirchen freuten, über Wiese und Wald den Blick schweifen ließen und uns einander die Dichterverse vorsagten, welche uns zuletzt beschäftigt hatten. Im Sinne unserer Väter pflegten wir auch die Turnübungen mit patriotischem Eifer. Wir hatten uns so in einander eingelebt, daß uns der Abschied schwer wurde, als ich Ostern 1833 nach Bonn zog. Er fühlte sich vereinsamt und schrieb mir am Abend vor der Abreise in mein Stammbuch:

„Wenn einst den Blick auf dieses Blatt Du senkest,
Betracht' es still, als wär's der Leichenstein,
Der meine Asche deckt, und denke mein
Mild wie Du der Verstorbenen gedenkest."

Wir trafen uns erst in Berlin wieder, wohin er von Bonn und ich von Göttingen, Herbst 1835, kam. Wir waren die alten Freunde und theilten mit einander die bunten Eindrücke der Hauptstadt, wenn es auch nicht zu einem so zutraulichen Zusammenleben kam, wie wir es uns gedacht hatten. Die Kreise trennten sich. Aber es blieb ein Kern von Genossen zusammen, zu denen Nikolaus Delius, Heinrich Kruse, v. Schack gehörten, und es wurde als ein gemeinsames Ereigniß angesehen, als im November 1836 die gänzlich unerwartete Aufforderung an mich erging, mit Professor Brandis, meinem Bonner Lehrer, der dem jungen König Otto wissenschaftliche Vorträge halten sollte, nach Athen zu gehen und den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. Alles war auf einmal von dem Gedanken an Athen elektrisirt, das wie aus fernem Märchenduft urplötzlich uns so nahe, so erreichbar entgegentrat, und ich wurde von den Freunden nur als ein Vorläufer angesehen.

Zu jener Zeit nahmen noch alle Reisen von Berlin in dem großen Postgebäude der Königstraße ihren Ausgang, und in dem benachbarten Buderschen Restaurant wurden die solennen Abschiedskneipen gehalten. Geibel schwärmte am meisten für Griechenland, und als das Posthorn klang und die schwerfällige Kutsche aus dem Posthofe herausrollte, hörte ich durch die stille Nachtluft seine kräftige Stimme: Ernst, ich komme Dir nach!

Drei Vierteljahre waren seit dem Abschiede in der Königstraße verflossen. Ich hatte mich mit der vollen Hingebung einer

deutschen Jünglingsseele in Griechenland eingelebt, wo voller Lebensgenuß und wissenschaftliches Studium sich in der glücklichsten Weise vereinigten. An der jungen Otto-Universität herrschte ein angeregtes Leben, und Brandis gelang es damals, in seinem Hause einen Kreis griechischer Gelehrten zu versammeln, die sich an den Winterabenden wöchentlich zu gemeinsamer Lectüre und Unterhaltung vereinigten. Im Sommer wohnten wir, sowie die Hitze anfing lästig zu werden, in dem hochgelegenen, quellen- und baumreichen Kephisia. Dort hatte auch die russische Gesandtschaft ihre Villa, und wie wir eines Tages bei der Riesenplatane des Dorfes der Frau des Gesandten begegneten und mit ihr in Unterhaltung kamen, sagte sie plötzlich, indem sie ein zerknittertes Briefchen aus ihrem Arbeitskörbchen herausholte: „wir werden jetzt auch bald einen jungen Herrn aus Deutschland haben", und nannte einen Mr. Gribel. Mich durchzuckte sofort die Ahnung des richtigen Namens, und nach wenig Tagen kam die briefliche Bestätigung. Schinas, der Schwiegersohn von Savigny, hatte sich in Berlin nach einem Lehrer für das Haus Katakazi erkundigt, und so war das Anerbieten an Emanuel gelangt, der damals im Arnimschen Kreise verkehrte. Er hatte den Ruf mit Freuden angenommen, und so löste er das auf dem Posthofe zu Berlin dem Freunde gegebene Wort, wie ich so unerwartet unter der Platane von Kephisia vernahm.

Im Mai 1838 holte ich ihn im Piräus ab. Ich war eben von einer längeren peloponnesischen Reise mit Graf Wolf Baudissin zurückgekommen, den ich jetzt gleich mit Geibel bekannt machen konnte. Er hatte, bis die Gesandtschaft ihr Sommerquartier bezog, freie Zeit und benützte sie zu allerlei Ausflügen, auch mit Schinas, der, obwohl er in Athen über griechische Alterthümer las, dieselben doch nur aus Büchern kannte. Sie machten zusammen eine sehr unpraktisch angelegte Fahrt nach Sunium, welche bei der schon begonnenen Sommerhitze recht beschwerlich war. Geibel, an griechische Reisestrapazen nicht gewöhnt, schilderte in lebhaften Farben, was sie erlitten hatten, und es klingen mir noch Bruchstücke eines komischen Ghasels in den

Ohren, in dem er die Mühseligkeiten darstellte: Wer nach dem Cap von Sunium abreist den zweiten Junium, der sehe sich bei Tag und Nacht nach lieber Rast und Ruh nie um rc.

Den Hochsommer verlebten wir zusammen in Kephisia. Emanuel hatte ein saures Tagwerk. Er mußte den ganzen Tag auf dem Posten sein, und erst spät Abends, wenn sich die beiden Jungen darum geprügelt hatten, wer zuerst vor der Mutter Gottes sein Abendgebet verrichten sollte, hatte er freie Muße. Dann kamen wir täglich zusammen, und ich kann versichern, daß ich den Freund niemals frischer, fröhlicher und produktiver gesehen habe. Ich habe ihm diese Zeit oft ins Gedächtniß gerufen, um ihm zu zeigen, daß auch für ihn, wie für uns andere Sterbliche, körperlich und geistig nichts heilsamer sei, als ein angestrengtes Tagwerk, dem dann ein voller Genuß freier Muße folgt. Wir durchstreiften die unerschöpflich reichen Abhänge am pentelischen Gebirge; wir saßen bei heißen Mittagsstunden in der schattigen Grotte Chelidonia, unserem auserwählten Lieblingsplatze, „vor Kephisias Nymphengrotte am umwölkten Wasserfall", und trafen uns jeden Abend, um in echt attischen Nächten unsere Gedanken und Erlebnisse auszutauschen.

Der Winter in Athen brachte ein bunter bewegtes Leben. Emanuel versah sein Lehramt mit voller Gewissenhaftigkeit. Der Gesandte lud mich wohl zu den Prüfungen ein, die mit seinen Söhnen angestellt wurden, und ich war Zeuge, wie ordentlich dieselben bei ihm lernten. Hat er doch auch später im Leben den Beweis geliefert, daß er vollkommen die Gabe hatte, Liebe zum Lernen in jungen Gemüthern zu erwecken.

Geibels Natur war nicht darauf angelegt, daß er die Alterthümer des Landes zum Gegenstande eines eingehenden Studiums machte. Es war der Gesammteindruck des südlichen Landes, der auf sein Gemüth wirkte, die Freude an ihrer, keinem Bann des Winters erliegenden Naturkraft, das Interesse für das rege Leben eines geistig hochbegabten Volks und seine Sagen; vor allem aber wichtig war es ihm, daß das klassische Alterthum ihm hier lebendiger als je vor die Seele trat, und daß er unter dem Himmel von Athen einen neuen Antrieb fühlte, sich in die

attischen Dichter ganz hineinzuleben. In diesem Bestreben fanden wir uns durchaus, und was wir als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen hatten, erneuerten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei es an den stillen Abhängen des Ilissus, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei es im Oelwald und am Rand des Kolonos oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aigina gewähren. Wir beschäftigten uns mit den Worten der Dichter, gemeinsam bestrebt, ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden. Abends schrieben wir die Zeilen nieder und fanden in dieser Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerschöpflichen Reiz. Eine besondere Bedeutung gewann für uns in diesem Winter Graf Platen, dessen Werke zuerst gesammelt herauskamen. Sein Streben nach klassischer Vollendung, der Adel seiner Poesie in Form und Inhalt war uns ungemein sympathisch. Wir gingen bei ihm in die Schule, wenn wir auch eine gewisse Gezwungenheit des Ausdrucks und eine in Künstlichkeit übergehende Kunst nicht ganz verkennen konnten. „Platens Vermächtniß" stammt aus diesem Winter.

Unsere philologisch-poetischen Studien erhielten einen neuen Impuls, als Professor Brandis, der als Cabinetsrath und Lehrer des Königs immer weniger in Anspruch genommen wurde, den Auftrag erhielt, der kunstsinnigen Königin Amalie Vorträge über Geschichte der griechischen Poesie zu halten. Für diese Vorträge lieferten wir das Material an Probestücken, und wir suchten besonders von der Lyrik der Griechen eine Anschauung zu geben, indem wir von den uns erhaltenen Bruchstücken solche auswählten, welche sich zu einem Ganzen abrunden ließen, indem wir hie und da den Versuch machten, durch bescheidene Ergänzungen den ursprünglichen Zusammenhang herzustellen, ebenso wie man zertrümmerte Bildwerke dem Beschauer verständlich macht und den Genuß der Schönheit erleichtert. Die einfacheren Strophen suchten wir mit möglichst gewissenhaftem Anschluß an das griechische Vorbild nachzubilden; bei solchem Strophenbau aber, der zu verwickelt und künstlich war, um einem deutschen Ohr faßlich zu sein und sich zwanglos nachbilden zu lassen, versuchten

wir die Nachbildung in einem leichteren, dem Alterthum nicht fremden Maße. Wenn die wörtliche Uebersetzung unverständlich oder steif blieb, wurde in freierer Weise nachgedichtet. So warfen wir, als wir uns in der Parabase aus Aristophanes' Vögeln lange mit dem Apparat der antiken Vogelsymbolik abgequält hatten, ihn mit jugendlicher Keckheit ganz über Bord, und nahmen, da vom Ehegelöbniß die Rede war, die Ausdrücke aus dem modernen Leben:

„Denn der Dompfaff giebt die Genehmigung euch; es bescheeret den Segen der Storch euch,
Und verwundert euch was, so ruft ihr „Ei" und erzürnt ihr euch, ruft ihr den Geier,
Und bewegt sich leis ein prophetisch Gefühl im Busen, so sagt ihr „es schwant mir."

Der Gedanke, in stiller Verborgenheit für die anmuthige, junge Königin thätig zu sein, begeisterte uns bei unserer Arbeit; in dem Brandis'schen Hause aber wurde Alles vorgetragen und Gegenstand anregender Unterhaltung.

Inzwischen blieb es nicht bei einem Verkehr in so engem Kreise. Athen war schon eine andere Stadt geworden. Als ich mit Brandis hinkam, hatte es noch keine Dampfschiffverbindung mit Europa. Man lebte wie auf einer Insel des Oceans. Alle vier Wochen kam ein Packetschiff von Triest und man las dann einen Monat „Allgemeine Zeitungen" durch, um wieder mit Europa in Zusammenhang zu treten. Die Stadt war so beschaffen, daß, wenn die russische Gesandtschaft einen Ball gab, die Officiere sich zu Pferde einstellten und die Damen in Senften getragen wurden. Alles Fränkische war noch so fremdartig in Athen, daß zum Carneval die Griechen im schwarzen Frack mit großen Vatermördern herumzogen, um die Fremden zu parodiren. Jetzt kamen schon alle vierzehn, dann alle acht Tage die Triestiner Lloyddampfer in den Piräus herein und brachten immer neue Fremde, die einige Wochen oder Monate in der deutschen Colonie verkehrten. Der Verkehr zwischen Deutschen und Griechen war vollkommen harmlos.

Die Mehrzahl der Fremden bestand natürlich aus unverheiratheten Männern, welche durch philhellenische Interessen oder

Abenteuerlust nach Griechenland gezogen waren, und es kam gegen Abend eine bunte Anzahl von Deutschen in dem der Irenenkirche gegenüber gelegenen Café zusammen. Einer der am frühesten in Athen Angesiedelten und am meisten dort einheimisch Gewordenen war Eduard Schaubert, der Baumeister, der für die neue Residenz sowohl wie für ihre Hafenstadt die Pläne entworfen hatte. An ihn hatte Christian Hansen aus Kopenhagen sich angeschlossen, den man den weißen nannte, seit sein jüngerer Bruder Theophil angekommen war. Ein dritter Däne war Köppen, den wir zuerst noch in Aigina aufsuchten, als er dort Lehrer an der Cadettenschule war. Von deutschen Gelehrten waren es Roß und Ulrichs, die den Stamm bildeten. Der letztere war kurz vor uns mit seiner jungen Frau eingezogen. Beide lehrten an der neugegründeten Universität, bei deren Einrichtung Brandis als sachverständiger Beirath des Königs mitwirken sollte. Zu dem deutschen Kreise gehörte Wendlandt, der Cabinetssecretär des Königs Otto, Herzog, Professor des römischen Rechts an der Universität, der Lieutenant Tiedemann aus Heidelberg, ein aufgeregter, leidenschaftlicher junger Mann, derselbe, der sich später an dem badischen Aufstande betheiligte und 1849 standrechtlich erschossen wurde. Capitän Bromy, der Philhellene, später Admiral der ersten deutschen Flotte, war zweiter Chef des Cadetteninstituts, das damals von Aigina nach dem Piräus verlegt wurde.

Der Geschäftsstand war vertreten durch Leopold Feldmann aus München, den Lustspieldichter, der als Pensionär der Schiller-Stiftung vor kurzem verstorben ist, durch Carl Hausmann aus Hannover, den Neffen von Frau Brandis, und Heinrich Krauseneck aus Wien. Die beiden Letzteren traten zu Geibel und mir in das engste Freundschaftsverhältniß.

Zu Anfang aber war es besonders das Schaubertsche Haus unten in der Hermesstraße, in welchem wir am liebsten verkehrten. Dort wohnten die drei Architekten zusammen; dort war die gastlichste Junggesellenwirthschaft; dort wurde Alles besprochen, was an Funden und Forschungen in Athen zu Tage kam. Dort verkehrte auch Ludwig Roß, der mit Schaubert und Christian

Hansen damals den ruhmreichen Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung der Baudenkmäler Athens machte, und später sein jüngerer Bruder, der Maler Charles Roß; von dort wurden auch zu Fuß und zu Pferde die Excursionen in die Umlande gemacht. Christian Hansen baute das schöne Universitätsgebäude. Mit lebhafter Freude sahen wir, wie er die Antike wieder in das Leben einzuführen verstand. Noch energischer schlug Theophil, der „schwarze“ Hansen, diesen Weg ein. Von Schinkel angeregt, studirte er mit feurigem Enthusiasmus Parthenon, Lysikrates' Monument u. s. w. Er machte damals eine Zeichnung von Geibel und mir, die ich als ein Zeugniß unseres traulichen Zusammenlebens dankbar aufbewahre. Endlich gedenke ich noch dreier Architekten, mit denen wir damals verkehrten; es war der geistvolle L. Lange, der mit Rottmann zusammen nach Griechenland gekommen war, der die neue Metropolis baute, Laurent aus Dresden, mit dem ich meine erste Reise nach Delphi machte, und Lorentzen, der Holsteiner, unter dessen energischer Leitung die Wasserläufe bei dem Piräus regulirt und die neuen Hafenquais gebaut wurden.

Inzwischen lösten sich die Verhältnisse, die uns nach Griechenland geführt hatten. Brandis rüstete sich mit den Seinigen zur Heimkehr nach Bonn, und Geibel war entschlossen, seine Stellung aufzugeben, da er auf den Wunsch des Gesandten, seine Familie nach Rußland zu begleiten, nicht eingehen wollte. Unsere Wünsche begegneten sich aber darin, daß wir Beide noch eine Zeit lang als freie Männer auf griechischem Boden verweilen wollten. Ich hatte während eines Zeitraums von dritthalb Jahren mich unter dem Volke so heimisch gemacht, daß ich die Lücken meiner Landeskunde auszufüllen um so dringender wünschen mußte, und dann hatte ich gegründete Hoffnung, meinen Lehrer Otfried Müller in Athen begrüßen zu können. Geibel konnte und wollte sich auch noch nicht losreißen, und so planten wir schon seit lange ein köstliches, gemeinsames Wander- und Studienleben zu Land und zu Wasser.

Aus dem heißen und staubigen Athen kann man sich im Sommer nur nach den Inseln sehnen, die in duftiger Ferne

immer vor Augen liegen und die Phantasie beschäftigen. Der kleine Postdampfer brachte uns in einer Nacht nach Hermupolis auf Syra, wo man im Mittelpunkt der Cykladen ist und sich die schönste auswählen kann, der man seine Huldigung darbringen will.

Wir schlenderten durch den dichtbesetzten Hafen und erkundigten uns nach Schiffsgelegenheit. Eine Barke war nach Paros segelfertig; die Gebirge der Insel, die durch schöne Umrißlinien ihren köstlichen Inhalt weithin anzuzeigen scheinen, hatten mich schon lange angezogen. Wir wurden rasch handelseinig und steuerten bei günstigem Fahrwind auf die Marmorinsel zu. Wie gewöhnlich wurde die Luft gegen Abend still; rudernd kamen wir langsam hinan, und als wir landeten, lag das ganze Städtchen, Parikia genannt, in tiefem Schlaf.

Unsere Schiffer riefen den Hafenwächter wach, und dabei sammelte sich nun eine Anzahl von Insulanern am Strande. Die Cykladen liegen wie Nachbarhäuser neben einander. Alles kennt sich unter einander, und wenn eine Barke anlegt, werden Grüße und Reden gewechselt. Ist der Jannáki an Bord? Habt ihr die Maria mitgebracht? — so hörten wir vom Ufer rufen. Unser Capitän meldete, daß er „Milordi" an Bord habe, und nachdem der Hygionom unsere Empfehlungen gelesen, die wir aus Athen mitgebracht, hieß er uns auf seiner Insel willkommen. Die Gruppen zerstreuten sich wieder in die Stadt, und ehe wir noch darüber nachdenken konnten, wohin wir in mitternächtiger Stunde uns wenden sollten, nahm ein junger Mann uns unsere Reisebündel ab, und wir folgten ihm durch die schweigenden Gassen in ein hochaufgetrepptes Haus, wo uns seine Mutter empfing und in eine große Stube führte, wo man uns ein Abendbrod vorsetzte und das Lager bereitete. Mir war die harmlose Gastfreundlichkeit der Insulaner aus früheren Reisen bekannt. Emanuel kam die Zuvorkommenheit bedenklich vor. Sein Verdacht stieg, als wir im Fußboden eine verdeckte Treppe entdeckten, die zu einem dunklen Kellerraum hinabführte. Da sollten, wie seine aufgeregte Phantasie es ausmalte, die Leichen der unbekannten Wanderer versenkt werden; er wollte die Thüren

verrammeln und alles zur Abwehr vorbereiten — indessen dürsteten nur solche Feinde nach unserem Blute, denen man auf griechischen Sommerreisen nirgends entgeht, und als die Morgensonne uns weckte, lachten wir über die eingebildeten Lebensgefahren.

Und welch ein Morgen erwartete uns! Das ganze Städtchen strahlte von Marmorglanz. An jedem Hause waren die Treppenstufen von Marmor und ebenso die Brüstungen der Fenster und Thüren. Vor den Thüren war ein kleiner Vorplatz, zu dem die Treppen von der Straße hinanführen, von einer Weinlaube bedeckt, deren Aeste häufig zum gegenüberliegenden Hause reichten. Auch die Straßen waren mit Marmor gepflastert, und trotz der Schweine, welche seit den Tagen des homerischen Eumaios einen ansehnlichen Theil der Inselbevölkerung bilden, sehr sauber gehalten. Unter den Thürlauben saßen die Frauen mit ihren Kindern, den beiden Wanderern neugierig nachschauend. Die Männer arbeiteten draußen in den Feldern und Gärten; sie riefen uns herein ihre Feigen zu kosten, den alten Stolz der Insel. Wir durften sie nach Belieben von den Zweigen pflücken, und niemals erinnerten wir uns, etwas Lieblicheres genossen zu haben.

Die Stadt lehnt sich an einen Hügel. Oben steht in ansehnlichen Ueberresten das Castell der Venetianer, in denen wiederum die Ruinen hellenischer Bauten vergraben liegen. Ueber 150 Säulentrommeln lagen neben einander hingestreckt; man sah die Cannelüren oben und unten angefangen, aber nirgends vollendet. Unter den Inschriften fand sich keine, welche über das Heiligthum Auskunft giebt; die Insulaner machen sich die Sache leicht. Sie erkennen hier den Tempel des Gottes Paris, von dem ihr Eiland den Namen habe.

Vom Städtchen, das uns so lieb geworden war, daß der Abschied schwer wurde, wanderten wir mit unserem Saumthiere dem Gebirge zu und freuten uns der Palmengruppen, deren wir hier zum ersten Male ansichtig wurden. Denn wie viel schöner erscheint der stolze Baum, wenn verschiedene Kronen einander berühren und der kahle Stamm unten von kleineren Schößlingen

umgeben ist, wie der Palmenstamm auch von der alten Kunst gerne dargestellt wird. Auf dem Continent hatten wir nur einzelne, einsam stehende Palmen gesehen.

Auf der Höhe fanden wir eine freundliche Aufnahme in dem Kloster des H. Minas, dem alten Besitz der Familie Danilas, welche von hier einen umfänglichen Grundbesitz bewirthschaftet. Ein junges Ehepaar war damals im Besitze; vor den Klostermauern genossen wir dort, in klarem Mondlicht auf die Insel hinabblickend, unser Nachtmahl, indem wir uns über Nahes und Fernes aufs Beste unterhielten, und wurden dann in eine der Klosterzellen zur Nachtruhe geführt. In der Nähe liegen die beiden großen Marmorbrüche des Berges Marpessa, zwei ausgehauene Gänge, deren Wände bei Fackellicht wie die Säle eines unterirdischen Palastes glänzen. Damals war es eine öde Gegend, ein todter Schatz. Jetzt sind die Brüche wieder in Angriff genommen und auf Eisenschienen rollen die Blöcke des greco duro zum Hafen hinunter. Staunend wandelten wir in den merkwürdigen Steinbrüchen umher. Es war uns zu Muthe, als wenn wir an der Geburtsstätte großer Männer weilten, wenn wir bedachten, welch unabsehliche Reihen strahlender Bildwerke, die das alte Hellas schmückten und jetzt in den Museen Europas als unerreichbare Muster bewundert werden, aus diesen dunklen Felsgängen nach und nach hervorgegangen sind.

Wir wanderten weiter nach den Dörfern, welche im Munde des Volks den Namen Marmora führten, dann aber nach der Eingebung einer verkehrten Eitelkeit, welche schon zu König Ludwigs Zeiten sämmtliche Namen des Alterthums (mochten sie richtig oder falsch angebracht sein) wieder in das Leben zurückrufen wollte, den Namen Marpessa erhalten hatten. Eben hatten wir uns im unteren Dorfe bei einem wackeren Bauern für die nächste Nacht behaglich eingerichtet, als der Demarch vom oberen Dorfe einen Boten schickte und uns zu sich einladen ließ. Es war ein schlechter Tausch. Der Demarch war einer der Griechen, die sich in den Besitz einiger französischer Phrasen gesetzt hatten und deßhalb einer höheren Ordnung der Gesellschaft anzugehören glauben. Es sind blasirte, langweilige Menschen. Wir brachen

früh am nächsten Morgen auf, um den Hafen zu erreichen, der Naxos gegenüberliegt. Es war eine einsame Bucht, an der der heilige Nikolaos, der herkömmliche Nachfolger des Poseidon, eine kleine Capelle hat. Das Schiff zum Ueberfahren lag unten, aber dem Schiffer war die See zu unruhig. Wir mußten stundenlang am öden Strande harren, und es brach eine Art Hungersnoth aus, so daß uns der Alte, der beim heiligen Nikolaos seinen Dienst hatte, Bergschnecken sammelte und kochte, bis endlich gegen Abend die Schiffsmannschaft aus dem Dorfe herunterkam und Lebensmittel mitbrachte.

Wir kreuzten den Canal, der die beiden Nachbarinseln trennt, welche als ein zusammengehöriges Paar von den Griechen Paronaxia genannt werden. Es sind aber sehr ungleiche Geschwister, Paros durch den Adel seiner Bergformen, die Mannigfaltigkeit der Umrisse und seine tiefeinschneidenden Meerbuchten ausgezeichnet — Naxos ist eine große, plumpe Masse, mächtig in seiner Gesammterhebung, wie eine Akropole unter den Cykladen.

Auch der Eindruck des Empfangs war nicht zu Gunsten von Naxos. Der Hafen ist nach Verfall des antiken Molo sehr ungenügend; der Hauptort erschien unsauber und hatte nichts von dem poetischen Reize unseres parischen Städtchens. Unser Interesse erwachte erst, als wir, nachdem wir die Nacht auf unseren Decken in dem am Strande liegenden Kaffeehause geschlafen hatten, den Weg nach dem Castro antraten. Wie in Syra ist auch hier der Ort wie die Bevölkerung in zwei Theile geschieden. Unten das gewerbetreibende, rührige, mit Handel und Schifffahrt beschäftigte Griechenvolk, oben der Ueberrest des fränkischen Mittelalters, die römisch-katholische Bevölkerung. Dieser Gegensatz tritt aber auf den griechischen Inseln nirgends in so ausgeprägter Weise dem Wanderer entgegen. Man geht noch durch die alten Thore unter dem Marcuslöwen durch, und auf einmal befindet man sich in einer anderen Welt; andere Gesichter, andere Kleidung, andere Sprache. Unten Alles laut und geschwätzig, hier ist es ernst, still und schweigsam. Es mag sich seitdem manches verändert haben. Emanuel und ich hatten den Eindruck, als wenn wir auf einmal in eine Schattenwelt der Vergangenheit

einträten, und zwar derjenigen Vorzeit, an die man auf classischem Boden am seltensten denkt. Das Zeitalter der Kreuzzüge trat uns lebendig vor die Seele, und der poetische Reiz, der darin lag, bestimmte uns zu dem Entschlusse, uns hier wo möglich etwas einheimisch zu machen.

Wir zogen die Schelle am Capucinerkloster. Der einsam dort hausende Mönch nahm uns freundlich auf. Wir suchten rasch all unser Italienisch zusammen und gewannen die wohlwollende Zuneigung des wackeren Padre Agostino, eines Sicilianers, mit dem wir täglich sein einfaches Mahl theilten. Die Latinerstadt bildet eine Insel auf der Insel. Man begegnet überall Abkömmlingen alter Nobili, die sich duca und conte nennen, aber nichts übrig haben als ihre Stammbäume, die Abneigung gegen die Griechen, mit der ihre Ahnen einst diese Inseln betreten haben, und die Unlust der Arbeit. Sie bebauen zum eigenen Bedarf ihre Grundstücke; sie wohnen in verfallenen Prachträumen, die zum Theil noch mit stattlichen Cypressenbalken gedeckt sind, und bewahren in alterthümlichen Schränken die Reliquien vergangener Größe. Ein alter Coronello führte uns in seine Wohnung. Seine Frau, aus dem Hause Crispo, holte ihr Stammregister hervor. Die Crispi waren auf dem Herzogsstuhle von Naxos die Nachfolger der Sanudos, welche bei dem vierten Kreuzzuge hier ein Fürstenthum gegründet hatten.

Unter den Türken hatte ein Hofjude des Sultans die Herrschaft erhalten, und sein Reichsverweser war ein Coronello. Wir erkannten in dem Alten und seiner Frau, welche in ihren vergrämten Zügen den unverkennbaren Typus edler Geburt verrieth, die Vertreter der höchsten Aristokratie der Insel, welche auch im Mittelalter eine hegemonische Stelle im Cykladenmeere eingenommen hatte, und ihr einziger Sohn Francesco Coronello läutete jeden Morgen an der Capucinerpforte, um ein Brod in Empfang zu nehmen.

Man begreift, daß diese Verhältnisse auf uns einen tiefen Eindruck machten; wir hatten für den nachgeborenen Herzogsenkel die lebhafteste Sympathie, und Emanuel ließ ihn vollständig neu kleiden.

Es war eine besondere Schickung, daß wir auch in die Gegenwart dieser mittelalterlichen Colonie, dieser Oase aus den Zeiten der Kreuzzüge, lebendig eingeführt werden sollten.

Es war nämlich im Vatican bekannt geworden, daß es unter den Katholiken der Inseln zu sehr ärgerlichen Zänkereien gekommen war. Die Nobili zankten sich um den Vortritt bei dem Besuche der Kirchen; eine Kirchenthür war, wenn ich nicht irre, vermauert worden, weil man sich über die Benutzung nicht einigen konnte. Um dem Unwesen ein Ende zu machen, hatte der für Smyrna neu ernannte Bischof den Auftrag erhalten, die Inseln zu besuchen. Eine Pönitenz ward ausgeschrieben, und um die Predigten zu halten war ein Dominicaner beigegeben, ein stattlicher Mann, groß und wohlbeleibt, mehr geeignet ein Bild des Lebensgenusses zu sein, als ein Bußprediger. Der Bischof war ein sehr feiner und wohlgebildeter Mann.

Padre Agostino war kreuzunglücklich über die ganze Katastrophe, die ihm seine Ruhe störte.

Emanuel und mir war es eine willkommene Gelegenheit, die Welt von neuen Seiten kennen zu lernen. Wir aßen nun mit den Römern zusammen, welche die Verkommenheit des griechischen Volks mitleidig bejammerten, und fanden als junge Leute unser Behagen daran, die Weine und Leckerbissen, welche aus Italien mitgebracht waren, unter Anleitung des Dominicaners mit Verstand zu genießen. Als eine naxische Melone zerlegt wurde, erging er sich in Eifer über den Mangel an höherer Obstzucht. Man müsse, wenn etwas Ordentliches werden solle, in einem genau bestimmten Zeitpunkte der Entwickelung, einen Keil aus der Frucht herausschneiden, in das Loch ein Spitzglas feinsten Weines gießen, den Keil wieder einfügen und die veredelte Melone so zu Ende reifen lassen.

Am anderen Tage begannen die Bußpredigten, und wir hörten, wie dieselbe Stimme auf die Gläubigen ihr animi infelice, anime perdute hinunterdonnerte; auch die armen Nonnen, die nichts verbrochen hatten, mußten, da die Gelegenheit einmal da war, verschärfte Bußübungen durchmachen.

Es folgte eine Versammlung aller Geistlichen unter Vorsitz des mit besonderen Vollmachten ausgestatteten Bischofs im Capucinerkloster. Wir mußten deßhalb das Feld räumen. Wir zogen in das Kloster der Lazaristen, welche den Jesuiten gefolgt sind und, wie die ganze römische Kirche der Levante, unter französischem Schutze stehen. Es war ein stattlicher Bau auf der Höhe des Castro, mit herrlicher Aussicht, von nur zwei Vätern bewohnt. Auch hier war uns zu Muthe, als wenn die Geschichte stillgestanden hätte, und die Lilien der Bourbonen glänzten noch in unverminderter Ehre über den Thüren.

Keine Insel will mehr als Naxos durchsucht werden, wenn man ihre Reize kennen lernen will. Die Masse erscheint wie ein Kalksteinberg, der sich kahl und dürr aus dem Meere erhebt. Wo aber in einer Thalsenkung Wasser quillt, da wird wie durch einen Zauber Alles in üppige Fruchtbarkeit verwandelt.

Wir zogen gegen Norden in das Thal von Engaräs, wo zwei Dörfer liegen, von einem Orangenwald umkränzt. Man war sehr eifrig, uns die verschiedenen Gattungen zu zeigen, die Bergamotten und die Citronatstauden, deren Früchte massenweise nach Konstantinopel ausgeführt werden; man zeigte uns die Urbäume der Orangenpflanzung, die von den Jesuiten gepflanzt waren, „Adam und Eva“; der erstere war erstorben, aber Eva grünte fort in ihrem Wittwenstande. Im Dorfe Agia feierten wir mit den Bauern ein glänzendes Panagia-Fest. Wir besuchten die Schmirgel- und die Marmorbrüche, wo von einem nie vollendeten Kolosse, der noch mit seinem Rücken am Felsboden haftet, die ganze Gegend Apollona genannt wird, obwohl es gewiß ein Bacchus war, dessen Bild hier in Folge einer politischen Katastrophe in seiner Vollendung unterbrochen worden ist. An den alten Bacchusdienst mahnte uns vorzugsweise das Dorf Aperantos, wo ein feuriger, wasserheller Wein gewonnen wird, der mit Recht vor allen anderen Naxosweinen geschätzt wird. Wir erstiegen die Höhe des Inselgebirges, wo man die Spitzen von Kreta sowie von den karischen Gebirgen erblickt und um Naxos herum 44 Inseln liegen sieht. In den Fels sind wie Runen der Vorzeit die Marken des Zeus-Heiligthums in

althellenischer Schrift eingegraben. Im Dorfe Drymalia wurde eine Inschrift entdeckt, welche die Annalen der Serapis-Feste enthielt aus einer Zeit, da Naxos von Rhodos abhängig war. Ein Hr. Grimaldi war hier der Führer, der Einzige unter den Nobili, der ein wissenschaftliches Interesse zeigte, ein trefflicher Mann, der auch später mit mir in Verbindung blieb. Er war schwedischer Consul; denn die Abkömmlinge der Italiener suchen gern durch Uebernahme von Consulaten unter der jetzigen Bevölkerung noch einen gewissen Vorrang sich beizulegen, da sie um jeden Preis von den Griechen abgesondert sein wollen.

Am größten ist aber die Erbitterung gegen die Familien, welche zur griechischen Kirche übergetreten sind. Zu ihnen gehörten die Kokkos. In einer Capelle zeigte man uns den Schädel eines Kokkos mit den tiefen Furchen, welche die Schwertklinge des Mörders eingegraben. Ein Coronello fiel der Blutrache zum Opfer. Um diese Zeit, erzählte man uns, sei ein Johanniterritter von Rhodos gekommen, habe sich in die Tochter von Coronello verliebt und die Rache übernommen. Er habe seine Mannschaft ausgeschifft und die Kokkos in dem befestigten Kloster belagert. Es gelingt ihnen zu entfliehen, nur ein Töchterchen bleibt zurück. Der Johanniter schickt sein Kreuz zurück und freit die Coronello, während das zurückgelassene Kind an einen Bacozzi verheirathet wird. Wir ließen uns solche Familiengeschichten gerne erzählen, und eines der schönsten Gedichte Geibels, „Die Blutrache", ist diesen Anregungen entsprungen; denn dem griechischen Inselvolk sind diese mittelalterlichen Ideen fremd.

Nachdem der Bischof von Smyrna abgereist war, zogen wir wieder in die bescheidenere Wohnung bei unserem Capuciner. Es waren Wochen der schönsten Freiheit und Muße, die wir in den Klöstern von Naxos verlebten, still und zurückgezogen und doch von mannigfacher Anregung, die uns aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der Gegenwart zuströmte. Wir lernten die Menschenwelt von ganz neuen Seiten kennen und betrieben dabei allerlei Studien, verbesserten und ergänzten unsere deutsche Anthologie aus den griechischen Lyrikern und überraschten uns gegenseitig mit allerlei Gelegenheitsproductionen in Ghaselen und Sonetten.

Dabei mußte ich auch zuweilen der Erheiternde sein; denn Emanuel hatte sich die Zeit der Freiheit mit zu idealen Farben ausgemalt. Er hatte sich nun gewöhnt, die poetische Production als seinen Lebensberuf anzusehen; er war also von poetischer Stimmung abhängig, die natürlich nicht jeden Tag dieselbe sein konnte, namentlich wenn es sich um lyrische Gedichte handelt, deren jedes ein Ganzes sein soll; er wurde also leicht mißmuthig und wollte an seinem Dichterberuf irre werden. Ich erinnere mich eines Zuspruchs, den ich ihm eines Morgens, ehe ich auf eine epigraphische Wanderung ausging, auf den Tisch legte, und den ich nur des Scherzes halber aus dem Gedächtniß niederschreibe:

„Was klagst Du, Freund? Gab Dir nicht viel Natur?
Verlieh Dir nicht der Bilder Spiel Natur?
Und wenn die Welt Dich unbefriedigt läßt,
Dir gab im Innern ein Asyl Natur.
Doch nicht so stetig, sagst Du, spendete,
Und nicht so reichlich, wie es Dir gefiel, Natur.
Sieh! Fall und Steigen ist das Erdenloos,
Und jeder Mensch ist eine Nilnatur."

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, der uns Beiden immer unvergeßlich geblieben, verließen wir Naxos und kehrten über Hermupolis nach Athen zurück.

Es gelang uns, eine Wohnung zu finden, unweit des Lysikrates-Monuments; dicht neben dem neuerbauten Hause des Quartiermeisters Rupp, der eine Kammerfrau der Königin Amalie geheirathet hatte. Wir bewohnten das Haus allein; eine Freitreppe führte von außen zu unseren Stuben, vor denen sich ein kleiner Balkon entlang zog; eine niedrige Mauer trennte uns von dem Garten der Rupp-Burg. Diese wurde jetzt der Mittelpunkt einer deutschen Colonie. Wir gaben uns dort ganz in Kost, und an jedem Morgen kam ein bayerischer Invalide auf seinem Stelzfuß an die Mauer und reichte über dieselbe unser Frühstück herüber, das von der Treppe des „Superlativs" (so wurde unsere Wohnung genannt) entgegengenommen wurde.

Es sammelte sich ein engerer Kreis. Hermann Kretzschmer der Maler und der Architekt Hochstetter waren aus Rom herüber-

gekommen und wurden uns bald befreundet. Des Vormittags lebte Jeder seinen Studien. In den Mittagsstunden gaben wir Unterricht, Emanuel wieder im Hause Katakazi, dessen Familie einstweilen ruhig in Athen geblieben war, ich in dem Hause eines befreundeten englischen Geistlichen, wo die Töchter altgriechisch lernten. Gegen Abend vereinigte uns an sauberem Tische die Mahlzeit. Karl Hausmann, Kretzschmer und Hochstetter waren mit uns die täglichen Gäste. Nach Tisch kamen andere Freunde, deren Jeder seine Erlebnisse mittheilte. Hausmann war der musikalisch Begabte. Er brachte ein Männerquartett unter uns zu Stande, an dem Professor Herzog theilnahm und der Cabinetssecretär Wendlant. Wir bildeten auch ein litterarisch-artistisches Kränzchen, das sich jeden Montag versammelte. Es wurden Themata gestellt und Preise vertheilt. Es wurden Gedichte, Novellen, dramatische Scenen vorgelesen; die Künstler legten ihre Zeichnungen vor. Emanuel war der Archivar unserer poetischen und prosaischen Schriftstücke. Er selbst schrieb damals auch prosaische Stücke; ich erinnere mich einer Novelle in Bocaccios Manier, die Nachtmütze des heiligen Ambrosius betitelt. Eine Komödie wurde entworfen, deren Hauptmotiv war, daß die Cottasche Buchhandlung einen Preis ausgesetzt hatte, wer den nach den heimathlichen Gebirgen Griechenlands entlaufenen und spurlos verschollenen Pegasus wieder auffände und zügelte. Ein mit Poeten bevölkertes Dampfschiff landet im Piräus. Sie zerstreuen sich im Lande und erleben die buntesten Abenteuer. Ein mit leicht kenntlichem Namen Bezeichneter wird von Klephten gefangen, die aber in seinen Taschen nichts als ungedruckte Briefe Platens finden. Im Peloponnes werden Verwandte Schillers aufgesucht, der nach zweifellosen Aussagen ein geborener Arkadier gewesen sei. Feldmann aus München, dessen ich oben erwähnte, der uns sonst ferner stand, hatte in dramatischer Technik überlegene Uebung, und ihm wurde an unserem kleinen Musenhofe bei der ersten Preisvertheilung der Kranz zu Theil.

Schon im Spätherbst waren wir ganz zusammen eingelebt. Am 18. October feierten wir zugleich Emanuels Geburtstag und

das deutsche Siegesfest. Es wurden Feuer angezündet und Raketen stiegen aus unserem Garten auf, so daß die Griechen und Albaneser um uns herum voll Verwunderung über die deutsche Colonie waren. Besonders nahe schloß sich in dieser Zeit Heinrich Krauseneck an uns an. Seinem feurigen Geiste, der in dem geschäftlichen Berufe keine volle Befriedigung fand, war der geistige Verkehr, in welchen er unverhofft eingetreten war, die Theilnahme an künstlerischer und wissenschaftlicher Regsamkeit, wie sie in unserem Kreise herrschte, eine Freude, welche er mit dankbarer Hingabe genoß. Er erwarb sich bei unseren dramatischen Scenen großen Beifall, wenn er und Emanuel als Marquis Posa und Don Carlos auftraten. Wenn unser Kreis spät zusammengeblieben war, so kam er mit uns, um den langen Nachtweg zu vermeiden, in den „Superlativ"; das Feldbett, dessen er sich auf seinen Geschäftsreisen im Peloponnes bedient hatte, war bei uns aufgeschlagen; er war häufig unser lieber Schlafkamerad. Bei unseren weiteren Ausflügen war er der kühnste Reiter unter uns.

Als Weihnachten herankam, ritt er mit Emanuel, Hausmann und Hochstetter nach dem Pentelikon, um eine zum Weihnachtsbaum geeignete Fichte heimzubringen. Bei allen festlichen Anlässen bewährte Geibel seine glänzende Gabe der Improvisation. Am Neujahrsabende dichtete er rasch eine Scene, in welcher er als Wanderer auftrat, Krauseneck das Jahr darstellte, das sich aus einem lebensmüden Greise in einen blühenden Jüngling umwandelte. Dem verjüngten Jahre wurde ein begeisterter Gruß gespendet, der mit dem Trinkspruch schloß:

„Hinunter diesen Becher stürz' ich,
Es lebe achtzehnhundertvierzig!"

Wir waren in der Regel jeden Abend an demselben Orte in engerem und weiterem Kreise beisammen, aber ein gastliches Haus öffnete sich uns immer mit gleicher Gastfreundschaft. Das war das Haus des niederländischen Generalconsuls und Ministerresidenten Travers, der eine Schwester des Professors Hengstenberg zur Frau hatte. Dort verlebten wir manche schöne Abendstunde, und Emanuel, der ohne musikalische Bildung ein

sehr tiefes Gefühl für Musik hatte und einen klangvollen Bariton, sang dort deutsche Lieder und namentlich das: „Leise zieht durch mein Gemüth“, in einer so einfachen und schönen Weise des Vortrags, daß Alles ergriffen war. Travers war ein sehr nüchterner Mann, und als Emanuel bei ihm sein Gedicht auf Admiral Ruyter vorgelesen hatte, platzte er sofort mit den Worten heraus: das ist aber nicht wahr!

In demselben Winter vollendeten wir auch unsere poetischen Uebersetzungen. Sie waren in Verbindung mit den der Königin Amalie gehaltenen Vorträgen entstanden; wir hatten also den Wunsch, ihr die gedruckte Sammlung zu widmen. Fräulein v. Nordenpflicht, die Erzieherin der Königin und Ehrendame, welche auch zuweilen die Ruppsburg besuchte und sich von dem Treiben der deutschen Colonie erzählen ließ, vermittelte eine Audienz.

Ich war bis dahin nur bei dem evangelischen Gottesdienste mit der Königin in Berührung gekommen, der anfangs in ihren Gemächern gehalten wurde und so einfach eingerichtet war, daß ich über ein Jahr lang die Begleitung des Choralgesangs auf dem Flügel übernehmen mußte. Jetzt nahm sie unsere Gabe freundlich an, und Emanuel dichtete eine Elegie als Widmung.

Es war eine Huldigung an die Königin Amalie, welche er schon bei Gelegenheit des von unserem Freunde Kretzschmer gemalten Bildes gefeiert hatte, es war ein Gruß an das auferstandene Hellas:

„Schweb' auf rauschendem Flügel, o Lied! Nun kehren die alten
  Zeiten zurück, und gesühnt ist der Unsterblichen Zorn.
Aus schwer lastendem Traum ist Hellas freudig erstanden,
  Ueber den Gräbern des Ruhms wandelt ein freies Geschlecht.
Neu erglänzen die Zinnen Athens, und in des Piräus
  Prächtigem Golf ziehen stolz schimmernde Segel heran.
Griechisches Volk, Glück auf! Es entfloh die osmanische Willkür,
  Freue dich Salamis! Frei jauchzt um die Felsen das Meer.
Schlaft in Frieden, ihr Todten Thermopyläs. Nimmer versehret
  Frevelnden Muths der Barbar euren geheiligten Staub.“

Das war der Anfang der Elegie, die mit dem Manuscript im November nach Bonn geschickt wurde. Brandis war so gut, den Verlag zu vermitteln. So erschien im nächsten Frühjahr

das kleine Heft „Classische Studien von E. G. und E. C.“ bei Weber in Bonn — ein bleibendes Denkmal unseres treuen Zusammenlebens auf classischem Boden, das nun bald zu Ende gehen sollte.

In den ersten Tagen des April kamen Karl Otfried Müller und Adolf Schöll aus Sicilien herüber. Sie suchten uns eines Morgens in unserer Wohnung auf, und von dieser Stunde an gehörte meine ganze Zeit dem theuren Lehrer, welcher den Trieb nach vollem Verständniß des hellenischen Lebens in mir erweckt hatte. Für ihn hatte ich alles vorbereitet, auf die Reisen mit ihm hatte ich meine Studien eingerichtet, und mein mit ihm vereinbarter Plan war es, eine Darstellung des alten Griechenlands zu geben, die eine Einleitung zu seiner Geschichte des hellenischen Volks sein sollte. Emanuel hatte an Allem als Freund theilgenommen, ließ sich gern von den Resultaten neuerer Forschungen berichten, aber er konnte und wollte kein Forscher sein. Das classische Alterthum blieb ihm ein unerschöpflicher Quell von Belehrung und Genuß, ein Gegenstand liebevollster Beschäftigung, aber er sammelte doch nur, um die inwohnende Kraft eigenen Schaffens zu stärken und zu veredeln.

Er fühlte, daß er für sich Griechenland zur Genüge kennen gelernt habe; er spürte ein leises Heimweh. Dazu kam, daß er gegen Ende des Winters ein paar Mal unwohl gewesen war. Dann quälten ihn auch wohl alte Zweifel über seinen Lebensberuf, ob er sich der gelehrten Philologie entschlagen und sich den Schwingen des eigenen Genius voll und ganz anvertrauen solle. Er konnte dann kleinlaut sein, und die Freunde erzählten sich scherzend, daß man ihn dann mit der mittleren Ausgabe von Buttmanns griechischer Grammatik umhergehen sehe, wie er die unregelmäßigen Zeitwörter repetire. Man erlaubte sich ihn zu necken, weil seine vollkräftige Natur immer wieder durchbrach und der Dichtermuth nicht versiegte.

Ende April wurde Krauseneck durch Familienangelegenheiten nach Wien gerufen. Emanuel entschloß sich rasch mit ihm zu reisen, während ich im Peloponnes wanderte. Eine angenehme Fahrt führte sie — ich entnehme das Folgende den Briefen

unseres Freundes Krauseneck — nach Triest. Unterwegs setzte sich ein müder Adler auf den Mast des Lloyddampfers; er suchte und hoffte gastliche Aufnahme. Darum entbrannte der Unwille des jungen Dichters, als einer der Passagiere ihn herunterschoß. In Triest gab es Landungsnöthe. Denn das unglückliche Griechenland lag ja damals, doppelt abgeschlossen, zwischen Europa und der Levante, von der letzteren sich absperrend, aber noch nicht zur gebildeten Welt gerechnet. Krauseneck hatte Wäsche und Kleider vorangeschickt. Er kaufte in Triest das Gleiche für Geibel, um ihn aus der Haft zu erlösen. Dann reiste er voraus, indem er zugleich ein wichtiges Botenamt im Dienste der Musen versah. Er hatte es übernommen, die in Athen vollendete Sammlung von Geibels Gedichten, undurchlöchert, aus der Quarantäne durchzuschmuggeln. Von Wien schickte er diesen Erstling einer Hekatombe von Auflagen an Duncker und Humblot.

In Wien wurde Emanuel der willkommene Gast im Krauseneckschen Landhause am „grünen Berge" bei Schönbrunn. Der Vater, der in Erlangen und Göttingen studirt hatte, war weltlicher Rath im Consistorium und hatte ein ungeschwächtes Interesse für deutsches Geistesleben.

Damals wurden die Fremden ängstlich überwacht. Die Pässe wurden an den „Linien" gegen Empfangschein abgegeben, mit dem man sich innerhalb 24 Stunden im Fremdenamt melden mußte, um eine Aufenthaltskarte zu lösen. Diese wurde aber nur auf Bürgschaft eines angesehenen Wieners gegeben.

Unser Krauseneck wendete sich in dieser Angelegenheit an einen ihm verwandten Bankier, kam aber übel damit an.

„Ist Dein Freund bei meinem Hause accreditirt? Nein. Was ist er, was führt ihn her? So? Ein deutscher Student ist er, ein Litterat! Jedenfalls ein verdächtiges Subject, mit dem Du Dich nicht abgeben solltest! Ich kenne freilich Deine Gesinnung! Aber Dein Freund soll machen, daß er fortkommt!"

Vater Krauseneck leistete die Bürgschaft, und die beiden athenischen Genossen konnten sich nun, von der Polizei unbehelligt, in der Kaiserstadt zusammen ergehen.

Unser Wiener Freund hatte damals noch die Absicht, sich in Patras niederzulassen — so sehr hing er an Griechenland. Aber diese Pläne scheiterten. Er hatte für sein atheniſches Haus noch einige Reisen zu machen, die ihn im Sommer nach Norddeutschland führten. Als Emanuel den Freund in Hamburg wußte, kam er sofort herüber und traf ihn an einem heißen Nachmittag im „König von Preußen" über Platens „Abassiden" eingeschlummert. Ein seltsames Geschick führte an demselben Tage auch Ad. Friedr. v. Schack nach Hamburg, unseren Studiengenossen aus Berlin, der uns in Athen besucht hatte. Die Freunde kamen auch mit Gutzkow zusammen, der damals den Hamburger „Freischütz" redigirte und wenig Sympathie erweckte; später neben Brachvogels „Narziß" und Wagners Musik eine der drei entschiedensten Antipathieen Geibels. Diese Tage in Hamburg, die mit einem Feste schlossen, das ein Vertreter des Hauses Lutheroth für Geibel in Streits Hôtel veranstaltete, schloß das Zusammensein der Freunde, das sich noch als Fortsetzung dem Leben in Athen anreihte; daher durfte es hier erwähnt werden. Geibel und Krauseneck sind sich nie wieder begegnet, während ich unseren atheniſchen Freund auf wiederholten Hellasfahrten in Wien wie in Triest wieder gesehen habe; auch in Berlin, dem er immer eine alte Anhänglichkeit bewahrt hat. Unsere Lebenswege haben uns weit auseinander geführt, aber der Bund, am Denkmal des Lysikrates geschlossen, ist nie gelöst worden, und beim Tode Emanuels haben die beiden Ueberlebenden sich von Neuem die Hand gereicht.

Nach diesem Excurs über Geibels Heimkehr ist ein kurzer Rückblick auf seinen griechischen Aufenthalt wohl an der Stelle.

Man könnte sagen, derselbe sei für ihn verhältnißmäßig gleichgültig gewesen, da er sich doch nicht in Griechenland einheimisch gemacht habe; denn was er etwa an griechischen Motiven in seinen Gedichten verwendet habe, hätte er eben so gut aus anderen Quellen entlehnen können. Geibel war überhaupt mit seinem angebornen Talente und seiner ganzen Gemüthsanlage nach eine in sich geschlossene Persönlichkeit; er hat sich im Wesentlichen aus sich selbst herausgestaltet wie ein Baum aus

innerem Keime, ohne entscheidend eingreifende Einflüsse von außen zu empfangen. Wie sein schöner Kopf von der Knabenzeit her seine plastischen Form und seinen Gesichtsausdruck behalten hat, so ist er auch innerlich immer derselbe und sein eigen geblieben.

Eine solche aus innerem Kern hervorgehende Entwickelung bleibt aber doch von äußeren Verhältnissen nicht unberührt und unabhängig, und als eine besondere Gunst seiner Lebensführung betrachte ich den griechischen Aufenthalt. Er entzog ihn zur rechten Zeit den zerstreuenden Eindrücken der litterarischen Kreise in Berlin; er bewahrte ihn vor den Einflüssen eines vielgeschäftigen Litteratenthums, denen er noch nicht mit gereiftem Selbstbewußtsein gegenüber treten konnte. Er gab ihm einen Beruf, in dem er selbstverleugnende Pflichttreue üben mußte; er öffnete seinen Blick für die Beobachtung fremder Länder und Völker und stärkte dadurch nur seine Liebe zum Vaterlande. Als einen Hauptgewinn aber betrachte ich den, daß er sich anderthalb Jahre mit den griechischen Dichtern so ruhig, wie nie zuvor, beschäftigte, mit ihnen und in ihnen lebte. Sie wurden ihm auf ihrem heimathlichen Boden lebendig vertraut, und da er auf der Universität bei seiner Eigenart keinem Lehrer sich eigentlich hingegeben hatte, wurde er hier im vollen Sinne ein Schüler der Alten.

Platen hatte ebenfalls auf classischem Boden den Zug nach reiner Formvollendung empfangen, und unter seinem Einflusse entwickelte sich das für Geibels Gedichte Charakteristische. Ich denke dabei nicht allein an die metrische Form, an die unnachsichtige Strenge gegen sich selbst in Reim und Strophe, sondern noch mehr an die inneren Vorzüge, die für seine Poesie charakteristisch sind, den geschlossenen Rhythmus jedes einzelnen Gedichts, die Durchsichtigkeit der Gedanken, das vollkommene Aufgehen derselben in die Form, die sichere Maßhaltung, welche einen mit so unglaublicher Leichtigkeit aus dem Stegreif Dichtenden vor der Gefahr der Ueberfülle bewahrte. Wie bei den Griechen, ist Alles, auch der feurigste Erguß innerster Empfindung, knapp und genau bemessen. Man kann nichts wegnehmen und nichts zusetzen. Das ist der classische Zug, der durch Geibels Gedichte geht, und wenn er auch mehr geborener Dichter war als Platen

und dadurch vor der Künstlichkeit bewahrt blieb, in welche dieser verfallen konnte, so hat er doch von ihm eine wesentliche Anregung dazu empfangen, die Poesie ebensowohl wie Malerei und Sculptur als eine Kunst zu betrachten, die gelernt sein will, und zweitens dazu, unausgesetzt aus Geschichte und Natur bedeutende Anregungen in sich aufzunehmen, um Inhaltvolles zu bieten, um in goldenen Schalen edlen Wein spenden zu können. Das Gemeine war für ihn nicht vorhanden. Er hatte den Stolz des wahren Dichters, daß er kein gedankenloses Publikum unterhalten und keiner Moderichtung fröhnen wollte. Sein Aufenthalt in Griechenland war bei aller Mannigfaltigkeit im Ganzen eine von verwirrenden Eindrücken entfernte Zeit — eine Zeit ruhiger Sammlung und Vertiefung, und was er aus dem Elternhause und der Vaterstadt mitgebracht hatte, konnte sich hier zu einer ihrer Ziele bewußten Persönlichkeit friedlich und harmonisch ausgestalten.

Nachdem Athen die Nachbarkinder und Jugendfreunde so lange und so eng zusammengeführt hatte, war es nur noch einmal, daß wir längere Zeit an einem Orte wohnten. Das war 1847 und 1848 in Berlin. Ich lebte damals als Erzieher Sr. k. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in dem Hintergebäude des jetzigen Kaiserpalais, in den Räumen, welche jetzt zur Erweiterung der Bibliothek verwerthet werden; Emanuel wohnte am Enckeplatz, wo er Kugler benachbart war. Er war damals mit einer Reihe größerer Arbeiten beschäftigt, in voller Freudigkeit des Schaffens. Poesie und Musik wieder in würdiger Weise mit einander zu verbinden, war einer seiner Lieblingsgedanken; er dichtete die Loreley für Felix Mendelssohn, und wir verkehrten damals im Wilhelm Besserschen Hause auch mit Jenny Lind, deren Gesang und edle Persönlichkeit uns begeisterte. Wir kamen oft in vertraulicher Weise zusammen und verhandelten über seine Projecte, namentlich über seine Albigenser, deren großartiger Plan für mich besonders anziehend war. Auf diesen Verkehr bezieht sich das reizende Ghasel: „Wenn im fürstlichen Palaste strenger Ernst nicht ganz dich faßte“ u. s. w., wo er dem Freunde zeigen will, wie er kühner „jetzt nach mächtigen

Stoffen greife, nach gediegenen Formen taste", und in dem choliambischen Gedicht, das darauf folgt, in welchem er sich entschuldigt, weil der breitstirnige Freund (Franz Kugler) ihn schon früher geladen habe:

„Drum mußt Du heut bei Tafel statt an Versrhythmen
Mit Deinem Bruder Dich erfreun an ernsthaften
Indogermanischen Sprachvergleichungsgrundsätzen.
Mich aber laß die frohe Hoffnung festhalten,
Daß Du mir bald einmal Hephästos sein werdest."

So wurden unsere attischen Nächte in veränderter Form fortgesetzt. Geibels größere Pläne führten ihn zu mannigfaltigeren und tieferen Studien. Die nahen Beziehungen, in welche er zu Felix Mendelssohn getreten war, erweiterten seinen Gesichtskreis im Gebiete der Kunst. Neben allen neuen Bekannten hielt er aber die alten fest mit der Treue des Gemüths, welche ihn als Freund so liebenswürdig machte. So kam er auch mit Heinrich Kruse wieder in Beziehung, unserem gemeinsamen Universitätsgenossen, den er seinen besten Kritiker nannte. Er hatte keine Ahnung davon, daß unser Freund selbst dichtete, und fand nun (1847) auf meinem Tische ein Manuscript von ihm, einen Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier: „Der Teufel zu Lübeck". Er begeisterte sich für die kleine Dichtung, so daß er gleich an Kruse schrieb, der köstliche Schwank müsse sofort gedruckt werden. Er wolle einen Verleger finden und die Ausstattung besorgen; Kruse solle nur die Erlaubniß zum Drucke geben. In den stürmischen Jahren, welche folgten, ist das kleine Stück spurlos verschollen. Später wurden auch aus dem „Wullenweber" einzelne Scenen, namentlich die Verhandlungen der Lübecker Rathsherren bei Karl V., den Freunden mitgetheilt.

Von Kruses „Seegeschichten", die viel später im Cottaschen Verlag erschienen, fand er ebenfalls bei mir eine handschriftliche Sammlung und hatte ein lebhaftes Interesse an diesen echt volksthümlichen Idyllen. Als strenger Meister hatte er an Prosodie und Metrik allerlei auszusetzen, erklärte aber schließlich, er müsse Kruses Hexameter gelten lassen.

Geibel zeigte bei solchen Anlässen die selbstloseste Theilnahme und scheute keine Mühe, um mit gutem Rath und ehrlichem Urtheil seinen Freunden zur Hand zu sein. Besonders freute er sich, wenn unter der Jugend bedeutende Talente sich zeigten. Ich erinnere mich sehr wohl, wie er mich damals mit Paul Heyse bekannt machte, und mit welcher Freude er den ersten Flügelschlägen seines Genius lauschte.

Indem er die eigenen Kräfte an bedeutenden Stoffen versuchte, wurde er veranlaßt, sich in Volkssage und Geschichte eingehender zu vertiefen. So reifte in jenen Jahren sein Talent; seine Gedichte blieben nicht mehr Ausdruck flüchtiger Stimmungen, ihr Inhalt wurde reicher und mannigfaltiger, sein ganzes Wesen wurde klarer, fester, harmonischer. Es ist der zum Manne gereifte Poet, der Dichter der Juniuslieder, der selbst mit diesem Namen den neu gewonnenen Standpunkt bezeichnete. Schwere Ereignisse trugen dazu bei, den männlichen Ernst zur Reife zu bringen; so namentlich der in sein Leben tief einschneidende Tod von Felix Mendelssohn, bei dessen plötzlichem Eintritt er aber wiederum in seiner selbstlosen Weise den persönlichen Verlust über dem vergaß, den das Vaterland erlitten.

Das war endlich in dieser Zeit des vollen Reifens eine Thatsache von entscheidender Bedeutung für ihn, daß die Bewegungen der Gegenwart, welche uns in Griechenland fern gelegen hatten, nun nahe herantraten, so daß er genöthigt war, auch als Dichter Stellung zu nehmen und sich darüber klar zu werden, was von dem, was im Volke gährte, gut und berechtigt war und was vom Uebel. Die Entscheidung wurde ihm nach seiner ganzen Anlage und Entwickelung nicht schwer. Aber es trug wesentlich zu seiner Ausreifung bei, daß er seine patriotische Ueberzeugung auszusprechen sich berufen fühlte, und es war für den Erfolg von größter Bedeutung, daß er nicht als politischer Dichter angefangen hatte, sondern erst mit reicher Bildung des Geistes und Gemüths, mit gereiftem und anerkanntem Kunstvermögen in die Bewegungen des Tags eintrat.

In Beziehung darauf war es ja auch von Bedeutung, daß er mit dem Fürstenhaus in Berührung kam, dessen geschichtlicher

Beruf es war, die Hoffnungen, mit denen wir Lübecker Kinder groß geworden waren, zur Verwirklichung zu führen.

Unser gemeinsamer Gönner, K. Fr. v. Rumohr, der bei uns später in Lübeck wohnte und aus der reiferen Jugend des Gymnasiums gern Einzelne an sich heranzog, denen er auch später sein Wohlwollen treu erhielt, hatte das Interesse seines königlichen Freundes auf Geibel als einen der hoffnungsvollsten unter den jungen Poeten Deutschlands gelenkt. Geibel dankte dem König die Muße, mit der er sich der Ausbildung seines Talents widmen konnte, und eine Anerkennung, die ihm um so werthvoller war, je mehr sie ihm vollkommen unerwartet zu Theil wurde. Man erzählte damals, daß Rumohrs besonderes Wohlgefallen durch das an der Trave allbekannte Scherzgedicht: „Zu Lübeck auf der Brücken da stehet ein Mercur“ u. s. w., veranlaßt worden sei, das allerdings in seiner Art classisch ist.

Persönliche Berührungen mit dem königlichen Hause ergaben sich im Jahre 1847. Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimath und dem alten Haupte der Hansa bekannt zu machen, hegte ich begreiflicherweise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung nahe zu bringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am Besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung.

Zur Fastnachtszeit pflegte unser Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen andern Plan.

Ich eilte auf den Enckeplatz und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig. Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung". Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust; die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werden sollte.

König Friedrich Wilhelm IV. ergötzte sich an dem Lustspiel, und ließ sich den Autor vorstellen. Es war einer der letzten Abende harmloser Geselligkeit. Schon lagen düstere Wolken auf der Stirn des Königs; schreckliche Ereignisse hatten sich angemeldet, und einige Tage später donnerten die Geschütze durch die Straßen von Berlin.

Das Fastnachtsspiel wurde später als „Meister Andrea" gedruckt. Die Wahl des Stoffs war nicht durchaus glücklich, denn der Mißbrauch, der mit dem zerstreuten Bildschnitzer getrieben wird, indem man ihn künstlich dahin bringt, sich für einen andern zu halten, macht, da es das Hauptmotiv ist, um das sich Alles dreht, einen etwas peinlichen Eindruck; es ist zu unnatürlich.

Davon abgesehen, ist das Lustspiel vortrefflich organisirt; Scene für Scene reihen sich sehr geschickt an einander; das Ganze gipfelt in dem Moment, wo der Bildschnitzer glaubt, die verlorene Musik komme ihm wieder. Die eingeflochtene Liebesgeschichte ist reizend durchgeführt, und ihr glücklicher Ausgang giebt dem Ganzen einen sehr befriedigenden Schluß.

In jedem wahren Dichter liegen die Keime von Ernst und Scherz, weil sie in jedem gesunden Geistesleben zusammen gehören. Ich habe dem Freunde immer vorgehalten, daß er vielseitiger sei als er selbst glaube; er sei nicht bloß berufen zum Liede und zur reflectirenden Dichtung, zum ernsten Pathos und zum Kothurn. Das kleine Stück zeigt, was er in leichter Composition zu leisten vermochte, wie frisch sein Humor war und wie viel Grazie er in ungebundener Rede entfalten konnte.

Auf unserer Bühne hat das Stück keinen dauernden Erfolg gewinnen können; es gehört aber, wie mir scheint, zu seinen gelungensten und originellsten Leistungen; es verdient auch deß-

halb besondere Beachtung, weil die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete so arm ist.

Als der Kronprinz in Schleswig-Holstein zuerst auf den Schauplatz der Geschichte getreten war, kam er mit der Frau Kronprinzessin nach Lübeck. Im Rathhauskeller richtete Geibel bei einer vertraulichen Vereinigung einen poetischen Spruch an den jungen Fürsten, dem er die Hoffnungen des Vaterlandes warm und lebendig aussprach. Wie rasch erfüllten sie sich! 1863 kam König Wilhelm nach Lübeck. Unten in der Fischstraße, am Hafen, nahm er Wohnung in dem Hause meines Bruders, der unseren Freund veranlaßte, den königlichen Gast mit einem Gedicht zu begrüßen. Auch dieser Gruß blieb keine leere Ceremonie. Er fand eine gute Stätte im Herzen des Fürsten, der seinem hohen Berufe nachzukommen bedacht war, und was als letzter Wunsch ausgesprochen war, daß des Königs Auge noch vom Fels zum Meer den Adler ziehen sähe, ging binnen weniger Jahre in Erfüllung. Für den Dichter selbst aber wurde dieser Kaisergruß ein Lebensereigniß. Er wurde jetzt wieder ganz in Lübeck heimisch; unser Zusammensein beschränkte sich nun auf die kurzen Besuche, die ich in unserer Vaterstadt machte. Jedesmal sahen wir uns wieder und erneuerten die Erinnerungen, die uns unauflöslich mit einander verbanden.

So konnte ich denn diese Aufzeichnungen im Wesentlichen auf Griechenland beschränken, indem ich als Vorspiel die ersten Jugendjahre, als Nachspiel die heimathlichen Erlebnisse in Umrissen zufügte. Wie wir Lübecker von allen Deutschen den Jammer des zerrissenen Vaterlands am unmittelbarsten und schmerzlichsten durchzukosten hatten, so hat Lübeck auch der Gründung des Reichs am fröhlichsten zugejauchzt, und es war daher eine wunderbare Fügung, daß in einer Zeit, da noch Niemand, ohne sich verdächtig zu machen, von einem Deutschen Kaiser zu reden wagen durfte, zwei Lübecker Nachbarkinder, denen die Sehnsucht nach dem Reiche im Blute lag, zu dem künftigen Erben des Kaiserthrons während seiner jugendlichen Entwickelung in nahe persönliche Beziehung traten. Zum Schlusse darf ich die Zeilen abdrucken, die ich den 5. April vom Kronprinzen erhielt:

„Meine aufrichtige Verehrung für unsern ersten deutschen Dichter kennen Sie seit vielen Jahrzehnten; verdanke ich doch Ihnen die Bekanntschaft mit dem theuren Manne. Deßhalb wissen Sie auch, daß ich seinen Tod von ganzem Herzen beklage. Wenige haben es gleich ihm verstanden, das Harren, die sehnliche Erwartung dessen, was 1870/71 uns brachte, in Dichterweise auszusprechen. Vollends gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reichs, die Wiederherstellung desselben würdig besungen zu haben. Geibels Dichtungen waren stets meine Begleiter, seitdem Sie mich mit denselben vertraut machten. Jetzt aber, wo ich im vorgerückten Alter gerne zurückschaue auf Zeiten, die so harmlose und freudige Stunden enthielten, wird die Erinnerung an den Dichter, der unsern jugendlichen Kreis anzuregen nicht verschmähte, mir von besonderem Werth zeitlebens bleiben."

XV.

Georg Curtius.

1886.

Die Erinnerungen an meinen Bruder führen mich mit meinen Gedanken in das Elternhaus und die Vaterstadt, wo wir Beide die Wurzeln unseres geistigen Lebens haben.

Das alte Lübeck war, als wir jung waren, wie eine Insel, vom Binnenlande abgelegen, von mißgünstigen Nachbarstaaten umgeben, deren Handelspolitik keinen andern Gedanken hatte, als der vereinsamten Hansestadt die Verkehrswege zu verlegen.

Wir haben es immer als ein Glück angesehen, in dem engern Kreise vaterstädtischer Verhältnisse, von den Denkmälern der Vorzeit umgeben, aufgewachsen zu sein. Dem Treiben des modernen Lebens entrückt, auf die Ueberlieferungen der Vergangenheit horchend, haben wir ungestört Alles, was uns an geistiger Nahrung in Schule und Haus dargeboten wurde, um so begieriger ergriffen, um so fester und tiefer uns angeeignet.

Das bescheidene Elternhaus in der Fischstraße war eins von den Bürgerhäusern, deren Beziehungen am weitesten über die Wälle der Stadt hinaus reichten. Der Vater war früh in die Stürme der Weltbegebenheiten hereingezogen; denn er wurde, als er bei der ersten Befreiung der Hansestädte seinen Posten am kaiserlichen Gerichtshof in Hamburg verlassen hatte, um in den Rath der Vaterstadt zurückzukehren, von Napoleon geächtet. Nach mancherlei Fährlichkeiten hat er dann in langer reichgesegneter Amtsführung als Syndicus der Stadt die auswärtigen Angelegenheiten unseres kleinen Freistaats sowie die Erziehungsanstalten zu leiten gehabt. Er war ein ernster Mann von un-

erschütterlicher Pflichttreue; an jedem Morgen war er zuerst im Gange, durchwanderte das Haus und weckte die Söhne. Ein strenger Geschäftsmann, hatte er doch einen tiefen Zug zu Kunst und Poesie, den er sich aus seiner Studentenzeit in Jena, wo er mit Schiller in Verbindung stand, bis an sein Lebensende bewahrt hat. Die Künstler, welche nach Lübeck kamen, um unsere Kirchenbilder zu zeichnen, wohnten in unserem Hause, und wir nahmen an ihren Arbeiten als Knaben eifrigen Antheil. Für das classische Alterthum hatte der Vater ein besonderes Interesse, und in bestimmten Abendstunden las er mit den heranwachsenden Söhnen lateinische Dichter.

Er hat seine vier Söhne in evangelischer Gottesfurcht und deutscher Art erzogen, so daß uns Beides unzertrennlich erschien. Auch hat er uns früh gewöhnt, nach gewissenhafter Pflichterfüllung den Stunden der Muße einen anmuthigen Inhalt zu geben; die kleinen Familienfeste wurden immer benutzt, die Söhne zu eigenen Leistungen anzufeuern.

Auf das ideale Streben des Vaters ging die Mutter mit vollem Verständniß ein. Sie lebte in den Erinnerungen eines Kreises, welchen der liebenswürdige Dichter Christian Adolf Overbeck mit seinem Geiste belebt hat; sie stand als ein Vorbild zarter Weiblichkeit neben dem Vater, in welchem männliche Kraft und Willensstärke bis zu einer gewissen Herbigkeit hervortreten konnte; doch milderte ihn das höhere Alter, und nachdem er die Geschäfte niedergelegt hatte, konnte er sich seinen wissenschaftlichen Neigungen noch bis über die Mitte der achtziger Jahre hingeben.

Jeden der Söhne begleitete er mit eingehender Theilnahme in den von ihnen erwählten Lebensberuf; den ältesten, jung verstorbenen, in die Theologie und das Pfarramt, den zweiten in den praktischen Beruf des Juristen; mit Georg und mir pflegte er gerne seine durch unsere Studien neu belebte Liebe zu Griechenland und Rom.

In dieser Atmosphäre sind wir aufgewachsen. Georg, fünf Jahre jünger als ich, war von Anfang körperlich zart, und der Schonung bedürftig; er glich mehr der Mutter. Sowie er in

die Schule kam, überraschte er seine Lehrer durch den wachen Geist, den er zeigte, die rasche Fassungsgabe und einen feinen Sinn für alles Sprachliche. Es traf sich glücklich, daß an unserm Gymnasium damals zwei Gelehrte wirkten, welche in hervorragendem Grade geeignet waren, Georgs Gaben zur Entfaltung zu bringen, zwei scharfsinnige Grammatiker, Friedrich Jacob und Johannes Classen. Wie viel er namentlich dem Letzteren, dem treuen Freunde unseres Hauses, verdankte, hat er in der Widmung seines „Verbum" bezeugt. Durch ihn sind wir auch in Niebuhrs Leben und Denken frühzeitig eingeführt worden.

Unter den mancherlei Gästen, die in unserem Elternhause aus- und eingingen, war auch Karl Friedrich von Rumohr, eine der seltsamsten Persönlichkeiten, die uns Knaben selbst so wunderbar vorkam, wie die ferne Zauberwelt, von der er uns erzählte. Er wohnte als Gutsbesitzer in der Nähe von Lübeck; er kam, oft zum Schrecken des vielbeschäftigten Vaters, schon Vormittags zur Stadt. Er hatte eine Liebe zur Jugend und ließ sich über die Bücher, mit denen er uns beschäftigt fand, oder vor den Wandkarten des Arbeitszimmers in lange Vorträge ein, von denen wir nur einen Theil verstanden. Er lud uns auch gelegentlich nach Rotenhausen ein, wo er uns vor Tisch plötzlich in die Küche schickte, um dort einen Befehl zu überbringen, da er die dortigen Arbeiten auch während ernster Gespräche in Gedanken ununterbrochen verfolgte. Ich muß es Rumohr als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er bei seiner feinen Fühlung für alles geistig Hervorragende Georgs Talent für Sprachen früh erkannte; er lernte mit ihm Griechisch und führte ihn in das Italienische ein.

So verlief seine erste Jugend unter glücklichen Verhältnissen. Es war in geschlossenem städtischen Kreise eine stille und gleichmäßige Entwickelung, fern von störender Unruhe; zugleich aber in Haus und Stadt so viel Anregung, es wurden so viel Beziehungen angeknüpft, so mancher Ausblick in die Welt geboten, daß Georg schon vor der Universitätszeit außer einer wohlgeordneten Gymnasialbildung einen reichen Schatz von Anschauungen und Kenntnissen erworben hatte. Dazu trug der Winter bei,

den er, vom Gymnasium entlassen, 1837/38 in Frankfurt a. M. zubrachte, wo der Vater die freien Städte am Bundestage zu vertreten hatte. Es war eine Zeit schöner Muße, in welcher er für sich arbeiten lernte, mit süddeutschen Verhältnissen bekannt wurde und seine Gesundheit für die akademische Zeit stärkte.

Unser beider Lebenswege waren inzwischen weit aus einander gegangen; denn als Georg achtzehn Jahre alt, 1838 die Universität Bonn bezog, war ich schon das zweite Jahr in Athen, und es war, so zu sagen, eine neue Bekanntschaft, die wir gegenseitig machten, als ich im Frühjahr 1841 über die Alpen heimkehrte und mit dem Bruder in Berlin zusammenkam. Er trat mir als ein junger Gelehrter entgegen, der schon seine eigene Richtung hatte. Von Ritschl in die historische Grammatik der italischen Sprachen, von Lassen in die Sanskritgrammatik eingeführt, war er beschäftigt, das von den indischen Grammatikern Erlernte für griechische Wortbildung zu verwerthen, eine Anwendung, auf die er durch selbständiges Nachdenken gekommen war. Wir arbeiteten jetzt als Stubennachbarn, Jeder auf seinem Gebiete, traulich neben einander. Da ich als Student nach Griechenland aufgebrochen war, hatte ich nach meiner Heimkehr das Versäumte nachzuholen; so kam es, daß unsere Examenperioden nahe zusammen fielen. Wir schrieben gleichzeitig neben einander, der Eine über die Häfen von Athen, der Andere über die griechischen Nomina, und als Dritter im Bunde war unser demselben Lübecker Kreise angehörige Jugendfreund Wilhelm Wattenbach mit seiner Geschichte der „Vierhundert in Athen" beschäftigt.

Da ich damals die Absicht hatte, mich in Halle zu habilitiren, machte ich dort meinen Doctor im December 1841. Georg kam dazu aus Berlin herüber, und wir disputirten in Gegenwart von Bernhardy und Meier mit einander über die Frage, wie weit die jetzige Aussprache der Consonanten im Neugriechischen für die alte Sprache maßgebend sei.

Nachdem wir die unbehagliche Zeit der Prüfungen brüderlich mit einander durchgemacht hatten, trat eine neue Trennung ein. Meineke zog mich an das Joachimsthaler Gymnasium,

während Georg einem Rufe an das Vitzthumsche Gymnasium nach Dresden folgte. Von 1842 bis 1846 haben wir uns nur auf kürzere Zeit in Lübeck, Dresden und Berlin gesehen; aber bei jedem Wiedersehen fand ich ihn innerlich gefördert. In dem vertrauten Umgange mit seinen Amtsgenossen, namentlich Arnold Schäfer, in der Praxis des Unterrichts und in der stillen Sammlung fortschreitender Arbeit wurde er sich seiner wissenschaftlichen Aufgabe immer bewußter; klarer und bestimmter, als irgend ein Anderer vor ihm, faßte er den Gedanken ins Auge, daß Sprachvergleichung und Philologie nicht gleichgültig neben einander herzugehen berufen seien; er erkannte es als seine Aufgabe, die Bedeutung des einen Studiums für das andere ans Licht zu stellen; dazu bedurfte er der Muße und einer Wirkungssphäre, wie sie nur einem Universitätslehrer geboten werden, und so habilitirte er sich 1846 in Berlin.

Drei inhaltreiche Jahre brüderlicher Gemeinschaft folgten, und je mehr meine akademische Thätigkeit durch die mir obliegende praktische Aufgabe unterbrochen war, um so mehr konnte ich mich dessen freuen, was dem Bruder gelang. Keine Mittel äußerlicher Art standen ihm zur Verfügung, um Zuhörer zu gewinnen; es war von Anfang an die Klarheit der Gedankenführung, die besonnene Ruhe des Vortrags, die sichere Beherrschung des Stoffs, die ein volles Vertrauen erweckende Persönlichkeit, wodurch er sich in seinen grammatischen Vorlesungen, seiner Exegese der griechischen Lyriker und anderen Vorträgen Anklang verschaffte. In seinen sprachwissenschaftlichen Anschauungen erweiterte und vertiefte er sich, namentlich durch ein eindringendes Studium von Wilhelm von Humboldt, und sein erstes Buch (Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt, Berlin 1846) zeigte, wie sicher er die Ergebnisse der historischen Grammatik und die der neu entwickelten Sprachwissenschaft zu wichtigen Folgerungen über das Wesen der classischen Sprachen zu benutzen wußte.

Es war eine reiche, mannigfaltig angeregte Zeit, in der wir unsere Mußestunden theilten. Es wurde mir gestattet, den

Bruder auch in die Kreise einzuführen, denen ich meine Kräfte zu widmen hatte. Georg unterrichtete eine Zeitlang den jungen von Zastrow, der mit unserm Kronprinzen zusammen erzogen wurde. Er wurde, wie unsere Freunde und Landsleute, Emanuel Geibel und Kurt von Schlözer, von der damaligen Prinzessin von Preußen zu kleinen und größern Gesellschaften mit herangezogen, und mein Bruder, dem ein stilles Forscherleben immer das Höchste war, hat es doch stets auf das Dankbarste anerkannt, wie zwanglos und inhaltreich der geistige Verkehr war, der sich um die geistvolle Fürstin in Berlin und auf dem Babelsberge vereinigte.

Hier wurde er auch mit Alexander von Humboldt bekannt, welcher uns Brüdern ein ganz besonderes Wohlwollen zuwendete. Als er in seinem Kosmos die Abschnitte ausarbeitete, in welchen er über das Naturgefühl bei den Alten, über die aus ihnen zu gewinnenden Zeugnisse für die Unveränderlichkeit der Erdrinde u. a. handelt, meldete er sich bei uns an, um uns aus den Aushängebogen vorzulesen und einzelne Fragen vertraulich mit uns zu besprechen. Es war die Zeit, in der auch Geibels Dichtungen bei Hofe aufgeführt wurden. Wir hatten den wohlthuenden Eindruck einer freien, vielseitig angeregten, den edelsten Interessen warm zugewendeten Geistesrichtung, welche in den höchsten Gesellschaftskreisen herrschte.

Um so furchtbarer erschreckte das Revolutionsjahr. Es waren Ereignisse, die von meinem Bruder nicht nur unmittelbar mit erlebt wurden, sondern auch in sein Leben und Wesen sehr tief eingriffen. Denn bis dahin der reine Gelehrte, wurde er jetzt zum ersten Male aus seiner Bücherstube herausgerissen und zur praktischen Theilnahme am öffentlichen Leben veranlaßt. Er hat sich keinen Augenblick besonnen, alle Kraft und Zeit daran zu setzen, um in der Stunde der höchsten Gefahr unter der studirenden Jugend Besonnenheit und vaterländische Gesinnung zu erhalten; er hat sich mit seinen besten Schülern zu gemeinsamem Waffendienst verbunden; er hat sich an den ersten Wahlversammlungen so energisch betheiligt, daß er, der unbekannte junge Docent, von seinen Bezirksgenossen, obwohl er der herr-

schenden Stimmung wenig das Wort redete, als Wahlmann für Frankfurt aufgestellt wurde. Die Vertrauen erweckende Macht seines Worts und seiner Persönlichkeit bewährte sich auch hier in ganz ungewohnten Kreisen. Den ganzen Sommer hat mein Bruder wesentlich für öffentliche Interessen gelebt; er hat in einer fieberhaften Zeit das Volk in seinen verschiedenen Schichten kennen gelernt, er hat an Willenskraft und Ueberzeugungstreue gewonnen, und ist dann, an mannigfachen Erfahrungen bereichert, nach Herstellung der alten Ordnung, auch körperlich gekräftigt zu seinem Gelehrtenleben zurückgekehrt. Als im November die Truppen wieder eingezogen waren, fand ich auch ihn wieder in voller Muße; ich fand ihn mit Albrecht Weber die Veden lesend, in denen sich ihm für die Fortführung seiner grammatischen Forschungen reiches Material darbot. Er war auch Mitglied eines Sanskritkränzchens, an welchem außer Weber Kuhn, Aufrecht und Goldstücker Theil nahmen.

Eine Seitenwirkung der großen Bewegung des Jahres 1848 war die Eröffnung eines neuen geistigen Verkehrs mit Oesterreich und die Erweckung der gelehrten Studien daselbst, welche die Berufung von Bonitz nach Wien, die von meinem Bruder und von Schleicher nach Prag zur Folge hatte.

Georg hatte sich schon eine solche Stellung verschafft, daß man nicht gleichgültig war, als er seinen Abgang anmeldete. Ich weiß, daß namentlich Leopold von Ranke ihn zu halten wünschte. Er hatte von seiner Promotion und Habilitation einen sehr günstigen Eindruck und wußte den Erfolg seiner Vorlesungen sehr zu schätzen. Aber es wurde doch nichts gethan, ihn zu halten; er folgte dem Rufe, und für mich, den die letzten Jahre durch das gemeinsam Erlebte fester als zuvor mit dem Bruder verbunden hatten, war die Trennung jetzt doppelt schwer.

Es war eine wunderliche Fügung, daß die neue sprachwissenschaftliche Forschung, ehe sie bei den deutschen Philologen zu Ehren kam, in ihren beiden Hauptvertretern gleichzeitig nach Oesterreich verpflanzt, und Böhmen ihr Hauptquartier wurde. Für Sprachwissenschaft war hier ein günstiger Boden, weil schon die verschiedenen Idiome des Landes die Aufmerksamkeit auf

linguistische Studien lenkten. Das Griechische lag aber so vollständig darnieder, daß von Frischem angefangen werden mußte, und hier drängte sich nun der Gedanke auf, die neue Grundlegung in der Weise anzufassen, daß man dabei die Resultate der vergleichenden Sprachforschung zu verwerthen suchte. Georg versprach also dem Verleger eine neue Schulgrammatik des Griechischen, eine Verpflichtung, deren volles Gewicht er im Anfang wohl kaum ganz zu ermessen vermochte. Denn wenn auch die Aufgabe selbst seinem Studiengange vollkommen entsprach, so überraschte ihn doch die Schwierigkeit der praktischen Ausführung, und als ich ihn 1851 in seiner neuen Heimath besuchte, fand ich ihn noch in bangen Zweifeln über das Gelingen seines Werks.

Aber sein Muth blieb stark, und so ist das Jahr 1852, in dem das Buch fertig wurde, eine Epoche geworden für die Geschichte grammatischer Methode, der Anfang einer auf neuer Grundlage der Forschung ruhenden, den wichtigsten Theil gelehrter Bildung betreffenden Reformbewegung, welche ihren Gang durch die gebildete Welt gemacht hat und ganz unerwartet aus Prag ihren Ausgang nahm.

Man darf wohl sagen, daß nicht leicht die nach wenig Jahren bemessene Lehrthätigkeit eines von außen berufenen Professors so reiche Frucht getragen hat, wie die meines Bruders in Prag, und er selbst hat das Glück, so viel neues Leben hervorrufen zu können, wohl zu würdigen gewußt. Er freute sich der lernbegierigen Jugend des Landes; er stand mit Schleicher in treuer Freundschaft und gemeinsamer Arbeit verbunden, und als dieser von seinen Feinden wegen Correspondenzen mit dem Auslande verdächtigt wurde, so daß er sich Haussuchungen gefallen lassen mußte und für einige Zeit unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde, ist Georg mit festem Mannesmuthe bei dem Minister Grafen Thun für den Freund eingetreten.

Unter den einheimischen Gelehrten war es Schafarik, mit dem er freundschaftlichen Verkehr und wissenschaftlichen Austausch pflegte. Die weiteren Beziehungen waren friedlich und harmlos. Auch mit den Ordensgeistlichen, welche an der Universität be-

theiligt waren, hatte mein Bruder immer ein gutes Einvernehmen. Namentlich hatte er an dem Umgange mit dem feingebildeten General-Großmeister des ritterlichen Kreuzherrnordens Behr, dem Präses der Prüfungscommission, aufrichtige Freude, und sehr humoristisch konnte er von den lukullischen Mahlzeiten erzählen, zu denen er in die klösterlichen Hallen geladen wurde.

So viel er aber auch an Weltkenntniß, an wissenschaftlicher Reife, sowie an pädagogischem Erfolg in Prag gewonnen hatte, dessen großartige Schönheit ihm von Anfang an einen tiefen Eindruck machte, so zog ihn doch sein Herz nach dem Vaterlande, und obwohl man es ihm in Oesterreich verdachte, daß er einer kleineren Universität den Vorzug gab, folgte er doch nach fünfjährigem Aufenthalte in Böhmen dem Ruf an die Kieler Universität.

Hier fand er für das, was er an akademischer Wirksamkeit einbüßte, reichen Ersatz am deutschen Universitätsleben, an dem vertrauten Umgange mit einer Reihe ebenbürtiger, geistverwandter Amtsgenossen, unter denen ich nur Müllenhoff, Nitzsch und Harms nenne; er fühlte sich wieder glücklich auf deutschem Grund und Boden, und während er sich in Oesterreich von allem Politischen ferngehalten, erwachte hier wieder seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Mit voller Liebe ergriff er den Beruf, an den Nordmarken des Vaterlandes unter dem Druck peinlicher Verhältnisse die Jugend in deutscher Wissenschaft zu erziehen; mit voller Wärme schloß er sich denen an, welche der Gefährdung des nationalen Lebens nach Kräften zu steuern suchten, und mit feiner Ironie betonte er in seiner Rede über den König, wie wohl der Herzogsname einem Landesfürsten anstehe.

Seit der Uebersiedelung nach Kiel kamen wir Brüder auch wieder regelmäßiger zusammen, sowohl an der Ostsee als auch in Göttingen oder in der Schweiz, wo wir einen gemeinsamen Aufenthalt verabredeten. Wir arbeiteten wieder mehr mit einander, und ich gedenke besonders gern der Osterferien 1855, wo wir im Vaterhause vereinigt waren und unsere Gedanken darüber austauschten, wie weit es möglich sei, die Heimathbezirke der

griechischen Mundarten zu bestimmen und darnach auch die ältesten Wohnsitze der Stämme. Ich trug ihm damals meine Ansichten über die Ursitze der Jonier vor, und wenn ich die herrschende Ansicht bestritt, nach welcher sich die Entwickelung der griechischen Stämme wesentlich auf das europäische Griechenland beschränkt haben sollte, so leuchtete ihm meine Anschauung ein, und wir vereinigten uns in der Ueberzeugung, daß Inselländer, wie Chios und Samos, unmöglich durch Zuwanderung von Westen ihren ionischen Charakter erhalten haben könnten.

Obgleich Kiel meinem Bruder ein heimathlicher Ort war, erwies er sich doch nicht günstig für seine Gesundheit. Er hatte aus Prag ein schmerzhaftes Uebel mitgebracht, das sich in der rauheren Atmosphäre verschlimmerte und durch keine Kunst gehoben werden konnte. Er hat sich dadurch nie in der Heiterkeit des Geistes stören lassen, auch nicht in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Denn neben den Gelegenheitsarbeiten an Programmen und Reden, die ihm oblagen, neben der fortwährenden Pflege, welche seine von Oesterreich allmählich nach Deutschland vorrückende Grammatik verlangte, brachte er hier mit bewundernswürdiger Ausdauer eines sammelnden, ordnenden, sichtenden Fleißes die Grundzüge der griechischen Etymologie zu Stande, wo von einer ganz neuen Seite die vergleichende Sprachwissenschaft für die classische Philologie verwerthet wurde.

So waren auch die Kieler Jahre ein inhaltreicher und wichtiger Abschnitt seines Lebens. Aber es war doch ein großes Glück für ihn, daß 1862 ein Ruf nach Sachsen an ihn erging. Merkwürdige Fügungen trafen hier zusammen. König Johann war durch einen akademischen Vortrag, welcher ihm durch unsere Kaiserin Augusta mitgetheilt war, auf meinen Bruder aufmerksam geworden. So wurde Minister Falkenstein veranlaßt, sich mit der Leipziger Facultät in Verbindung zu setzen und den Ministerialrath Gilbert nach Kiel zu schicken, um mit meinem Bruder zu verhandeln. Für ihn war es eine glückliche Wendung, daß er aus einem Klima entfernt wurde, welches seiner Gesundheit nachtheilig war, und dann kam er, nachdem er an Wissen und Können voll gereift war, nun endlich an einen Platz in=

mitten des Vaterlandes, wo er eine lernbegierige Jugend aus Nord und Süd, wie aus fernem Auslande um sich sammeln und seiner Wissenschaft einen festen Boden schaffen konnte. Zweiundzwanzig Jahre hat er hier gewirkt, und so oft ich zu ihm kam, hatte ich das Gefühl, daß er nirgends günstiger gestellt sein konnte. Bei seinem lebendigen Interesse für öffentliche Angelegenheiten war es ihm wohl in der vielbewegten, central gelegenen, echt deutschen Großstadt; es entsprach ganz seiner Individualität, in beschaulicher Zurückgezogenheit ein stilles Forscherleben zu führen, aber zugleich durch die Universität und seine Freunde mit Allem in Verbindung zu bleiben, was die geistige Welt bewegte. Vor Allem aber gehörte sein Leben der Jugend, die sich in immer größerer Zahl mit Begeisterung um ihn sammelte und in seine Lehrweise sich einlebte. Alles, was er schrieb und sprach, hatte keinen andern Zweck, als den ausgereiften Gedanken so klar und vollständig wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Allem, was glänzen sollte, war er abhold. Darum war sein Unterricht auch eine sittliche Bildungsschule, und so hat er, was er in Berlin, in Prag und in Kiel begonnen hat, unter den glücklichsten Verhältnissen in Leipzig vollendet.

Als es Abend wurde in seinem Leben, ward ihm durch ernste Mahnungen die größte Vorsicht im Gebrauch seiner Kräfte zur Pflicht gemacht. Aber die Heiterkeit seines Gemüths blieb ungestört, und es ist ihm erspart worden, seine geistige Vollkraft überleben zu müssen. Ununterbrochen hat er noch im letzten Lebensjahre sein Lehramt verwaltet, mit jugendlicher Kraft noch im letzten Halbjahr die Schrift veröffentlicht, in welcher er den neuern Richtungen in der Sprachwissenschaft gegenüber mit voller Sicherheit Stellung genommen hat. Es ist sein wissenschaftliches Vermächtniß, welchem Keiner des Alters Spuren anmerken wird, das letzte Zeugniß eines von Bitterkeit und Mißgunst freien, über persönliche Empfindungen erhabenen, nur nach Wahrheit suchenden Geistes; eine Schrift, in welcher nicht nur die abschließenden Resultate seines wissenschaftlichen Denkens enthalten sind, sondern auch wieder neue Keime der Forschung, neue Anregungen zur Behandlung sprachwissenschaftlicher Streit=

fragen, so daß auch von dieser Schrift wieder eine lebendige Wirkung ausgegangen ist.

Eine kurze Krankheit führte zu tödtlichem Ende. Noch in den letzten Fieberphantasieen zeigte sich sein Geist mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt. Er trug seinen Zuhörern mit lauter Stimme vor oder er verhandelte mit dem Bruder, mit dem er sich im Gespräche glaubte. So war er, bis ihm seine Stimme versagte, mitten in seinem Berufe, für Andere thätig.

Nachdem ich den äußern Verlauf seines Lebens überblickt habe, sei mir noch ein Rückblick auf sein inneres Leben verstattet, wie es mir vor Augen steht, ohne mir irgendwie ein maßgebendes Urtheil beimessen zu wollen.

Mein Bruder hatte das große Glück, daß ihm eine natürliche Anlage mitgegeben war, welche ihm eine bestimmte Richtung gab und ihn, ohne ihn einseitig zu machen, vor Schwankungen und Irrgängen bewahrte. Schon im siebenten Jahre brachte er aus der Vorschule ein Zeugniß heim, worin der Lehrer ein hervorragendes Talent für die Sprache bezeugte; er wisse die Regeln mit großer Bestimmtheit aufzufassen und auf gegebene Fälle anzuwenden. Diese Anlage können wir wie eine wohlgepflegte Pflanze unter günstigen Verhältnissen ununterbrochen bei meinem Bruder sich entwickeln sehen. Zuerst hat er mit voller Jugendkraft den alten Sprachen sich hingegeben und diesem Zuge ist er immer treu geblieben. Für das Griechische ging er auch bei den Indern in die Schule und suchte in jener gewaltigen Zeit sprachlichen Forschens, der seine Jugend noch angehörte, sich Alles anzueignen, was ihm höhere Gesichtspunkte öffnete. Was Bopp an neu gewonnenem Material herbeigeschafft hatte, ergänzte und belebte er durch Wilhelm von Humboldts tiefsinnige Forschungen, woraus er ein neues Verständniß der sprachlichen Formenwelt schöpfte. Besonders wirksam war aber für ihn das Vorbild von Jacob Grimm.

Es kann ja auf diesem Gebiete nicht anders sein, als daß zwei Richtungen neben einander sich geltend machen. Die eine geht darauf aus, möglichst viel Sprachen als gleichwerthige Forschungsobjecte zur Verfügung zu haben; die andere verzichtet

auf die Weite des Umblicks, um an einer Stelle ganz zu Hause zu sein. Dadurch erhält die Wissenschaft, wie es meinem Bruder an Jacob Grimm besonders sympathisch war, eine größere Wärme; es bildet sich ein gemüthlicher Zusammenhang zwischen Stoff und Person. Die liebevolle Pflege einer Sprache macht für ihre Eigenthümlichkeit feinfühliger, sie erhöht das Interesse für die kleinsten mundartlichen Verschiedenheiten und gewährt durch Abgrenzen nach außen auf dem engeren Gebiet eine um so größere Befriedigung.

Die Freude an der Sprache der Hellenen ist immer meines Bruders Lebenselement geblieben und die treibende Kraft zu rastloser Thätigkeit. Nach Vorgang des Aristoteles, in den ihn sein geliebter Lehrer Adolf Trendelenburg eingeführt hatte, suchte er den organischen Zusammenhang in den sprachlichen Erscheinungen nachzuweisen, ohne sich der Auffassung hinzugeben, daß jede Form von Anfang einem bestimmten Begriff entsprochen habe. Die historische und die physiologische Betrachtung scharfsinnig verbindend, beobachtete er auf das Sorgfältigste den gesammten Haushalt der Sprache, die verschiedenen, in ihr wirksamen Triebe, den Zug des Beharrens wie den nach Abwechselung, die Regel des Gesetzes wie die Laune des Zufälligen, den äußern Verfall in Lautschwächung und Abschleifung neben dem Fortschritt, den die Sprache im Ausdruck des Gedachten macht. Mit besonderer Aufmerksamkeit folgte er dem Wechsel der Bedeutungen im Verlauf der Volksgeschichte.

Wie es Menschenaugen giebt, die von Natur dazu eingerichtet scheinen, das Pflanzenleben in seinem geheimen Wirken zu beobachten, so belauschte er das Leben der Sprache in allen seinen Formen. Neue Gesichtspunkte, die sich ihm immer darboten, seine Beobachtungen in Scherz und Ernst würzten die tägliche Unterhaltung, und in schlaflosen Nachtstunden war dies seine Kurzweil, wie er es in den witzig umgeänderten Versen des Euripides, die er seiner letzten Schrift als Motto vorsetzte, ausgesprochen hat:

ἐγώ ποτ᾽ αὐτὸς νυκτὸς ἐν μακρῷ χρόνῳ
ἐφρόντισ᾽ οἷός ἐστιν ὀνομάτων βίος.

Es war aber nie ein geistreiches Spiel mit überraschenden Einfällen, dem er sich hingab; er hatte vielmehr von Jugend auf seine Phantasie so gezügelt, daß er sich die strengste Methode zur Pflicht und Gewohnheit gemacht hat. Es war ihm unmöglich, über Schwierigkeiten hinwegzugleiten, um zu gewünschten Resultaten zu gelangen. Er war der entschiedenste Feind aller Willkür, er hat die strenge Zucht classischer Philologie, auch wo er ihre Grenzen überschritt, nicht verleugnet und ist dadurch ein Erzieher der Sprachwissenschaft geworden.

Der lebendige Fortschritt der Wissenschaften beruht wesentlich darauf, daß Methoden der Forschung und Forschungsgebiete, welche einen inneren Zusammenhang haben, aber einander fremd geblieben sind, in eine fruchtbare Verbindung eintreten. Eine Verbindung dieser Art war auch die von meinem Bruder angeregte, und der Standpunkt, von dem er es that, war ohne Zweifel ein voll berechtigter. Denn wenn die Kenntniß des Sanskrit, wie Niemand leugnen kann, einen tieferen Einblick in den Bau der Sprachen eröffnet hat, wie sollte derselbe nicht auch der Kenntniß des Griechischen zu Gute kommen, und nichts würde doch dem Wesen echter Wissenschaft mehr widersprechen, als wenn man sich gegen jede von neuer Seite kommende Belehrung eigensinnig verschließen wollte. Es ist ja auch ein Charakterzug unserer Zeit, daß man die Culturwelt der classischen Völker nicht mehr als etwas in sich Abgeschlossenes betrachtet wissen will, sondern allen aus älteren Culturgebieten herüberreichenden Beziehungen sorgfältig nachgeht. Darüber sollen die charakteristischen Unterschiede der geschichtlichen Völker nicht verwischt werden; vielmehr kann erst nach Erkenntniß des Gemeinsamen auch das Selbständige, Absonderliche und Eigenartige recht zum Bewußtsein kommen.

Je berechtigter aber der Standpunkt war, welchen mein Bruder in der grammatischen Wissenschaft einnahm, um so mehr wird man anerkennen, daß er denselben, wie es unter ähnlichen Verhältnissen so gewöhnlich ist, nie in schroffer Weise geltend zu machen gesucht hat; er hat nie durch Uebertreibung gefehlt oder durch ein vornehmes Herabsehen auf die ältere Praxis

gereizt. Vielmehr hat er mit der Pietät, die er in seiner ersten Rede besprochen, dankbar Alles gewürdigt, was die Männer der älteren Schule, Buttmann, Lobeck, Ahrens mit richtigem Blick gefunden haben, und niemals hat er bei seinen Schülern die Vorstellung erweckt, als wenn sie nun auf kürzerem und bequemerem Wege zu neuer Erkenntniß gelangen könnten. Seine Reformbewegung sollte keinen Riß hervorrufen; darum trat er auch nicht mit fertigen Theorieen auf, sondern vorsichtig tastend und suchend ist er Schritt für Schritt vorwärts gegangen, auch darin philologischer Forschung treu, daß er die Sprache nicht als ein unwandelbaren Naturgesetzen unterliegendes Gebiet ansehen wollte, sondern als ein Organ des Volksgeistes, der sich in ihm versinnlicht. Darauf beruht seine überall anregende, immer sinnige Betrachtung der Sprache. Zugleich hat er aber auch der mehr naturwissenschaftlichen Betrachtung der Sprache ihre Berechtigung nicht abgesprochen, sondern auch ihre Ergebnisse für seine Arbeiten benutzt.

Sein ganzes wissenschaftliches Leben hat sich einheitlich aus dem angeborenen Keime des Sprachsinns entwickelt, und das reiche Maß dieser Begabung bezeugt sich, wie mir scheint, darin, daß es ihm möglich war, von den classischen Sprachen aus sich über einen großen Theil der von Bopp zusammengestellten Sprachen auszubreiten, die Hauptcharaktere der verschiedenen Sprachgruppen zu erforschen, auch das Gebiet philosophischer Betrachtungsweise zu betreten, und dabei doch der streng philologischen Forschung so treu zu bleiben, daß er einer der besten Homerkenner gewesen ist und sich nicht die kleinste Schattirung griechischer Localmundarten entgehen ließ, welche auf dem Bruchstück einer Inschrift auftauchte.

So war, obgleich Alles aus einem Gusse war, doch eine große Vielseitigkeit vorhanden, und darum liegen in seinen Arbeiten so viel Keime weiterer Forschung; denn auch da, wo neuerdings am meisten Widerspruch entgegengetreten ist, wie in der Auffassung des indogermanischen Vocalismus, wird man doch nicht leugnen, daß wesentliche Gesichtspunkte, an welche der Widerspruch sich anschloß, von ihm ausgegangen sind.

Aeußerlich betrachtet, läßt sich seine Stellung innerhalb der Wissenschaft wohl am einfachsten so bezeichnen: Er war der Erste, der die Resultate der Sprachvergleichung für die classischen Sprachen methodisch verwerthet hat, er wird einer der Letzten sein, welche mit der Philologie die neu entwickelte Sprachwissenschaft so verbunden haben, daß sie auf deutschen Universitäten griechische Litteratur und vergleichende Grammatik vertreten konnten. Soll damit gesagt werden, daß sein Standpunkt unhaltbar, daß seine Wissenschaft nicht lebensfähig sei?

Das sei ferne! Die lebendige Berührung zweier ihrem Wesen nach so nahe zusammengehöriger Forschungsgebiete, wie der classischen Philologie und der Sprachwissenschaft, kann nicht ohne dauernden Erfolg bleiben, wenn auch die Thätigkeit dessen, der sie mit einander in Verbindung gesetzt und erhalten hat, keine unmittelbare Nachfolge finden sollte. Die von ihm eröffneten Bahnen können nicht wieder verlassen werden. Seine Schriften haben in so weiten Kreisen gewirkt; es ist von dem, was die edelsten Geister unseres Volks gedacht haben, so viel in ihnen verwerthet, so viel Neues und Anregendes dazu gekommen, daß der fruchtbare Samen, der hier ausgestreut ist, lebenskräftig fortwirken wird, wenn auch das Ackerfeld nicht mit festen Grenzen eingehegt werden kann und über die Methoden des Anbaus die Meinungen sich kreuzen.

Es handelt sich ja nicht bloß um die litterarische Hinterlassenschaft. Die Wirksamkeit des Verstorbenen war wesentlich eine persönliche, und die Liebe zu einem Lehrer, der in seltener Weise für die Wissenschaft zu begeistern wußte, hat eine große Zahl jüngerer Männer zu einer geistigen Gemeinde vereinigt, welche in seinem Sinne arbeiten und die deutsche Jugend in allen Theilen des Vaterlandes auf seine Bahnen führen. Mit ihnen sich treu verbunden zu fühlen, das war die Freude und der Stolz seines Lebens.

Er gehörte zu den geistig geselligsten Naturen, denen es ein Bedürfniß ist mit Allen Fühlung zu haben, welche nach gleichen Zielen streben. Darum war er auch mit den vorzüglichsten Forschern des Auslandes in ununterbrochenem Verkehr. Ich

erinnere nur an Max Müller, Miklosich, Ascoli, Bréal, Whitney. Von Allen, auch von jüngeren Männern und Schülern, hat er gern gelernt und sich nie gescheut, seine Ansichten zu ändern, so wie er eines Bessern belehrt wurde. Als die Nachricht von seinem Hinscheiden durch die Welt ging, haben viele der edelsten Männer sich gedrungen gefühlt, der hohen Achtung, welche sie vor der reinen Persönlichkeit ihres Fachgenossen hatten, warmen Ausdruck zu geben. Es sei mir gestattet, drei Aussprüche dieser Art anzuführen. Max Müller sagt in den Good words (April 1886): I have often differed from Curtius and he from me; but our differences have generally ended in a mutual understanding for the simple reason, I believe, that we both cured for truth and not for victory. Und V. Henry in der Revue critique (22. März) charakterisirt ihn mit den Worten: lui qui jamais ne prit la plume dans un intérêt d'amour-propre ou de coterie. Für Italien, von dem ein großer Theil durch seine Grammatik mit deutscher Wissenschaft in lebendigem Zusammenhang getreten ist und wo so Viele durch ihn zuerst das Griechische kennen und lieben gelernt haben, hat Pietro Merlo in der Rivista di filologia (1886 fasc. 3 und 4) das Wort genommen. Vor Augen steht ihm il suo culto sempre vivo e puro per la verità, che oltre la cerchia della famiglia e degli amici e della patria lo fece ammirare ed amare da quanti uomini camminano nella stessa via de' suoi studi. Wie er seinen deutschen Schülern, die im Vaterlande weit zerstreut seine Lehre fortpflanzen, auch ein sittliches Vorbild gewesen ist, davon zeugt Constantin Angermann in seinem Nekrolog (Bezzenberger, Beiträge zur Kenntniß der indogerm. Sprachen 1886).

Mir ist natürlich von allen Zeitgenossen am meisten die Freude eines ununterbrochenen Gedankenaustausches zu Theil geworden, was ich immer dankbar als ein besonderes Lebensglück anerkannt habe. Denn es bleibt doch eine seltene Fügung, daß zwei Brüder bei aller Verschiedenheit ihrer Begabung und wissenschaftlichen Richtung in ungetrübter Gemeinschaft so bei einander gestanden, sich unausgesetzt einander angeregt und ge-

fördert haben. Es begreift sich leicht, daß er vorzugsweise der Gebende war; denn bei allen Alterthumsforschungen hatte ich Veranlassung, seine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse in Anspruch zu nehmen. In seinen Briefen hat er mich durch alle meine Arbeiten begleitet, und es war immer eine Festzeit für mich, wenn ich in seinem heimlichen Studierzimmer über den Fortgang der Alterthumsforschung mich mit ihm austauschen konnte. In meinem bewegteren Leben fand ich bei ihm, der in den letzten Jahren nur ungern seinen Aufenthalt wechselte, eine wohlthuende Ruhe und erfreute mich immer von Neuem an der Harmonie seines inneren Lebens und der auch durch mancherlei Beschwerden nicht erschütterten Heiterkeit seiner Seele, welche keinen Groll und keine Verstimmungen kannte, auch wenn er sich verletzt und betrübt fühlte. Auf alles Menschliche warm eingehend, war er doch immer sich selbst gleich, eine in sich klare, fest ausgeprägte Persönlichkeit, ganz dem Dienst der Wahrheit hingegeben. Ich weiß, daß sein Bild so Vielen vor Augen steht, und deßhalb habe ich auch die Scheu überwunden, von einem so nahe Stehenden öffentlich zu sprechen, wie das Herz eines Bruders mir eingab.

XVI.

Naxos.

1846.

Jede Insel hat einen eigenthümlichen Reiz für das menschliche Gemüth; auf dem ringsum begrenzten Erdraume werden wir schneller heimisch; die Fluthen halten das verwirrende Drängen des Lebens von uns entfernt und in der Stille einer abgeschlossenen Welt scheinen alle reineren Freuden des Gemüthes sicherer zu gedeihen.

Vorzugsweise ruht ein solcher Zauber auf den Inseln des Südens, wo die See mehr als an den nordischen Dünen oder Felsufern einen milden und menschenfreundlichen Charakter hat. Darum dichteten die Griechen von den Inseln der Seligen; Atlantis, das versunkene Wunderland, war eine Insel; nach einer Insel wurde im Festzuge von Meergöttern der abgeschiedene Achill getragen; Kalypso, Circe, die Phäaken waren Insulaner — und in der That, wenn man aus dem heißen Attika, von Sommergluth erschöpft, die Inselwelt überschaut, welcher sich das Festland verlangend entgegendehnt, so blickt man sehnsüchtig nach den duftigen Eilanden hinüber, als müßten dort drüben glücklichere Menschen wohnen in ungestörtem Frieden und reineren Genüssen.

Auch ist dies Inselglück keine grundlose Einbildung. Denn was das Festland in den Sommermonaten unerträglich macht, ist vor Allem der herrschende Nordwind, der über breite Ländermassen, über erhitzte Kalksteingebirge hingeht, mit trockner Gluth

das attische Land anhaucht und Staubgewölke vor sich her wälzt. Mit welcher Freude wird dann von Allem, was athmet, der Seewind begrüßt, der um Sonnenuntergang sich aufmacht, die ermattete Welt zu erquicken! Drüben auf den Inseln giebt es keine sengende Tramontane; dort ist jeder Luftzug ein erquickender Anhauch der See, und darum wer nur immer fort kann, der macht sich auf, wenn die heißen Landwinde die Brust beklemmen und enteilet mit dem ersten Schiffe, das die Segel löst, in die Inselwelt des griechischen Archipelagus.

Doch wohin das Steuer lenken? Kaum ist das Schiff am Vorgebirge Sunion vorbeigefahren, auf dem als ein fernschimmerndes Wahrzeichen des attischen Landes die Säulen des Athenetempels stehen — und eine neue Welt in reicher Formenfülle öffnet sich vor unsern Blicken.

Zwei parallele Gebirgsketten des Festlandes setzen sich in gleicher Richtung im Meere fort und bilden eine doppelte langgestreckte Inselreihe. Euböa, selbst ein losgerissenes Küstengebirge des mittleren Griechenlands, wird durch Andros, Tenos, Mykonos fortgesetzt; die überflutheten Thäler wurden zu trennenden Meerstraßen. Attikas Gebirge dagegen tauchen in den Inseln Keos, Kythnos, Seriphos, Siphnos wieder auf, während ein östlich abzweigender Gebirgsarm Syros, Paros und Naxos bildet. Diese drei Reihen schließen sich zu einer Gruppe von Inseln zusammen, denen sich südlich eine losere Reihe merkwürdiger Klippen und Inseln anschließt — Melos und Thera (Santorin) sind die wichtigsten darunter —, welche dem Zuge vulkanischer Herde, der Hellas quer durchschneidet, angehören.

Ein erhabner Anblick, wenn man dies Meer durchschifft! So weit das Auge reicht, ragen hohe Bergformen scharf und edel gezeichnet in unvergleichlicher Formenfülle über den Meeresspiegel hervor und treten zu immer wechselnden Gruppen zusammen; duftiger Farbenschimmer liegt bei jedem Stande der Sonne über Meer und Küste ausgegossen; Schiffe und offene Barken ziehen friedlich von Insel zu Insel, von menschenfreundlichen Delphinen begleitet; an jedem Tage, bei jedem Winde ist ein gastlicher Hafen dich aufzunehmen bereit; ohne Karte und

Kompaß steuert der Schiffer, und wo er anlegt, rufen ihm bekannte Stimmen entgegen. Jede Insel trägt die Fußstapfen ihrer Götter und Helden; alte Gesänge tauchen auf in deiner Seele, Homer wird dir lebendig, und des Odysseus Abenteuer vernimmst du mit bewegterer Seele, wenn die Woge desselben Meers, das er durchirrte, um den Kiel deines Schiffs aufrauscht.

Doch täusche man sich nicht! Es sind keine Eilande mit lieblich grünem Ufersaume; keine Hochwälder mit eingestreuten Dörfern winken von den Bergen. Die Höhen der Cykladen sind seit undenklicher Zeit entwaldet; Regengüsse haben die haltlose Erde herabgespült, der nimmer müde Wellenschlag jedes Vorland fortgerissen; so starren uns wie verzaubert jene kahlen Felsberge an, welche schon Platon dem Gerippe eines abgezehrten Körpers vergleicht. Doch diese starre Außenseite schreckt den nicht zurück, welcher im Süden gelernt hat eine höhere Naturschönheit anzuerkennen, als den idyllischen Reiz des frischen Grüns und wogender Saatfelder; um so reiner tritt ihm der klare und hohe Ernst der Form entgegen und das Zauberspiel des Sonnenlichts.

Auch verbirgt sich auf den größeren Inseln hinter jenen starren Steinmauern ein reiches und blühendes Naturleben; um jede Quelle hebt sich hochstämmiger Lorbeer, wölben sich Myrtenbüsche mit hellblühenden Oleanderlauben und begleiten die Wasseradern bis zum Strande; an den vor Meerstürmen geschützteren Abhängen liegen wohlhabende Dörfer auf cypressenreichen Terrassen; Wein und Oel gedeiht überall, Feigen in unzähligen Gattungen und alle Hesperidenfrüchte, selbst die Datteln reift die Sonne der südlicheren Inseln. Das Meer mildert die Hitze wie die Kälte; die gleichmäßige Witterung hält den Körper gesund, und weil die Wassermasse der See nicht groß und zusammenhängend genug ist, einen oceanischen Wolkenhimmel zu bilden, so ist die Luft heiter und bis auf die wenigen Regenmonate tiefblau der Himmel wie im sonnigen Attika.

Nicht immer lagen die Inseln so in friedlicher Ordnung bei einander. Die vielfach zerrissenen und durchbrochenen Landformen, Bilder eines gewaltsamen Werdens, gaben schon den

Alten Zeugniß von wilden Gährungen und Bewegungen der Natur, welche dem geschichtlichen Leben vorangegangen sein müßten. Ihre Sagen melden, wie diese Inseln vom Festlande losgerissen, jene von einander getrennt und in zahllose Klippen und Felsenriffe zersplittert worden seien durch den Dreizack des erderschütternden Meergottes; schwimmende Eilande wurden von Götterhänden befestigt, andre im Titanenkampfe von Göttern gegen Götter geschleudert; Feuerberge stiegen aus dem kreisenden Schoße des Meers, das auch in geschichtlicher Zeit nicht aufgehört hat, Inseln zu gebären. Vor Allem aber meldeten die priesterlichen Sagen des ägäischen Meers von jener langen Regennacht, die einst alles Inselland in Wasser begraben habe, wie vom östlichen bis zum westlichen Strande einst ein breites, wüstes, hafenloses Meer gefluthet habe.

Aber die Fluthen sanken; empor stiegen die Töchter des Meers, Delos als die erstgeborene, die nach altem Dichterworte zitternd vor Bangigkeit unter den Wellen verborgen lag; dann hoben die andern Schwestern nach einander die Häupter empor; da wurde auch die schönste Gruppe frei, das Inselpaar Naxos und Paros, beide so eng unter sich verbunden, daß man sie mit einem Namen Paronaxia umfaßt. Paros' edle schlanke Formen scheinen schon aus der Ferne den köstlichen Inhalt seiner Berge zu bezeugen. Welch eine Welt von Tempeln und Bildwerken ist aus ihrem Schoße hervorgegangen, und heute noch glänzen ihre unterirdischen Höhlengänge bei Fackellichte wie die Festsäle eines weit verzweigten Feenpalastes; Paros ist reich an Quellen und geräumigen Häfen.

Naxos ist die größere und mächtigere Nachbarin; nach allen Seiten abgerundet, ohne tiefere Einschnitte steigt sie in massenhafter Erhebung aus dem Meere und hebt ihren breiten Gipfelberg stolz über alle Cykladen. Durch Umfang und Festigkeit zum Haupte der Schwesterinseln bestimmt, ist sie durch mannigfaltigen Segen der Natur nicht minder ausgezeichnet. Klein-Sicilien hieß sie bei den Alten wegen der Fülle an Korn, Wein und Oel; auch heute noch ist Naxos ein Paradies im Vergleiche mit den umliegenden Inseln. Seine Gärten blühen in morgen-

ländischer Pracht, voll von Cedern, Granatbäumen, Mandeln, Orangen und allen edlen Früchten, welche die Naxioten bei Südwind brechen, in ihre Schiffe laden und in rascher Fahrt nach Constantinopel bringen, um der Reichen Tische damit zu schmücken. Immergrün sind die edlen Waldungen, die der Herbst mit mildem Regen anfrischt, und ehe man des Winters gewahr wird, verkünden die Orangendüfte, welche die Luft erfüllen, und die bunten Anemonen, die den Boden färben, daß der Frühling wieder da sei, und die Bienen schwärmen wieder um die mit duftigen Kräutern dicht bewachsenen Höhen. Reichen Fischfang giebt das Meer, die Berge hegen trefflichen Marmor, an der Südküste beutet man die einträglichen Schmirgelbrüche aus, vor Allem aber ist Naxos durch seinen köstlichen Wein berühmt, dessen edelste Gattung, der Wein von Aperanthos, hell wie Wasser der Quelle, aber voll Feuer und Geist, mit Recht den Namen des Nektar führt. Auf dem über 3000 Fuß hohen Berge Zia in der Mitte von Naxos sieht man zwei und zwanzig Inseln zu Füßen liegen und in der östlichen Ferne die Bergmassen Asiens in blassen Linien aufsteigen.

Eine an Größe, Festigkeit und Ergiebigkeit so hervorragende Insel mußte sich auch eine geschichtliche Bedeutung vor den Nachbarinseln erwerben, und darum sehen wir, daß so oft die Cykladen frei von überwältigenden Einflüssen des Auslandes sich entwickeln konnten, Naxos als die natürliche Führerin und Gebieterin vorantrat.

Das griechische Inselmeer war ein Tummelplatz wilder Fehden zwischen den räuberischen Stämmen, die dort ihr Wesen trieben. Die Phönizier, welche zuerst in diesen Gewässern herrschten, Handelsfaktoreien anlegten und auf edle Metalle bauten, neben ihnen die Karer und Leleger, welche an den Küsten unstäte Wohnungen aufschlugen, trieben Schifffahrt zum Zwecke des Seeraubes; auf ihren Plünderungszügen schleppten sie Güter und wehrlose Menschen aus dem flachen Lande fort; nur mit bewaffneter Schaar konnte man Gut und Freiheit wahren.

Da kam das erste Licht der Cultur von der mächtigen Insel, welche die südlichen Zugänge des ägäischen Meers beherrscht.

Ihr hohes Gebirge ist von Lakonien aus sichtbar, wie von den Vorsprüngen des asiatischen Gestades, ihre Häfen sind nach allen Weltgegenden geöffnet, die Insel selbst wie ein kleines Festland mit Allem versehen, dessen es zur Meeresherrschaft bedurfte; darum ist Kreta die erste Königin des Archipelagus und Minos der erste Heros des Meers. Er ist der älteste hellenische Sagenkönig, der alle neun Jahre in die heilige Grotte des Zeus hinaufsteigt, um von ihm Gesetze zu empfangen; an seinen Namen knüpften die Hellenen das Andenken des ersten Siegs, den Sitte und Recht über die rohen Leidenschaften ungezügelter Selbstsucht erstritten hat; durch seine Flotten regelte er das Seewesen, sicherte den Verkehr und führte kretische Ansiedler auf die ihm gehorchenden Inseln. Seine Tochter Ariadne führt uns zuerst nach Naxos, wo sie, wie die ältern Dichter singen, dem goldlockigen Gotte Dionysos als unsterbliche Braut angetraut wurde. Ihr Liebesabenteuer mit Theseus ist eine spätere Erfindung der Dichter Athens, welche in dem übermüthigen Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit alles Strahlende in den Kreis ihrer heimischen Sage hereinzuziehen wußten und selbst dem mächtigen Gotte ihren Landeshelden als den zuerst Begünstigten voranzustellen wagten. Die bildende Kunst dagegen, welche uns oft in größerer Ursprünglichkeit die Sagen des Volks darstellt, hat auch hier den religiösen Charakter fester gehalten; Theseus tritt zurück vor dem übermächtigen Nebenbuhler, und Ariadne erscheint auf unzähligen Denkmälern als die selige Braut des Dionysos und als Schauplatz der Feier das glückliche Naxos. Auf ihren wiederkehrenden Festen begleitete man in lebhaftem Mitgefühle den Wechsel der umgebenden Natur, in lautem Jubel bald den reichen Segen des Weinstocks und der Herbstfrüchte verkündend, bald in ebenso leidenschaftlichen Klagen das natürliche Verblühen und Absterben.

Auch der höchste Gott ist im natürlichen Werden mit einbegriffen; aus einem hülflosen Säuglinge wird Zeus zum Herrn der Natur. Auch diese Verehrung des Zeus theilten die Naxier mit Kreta, und auf der Höhe ihres Berges, dessen Name noch von dem alten Gottesdienste zeugt, sieht man die heimlichtiefe

Grotte, wo der Götterknabe versteckt und genährt sein sollte, und nahe dem Gipfel liest man in verwitterten Zügen eine Felsinschrift, welche die Grenzen eines Heiligthums des die Heerden segnenden Zeus bestimmt.

Das sind die uralten Cultusverbindungen, welche Naxos mit den Göttern Kretas und seiner meerbeherrschenden Königsfamilie verknüpft; sonst sank jene Zeit ins Dunkel zurück; das ägäische Meer wurde wieder der Fehdeplatz gewaltthätiger Freibeuter, wie uns die homerischen Gedichte es schildern, und keine Brücke führt uns aus der Sage in die geschichtliche Zeit hinüber, die wie etwas ganz Neues und von einer ganz anderen Seite her eintritt.

Bald nachdem der Heerbann von Troja zurückgekehrt war, fielen die Fürstenthümer der achäischen Helden; neue lebenskräftige Stämme des hellenischen Volks stiegen von den Bergen herunter, ein neues Leben wurde wach durch alle Theile des Landes, ein Drängen und Wandern, das erst in zahlreichen Gründungen neuer Städte und Staaten seine Beruhigung fand. Die Jonier, welche das stadtreiche Gestade des korinthischen Meerbusens bewohnten, wurden durch die aus dem Süden des Peloponnes fliehenden Achäer überwältigt und zogen zu ihren Stammbrüdern nach Attika. Das felsige Ländchen konnte nicht das ganze Volk beherbergen; einem überwallenden Strome gleich ergoß sich die Menge zu weiterem Zuge; in ihre Schiffe trugen sie die Bilder ihrer Götter und eine Flamme des heiligen Feuers, das auf dem Herde der Stadt, im Prytaneum von Athen, brannte; so steuerten sie, geleitet von göttlichen Verheißungen, welche dem Stamme des Jon die jenseitigen Küsten versprochen hatten, in das Inselmeer hinaus. Die Barbaren entwichen in die innern Gebirge, die Auswanderer vertheilten sich an der Küste in zahlreichen Niederlassungen und gründeten inmitten verwandter Stämme ein Neu-Jonien.

Während die dorischen Griechen überall, wo sie Staaten gründeten, in abgeschlossner Stammsitte und strenger Form die Entwickelung zu regeln und auf Kosten individueller Freiheit den Plan des Ganzen zu verwirklichen suchten, so waren dagegen

die Ionier ein bewegliches, nach außen thätiges, in der vollen Gegenwart lebendes, weltkluges Volk, nach allen Seiten offen und empfänglich, voll angeborner Liebe zur Mittheilung; sie huldigten in freier Unbefangenheit jedem Schönen, hielten jedes Band, so lange es gefiel, und gleich wie im ionischen Tempelbaue sich die einzelnen Glieder zu selbständiger Freiheit entwickelten, so war auch der Organismus ihrer Staaten und Städte der Art, daß er eine möglichst große Mannigfaltigkeit im Einzelnen gestattete.

Das ist ionisches Leben, und da dies sich überall üppig erhob, wo es mit dem Meere in Berührung kam, wie fröhlich mußte es hier sich entfalten auf dem inselreichen Meere, an den hafenreich ausgezackten Küsten, unter dem milderen Himmel, von allem Segen der Natur umgeben! Gegen Abend das attische Mutterland, gegen Morgen das Gestade Asiens, wo sich auf einer Küstenstrecke von vierzehn Meilen eine Reihe von zwölf blühenden Handelsstädten erhob — so lagen nun die Inseln zwischen befreundeten Küsten als die lebendigen Glieder ununterbrochenen Seeverkehrs, welcher die Ueberfülle asiatischer Natur den Griechen aufschloß. Wie in der älteren Zeit auf dieser Straße die Cultur der edleren Fruchtbäume, die Kunde der phönizischen Buchstabenschrift, babylonisches Maß und Gewicht und alle Kunstfertigkeiten des Morgenlandes herübergewandert waren, so wurden die Inseln jetzt in noch höherem Grade die Vermittler der griechischen Cultur, welche in Asien der des Mutterlandes voraneilte. Das geflügelte Wort der Poesie, die Kunst der Rede, die ersten Forschungen des selbstbewußten Gedankens, Himmels- und Erdkunde, alle Erfindungen und Fortschritte, welche in den reichen Seestädten Kleinasiens reiften, wurden wie in einer ununterbrochenen Kette nach Europa hinübergetragen.

Die uralte, feindselige Trennung zwischen Asien und Europa schien auf immer vernichtet; so weit das Auge von Gestade zu Gestade hinüberblicken konnte, hörte man dieselben Gesänge des Homer und die Lieder des Anakreon, verehrte gleiche Götter und Heroen und huldigte gleicher Stammsitte.

Wie sehr in jener, der glücklichsten Zeit dieses Meers alles Inselland mit menschlichem Leben durchdrungen worden sei, erkennt der Reisende aus den weitverbreiteten Spuren desselben. Felsklippen, auf denen Ziegen- und Schafherden kaum für Monate ihr Futter finden, tragen Mauerreste von Städten und Burgen; wo wegen Mangel an Quellen Bewohnung und Anbau unmöglich scheinen, sieht man, wie Haus bei Haus weite Cisternen im kühlen Felsschooße das Wasser sammelten; auf kleinen Inseln, welche wie Keos jetzt ein einziges Städtchen nothdürftig nähren, bestanden vier Städte, jede mit eigenem Hafen, mit eigener Münzstätte und eigener Verfassung, und während sich jetzt alle Cultur auf die fruchtbarsten Tiefthäler zusammengezogen hat, welche für geringe Mühe sechs bis sieben reiche Ernten nach einander geben, sieht man die Terrassen, welche der alte Landmann baute und mit Saatboden bedeckte, auf allen Inseln bis an die Gipfel der Berge hinansteigen.

Wie die asiatischen Jonier sich um den Tempel des Poseidon, welcher auf dem Vorgebirge Mykale erbaut wurde, als Stammbrüder vereinigten, so trat unter den Inseln als religiöser Mittelpunkt Delos hervor. Denn das ist eine Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes, welche unserer christlichen Anschauung nahe verwandt ist, daß er es liebt, das natürlich Kleine und Unansehnliche groß und bedeutsam zu machen. So ist es diese dürftige, wüste Felsklippe, die kleinste und niedrigste der bewohnbaren Inseln, auf welcher Leto unter dem Dache einer Palme ihre göttlichen Zwillingskinder gebar.

Dadurch ward Delos die heilige Insel, ein auf dem Meeresboden gegründeter Altar des Apollon, stets von Weihrauch und Hymnen umgeben, zu dem aus fernem Norden die Hekatomben jährlicher Festgaben gebracht wurden, und in jedem fünften Jahre war dort das große Frühlingsfest, zu welchem die Verehrer des Apollon von allen ionischen Küsten mit Frauen und Kindern wallfahrteten. Dem delischen Apollon kam der Zehnte zu von allem Ertrage der Inseln, und als die Siphnier einst dies versäumt hatten, trat die Meerfluth in die Gruben ihrer Kupfer- und Goldbergwerke, und der Wohlstand der Insel war durch den Zorn des vernachlässigten Gottes vernichtet.

Nun schien es dem frommen Auge der Griechen, als ob sich um das kleine Felseiland die hohen, stolzen Inseln alle zur Huldigung und zum Festreigen versammelten, und sie nannten sie, seit sie ihren Mittelpunkt gefunden, die Kreisinseln oder Cykladen. Wie es zwölf ionische Städte gab am korinthischen Golfe, und eben so viele Bundesstädte in Attika und später in Kleinasien, so blieben auch auf dem Meere die Jonier ihrer heiligen Zwölfzahl getreu, und daher stammt der in mündlicher Ueberlieferung bis in unsere Zeit forterhaltene Gruppenname: Dodekanesos, die Zwölfinsel.

Während so die kleinste der Inseln durch den Cultus Bedeutung und Weihe erhielt, erwarb sich die größte derselben nach und nach eine vorwiegende politische Bedeutung, und ihre Geschichte gewann durch eine merkwürdige Verkettung auf alle Nachbarländer den größten Einfluß.

Der Staat der Naxier wurde Anfangs von den Geschlechtern geleitet, deren Mitglieder die Gründer desselben gewesen waren. Aus der Mutterstadt brachten sie die Ansprüche der Edelgeburt mit; sie wohnten in der Stadt zusammen und besaßen umher die besten Aecker und Weinberge; so lange also auf dem Grundbesitze Wohlstand und bürgerliches Ansehen beruhte, machte man ihnen das Recht der Regierung nicht streitig. Als aber in Folge der Wanderungen der lebendige Verkehr das Geld in Umlauf brachte und der Handel anfing die gewerbtreibenden Classen zu bereichern, erwachte unter diesen ein Selbstgefühl, das sich gegen die Vorrechte der Grundbesitzer auflehnte.

Bald fanden sich, um die Masse des Volks zu energischem Entschlusse zu vereinigen, Männer von Geist und Kraft; sie wußten die gegebenen Verhältnisse zu benutzen, dem Volke sein Streben klar zu machen, sich selbst gegen wirkliche oder erdichtete Nachstellungen ein bewaffnetes Geleit zu verschaffen, damit die Stadtburg zu besetzen — so entstand bei großer Verschiedenheit im Einzelnen, im Wesentlichen mit durchgreifender Analogie um dieselbe Zeit in den meisten griechischen Staaten die aus dem Volke hervorgegangene Gewaltherrschaft oder Tyrannis.

In Naxos war einer der reichsten Landbesitzer Telestagoras,

so angesehen und beliebt beim Volke, daß man ihm, was er täglich bedurfte, freiwillig ins Haus brachte, und wenn aus der Stadt von den Edeln einige herabkamen, um mit den Landleuten und Fischern zu handeln und nicht den vollen Preis geben wollten, so war es bei jenen zur sprichwörtlichen Rede geworden: Ei, da geben wir es lieber unserm Telestagoras umsonst, als wir euch es verkaufen! Das verdroß die jungen Edelleute, und als Einigen von ihnen bei solcher Gelegenheit einmal ein seltner Fisch entgangen war, vergaßen sie sich im Rausche so weit, den Telestagoras, der sie gastlich aufnahm, und seine Töchter zu mißhandeln. Das empörte Volk griff zu den Waffen, und das war, wie Aristoteles berichtet, welcher die innere Entwickelung aller hellenischen Staaten mit unermüdlicher Sorgfalt verfolgt hat, der erste Ausbruch naxischer Bürgerfehden, welche die Geschlechter vom Regimente entfernen, den Volksführern die Bahn der Ehren aufschließen und auf den Gang der alten Weltgeschichte einen wesentlichen Einfluß üben sollten.

Als Pisistratos zum dritten Male in Athen einzog, zeichnete sich unter seinem ritterlichen Gefolge ein Jonier, Lygdamis, aus, welcher mit einer Freischaar von Naxiern dem Tyrannen von Athen zu Hülfe gekommen war. Es war keine uneigennützige Freundschaft, welche ihn dazu antrieb. Längst hatte er zu seiner eigenen Erhebung die Gelegenheit herankommen sehen; jetzt führte er das Volk zum Kampfe gegen die Grundbesitzer, welche in der Person des Telestagoras das Gastrecht so frech verletzt hatten, und als der Kampf schwankte, kam Pisistratos mit attischen Schiffen und half seinem Bundesgenossen nach Vertreibung der Gegner zur Unterwerfung der Insel. Von der naxischen Burg aus herrschte nun Lygdamis mächtig im ägäischen Meere; er verwahrte an seinem Hofe die Geiseln, welche Pisistratos sich von den vornehmen Athenern hatte stellen lassen, und durch seinen Zuzug verhalf Lygdamis dem Polykrates zur Herrschaft in Samos.

Doch mochten auch diese Gewaltherrscher noch so fest zusammenhalten, mochten sie für den Glanz ihrer Staaten, für das materielle und geistige Wohl ihrer Mitbürger noch so thätig sein, so waren ihre Fürstenthümer doch von kurzer Dauer; sie bil=

deten nur den Uebergang aus der streng geschlossenen Geschlechterherrschaft zu freieren Verfassungen. Die Spartaner, welche eher als die Nachbarstämme aus innern Unruhen zu einer festen Staatsordnung gelangt waren, traten als die unermüdeten Vorkämpfer der alten Aristokratieen auf, stets bereit die Sache der vertriebenen Geschlechter zu vertreten. Sie stürzten mit Heeresmacht wie die Pisistratiden, so auch ihren Genossen Lygdamis und setzten die reichen Grundbesitzer, die „Fetten", wie der Volkswitz sie nannte, wieder ein, deren Güter inzwischen versteigert und deren Weihgeschenke in den Werkstätten der Bildhauer und Erzgießer unvollendet zurückgelassen, zum Theil von Andern vollendet und unter fremden Namen den Göttern aufgestellt worden waren.

Solche Interventionen konnten aber auch nicht segensreich wirken; die Stände waren zu erbittert gegen einander, zu viel Schuld auf beiden Seiten; die Heimgeführten wurden doppelt gehaßt. Ein neuer Aufstand bricht aus und bald irren die Reichen von Neuem heimathlos in der Fremde umher. Diesmal suchten sie einen näheren und wirksameren Schutz, freilich auch um einen höheren Preis.

Die ionischen Städte des Festlandes und die vorliegenden Küsteninseln hatten sich nicht wie die durch einen breiten Meersund geschützten Cykladen vor den überfluthenden Landmächten Asiens behaupten können; erst von Crösus, dann von Cyrus unterworfen, wurden sie von Fürsten regiert, die der persische Großkönig bestätigte; in ihren inneren Angelegenheiten sich selbst überlassen, waren sie gewissermaßen freie Reichsstädte der großen Monarchie.

Nach Milet, der mächtigsten der ionischen Städte, wandten sich die vertriebenen Naxier, und Aristagoras, welcher dort die Gewalt hatte, ging mit lebendiger Theilnahme auf ihr Begehren ein. Die hellenischen Inseln, welche in stolzer Freiheit seiner Küste so nahe lagen, waren ihm längst ein Dorn im Auge; glänzende Aussichten eröffneten sich seinem Ehrgeize; von Milet aus unter seinem Paniere sollte das stolze Haupt der Cykladen gedemüthigt werden. Gerne hörte er den Verbannten zu, wenn sie von der Fruchtbarkeit ihrer Insel, die damals über 100,000

Menschen nährte, von dem Reichthume an Sklaven und Heerden, von den stattlichen Ruderschiffen und den glänzenden Tempeln erzählten; denn in den Marmorarbeiten wie im Schiffbau waren die Naxier Meister. Aristagoras erkannte, wie nach dem Falle von Naxos die Unterwerfung der übrigen Inseln ein Leichtes sein würde; schon sah er in seinem Geiste Milet als die gebietende Hauptstadt der Cykladen und sich als ihren ruhmgekrönten Eroberer. Doch auch die milesischen Streitkräfte schienen noch zu gering, um mit sicherer Siegeshoffnung die mächtige Insel anzugreifen; er zog den Satrapen von Sardes ins Bündniß, bald waren die hundert milesischen Schiffe durch Unterstützung der andern Städte verdoppelt, und im Frühjahre 499 v. Chr. steuerte die erste Perserflotte in das griechische Meer hinaus.

Indessen waren die Naxier in Folge eines Streits zwischen den Flottenführern gewarnt worden; die drohende Noth erweckte einen allgemeinen Eifer. Heerden und Vorräthe werden in die Hauptstadt gebracht, der Hafen gesperrt, die Festungswerke ausgebessert, der Kriegsdienst geordnet, und die Asiaten, welche auf die Vortheile einer Ueberraschung gerechnet hatten, müssen sich zu einer mühevollen Belagerung bequemen. Vier Monate liegen sie vor den steilen Felsufern der Insel, ihre Vorräthe gehen zu Ende, die kreuzenden Schiffe der Griechen thun ihnen unaufhörlichen Abbruch, endlich müssen sie sich begnügen, den naxischen Flüchtlingen auf der Insel eine Feste zu erbauen; dann zieht mit Schimpf und Hohn die stolze Flotte von der Insel ab, und die Freiheit der Cykladen ist gerettet.

Die ganze Schmach des unglücklichen Unternehmens fällt nun auf das Haupt des Aristagoras. Er soll den persischen Behörden Rechenschaft geben, er soll die Kosten ersetzen; seine Würde, seine Ehre, sein Leben stehen auf dem Spiele, er sieht in seiner Bedrängniß nur einen verzweifelten Ausweg. Die reichen Handelsstädte Joniens hatten längst mit Widerwillen die Oberhoheit der Perser getragen; Aristagoras beschließt also, sie zu plötzlicher Erhebung aufzureizen, um in allgemeiner Verwirrung sich der persönlichen Bedrängniß zu entziehen. Anfangs gelingt Alles nach Wunsch. Doch bald zeigt es sich, daß der behagliche

Lebensgenuß in den üppigen Handelsstädten die hellenische Kraft verzehrt hatte; ihre Bundesflotte wird vor Milet getrennt und vernichtet. Nun wäre mit der Zerstörung der Stadt Milet und der neuen Unterwerfung der Küstenstädte der Kampf zu Ende gewesen, wenn nicht die Athener als Bundesgenossen der Aufrührer sich betheiligt und des Perserkönigs Rache hervorgerufen hätten. Sieben Jahre nach den letzten Bürgerfehden auf Naxos zog die erste Perserflotte gegen Athen; es folgt der ganze weltgeschichtliche Kampf, welcher erst einen Abschluß erhielt, da Alexander der Große die hellenischen Götter durch Zerstörung der persischen Königsbauten rächte; eine Kette von Begebenheiten führt uns von der Gewaltthat naxischer Edelleute gegen Telestagoras bis zu den Trümmern von Persepolis.

Die Cykladen hatten sich von der Persermacht, welche im ersten Andrange sie unwiderstehlich überschwemmt und namentlich Naxos aus altem Grolle schwer heimgesucht hatte, rasch wieder gelöst. Naxos' Schiffe gingen bei Salamis zuerst zu den Griechen über; ein Schritt, dessen Kühnheit um so mehr anzuerkennen ist, weil diese Inseln immer zuerst der Barbaren Zorne preisgegeben waren. Aber diese Gesinnung erhielt nicht ihren gerechten Lohn: Athen wurde die Hauptstadt der Cykladen, wie Milet es zu werden versucht hatte; Athen wußte sie zu entwaffnen, um sie unter dem Titel der Bundesgenossenschaft zu beherrschen; der gemeinsame Bundesschatz wurde aus der Mitte der Inseln, von der heiligen Delos nach Athen gebracht, Naxos, die gefährlichste zuerst mit Waffengewalt unterjocht; die Inseln bildeten nun die Vorstädte der übermächtigen Stadt, wo sie ihre Gesetze erhielten, ihr Recht sich holten, und mit gebrochener Kraft mußten alle erfahren, wie vernichtend der Despotismus einer Republik sei.

Seitdem haben die Cykladen im Alterthume keine selbständige Entwickelung wieder gewinnen können; sie fielen immer als Beute dem meerbeherrschenden Staate zu. Nach dem Verfall der macedonischen Herrschaft verbreiteten die Ptolemäer hier ägyptischen Gottesdienst; in den Zeiten der römischen Bürgerkriege fiel Naxos auf kurze Zeit unter das harte Joch der

Rhodier, und ein Priester der Göttin Rhodos hatte den Vorsitz bei den üppigen Festen des Serapis. Freilich bestand später noch lange ein Inselbündniß fort, an dem in wechselnder Anzahl die Städte der Cykladen Theil nahmen, doch war es ohne Bedeutung; das Meer war still, und aus der Stadt der Cäsaren schickte man nach Naxos und andern Inseln die Verbannten, welche in Abgeschiedenheit den Verlust der kaiserlichen Gnade betrauern sollten. Auch die Nähe der oströmischen Hauptstadt vermochte kein neues, selbständiges Leben auf den Inseln zu erwecken. Wohl blieben sie frei von den gewaltsamen Umwälzungen und Verheerungen, welche das griechische Festland durch die von Norden her einwandernden Haufen germanischer und slavischer Stämme erfuhren; aber die Jahrhunderte gingen an ihnen bedeutungslos vorüber, bis plötzlich die Stunde kam, da der schwere Schritt der fränkischen Ritter auf klassischem Boden erscholl. Da wurde es wieder lebendig im ägäischen Meere, und das Mittelalter gewann Gestalt im griechischen Morgenlande.

Der vierte Kreuzzug richtete sich unerwarteter Weise anstatt gegen die Feinde des Kreuzes wider den christlichen Kaiserthron in der Stadt des Constantinus; der blinde Dandalo führte Venedigs Flotte durch die Dardanellen, und die entnervten Byzantiner konnten dem geschlossenen Andrange der fränkischen Kreuzritter keinen Widerstand entgegenstellen; Palästina und das heilige Grab wurden über den unermeßlichen Schätzen der üppigen Kaiserstadt vergessen. Nach dem Falle der Hauptstadt sahen sich die Venetianer, welche kaum die dalmatinischen Ufer hatten bezwingen können, auf einmal im Besitze einer großen, herrenlosen Ländermasse und suchten die Handelsvortheile, die sich ihnen darboten, nach Kräften auszubeuten. Nachdem sie also Candia erworben, um dadurch den Riegel und Schlußstein des Archipelagus in Händen zu haben, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Cykladen, welche, nach dem Fall von Byzanz eine Heerde ohne Hirten, des Eroberers warteten, unter der Geißel des Seeraubs seufzend.

Der Republik schien es unthunlich, ihre Kräfte durch unmittelbare Besitzergreifung und Einrichtung der zugefallenen

Länder zu zersplittern. Nach dem Vorgange des Kaisers Heinrich, welcher die fränkischen Ritter seines Hofs mit orientalischen Herrschaften belehnte, ließ also der Senat bekannt machen, wer immer von Bürgern der Stadt oder Schutzverwandten Lust und Kraft fühle, Inseln und Küstenplätze des griechischen Meers innerhalb des der Republik zugesprochenen Gebiets zu erobern, der solle sie als erbliches Lehen mit allen Hoheitsrechten besitzen und regieren. So wurde Hellas im Dogensaale ausgeboten, wie unter den Stuarts an englische Edelleute Herrschaften in der neuen Welt ausgetheilt wurden.

Wie ein Feuer ging der Aufruf durch die Paläste Venedigs. Die edle Jugend schaarte sich zusammen; man warb Söldner, man rüstete Galeeren zu kühnen Ritterzügen, und bald zog eine Reihe stattlicher Geschwader mit lombardischen und venetianischen Edelleuten von den Lagunen aus, um drüben im ägäischen Meere Fürstenkronen zu gewinnen. Damals eroberte Dandalo die Stadt Gallipoli mit ihrem Gebiete, Andrea Gizi Tinos, Mykonos und die nördlichen Sporaden, Giustiniani Zea; Rabano dalle Carceri unterwarf sich Negropont. Aber Alle übertraf an Klugheit, Thatkraft und Glück Marko aus dem hohen und reichen Geschlechte der Sanudo; er erkannte die Perle der Cykladen in Naxos, das damals wohl bevölkert und durch den Verkehr mit Byzanz in blühendem Wohlstande war. Als seine gewappneten Ritter in Potamides an das Land stiegen, entfloh das wehrlose Inselvolk scheu in die Berge, nur ein fester Platz widerstand; in fünf Wochen war ganz Naxos unterworfen. An der Nordwestseite der Insel, auf dem Hügel der hellenischen Stadt, oberhalb der griechischen Wohnungen, erhob sich nun mit starken Thürmen das Schloß des neuen Fürsten, der Hafen wurde für seine Kriegsgaleeren eingerichtet, eine Cathedrale für den Bischof und sein Capitel erbaut, das beste Land an das fürstliche Gefolge ausgetheilt, das einen stattlichen Adel bildete, und viele kecke Abenteurer strömten aus dem Abendlande nach, um am Hofe des tapfern und klugen Fürsten ihr Glück zu machen.

Marko, im Innern wohl befestigt, erkannte bald, daß seine Insel erst in Verbindung mit den umliegenden Bedeutung er=

langen könnte; er gewann vor Allem die Insel Paros, die unentbehrliche Ergänzung des hafenlosen Naxos, und eroberte dann ohne Mühe Antiparos, Siphnos, Kimolos, Milos, Polykandro, Nio, Santorin, Anaphi, wo er Statthalter und Besatzungen zurückließ und Mittel genug fand, die eingewanderten Ritter nach Maßgabe der gewährten Hülfe mit Land und Leuten zu belehnen. So trat Naxos wieder, wie zur Zeit des blühenden Jonierbunds, als eine Fürstin des Inselmeers hervor. Durch Kaiser Heinrich wurde Sanudo zum Reichsfürsten des lateinischen Kaiserthums und zum Herzoge des ägäischen Meers erhoben. Seine Nachfolger erweiterten die herzogliche Burg, und ihr Hafen füllte sich mit wohlbemannten Galeeren, welche dem Kaiserthrone eine wichtige Stütze wurden. In Morea hatte zu derselben Zeit Champlitte, Graf von Champagne, ein Reich gegründet, welches auf das Geschlecht der Villehardouins überging und die Oberhoheit über die Zwölfinseln und die anderen kleinen fränkischen Herrschaften vom Kaiser Robert von Courtenay erwarb. Athen war die Residenz der burgundischen Herzöge de la Roche, welche Attika und Böotien zu einem Fürstenthume vereinigt hatten; in Thessalien waltete das hohe Geschlecht der Montferrats, in Byzanz leuchtete noch der kurze Schimmer des lateinischen Kaiserthrons, auf den Inseln umher wohnten in hohen Felsschlössern befreundete Rittergeschlechter, die zu Hochzeiten und Tournierfesten bald hier, bald dort zusammenkamen. Die reiche Natur an der Schwelle des Morgenlandes, der heitere Himmel, unter den man aus der trüben Luft der Lagunen versetzt war, der Malvasierwein, der von diesen Inseln aus ins Abendland verschifft wurde, belebte die ritterlichen Feste; wo einst die Lieder der Sappho gedichtet und gesungen wurden, zogen die Troubadours umher mit provençalischen und italienischen Liedern; aus dem abenteuerlichen Zusammenleben italienischer, spanischer, französischer Edelleute bildete sich eine eigenthümliche romanische Mischsprache des fränkischen Orients. Der gemeinsame Cultus, die gleichen Gesetze der Ehre und Zucht, die man beschworen hatte, die von Jerusalem ausgegangene Lehensgesetzgebung hielt die großen und kleinen abendländischen Colonieen zusammen.

Endlich war Allen gemeinsam die schroffe Absperrung gegen das eingeborne Volk. Gleichgültig hatten die Ritter den ehrwürdigen Boden des Alterthums betreten; Athen und Sparta besetzten sie wie unbekannte Städte, und verschmähten jede Annäherung an das charakterlose, weichliche Volk, welches ihnen den Sieg so leicht gemacht hatte; sie empfingen nicht und gaben nicht, und darum konnte kein Segen aus dieser äußerlichen Berührung der Völker erblühen.

Indessen sollte sich die Lage der fränkischen Lehnsherrschaften in den griechischen Gewässern bald sehr verändern. Ihr gemeinsamer Bannerherr, der lateinische Kaiser, war bald auf die Ringmauer seiner Hauptstadt beschränkt; 57 Jahre nach seines Reichs Gründung irrte der letzte Kaiser auf den Inseln seiner Vasallen umher und lebte endlich zu Viterbo von den Almosen des päpstlichen Stuhls. Das Herzogthum Naxos war inzwischen durch die Verwaltung dreier Sanudos zu fest gesichert, als daß die neuen griechischen Kaiser, die Paläologen, auch nur Versuche zum Umsturze desselben gewagt hätten; sie begnügten sich Saat der Zwietracht auszustreuen, um die Mächte, deren Vereinigung ihr Verderben gewesen wäre, zu trennen; sie begünstigten Genua und schürten emsig das Feuer des Kampfes, in welchem die Kraft der beiden Seerepubliken sich langsam aufzehrte.

Das Herzogthum Naxos, bei starrer Lehnsverfassung in sich ohne lebendige Fortentwickelung, erhielt von Außen eine ganz neue Stellung, als die Türken anfingen das griechische Meer mit Schrecken zu erfüllen. Da wurden die naxischen Fürsten wider Willen noch zu Kreuzrittern, da galt es die mühelos gewonnenen Fürstenkronen mit Blut zu vertheidigen; denn plötzlich sahen sie sich den Ungläubigen, welche, wie einst die Perser, gegen die Küsten Europas vordrangen, gegenüber als Vorposten der abendländischen Christenheit; sie erkannten die Gefahren, aber auch die Verpflichtungen, welche ihre Lage ihnen auflegte und wußten ihren neuen Beruf würdig aufzufassen.

Vorzüglich war es der achte Herzog Nikolo Sanudo mit dem Beinamen Spezzabanda, der um das Jahr 1330 den Archipelagus mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte; die Türken wagten

nicht mehr, die sichersten Häfen Asiens zu verlassen, bis endlich der Held, da er in gewohnter Todesverachtung auf ein feindliches Schiff sprang, ehe die Seinigen nachkommen konnten, umringt und getödtet wurde. Sein Stiefsohn Nicolo dalle Carceri ward auf einer Jagd heimtückisch ermordet durch einen mit dem Hause Sanudo durch Heirath verbundenen Edelmann griechischer Herkunft, der von Milos herübergekommen war und am naxischen Hofe gastliche Aufnahme gefunden hatte. Francesco Crispo war es, der durch Treubruch und tückischen Mord sein Geschlecht auf den herzoglichen Thron brachte, den die Sanudos mit ritterlichem Sinne gegründet und über anderthalb Jahrhunderte behauptet hatten.

Und doch schien die Herzogswürde im Archipelagus kaum noch ein beneidenswerther Besitz. Alle gemeinsamen Unternehmungen mißlangen, die fränkische Macht rieb sich auf in unseligen Fehden, statt sich gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Man gab Gallipoli preis, die Schlüsselburg des Hellespontes, den Stapelplatz des Seehandels; trotz aller einzelnen ritterlichen Großthaten breitete sich die Türkenmacht eben so unaufhaltsam aus, wie die der Franken im Sinken war, und als endlich Constantinopel fiel, da suchte der Herzog von Naxos, der dreizehnte dieses Titels, welcher grade in demselben Jahre den Thron bestieg, schon die Anerkennung der Pforte nach.

Man beobachtete von nun an die Politik der schlauen und demüthigen Vorsicht auf Antrieb der Venetianer, welche für ihren levantischen Handel besorgt waren und, wie alle Handelsstaaten, inmitten der blutigen Welthändel eine neutrale Stellung zu behaupten suchten. Selbst die Ritter von Rhodos wagte Crispo nicht gegen die Türken zu unterstützen und begnügte sich über das Mißlingen der ersten Belagerung (1480) bei Gelegenheit der Vermählung einer Prinzessin seines Hauses mit Ludovico Pisani seine und der Seinigen Freude durch monatlange Feste zu bezeugen, zu denen die Fürsten und Ritter des ägäischen Meers auf dem herzoglichen Schlosse von Naxos zusammenkamen. Doch sollte die Siegesfreude nicht von zu langer Dauer sein. Soliman sammelte eine neue Flotte gegen Rhodos; das

letzte starke Bollwerk des Christenthums fiel, der ganze Archipelagus war in den Händen der Ungläubigen, sie konnten zugreifen, wann sie wollten; die Cykladen waren den Türken preis gegeben, wie einst der übermächtigen Perserflotte. Umsonst weist man das Ansinnen des Großmeisters Villiers de l'Isle Adam zurück, welcher Naxos zum Ordenssitze machen wollte, umsonst beobachtet man die ängstlichste Neutralität. Eines nichtigen Vorwandes wegen erscheint 1537 Chaireddin Barbarossa, Solimans gefürchteter Seeheld, in den Gewässern von Naxos. Johann Crispo, der zwanzigste Herzog, sieht die Flotte im Hafen anlegen, er eilt von der Burg herab mit den Schlüsseln der Thore und reichen Geschenken, er wird ehrenvoll empfangen, aber auf der Flotte zurückgehalten, und während dreier Tage muß der unglückliche Fürst vom Bord des feindlichen Admiralschiffs zusehen, wie die Stadt geplündert und sein Schloß von den Türken ausgetragen wird; dann erhält er als Tributär der Pforte seine Freiheit und sein Scheinherzogthum zurück. In einem ausführlichen Schreiben an Papst Paul III. und die Fürsten der Christenheit rechtfertigt sich Crispo über das Geschehene.

Da keine Hülfsmittel, schreibt er, zum Widerstande gegen eine so große Wuth der Barbaren vorhanden waren, da von euch, wie billig gewesen, kein Heer, keine Flotte zur Unterstützung erschien, da wir Alles voll Schrecken und Verwirrung sahen, haben wir endlich der Noth weichend, welcher Niemand widerstehen kann, die sehr unwürdigen und ungerechten Bedingungen angenommen in der Ueberzeugung, daß es mehr zu Frommen der Christenheit sein würde, wenn man das zahlreiche Volk unserer Insel auf bessere Tage erhielte (o möchten die noch zu meiner Lebenszeit anbrechen!), als wenn ich zu keinem Nutzen mich und die Meinigen in Tod und Sklaverei gäbe. Durch diese Gründe angetrieben, welche auch den Tapfersten unter euch zu demselben Schritte gezwungen haben würden, habe ich mich dem muhamedanischen Tyrannen am 12. November ergeben und mich verpflichtet fünftausend Goldstücke als Tribut jährlich zu entrichten, und wenn auch diese Summe in meinen und meiner Bürger Augen zu groß ist für einen armen Herzog und ein geringes

Fürstenthum, werde ich sie doch gewissenhaft zahlen. Freilich weiß ich wohl, daß, wenn nicht unser Erlöser selbst Hülfe schafft und nach Beilegung eurer Streitigkeiten euch zu einem Kriegsbunde vereinigt wider den übermächtigen und fast unbesiegbaren Feind, daß es mir dann gehen wird, wie vor achtzig Jahren Constantinus dem letzten Kaiser der Griechen, welcher kampfesmüde und entkräftet alle Bedingungen des mit Amurat geschlossenen Friedens treulich erfüllte und dennoch gegen alles menschliche und göttliche Recht, von Mahomed dem Sohne Amurats, acht Jahre nach dem Friedensschlusse entthront, vertrieben und getödtet worden ist. Wohlan darum ihr Fürsten, merkt auf und seid wach, so lange eure Sachen noch gut stehn, so lange fremde Noth euch warnen kann! Verlaßt euch selbst nicht, damit nicht, wenn der Feind euch einzeln angreift, wie er es vor hat im Vertrauen auf eure Uneinigkeit, ihr einst dasselbe Schicksal erleidet, dem ich jetzt erlegen bin. Erwacht aus eurer Unthätigkeit, greift zu den Waffen, fallt in die türkischen Provinzen ein, so lange den Feind die Perserkriege beschäftigen; euch ruft der Heiland selbst, euch ruft die schwer bedrängte Christenheit!

Doch wer achtete im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland oder Frankreich auf die Fürsten des griechischen Archipelagus! Spurlos verklang ihre Klage, ihr verzweifelter Hülferuf. Sie waren vergessene Vorposten mitten im Feindesland, auf die nichtige Kraft ihres eignen zersplitterten und verarmten Fürstenthums angewiesen. Herzog Johann starb ums Jahr 1564, nachdem er noch seine Tochter Maria an einen Sommariva verheirathet und ihr Cea und Mykonos als Mitgift gegeben hatte. Sein Sohn Giacomo saß in dem geplünderten Herzogspalaste, ohne Geld, ohne Schiffe, von Außen bedroht, von seinen Unterthanen gehaßt und verachtet. Auch hatte er nicht die Kraft, irgend eine Besserung seines Zustandes zu versuchen; sondern sein Unglück in Betäubung zu vergessen, überließ er sich mit den Hofleuten und Geistlichen, die ihm geblieben waren, eitlen Vergnügungen, wilden Ausschweifungen und Grausamkeiten; auf allen seinen Inseln herrschte die größte Verwirrung, alle Ordnung war aufgelöst. Endlich schicken seine

griechischen Unterthanen, solcher Regierung müde, an Selim II., um sich über ihren Herzog zu beschweren. Dieser reist eilig ihren Abgesandten nach, um mit dem Reste seiner Schätze die Osmanen zu gewinnen. Umsonst, der Unglückliche wird festgenommen und ins Gefängniß geworfen. Der Sultan ist so gnädig die Naxioten unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen, und er, der muhamedanische Kaiser, giebt den griechischen Christen anstatt des römisch-katholischen Herzogs einen jüdischen. Joseph Nacy war Hofjude der Pforte und Selims mächtiger Günstling, der als Gläubiger des allerchristlichsten Königs französische Schiffe in Alexandrien konnte anhalten lassen, an den die österreichischen Nuntien eigenhändige Schreiben ihres Kaisers überbrachten, der Rothschild seines Jahrhunderts, der auf Krieg und Frieden eine Zeit lang entscheidenden Einfluß hatte. Diesen Juden belehnte Selim mit der Insel der Ariadne und dem von Kreuzrittern gegründeten Herzogthume des ägäischen Meers (1566). Die Griechen protestiren, sie wollen lieber den Crispo zurück haben, umsonst. Giacomo Crispo, der 21ste in der Folge der christlichen Herzöge von Naxos, mußte sich glücklich preisen aus der Gefangenschaft zu entkommen; Venedig nahm die flüchtige Fürstenfamilie mit Theilnahme auf und gewährte ihr einen sorgenfreien Unterhalt; Giacomo starb bald in Trauer um sein sonniges Inselreich.

Inzwischen getraute sich der neue israelitische Herzog nicht, selbst den klassischen Boden seines Reichs zu betreten, sondern ernannte von seinem Palaste in Pera aus zu seinem Stellvertreter einen spanischen Edelmann von großem Verdienste, Francesco Coronello. Nach des Herzogs Tode wurde Naxos unmittelbar von der Pforte regiert, so wie die anderen Cykladen, deren souveräne Fürstenthümer um dieselbe Zeit eingingen. Der glorreiche Sieg bei Lepanto hatte keinen dauernden Einfluß auf das Schicksal der Inseln, die Pforte blieb in ihrem ruhigen Besitze; Tinos allein kehrte auf fast zweihundert Jahre unter Venedigs Oberhoheit zurück. Die Reste des fränkischen Adels zogen sich auf Naxos zusammen, und nur das hatten die Inseln den Erfolgen christlicher Waffen und besonders der Tapferkeit

der Malteserritter zu verdanken, daß man es vorzog sie aus der Ferne zu regieren. Sie erfreuten sich einer leidlichen Unabhängigkeit, wie vor Zeiten die hellenischen Städte in dem lockern Verbande des persischen Reichs; man hatte nur dem Capudanpascha auf seiner jährlichen Rundreise die bestimmte Summe des Tributs zu entrichten, deren Vertheilung und Erhebung man einheimischen Beamten überließ. Wenn zu Zeiten noch die Flotte Venedigs im Inselmeere wieder eine kurze Herrschaft gewann, so hatten die Insulaner nichts davon, als die Verpflichtung doppelter Zahlungen und eine steigende Verarmung, bis endlich die Eroberung Candias (1669) den Türken die unbestrittene Herrschaft des ägäischen Meers verschaffte.

Wohl lockte die Schönheit der Cykladen, die Sorglosigkeit der Pforte, die Schwäche ihrer Seemacht noch mehrmals fränkische Abenteurer in den Archipelagus, welche mit gleichem Glücke, wie einst die Sanudos, dort Herrschaften gründen zu können wähnten. Im Jahre 1673 segelte der Marquis de Fleury mit zwei Kriegsschiffen aus Marseille, um Naxos zu erobern. Er lag im Hafen von Paros und hatte schon mit den Naxiern geheime Verbindungen angeknüpft, als ein Geschwader der Republik Venedig, welche — so hatten die Verhältnisse sich umgekehrt — jetzt verpflichtet war, durch ihre Flotte den Ungläubigen den ruhigen Besitz des Meers zu sichern, die Kriegspläne des kühnen Ritters vereitelte. Er wurde Freibeuter, um sich für seine Kosten zu entschädigen, scheiterte auf Paros, wurde daselbst gefangen genommen, in Venedig vor Gericht gestellt und nur auf die Vorstellung seines Gönners, des Herzogs von Savoyen, von einem schmachvollen Tode errettet.

Wenige Jahre nach dem Marquis de Fleury unternahm ein tapferer Edelmann aus der Provence, Hugo von Crevelier, mit glänzenderem Erfolge einen Ritterzug in das ägäische Meer. Von seinem zwölften Jahre an hatte er in der Levante sich umhergetrieben, die traurige Lage der Griechen, die Ohnmacht der Türken aus eigener Anschauung kennen gelernt. Im Vertrauen auf seine Heldenkraft und die trügerischen Vorspiegelungen der Griechen, rüstete er von dem erworbenen Gelde ein Geschwader aus, um die Befreiung der Halbinsel Morea mit Belagerung

einer Festung in der Maina zu beginnen. Von den Mainoten selbst in Stich gelassen, ging er in den Archipelagus. Paros ward sein Standquartier; von dort brandschatzte er die türkischen Inseln, eroberte Petra auf Mitylene. Zwanzig Schiffe, mit Italienern, Griechen, Slavoniern bemannt, gehorchten seinen Befehlen; Jahre lang beherrschte er wie ein Fürst die Inseln, welche regelmäßigen Tribut zahlten, bis ihn von unerwarteter Seite das Verhängniß ereilte. Er lag 1678 im Hafen von Stampali, um eine von Alexandria nach Constantinopel bestimmte Caravane zu erwarten. Ein Savoyarde, den er von früher Kindheit in Diensten hatte, mißbrauchte, durch einen Schlag gereizt, das Vertrauen seines Herrn, legte Feuer an die Pulverkammer des Hauptschiffes, ging dann ans Ufer, und während Creveliers mit seinen Officieren Rath hält, springt sein Schiff an einem Octoberabende in die Luft; zweihundert Menschen gehn dabei verloren, und des Häuptlings halbverbrannte Leiche spülen die schäumenden Wellen an das Ufer. Die Türken jubelten wie über einen großen Sieg.

Diese Nachzügler des Mittelalters kamen zu spät mit ihren kühnen Unternehmungen; was ihnen zwei Jahrhunderte früher Fürstenkronen erworben hätte, verschaffte ihnen jetzt Namen und Schicksal abenteuernder Freibeuter, wie es der englische Dichter in seinem Corsaren geschildert hat. Aber die Sehnsucht nach dem Osten, wie nach einer alten Heimath, welche schon die Kreuzzüge ins Leben gerufen hat, die ist immer im Abendlande wach geblieben; sie hat nur die rauhe Form des Mittelalters gegen eine mildere Weise eingetauscht, sie lockt mit unwiderstehlicher Stimme die Söhne des Nordens nach den Gestaden Homers unter den blauen Himmel des Morgenlandes. Diese Sehnsucht ist es, welche in Lord Byron und den edleren Philhellenen so mächtig war, daß sie trotz des schnöden Undanks, der ihnen ward, Gut und Blut einem fremden Lande darbrachten mit einer Aufopferung, welcher nur Wenige für das eigene Vaterland fähig sind; dieselbe Sehnsucht, welche in den Gesängen eines unserer tiefsten und reinsten Dichter den schönsten Ausdruck gefunden hat; Friedrich Hölderlin ist es, der sich nach den Inseln des Archipelagus sehnte, wie ein verbannter Hellene.

Wir haben Naxos in einer Reihe verschiedenartiger Bilder kennen gelernt; das alte sagenreiche Naxos in seiner Verbindung mit Creta und Minos, Naxos als herrschendes Glied des blühenden Ionierstaats, der Asien und Europa vermittelt, Naxos als Hauptinsel eines mittelalterlichen Feudalstaats, der rasch aufblüht und langsam in Trümmern zerfällt; mit gesteigertem Interesse betreten wir nun den Boden des heutigen Naxos.

Eine leichte Barke bringt uns in den Hafen der Stadt, den sichelförmig der alte Molo einschließt und von Osten eine kleine Felsinsel schützt, von welcher das hohe Marmorthor eines Bacchustempels weit in die See hinausglänzt. Wir steigen die engen und finsteren Straßen der griechischen Stadt hinauf, wir kommen an das zerfallene Thor des alten Kastro, das ungefähr dreihundert Häuser einschließt. Hier verändert sich das Ansehen der Stadt; die Häuser sind groß und behaglich angelegt, aber in verfallenem Zustande; über den Thüren prangen große Wappenschilder, auf den geräumigen Fluren und in den Stuben altfränkisches Hausgeräth aus braunem Holze geschnitzt; Wappen, mittelalterliche Waffen und verblichene Ahnenbilder schmücken die Wände. Auf der Höhe des alten Schloßberges liegen bei der römischen Cathedrale, welche nach dem Falle von Rhodos Metropolitankirche wurde, zwei ansehnliche Klöster, eines der Kapuziner, das andere der Lazaristen, welche den Jesuiten in allen Rechten und Besitzungen auf der Insel gefolgt sind (1783). Diese Missionen stehen unter dem Schutze der Krone Frankreichs, und ihr zu Ehren hat man unbekümmert um die Julitage den Schmuck der Lilien über den Thüren gelassen. Dem fränkischen Fremdlinge öffnen sich gerne ihre gastlichen Hallen. Wohl dem, welcher dort von dem Sonnenbrande Attikas ausruht, einen Freund zur Seite, abgeschieden von dem lauten Markte der Welt! Wenn das erste Licht um die Häupter der Cykladen spielt, lockt ihn die Morgenluft zum Wellenbade am Fuße der Felsen, die steigende Sonne führt ihn in die schattigen Klostergänge zurück; in seliger Muße liest er die Dichter, welche an diesen Gestaden gesungen haben, und seine Gedanken folgen den wechselvollen Schicksalen des Inselmeers. Die edelsten Südfrüchte und der Nektar, den

Dionysos der Insel als Andenken zurückgelassen, schmücken seinen Tisch, und wenn die Sonne sich abwärts neigt gegen die Marmorfelsen von Paros, wandelt er den dichten Orangengärten zu oder auf die luftigen Berghöhen, wo er umher die zahllosen Inselhäupter im Abendrothe leuchten sieht und dem Ave Maria horcht, das vom Schloßberge her die verwaiste Cathedrale einläutet! Und wo sind die Herren des Schlosses? Ist hier keine Spur mehr von euch, ihr stolzen Fürsten des Archipelagus?

Aus der zerfallenen Herzogskapelle hat man vor Kurzem in den Dom einen verwitterten Grabstein getragen; man erkennt noch den himmelblauen Streif im silbernen Felde und den Namen Marko Sanudos des dritten Herzogs. Von dem Palaste mit hohen Zinnen und Balkonen ragt auf der Anhöhe der Schutthaufen eines mächtigen Thurms, von wo einst der Fürsten Blick Insel und Meer beherrschte. Daneben steht besser erhalten ein geräumiges Gebäude; über dem Eingange der Markuslöwe und daneben die Doppelschwerter der Crispi.

Wer wohnt hier? fragte ich einen Knaben von vierzehn Jahren, der träumerisch an der Thüre angelehnt stand; braune Locken spielten um seine Stirne, und das edle Gepräge seines Antlitzes paßte nicht zu der schlechten Kleidung. Mein Vater Coronello, antwortete er und winkte mir näher zu kommen. Ich trat in einen großen Saal; die Decke aus langen Cypressenbalken zeigte im Getäfel die Farbenspuren alter Wappen; es war die Kanzlei der Herzöge; aber verfallen, unheimlich leer und wüste. In hohem Sessel saß ein finstrer Mann; eine ältliche Frau war im Begriffe den Schleier umzunehmen, um in die Messe zu gehen; die Würde ihres Gesichts und ihrer Haltung ließ die Dürftigkeit vergessen, welche sie rings umgab. Man öffnete einen alten Schrank und breitete die letzten Schätze des Hauses vor mir aus. Es waren die Papiere der Coronelli, die nach den Herzögen die Inseln regiert haben, Urkunden des Herzogs Joseph Nacy und Firmane der Pforte. Dann rollte man den Stammbaum der Gattin auf — es war das Geschlechtsregister der Crispi. Im siebenten Jahrhunderte weist es den Stamm im Königreiche Neapel nach, und führt ihn durch Nord-

italien ins ägäische Meer, wo er die Herzogskrone erwarb; unter den Verwandten stehen die Marini, Venieri, Cornaro, Dandolo, alle edelsten Geschlechter Venedigs; da stehen Lusignani die Könige von Cypern, der König von Persien, die kaiserlichen Comnenen, die Kaiser von Trapezunt —, die letzte Tochter dieses hohen Stammes lebt als Gattin Coronellos zwischen den verfallenen Wänden des herzoglichen Gebäudes, und der Sprößling der vereinigten Geschlechter, der Erbe der beiderseitigen Ehren und Ansprüche, der letzte Abkömmling aus dem Stamme der Herzöge des Archipelagus — das war der Knabe mit den braunen Locken, der, von der neuen griechischen Welt höhnend zurückgewiesen, auf dem Grund und Boden seines Herzogthums eine freudenleere Jugend verlebt und der Zukunft eines Bettlers entgegengeht. Ein vornehmer Engländer hatte den Knaben mit sich nach London nehmen wollen, um ihm dort eine gute Erziehung geben zu lassen; aber die Geistlichen, die doch das ewige Heil des Knaben nicht verabsäumen wollten, entrissen ihn noch glücklich den Händen des Ketzers, und zur Entschädigung gestattete man dem Knaben jeden Morgen an der Pforte des Lazaristenklosters die Glocke zu ziehen, um einen Laib Brod in Empfang zu nehmen.

So tief ist das vornehmste Doppelgeschlecht von Naxos gefallen, und wenig besser geht es den meisten lateinischen Familien. Sie haben nichts aufbewahrt als ihre bunten Wappenschilder, ihre Abneigung gegen Arbeit und ihren Haß gegen die Griechen. Sie erbettelten in Rom die Erlaubniß, Geschwisterkinder unter einander verheirathen zu dürfen, um nur nicht mit griechischem Blute das ihrige zu verunreinigen. Sie erbitterten die Landleute durch eigensinniges Festhalten an veralteten Feudalgebräuchen, und nur wenn ein türkisches Schiff sich zeigte, wetteiferten sie mit den Griechen in sklavenmäßiger Unterwürfigkeit.

Als nun das griechische Volk ein neuer Hauch des Lebens durchströmte, war der lateinische Adel der Bewegung abhold; bei jedem volksthümlichen Aufschwunge konnte er nur noch die letzten Reste seiner mittelalterlichen Vorrechte verlieren. So geschah es. Der lebendige Strom geschichtlicher Entwickelung zertrümmert,

was sich ihm unberechtigt in den Weg stellt. Das erregte Volk erhob sich unter griechischen Häuptlingen, griechische Familien traten an die Spitze des Gemeindewesens; Markopoliti wurde als Führer des Volks der angesehenste Mann und veranlaßte einen ähnlichen Umschwung der Verhältnisse wie Lygdamis einst, welcher den jonischen Adel stürzte; nur kostete es hier wenig Kampf und brachte weniger Ehre, und keine Weltgeschichte knüpft sich daran. Der fränkische Adel sank in völlige Ohnmacht zusammen, und jetzt besteht der ganze Ehrgeiz seiner ersten Geschlechter darin, Consulate fremder Nationen zu bekleiden, um mit einem verbrämten Kleide noch einen dürftigen Schein von Ansehen und Auszeichnung zu erhalten. So hat sich an diesen Geschlechtern die alte Sünde ihrer Ahnen gerächt, welche in engherzigem Hochmuthe sich gegen die Inselbewohner abschlossen, statt sich mit ihnen zu einem neuen Gemeindeleben zu verbinden. Darum sind sie in ihrer neuen Heimath immer Fremdlinge geblieben, und dem alten Vaterlande längst entfremdet, von den Griechen, die sie zurückgestoßen haben, gehaßt, sitzen nun die fränkischen Eroberer, äußerlich und innerlich verarmt, in gleichgültiger Trägheit, von jedem lebendigen Fortschritte ausgeschlossen, auf ihrem Schloßberge, dessen Fuß das handeltreibende Griechenvolk umwohnt.

Die Zukunft der Insel beruht also auf dem hellenischen Theile der Bevölkerung, und wenn es das hellenische Blut ist, das dem griechischen Staate eine Zukunft verspricht, so ist für die Inseln am meisten zu hoffen; denn hier ist der alte Stamm der Bevölkerung am wenigsten mit fremden Bestandtheilen versetzt worden; hier finden wir die Klänge hellenischer Mundarten am treuesten bewahrt. Aber täuschen wir uns nicht. Aus dem Boden der unvermischten Nationalität der Hellenen blüht kein frischer und saftiger Stamm von Neuem hervor; das sind schöne Nachklänge und Erinnerungen, denen wir mit liebender Theilnahme folgen, aber da ist keine Kraftfülle, in deren Schooße eine Zukunft ruht. Die Heldenthaten der Befreiungskämpfe sind von den Inseln ausgegangen, wo das griechische Blut am meisten gemischt ist; Spezzia und Hydra sind ganz albanesisch. Die

cykladischen Hellenen sind zutrauliche, gutmüthige, gastliche Insulaner, nicht ohne mannigfache Empfänglichkeit, aber im Grunde sind sie noch wie zur Zeit der Kreuzzüge schlaff, entnervt und charakterlos. Wohl ist den Räubereien gesteuert, welche in diesen Gewässern wie ein einheimisches Unkraut immer von Neuem aufkommen, sobald nicht ein mächtiger Staat die Meeresherrschaft verwaltet; Ordnung und Gesetzlichkeit sind zurückgekehrt; in der Mitte der Cykladen blüht eine neue Handelsstadt, Hermupolis auf Syra, welche wie einst Delos Europa, Asien und Afrika verbindet, aber den lebendigen Hauch einer neuen Gegenwart verspürt man nirgends. Die meisten Eilande gleichen noch öden Ruinen; auch die fruchtbarsten haben kaum den zwölften Theil ihrer alten Einwohnerzahl. Schmutzige Hirten weiden ihre Ziegen auf dem Tempelgrunde von Delos, und die verödete Rhede der heiligen Insel Apollos ist zum Pesthafen des ägäischen Meers geworden. Auf dem Festlande, wo verschiedene Nationalitäten mit einander verschmelzen, hat ein neues geschichtliches Leben begonnen; hier liegt es wie unter einem bösen Zauber befangen, den eigene Kraft schwerlich lösen wird. Die Natur aber blüht in unbefangener Schönheit fort; die Gaben des Himmels strömen hernieder, ob die Menschen sie verdienen oder nicht, und während alles künstlich Auferbaute zusammengestürzt ist, hat sich das aus den natürlichen Bedingungen entsprossene hellenische Leben in den stillen Thälern von Naxos fort und fort erhalten, das Landvolk feiert jubelnd mit Tanz und Spiel noch heute seine Dionysosfeste, denn die Quelle rinnt und die Rebe blüht dem Sonnenlichte entgegen wie zur Zeit Homers.

Nachtrag.

Das Ende des lateinischen Herzogthums und Herzog Joseph Naci.

Den Fall der letzten Fürsten aus dem Hause Crispo erzählt Pater Sauger (Histoire nouvelle des anciens ducs et autres souverains de l'Archipel. Paris 1698. 12. Vgl. über den ungenannten Verfasser Tournefort Voyage. Paris 1717. 4 Vol. 1, 212) Seite 300 also:

Les Grecs ravis de trouver dans les vexations de leur Duc et dans les désordres des Latins, de quoi autoriser la haine furieuse, qu'ils conservaient toujours contre eux, formèrent sourdement le projet de changer de maître et les choses allèrent si loin, qu'enfin après plusieurs déliberations secrètes ils envoièrent deux députez à la Porte pour se plaindre des violences de Jacques Crispo et demander au Grand Seigneur quelqu'un de sa main, qui fût plus digne de les commander. Le départ des députez et leurs desseins ne pûrent être si secrets, que Crispo n'en eût connaissance: il crût devoir aller lui-même après eux à Constantinople et comme il n'ignoroit pas qu'à la Porte tout se faisoit à force d'argent, il eut soin de porter avec lui douze mille écus, sur les quelles il comtoit extrèmement. Mais les députez de Naxe avoient déja été écoutez et sa perte étoit résolue. A peine fut-il arrivé que sans avoir égard à la dignité de sa personne il fut dépouillé de tous ses biens et jetté en

prison comme un malheureux. Il y demeura cinq ou six mois et n'en put sortir qu'à l'instance de ses sujets, qui avoient appris que Selim II. vouloit leur donner un Juif pour maître. Ils mirent tout en usage pour rompre ce coup et obtenir le rétablissement des Crispo. Mais il n'y avoit plus de retour: le Sultan venoit de donner le duché à ce même Juif nommé Jean Michez, dont il avoit reçu de grands services et qu'il fut bien-aise de récompenser par là. Ce duc prétendu n'osa pourtant jamais venir lui-même dans l'Archipel; il se contenta d'y envoier un Gentilhomme Chrétien Espagnol de naissance nommé François Coronello, qui gouverna sous son nom. Coronello était un homme de qualité, dont le père avoit été gouverneur de Segovie sous le règne de Ferdinand et Isabelle. Sa probité et sa droiture lui avoient attiré de grands chagrins dans son païs. Il résolut de le quitter et de faire le voïage de Grèce dans la pensée de s'y établir. C'est là qu'il fit connoissance avec Michez. Jamais Duc n'avoit encore été ni plus chéri ni plus respecté que le fut Coronello durant tout le tems de son administration, qui ne finit qu'avec sa vie.

Juan Miquez war der Name eines Juden, der nach erzwungenem Uebertritte zum Christenthume aus Portugal über Venedig zur Zeit Solimans nach der türkischen Hauptstadt flüchtete, wo damals portugiesische Juden durch Religionszwang aus ihrer Heimath vertrieben, nicht selten ihr Glück machten. Miquez kehrte in Constantinopel zum Glauben seiner Väter zurück und heirathete ein reiches Judenmädchen, mit welchem er aus Portugal entflohen war. Durch Geldvorschüsse, leckre Speisen und seltene Weinsorten wußte er sich in die Gunst des Thronfolgers Selim einzuschmeicheln, da dieser noch Statthalter in Asien war. Als es ihm wohl ging, ließ er seinen Bruder und dessen Familie aus Ferrara nachkommen; das Schreiben des Herzogs von Ferrara an den Wesir Rostem vom März 1558, worin die gesuchte Erlaubniß zur Uebersiedelung ertheilt wird, zeigt, wie schon damals Miquez Bedeutung hatte. (S. v. Hammer Gesch. d. Osm. Reichs 1840. II 401.) Miquez wußte damals schon den

künftigen Sultan zu fortgesetzten Eroberungen im Mittelmeere anzureizen, ja Selim soll im Rausche des Cyprierweins, den ihm der Jude kredenzt, ihm einst versprochen haben, er solle König von Cypern werden, wenn es ihm gelänge, die Insel zu unterwerfen. Seitdem soll er in seinem Palaste eine Fahne aufbewahrt haben mit dem Wappen von Cypern und der Umschrift seines Namens. Sein Glück stieg um Vieles höher, als sein Gönner Selim den Thron bestieg. Es war dasselbe Jahr, da die naxischen Griechen sich gegen ihren Herzog auflehnten. Wahrscheinlich hatte Miquez diese Auftritte gleich für sich zu benutzen, wenn nicht gar zu veranlassen gewußt; genug er eilte dem aus Belgrad heimkehrenden Selim entgegen, fiel ihm zu Füßen, und dieser hob ihn auf als Herzog von Naxos und den andern Cykladen. Desselben Jahrs, im November kam Giacomo Crispo an, um gegen den neuen Herzog sein Recht zu behaupten (per dir le sue ragioni contra quel Ebreo Giov. M. per esser stato datoli solomnamente Naxos et Andros. Venet. Gesandtschaftsbericht bei Hammer S. 564). Daß Miquez den Sturz des Herzogs selbst mit veranlaßt habe, scheint auch aus der Notiz hervorzugehen, welche in dem handschriftlichen Gesellschaftsregister der Crispi dem letzten beigeschrieben ist: G. Crispo duca di Naxia XXI al qual fu tolto lo stato dal S. Selim 1566 ad instanza di Giov. Michez Ebreo Morano (Portugies. Scheinchrist) e da lui fu sualegiato il suo palazzo e tutto il suo avere. Damit war das erste Ziel des ehrgeizigen Juden erreicht, der über die weinreichen Inseln des ägäischen Meers seine Macht auszudehnen begierig war. Denn der Weinzehnte, den er von dort bezog, war ihm die Hauptsache; daher der Großwesir Sokelli, sein erbittertster Gegner, als er des österreichischen Gesandten Herrn von Minkwitz kaiserliches Schreiben an den Herzog von Naxos sah, sich höhnisch darüber verwunderte, wie der Kaiser an einen Juden schreiben könne, welcher nicht Herr von Naxos, sondern Pächter des Weinzehnten wäre. Darum behauptete man auch allgemein, daß Piali Pascha, der bald nach Miquez' Erhebung Tinos angriff, dazu durch des Juden Geld und Versprechungen veranlaßt worden sei, weil derselbe die durch den Malvasier aus-

gezeichnete Insel in sein Weinreich hereinzuziehen begehrte (Paruta guerra di Cipro p. 78). Auch ließ er zu derselben Zeit seinen Gouverneur Coronello venetianische Schiffe anhalten, die mit Soldaten und Munition von Candia nach Tinos gingen. 1569 beschwerte sich der französische Gesandte vergeblich über die auf Miquez' Forderung im Hafen von Alexandria festgehaltenen französischen Kauffahrer. Seine unersättliche Habsucht war es auch, die dem Sultan Selim keine Ruhe ließ, bis er gegen Cypern auszog; ja auf ihm ruht der Verdacht, den Brand des Arsenals in Venedig veranstaltet zu haben, welcher wesentlich dazu beitrug die Republik zu entmuthigen und den schrecklichen Fall von Cypern zu beschleunigen. Dennoch blieb Michez' Herrschaft auf die Cykladen beschränkt. Auch hier scheint sie einmal unterbrochen worden zu sein; wenigstens habe ich in einer handschriftlichen Chronik in Naxos gelesen, daß die Insel 1573 venetianisch gewesen sei, und der Senat zu ihrer Verwaltung den Angelo Giudizzi hingeschickt habe. Das würde auch den Ausdruck Saugers rechtfertigen, die Herrschaft des Michez habe nur wenig Jahre gedauert (p. 300 und darnach ungenau bei Emerson Letters from the Aegean II p. 175). Sicher aber ist, daß bald nachher Naxos wieder unter türkisch-jüdischer Herrschaft von jenem spanischen Edelmann verwaltet wurde, und als Maximilians II. Gesandter Herr von Ungnad nach Constantinopel kam, stand Johann Miquez in vollen Ehren. Gewöhnlich nannte man ihn mit diesem Namen, den er als Morano führte; sein officieller Titel war Josef (Jussuf, Don Joseph) Naci, auch Nassy, Nassi, di Nasi, de Nassis. Es liegt nahe zu vermuthen, daß der zweite Name nichts anders sei, als der verstümmelte Name der Hauptinsel, die bei den Italienern Nasso genannt wurde. Stephan Gerlach, der Gesandtschaftsprediger beim Herrn von Ungnad, hörte in der Levante viel von Don Joseph erzählen. Seite 59 seines ausführlichen Tagebuchs (Frankfurt a/M. 1674. Fol.) heißt es: „Der große Jud, wie er genannt wird, ist von Kayser zum Hertzoge über etliche Insuln, deren die vornehmste Naxus ist, gemacht; der hat zwar den Mahmut Bassa (d. i. der Großvesir Sokelli) zum ärgsten Feinde, ist aber beim Kayser in desto größern

Gnaden, daß er auch nichts esse, als was dieser Jud zurichtet oder ihm schicket." Ebendaselbst S. 426: „Im Herüberfahren erzehlet mir der Dominic von dem Don Joseph oder reichen Juden, wie er genennt wird, daß er mit seinem Bruder zur Zeit des Kaysers Solimans hieher gekommen. Diese beede Brüder haben 2 Schwestern gehabt und 300000 Dukaten an Geld und anderm, auch so viel an Perlen und Edelgestein mitgebracht. Wie nun Sultan Selim noch Sansagbeg zu Chutaim in Asia gewesen, sey der Don Joseph oft zu ihme kommen, hab ihm Geld vorgestreckt, auch Edelgestein und ander große Presenten verehrt, das alles Sultan Selim, wann er zum Regiment komm, ihn genießen zu lassen versprochen, habe auch ihn, ehe noch Soliman gestorben, zum Mutasaracka gemacht, davon er alle Tage einen Dukaten Besoldung gehabt. Wie nun er Selim das Regiment angetretten, hab er ihm 12 Inseln im Egeischen Meer eingegeben, als Paro, Naxia, Andrum, St. Georgen und 8 Zykladische Inseln, aus denen er den Tribut erhebet. Daneben ihm auch den Weinzehenden eingeraumt, welcher jährlich 15000 Skudi oder Kronen eintrag und er gebe dem Kayser nur 2000 Dukaten davon. Von den Inseln aber reichet er ihm 14000 Dukaten, das ander alles sey sein, ohne daß er auch jährlich den Bassen und vornehmsten Kayserlichen Bedienten ansehnliche Präsenten thue und ein großes Gesind, Janitscharen und ander Diener halten muß. Es hat zwar der neue Deffterder oder Rentmeister dem Kayser angebitten, man solt ihm den Wein-Zehenden wieder nehmen, der Kayser aber gesagt: Sein Vater hab es also im Testament hinterlassen, daß solches alles ihm sein Lebenlang dergestalt bleiben solle, das woll er nicht brechen. Er der Jud hat kein Kind und soll sonsten ein artlicher Mann seyn."

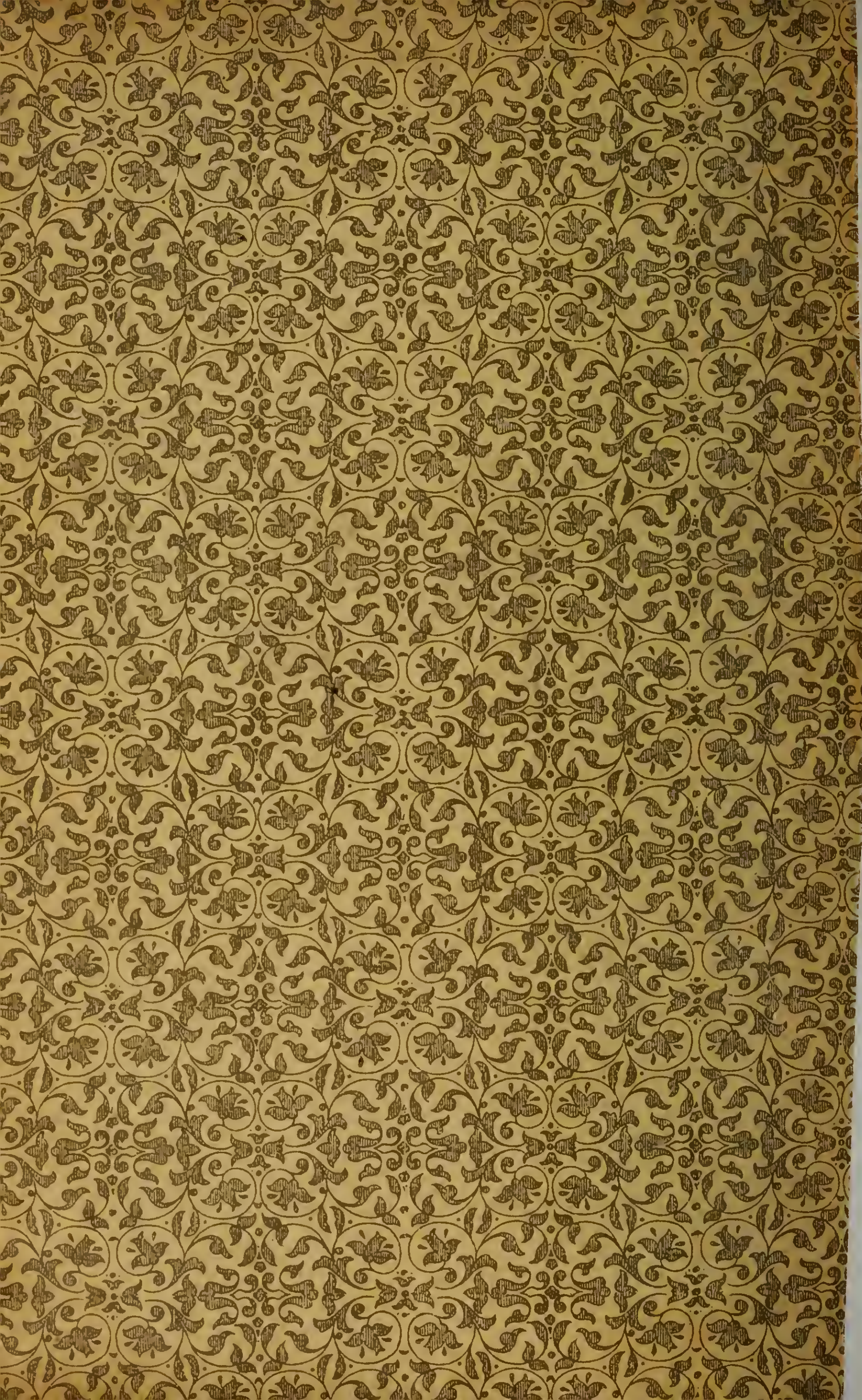
Der Tod Selims II. 1574 änderte demnach nichts in Michez' Stellung; er stand zu Murat in gleicher Vertraulichkeit. Vom December 1576 schreibt Gerlach (S. 279): „Heut ob dem Essen erzehlt mir mein Gnädiger Herr, daß der reiche Jud, Don Joseph, Hertzog von Naxia, wie er sich schreibt, den doch der Kaiser absetzen mag wann er will, alle Freytag dem Kayser etlich Speise, wie er auch zuvor seinem Vater Selym gethan, schicken müsse.

Er hab es einmahl gethan, nun dörff er's nicht mehr unterlassen." Vom Jahr 1577: „Don Joseph, der große Jud, hat den Weinzoll und andre Waar, die aus dem schwarzen und weißen Meere (Archipelagus) kommen. Der Kaiser giebt ihm seine gewisse Janitscharen, die mit seinen Faktoren im Canal herumb fahren, wenn nun ein Schiff ankommet, so besuchen sie dasselbe und nehmen ihr Gebühr davon oder den Zoll. Dieser Don Joseph ist auß Portugal und weil seines Weibs, so sehr reich gewesen, Freunde den Heurath mit ihr nicht zulassen wollen, sie aber ihn als einen sehr schönen Jüngling gar lieb gehabt, sind sie beede mit einem großen Schatz davon gezogen u. s. w." Endlich ein unmittelbares Dokument seiner herzoglichen Machtvollkommenheit ist eine auf Pergament geschriebene Urkunde, die ich unter den Papieren Coronellos auf Naxos fand, eine Schenkungsurkunde, worin er seinen Statthalter belobt und mit herrschaftlichen Ländereien belehnt. Sie beginnt: Josephus Naci dei Gratia Dux Aegei Pelagi Dominus Andri etc. Universis et singulis ministris et officialibus nostris has partes inspecturis notum sit — — qualmente havendo risguarda alla buona diligente e fidel servita di Fr. Coronello I. U. D. e luogotenente nostro nell administratione di tutte le isole nostre sia nelle cose di Giustica come nelle altre di servitio nostro volendo in parte gratificarlo — e havendone il predetto nostro luogotenente humilmente supplicato a volerli conceder li infrascritti terreni e pascoli della Signoria esistenti alle isole di Naxia — — am Schlusse: pagando il tutto annuatim al mese di Settembre p̀p tre alla Signoria. Datum in Palatio Ducali Belveder prope Peram Constantinopulis 1577 XV Julii. Unterz. Joseph Naci. De mandato Ducis Joseph Cohen secr. et ammanuensis. Dies soviel ich weiß, die einzige bekannt gewordene Urkunde des jüdischen Herzogthums im Archipelagus, das im Ganzen dreizehn Jahre dauerte. Joseph blieb trotz aller Anfeindungen seiner Neider und namentlich des mächtigen Sokelli im Besitze seiner Schätze und seiner Macht, bis er am 2. August 1579 starb. Die Beamten, welche von Sokelli beauftragt waren die ungeheure Verlassenschaft des

kinderlos verstorbenen Juden in Empfang zu nehmen, wurden wegen verhehlter Schätze von Juwelen angeklagt, gefoltert und entsetzt. (v. Hammer IV p. 46.)

Zu der mittelalterlichen Geschichte von Naxos ist neuerdings eine höchst merkwürdige Urkunde bekannt geworden durch Ferdinand Tadra Summa Gerhardi: Ein Formelbuch aus der Zeit König Johanns von Böhmen (v. 1336—45). Wien 1882 Seite 76. Sie enthält, wie Wattenbach im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1883) VIII, S. 224 erkannt hat, ein von dem Herzog Nicolaus Sanudo von Naxos ausgestelltes Privilegium für Bergleute aus Küttenberg, welche die Gruben auf den Inseln Melos und Kimolos wieder ausbeuten sollen.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.





UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 13 24 09 001 6